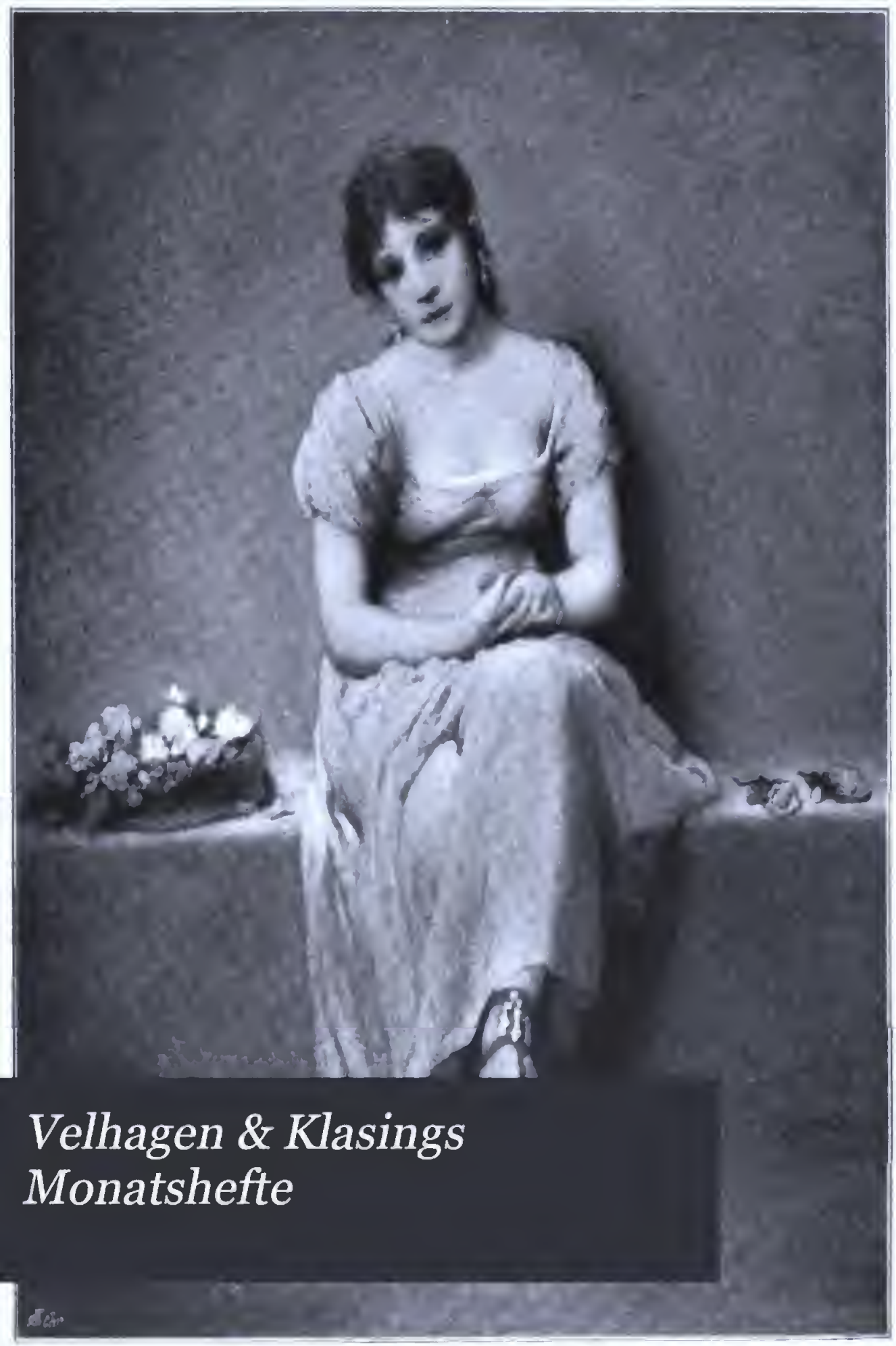
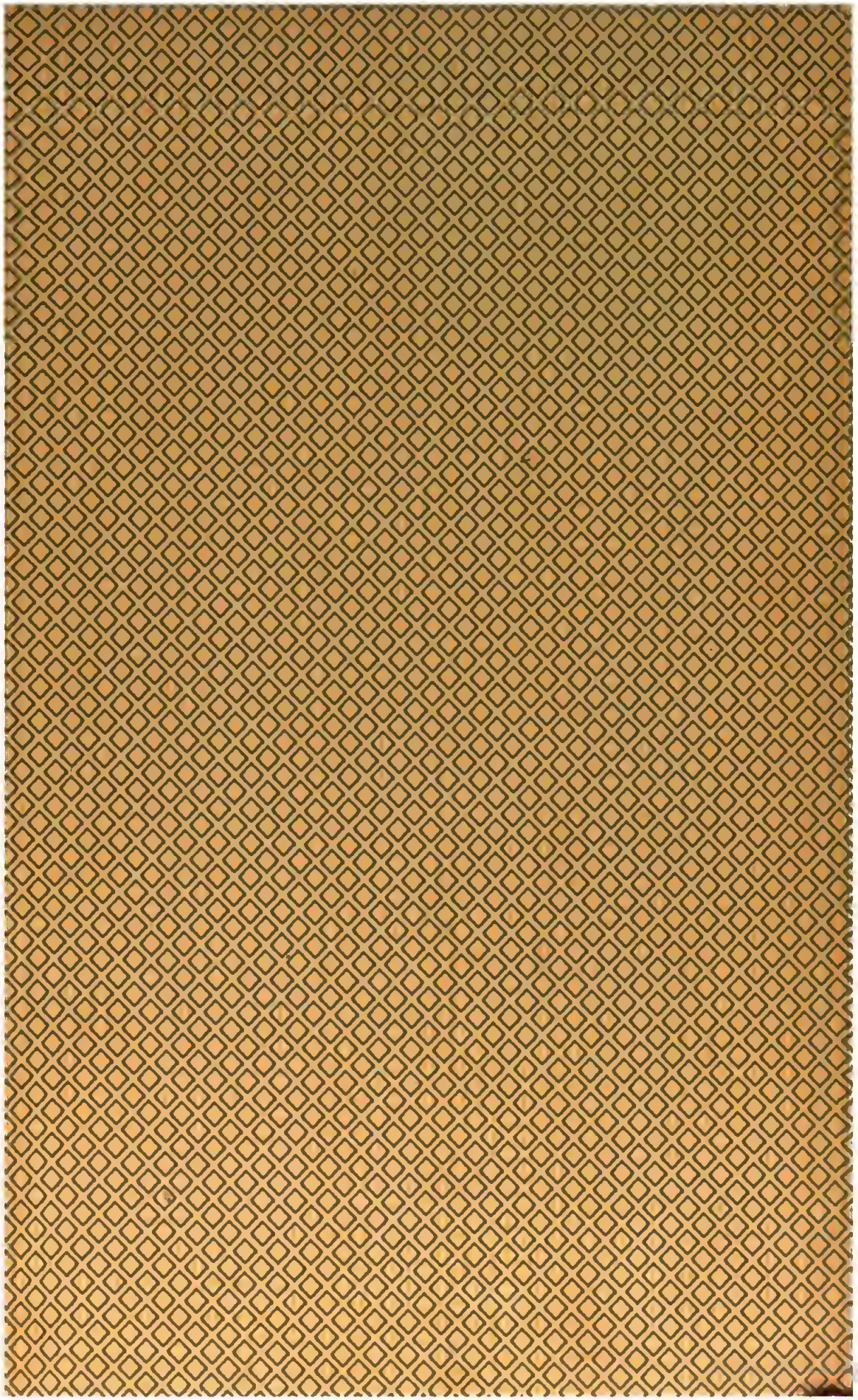


Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Jahrgang 1897/98.

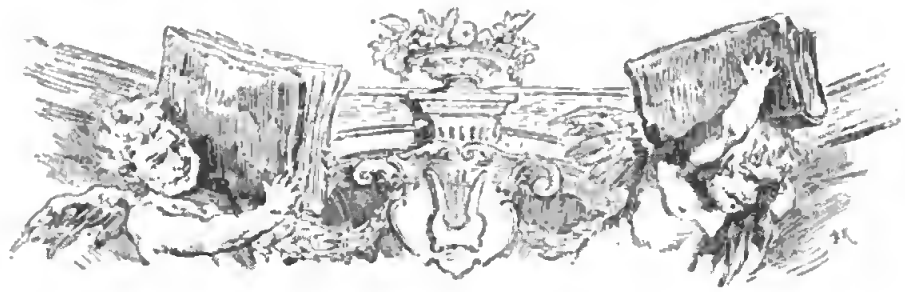
I. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK

Digitized by Google



Inhaltsverzeichnis.

XII. Jahrgang 1897/98. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

AP30
V4
v.12:1
pt.1

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Andrea, Ant.: Humpelstelzchen. Ein Lebensbild 329
Behrend, Ernst: In den Sack gesteckt. Schwank. Mit Vignette 444
*Berlepsch, Goswina von: Hanbischli. Novelle. Mit zwei Zeichnungen von E. Sturtevant 355
Boy-Ed, Ida: Die Schuldnerin. Roman 25, 129, 241, 385, 492, 649
Eckstein, Ernst: Willibald Menz. Novelle. 195, 293
Ewart, Felicie: Ein Flüchtling. Novelle . 602
Frapan, Ilse: Dort oben? Erzählung der Großmutter 535
*Hegeler, Wilhelm: Stille Nacht. Novelle. Mit acht Originalzeichnungen von Paul Hey 401
*Hoffmann, Hans: Brutus. Eine Schulgeschichte. Mit zwei Zeichnungen von Paul Hey 71
*— — Die Zaunrübe. Humoreske. Mit Vignette 369
Muellenbach, Ernst: Die Weisheit des Bruders Eusebius 464
Villinger, Hermine: „Zu Licht." Novelle. Mit Vignetten 178

Gedichte, Sprüche.

Behrend, Ernst: Ich weiß wohl einen schönen Tag 283
*Bern, Maximilian: Russische Sinnsprüche. Mit Vignette 272
*Böttticher, Georg: Am Wege. Mit Vignette 534
*Busse, Carl: Traum. Mit Vignette . . 152
— — Mädchenlied 688
Busse-Palma, Georg: Beim Kugelspiel . . 648
Dewald, Kurt: Alte Liebe 292
*Falke, Gustav: Die Bodenkammer. Mit zwei Zeichnungen von H. Meyer-Cassel . . . 177
*— — Der Liebesturm. Mit Vignette von Alb. Richter 491

Seite

*Fuchs, Reinhold: Winternacht. Mit Vignette 365
*Gaudy, Alice Freiin von: Waldmärchen. Mit einer Zeichnung von Albert Richter 70
*— — Am Grabe Karl Stielers. Mit einer Vignette 194
— — Weihnachtslegende 353
*— — Zwiegespräch. Mit Vignette . . 584
Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von: Die Nacht. 184
*— — Der Kranke. Mit Vignette . . . 524
*Henning, Peter: Als der Schlaf die Felder deckte — Mit einer Vignette von H. Meyer-Cassel 52
*Hoffmann, Hans: Der Fischer. Mit einer Zeichnung von O. Groß 110
*— — Frühlingslust. (Februar). Mit Vignetten 679
*Kretzmann, Friedrich: Liebeslied. Mit Vignette 551
*Möller, Marx: Weißt du noch? Mit zwei Zeichnungen von Prof. Anton Lewy . . 462
*Muellenbach, E.: Wintergast. Mit einer Studie von Adolph Schweitzer . . . 316
*Roderich, Alb.: Gedankensplitter. Mit einer Vignette von Albert Richter . . . 288
*— — Der Kalif und der Schneider. Mit einer Zeichnung von Werner Zehme . . 366
*Schanz, Frida: Das Marienbild. Mit zwei Zeichnungen von Wilhelm Räuber . . 93
*— — Kleines Bild. Mit einer Zeichnung 208
— — Kling! Kling! 376
*— — Mönchsliebe. Mit Vignette . . 575
Scherenberg Ernst: Meereswogen. . . . 400
*Vanselow, Karl: Sommergang. Mit Vignetten. 24
*— — Im Traum. Mit Vignette . . 478
*Zoozmann, Richard: Das „ e Haus. Mit einer Zeichnung von Albert Richter . . 120
*— — Das Glück. Mit Vignette . . . 334
*— — Romanze von Cupido und dem Tod. Mit Vignette von Moritz Roebbecke . . 528

Seite

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

*Gurlitt, Dr. Ludwig: Plaudereien aus dem italienischen Kunsthandel. Mit einem Einschaltbilde und zwei Textillustrationen . 576
*Haffmann, Hans: Wie ich Schriftsteller geworden bin. Mit Vignette 284
*Kalbeck, Max: Karl von Holtei. In Erinnerungen und Briefen. Mit dem Bildnis Karl von Halteis 641
*Stinde, Dr. Julius: Wie ich Bekanntschaft mit Frau Wilhelmine Buchholz machte. Mit einer Photographie 65
Wichert, Ernst: Gymnasium und Universität. Biographische Mitteilungen 221

Kunst und Litteratur.

Fischer, P. D.: Deutsche Landesdichter . . 426
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertisch . . 121, 233, 345, 473, 585, 697
*Kloepfel, Fritz: Shakespeare als Psychiater. Mit dem Bildnis Shakespeares 111
*Lehnert, Dr. Georg: Morgenländischer Frauenschmuck. Mit zwölf Originalzeichnungen von Carl Leonh. Becker in Aquarelldruck 377
*— — Fächer. Mit zehn Abbildungen . 680
*Mahrenholtz, Rich.: Molière und Ludwig XIV. (1658 bis 1673). Mit sieben Abbildungen 335
*Ompteda, Georg Freiherr von: Liebhaber-Photographie. Mit zwölf Abbildungen und einem Einschaltbild in Bunt- und Tondruck 97
*Rutberg, Heinrich: Bruno Piglhein. Mit zwei Einschaltbildern und acht Textillustrationen, zum Teil in Röteldruck . . 417
*Rosenberg, Adolf: Aus den Jugendjahren Moritz von Schwinds. Mit neun Abbildungen 481
Schanz, Frida: Deutsche Weihnachtslyrik . 411
*S., H. v.: Zu unsern Bildern . . 126, 239, 351, 479, 591, 703
*U., F.: J. V. van Scheffel und der Karlsruher „Falstaffklub." Mit sechs Bildnissen 525
*Vincenti-Wien, Carl von: Barock-Wien. Mit achtzehn Originalzeichnungen von Prof. Anton Lewy 209
*Zabel, Eugen: Pauline Conrad. Mit sieben Abbildungen nach Photographien . 289
*Zobeltitz, Hanns von: Berliner Theater. (September — Dezember 1897.) Mit elf Porträts 552
— Fedor von: „Rinalda Rinaldini" und seine Nachfolger. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans 689

Sonstige Aufsätze.

Charpentier, Dr.: Die britischen Kolonien und ihr Mutterland 323
Delitzsch, Prof. Friedrich: Belsazars Gastmahl und der Fall Babylons 561
*Fischer, E.: Unter deutschen Eichen in Italien. Mit sieben Abbildungen nach Photographien 317

Seite

*Heer, J. C.: Die Jungfraubahn. Mit elf Abbildungen in Bunt- und Tondruck . 273
*Hesdörffer, Max: Alpenpflanzen und Felsenbeete. Mit zwanzig Abbildungen nach Aquarellen von Chr. Batteler in Faksimiledruck 53
*Hesse-Wartegg, Ernst von: Die neuen Goldfunde im Yukangebiet. Mit vier Zeichnungen von Albert Richter 228
*— — Die Hauptstadt des chinesischen Reichs. Mit elf Illustrationen von Albert Richter 593
*Hatzbach, Alfred: Berliner Eis. Mit sechs Zeichnungen in Bunt- und Tondruck von Ewald Thiel 529
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Kaiser Maximilian, der letzte Ritter. Mit zweiundfünfzig Abbildungen, zum Teil mit Tondruck, und vier Kunstbeilagen . . . . . t, 152
*Pietsch, Ludwig: Bilder aus Sofia. Mit neun Abbildungen von Fr. Schlegel in Aquarelldruck 185
*Trede, Th.: Volksleben in Süditalien. Mit fünfzehn Abbildungen nach Photographien von W. von Glaeden-Taormina . . . 449
*Zobeltitz, Hanns von: Das Rathaus zu Hamburg. Mit zwei Einschaltbildern, sechs Skizzen von Prof. Anton Lewy und zehn Abbildungen nach Lichtdrucken zum Teil in Rötel- und Tondruck 628

Neues vom Büchertisch.

Altenberg: Ashantee 122
Bobertag: Moderne Jugend 588
Böhlau: Ralsmädelgeschichten 474
Böhmer: Ein Buch von der deutschen Gesinnung 476
Dahn: Ebrain 477
Ganghofer: Der tausende Berg 700
Gaudy, von: Seelen 238
Jensen: Vom Morgen zum Abend . . . 476
Lindau: Der König von Sidon 701
Megede, zur: Kismet 347
— — Unter Zigeunern 346
Meyer-Förster: Meine Geschichte 238
Nansen: Gottesfriede 473
Ompteda, von: Der Ceremonienmeister . . 698
Perfall, von: Sein Recht 235
Przybyszewski: Über Bord 697
Rink: Kajakmänner 233
Schanz: Ährenlese 590
— Filigran 589
Schumacher: Der Ruhm 349
„Sonnenblumen." Herausgegeben von Karl Henckell 475
Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj . . 587
Spielhagen: Faustulus 585
Viebig: Rheinlandstöchter 237
Wilbrandt: Hildegard Mahlmann . . . 123
Wolzogen, von: Der Kraft-Mayr 348

Kunstbeilagen.

Adam, Julius: Katzenstudie. Faksimiledruck zw. 400 u. 401

Seite

Brack, Emil: Der Kammermusiker. Studie. Faksimiledruck . . . . . zw. 128 u. 129
— — Junger Bückeburger im Sonntagsstaat. Aquarellstudie. Faksimiledruck zw. 352 u. 353
Burgkmair, Hans: Kaiser Maximilian I. Farbenholzschnitt. Bunt- und Tondruck zw. 16 u. 17
Dürer, Albrecht: Kaiser Maximilian I. Gemälde. Bunt- und Tondruck zw. 176 u. 177
Gebhardt, Eduard von: Studie zu seinem Bilde „Die Hochzeit zu Kana". Faksimiledruck . . . . . zw. 592 u. 593
Ludwig, Karl: Wintermorgen. Gemälde. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 432 u. 433
Max, Gabriel: Römische Blumenverkäuferin. Ölstudie. Faksimiledruck. Titelbild.
Predis, A. de: Bildnis der Bianca Maria Sforza, zweite Gemahlin Kaiser Maximilians I. Gemälde. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 168 u. 169
Prötz, Friedrich: Tirolerin. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 480 u. 481
Strigel, B: Kaiser Maximilian I. und seine Familie. Gemälde. Bunt- und Tondruck zw. 24 u. 25
Wolff, Hermann: Aquarellstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 240 u. 241

Einschaltbilder.

Achenbach, Oswald: Der Große St. Bernhard. Bunt- und Tondruck . zw. 656 u. 657
Alvarez, G.: Ein Stierkämpfer. Gemälde zw. 272 u. 273
Arning, Dr. Ed.: Spätherbst. Momentaufnahme. Bunt- und Tondruck zw. 104 u. 105
Böcklin, Arnold: Der Abenteurer. Gemälde. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 248 u. 249
Bredt, F. M.: Porträt. Gemälde. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 304 u. 305
Deiker, C. F.: Kämpfende Wildsauen zw. 688 u. 689
Demont-Breton: Jean Bart beim Anwerben seiner Seeleute zu Dünkirchen im Jahre 1680. Gemälde . . . . . zw. 528 u. 529
Erdtelt, Alois: Porträtstudie. Gemälde zw. 80 u. 81
Firle, W.: Ein altes Lied. Gemälde zw. 504 u. 505
Fitger, A.: Deckenbild im Kaisersaal des neuen Rathauses zu Hamburg. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 640 u. 641
Gude, Hans: Regatta bei Horten Christ-Fjord. Gemälde . . . . . zw. 232 u. 233
Habich, Ludwig: Kolumbus. Statue. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 512 u. 513
Harburger, Ed.: Porträt des Metzgers X. Gemälde. Bunt- und Tondruck zw. 48 u. 49
Heinemann, Fritz: Heimkehr. Gruppe. Mit Tondruck . . . . . zw. 672 u. 673
Kampf, Eugen: Flandrische Landschaft Gemälde. Bunt- und Tondruck . zw. 496 u. 497
Kempten, Alfred Richard: Lautenspielerin. Gemälde . . . . . zw. 96 u. 97
Klinkenberg, Karel: Beim Waisenhaus in Gouda. Gemälde. Bunt- und Tondruck zw. 64 u. 65
Kratké, Charles Louis: Aus den letzten Tagen des Kampfes wider die Alliierten. Gemälde . . . . . zw. 288 u. 289
Kröner, Chr.: Durch die Schützenlinie. Gemälde . . . . . zw. 328 u. 329
Max, Gabriel: Die Rose . . . zw. 624 u. 625
Messerschmitt, P. M.: Im Posthof. Gemälde. Bunt- und Tondruck . zw. 384 u. 385
Meyer-Geislingen, Albert: Eine Votivtafel zur Silbernen Hochzeit. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 256 u. 257
Mieris der Ältere, Frans van: Vor dem Spiegel. Gemälde. Mit Tondruck zw 224 u. 225
Munthe, Ludwig: Herbst. Gemälde. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 184 u. 185
Nyl, Marie: Riviera-Veilchen. Gemälde. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 544 u. 545
Oberländer, Adolph: Humor und Schwerfälligkeit. Aquarell. Bunt- und Tondruck zw. 32 u. 33
Pattein, Cesar: Das Orakel. Gemälde. zw. 208 u. 209
Piglhein, Bruno: Moritur in Deo. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 416 u. 417
— — Golgatha. Fragment aus dem Panorama der Kreuzigung Christi. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 424 u. 425
Räuber, W.: Rückkehr von der Jagd. Gemälde . . . . . zw. 560 u. 561
Schleibner, Kaspar: Madonna. Zeichnung. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 464 u. 465
Seger, Ernst: Das verschleierte Bild zu Sais. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 112 u. 113
Starke, Konrad: Studie. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 608 u. 609
Strasser, Arthur: Marc Antonius. Gruppe. Mit Tondruck . . . . . zw. 136 u. 137
Uhde, Fritz von: Die Weisen aus dem Morgenlande. Gemälde . . . . zw. 368 u. 369
Wagner, Paul: Libelle. Gemälde zw. 144 u. 145
* * * Christus. Wachsmedaillon. Um 1700. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 576 u. 577
* * * Hof des neuen Rathauses zu Hamburg mit Brautpforte. Mit Tondruck zw. 632 u. 633

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Adam, Julius: Bleistiftskizze 397
Bergmann, Julius: Tigerkopf. Ölstudie . 253
Blaas, E. von: Ein Feinschmecker. Gemälde 200
— — Im Obstgarten. Gemälde . . . 668
Bracht, Eugen: Winterstudie aus Italien. Mit Tondruck 440
Bromberger, Otto: Die vier Temperamente. Zeichnungen . . . . . 40 u. 41
Burckhart, Dr. O.: Neugierig. Photographie 268
Defregger, Franz von: Studienkopf . . . 29
Deiker, J.: Edelhirsch. Ölstudie 501
Dilger & Sohn, A.: Schwarzwälderin. Photographie 617
Fildes, R. A. Luke: Venezianerinnen. Gemälde 261
Freuz, Alexander: Pfauenstudien . . 520 u. 521
Gebhardt, Eduard von: Studie 89
Gehrts, Carl: Die Bildhauerei. Zeichnung 309
— — Die Architektur. Zeichnung . . . 583

Seite

Godward, J. W.: Ja oder Nein. Gemälde. Buntdruck 85
Grésely, Gasvard: Der Trinker. Gemälde im Museum zu Besançon 537
Hengeler, Adolf: Skizzenblatt 45
Jürß, Julius: Studien . . . . . 664 u. 665
Kampf, A.: Auswanderer. Federzeichnung 265
Kandela, M.: Zur Kapelle. Gemälde . . 448
Kiesel, Konrad: In der Bibliothek. Gemälde 560
Knopff, Fernand: Das Mißtrauen. Zeichnung 297
Kröner, Chr.: Studie 509
Laasner, H.: Spreewälder. Studie . . . 37
Liebermann, Max: Bewegungsstudie. Mit Tondruck 77
Lindenschmit, W.: Studie zum Kurfürst Otto Heinrich zu dem Bilde im Rathaus, zu Heidelberg. Mit Tondruck 73
Max, Gabriel: Phantom. Gemälde . . . 548
Melton Fisher, S.: Eine südliche Schönheit. Gemälde 201
Mühlig, Hugo: Auf dem Heimweg. Ölstudie. Mit Tondruck 429
Müller, C.: Heilige Nacht. Gemälde . . 393
Müller, Peter Paul: Am Waldesrand. Ölstudie. Mit Tondruck 428

Seite

Okelmann, R.: Leonardo da Vinci . . . 133
Papperitz, G.: Eheglück. Gemälde. Buntdruck. 84
Räuber, Wilhelm: Studie 313
Reinicke, René: Zeichnung 36
Schuch, Werner: Bleistiftskizze 245
Schuster, Ludwig: Das Sarnthal bei Bozen. Momentaufnahme 141
Schweitzer, Adolph: Winterstudie. Mit Tondruck 437
Starke, Konrad: In Gedanken. Kohlestudie 149
Terborch, Gérard: Musikalische Unterhaltung. Gemälde im Louvre zu Paris 661
Uhde, Fritz von: Maria mit dem Jesuskinde. Ölstudie 361
Wierusz-Kowalski, A.: Russische Winterfahrt. Gemälde 443
* * * Ein Blick in Friedrich Prölß' Atelier 591
* * * Fritz von Uhde 479
* * * Interieurs aus dem Münchener Glaspalast 126
* * * Villa Böcklin 351
* * * Bildnis Eduard von Gebhardts. Photographie 703

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. VIII. Band, Nr. 1 bis 6:

Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman von Wilhelm Hegeler. Seite 1—117.
Sonnenblume. Roman von C. Schröder. Seite 119—192. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Römische Blumenverkäuferin. Nach der Ölstudie von Gabriel Max.
(Aus dem Kunstverlag von Paul Sonntag in Berlin.)

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 1, September 1897.

Kaiser Maximilian, der letzte Ritter.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit dreinndzwanzig Abbildungen und zwei Einschaltbildern.

I.

(Abdruck verboten.)

Zu Innsbruck in der Hofkirche befindet sich ein merkwürdiges Grabdenkmal. Es füllt anspruchsvoll das Hauptschiff aus und läßt der Kirche als Raum eine eigne Selbständigkeit nicht mehr übrig. So wie es dasteht, hat es derjenige ausgedacht, der darin zu ruhen beabsichtigte, der Kaiser Maximilian I. Freilich, als er im Jahre 1518 vor die Thore von Innsbruck kam, um dort zu sterben, ließen sie ihn nicht ein und sagten: er habe längst allzu viel Schulden bei ihnen gemacht, sie könnten's nimmer aufbringen. So zog der Todkranke weiter, und das großartigste und kostbarste Grabdenkmal, das je für einen Kaiser des heiligen römischen Reiches begonnen worden, blieb leer. Doch, ob auch der Kaiser an anderer Stätte begraben ward und blieb, ist es weitergebaut und im Laufe des XVI. Jahrhunderts langsam vollendet worden.

Der Besucher der lieben und schönen Hauptstadt Tirols entbehrt, wenn er vor dem Kenotaph verweilt, somit allerdings die für die anteilvolle Betrachtung eines Grabmals eigentlich notwendige Vorstellung, sich gewissermaßen in der Gegenwart des Toten zu befinden. Trotzdem übt das Denkmal eine bedeutende Wirkung; es geht von ihm ein Zwang zur Bewunderung des Helden aus. Eine zugleich ästhetisch gehobene und halbphantastische Stimmung nimmt den Beschauer gefangen und entrückt ihn in die Nähe und in das unmittelbare Verständnis des seltsamen, hier verherrlichten Mannes.

Droben auf dem hohen Sarkophag aus Erz und rötlichem Tiroler Marmor kniet der Kaiser im schweren Krönungsornat, in vornehm gedachter Teilnahmlosigkeit gegen das Umher, mit seinem Gott im Gebet allein. Die vier Kardinaltugenden umgeben ihn. Die Seitenwände des Monuments geben Raum für 24 Reliefstafeln aus elfenbeinzartem carrarischem Marmor, auf denen des Kaisers rühmlichste Thaten und wichtigste Lebenstage in figurenreicher Feinarbeit wirkungsvoll erzählt sind. Sie sind bis auf vier das Werk des Alexander Colins (1526–1612) aus Mecheln, der just die Bildhauerarbeit am Heidelberger Ottheinrichsbau vollendet hatte, als man ihn nach Innsbruck berief, und sie haben zu allen Zeiten in wohlverdienter Achtung gestanden.

Das Sonderbare aber bei diesem Denkmal, das, was so phantastisch wirkt, ist das Weitere. An den beiden Seiten des gitterumschlossenen Denkmals entlang und vorbei, frei und groß wie lebendige Menschen, stehen im ganzen Längsschiff der Kirche eherne Personen. Maximilian hat sie ausgewählt

Grabdenkmal Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

als die, die ihm von Zeitgenossen und historischen Namen die liebsten und verehrtesten waren. Freilich so hoch standen auch sie diesem vom Traume der eigenen Unerreichbarkeit emporgetragenen Kaiser nicht, daß er sie nicht alle zu einer Art Hofdienst um sich versammelt hätte. Sie bilden eine ceremoniöse Leichenwache am Grabmal, und ihre metallenen Hände sind bereit, bei den Seelenämtern des Kaisers die Fackeln zu halten. Vertreten sind in diesem historischen Figurenkabinett, wie man es nennen könnte, Maximilians männliche und weibliche Ahnen und nächste Verwandte, 23 an der Zahl, und dann diejenigen Helden der Geschichte, die auf ihn den größten Eindruck gemacht haben. Da sehen wir Chlodwig, den rücksichtslosen, aber schöpferischen und gewaltigen Gründer und Ahnen des fränkischen Reiches, erblicken Gottfried von Bouillon, den Kreuzfahrer und Beschützer des heiligen Grabes, und neben diesen vor allen zwei, die sich künstlerisch bedeutend von den übrigen abheben. Die bisher genannten sind von ihren wenig bekannten Meistern zwar geschickt und ordentlich, aber doch nur nüchtern und steif gebildet worden, sie stehen da mehr wie mit Metall ausgegossene Rüstungen und Brokatgewänder. Die zwei jedoch prägen sich dem Gedächtnis sofort auf immer ein, und man denkt an sie zurück wie an poetische Menschen, die man in einer Gesellschaft von ängstlich korrekten Normaltypen getroffen hat. Man meint annehmen zu dürfen, daß sie von dem auch sonst am Denkmal thätig gewesenen Peter Vischer, dem berühmten Nürnberger Meister, modelliert worden sind. Diese beiden sind König Theoderich oder Dietrich von Bern und König Artus, der Herr der Tafelrunde.

Artus und Maximilian! Der erste und der letzte Ritter! Beide die liebevoll ausgestatteten Helden weltlicher Volkslegenden, aber sehr viel weniger auch die der Geschichte. Letztere ist ja nur selten in der Lage, die Lieblinge der Tradition auch zu *ihren* besten Namen zu rechnen. Der wälische Artus verschwimmt in schattenhaften Nebel, und nur der kahle Name ist übriggeblieben, nachdem das Präpariermesser der historischen

Kritik Wahrheit von Wucherung befreit hat. Und noch eines sonstigen Großen von diesem Denkmalsgeleite Ruhm ist zerpflückt worden und dahin, Gottfrieds von Bouillon; wir wissen seit nunmehr einem halben Jahrhundert (durch H. v. Sybel), wie weit er hinter den wirklichen Helden des ersten Kreuzzuges zurückstand, welch' ein Verlegenheitskandidat für die Regentschaft zu Jerusalem, und welch' schwacher Beschützer des heiligen Grabes er war, und wie nur das Bedürfnis Nachlebender und der Kreuzzüge selber, den ersten amtlichen Herrn im heiligen Lande zu rühmen und von ihm zu erzählen, ihn groß gemacht hat. Desgleichen vermag die Ehrlichkeit der Wissenschaft nicht mehr zuzugeben, daß Maximilian als Staatsmann und Regent bedeutend oder von hervorragendem allgemeinem Verdienst, noch daß er als Mensch wahrhaft bewundernswert gewesen sei. Ach nein, er war durchaus kein Chlodwig oder auch nur Theoderich, und leider fühlt man viel eher die Verwandtschaft walten, wenn man wahrnimmt, daß unter den Gestalten an diesem Gedenkmal in ungewollter Ironie auch — Friedel mit der leeren Tasche steht, der preiswürdige Schöpfer des goldenen Dacherl und vielbenötete Herzog von Tirol und Vorderösterreich.

Eine andere Sache aber ist es, wenn die Wissenschaft willig und gern anerkennt, wie vieles in Maximilian liebenswürdig und tüchtig war, und wenn sie die ungemeine Popularität dieser auf jeden Fall hochinteressanten Königsgestalt berücksichtigt, sie zu verstehen und zu erklären unternimmt. Man hört oft die legendenzerstörende Thätigkeit der historischen Kritik im gebildeten Publikum ästhetisch bedauern. Das ist nicht richtig und nicht recht. Wir wollen uns gar nicht darauf berufen, wie unvergleichlich viel mehr neues, zum nacherlebenden Genuß und zur Herzenserhebung mit Wahrheit geeignetes Material die Geschichte als Ersatz desjenigen schon wiedergegeben hat, was sie zu nehmen scheint. Sie nimmt eben nicht. Sie zieht nur um der Reinheit ihrer Aufgaben willen, die höher sind, die Scheidelinie zwischen objektiver Wahrheit und erklärender, ablenkender oder umgestaltender Überlieferung.

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Maximilian-Denkmal: Erstürmung von Stuhlweißenburg.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Mehr beabsichtigt sie nicht; es wäre ein falscher und untergeordneter Eifer, wollte sie liebevoll gehegte Erinnerungen gänzlich austilgen, anstatt deren auf anderen sittlichen Gebieten liegenden Wert zu erkennen und zur richtigen Einschätzung zu bringen. Und überdies — man wird ja nicht böswillig verstehen —: es gibt Wahrheiten, die es im einzelnen nicht, im ganzen doch wieder sind.

Ob letzterer Satz auch für das Angedenken, das Maximilian hinterlassen hat, völlig zutrifft, mag fraglich bleiben. Jedenfalls aber entspricht dieses hinterlassene Bild, wenn irgend eines, demjenigen, das er selber hervorzubringen wünschte und bemüht war. Seine Persönlichkeit und sein Regentenberuf identifizieren sich nicht ganz. Gar mancherlei trieb und arbeitete in diesem Kaiser, wovon kein Kurfürst oder Staatsmann, kein Chronist damaliger Zeit etwas zu bemerken veranlaßt war und was mit der Regierung seiner Länder nichts zu thun hatte, Dinge, die daher bei einer ausschließlich politisch-geschichtlichen Betrachtung gar leicht übersehen werden könnten. Aber zum wirklichen Volke heraus sind diese seine Neigungen und Liebhabereien, sind die ganz persönlichen Eigenschaften seines Wesens auf unsichtbaren Wegen gedrungen, und daraus haben naive Anschauung und unmittelbar berührte Empfindung das liebevolle Bild von ihm gestaltet, das die Jahrhunderte überdauert hat und ganz folgerichtig viel mehr von dem sympathischen Menschen und letzten Ritter als von dem Regenten Maximilian erzählen will. —

Seit 1440 trug die Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Friedrich von Steiermark und Österreich aus dem Hause Habsburg, den wir anderen Deutschen als Kaiser Friedrich III., die Österreicher (um Friedrichs des Schönen willen) als Friedrich IV. zählen. Ein Herr ohne durchschlagende Kraft und ohne frischen Mut, aber zäh und schlau; ein Kaiser, der in seiner Regierungspraxis davon ausging, daß gegen die Obmacht der Kurfürsten im Reiche ein gewähltes Oberhaupt doch nichts mehr zum gemeinsamen Besten der Nation aus-

Statuen von der Umgebung des Maximilian-Denkmals in der Hofkirche zu Innsbruck.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Statuengruppe in der Hofkirche zu Innsbruck.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

richten könne, womit nicht geſagt ſein ſoll, daß Friedrich unter anderen Umſtänden eher an eine ſolche würdigere Auffaſſung ſeines Amtes gedacht haben würde. Seine Weisheit war, die oberſte Stellung im Reiche, die er nach wochenlangem Beſinnen endlich angenommen hatte, ſei dafür immerhin gut, die eigne Hausmacht mehren zu helfen, was ſeit Rudolf von Habsburg ſeine Vorfahren und nicht weniger auch die Kaiſer aus den anderen Häuſern, die Luxemburger und Wittelsbacher, je nach Talent und Möglichkeit verſtanden oder verſucht hatten. Für ſolche rein landesfürſtliche Territorialpolitik, die ſeit dem Interregnum ohnedies die durch die Verhältniſſe gegebene war, die gemeinſamen Machtmittel des Reiches, ſoweit es ſolche noch gab, leichter zugänglich und verfügbar zu machen, ſo viel Wert hatte der Kaiſertitel natürlich auch jetzt und immer noch.

Hiervon ausgehend hat Kaiſer Friedrich ſeine 53jährige Regierung geführt: nüchtern und ohne ſich je von vornherein mit raſchen Hoffnungen zu tragen, aber alles in ſeine Berechnung ziehend, alles geſchickt verwendend und vor allem geduldig jeden überlebend, der ein Hinderuis oder eine Verzögerung für ſeine Pläne war. Auf dieſe Weiſe hat

Statuengruppe in der Hofkirche zu Innsbruck.
Nach einer Photographie von Fritz Grall in Innsbruck.

der wenig mächtige, um seiner anscheinenden Harmlosigkeit willen gewählte Herzog und zeitlebens wegen seiner Unthätigkeit und Ohnmacht verspottete Kaiser es geräuschlos fertig gebracht, seinen Hauslanden eine Zukunft zu eröffnen, die weit über die Verhältnisse des deutschen Reichsherzogtums hinausgriff. Er hat Österreich zu einer nach Ost und West ausgreifenden europäischen Macht neben dem Reiche anstatt im Reiche erhoben. Was dann Maximilian vollendet hat: das unter einem Szepter stehende Großreich zweier Welten, worin die Sonne nicht unterging, das hatte schon Friedrichs beharrliche Kunst vorgezeichnet; hier ist der Sohn nur auf den Wegen des Vaters weitergeschritten. Schon letzterer ist dem Gedanken nach der Urheber dieser durch keine Grenze, keine Fremde gehemmten erfolgreichen Politik gewesen; schon sein Wahlspruch, mit dem er eine Art symbolischer Abgötterei trieb, an den er fatalistisch glaubte, und den er in höchst ungewöhnlicher Weise sogar in sein Majestätssiegel aufnahm, war: A. E. I. O. U., Austriae Est Imperare Orbi Universo oder Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan.

An diesem seinem Ziel gemessen, müßte der ebengenannte Träger der deutschen Krone rückhaltlose Anerkennung verdienen. Aber niemand, mag sich sein Vollbringen noch so sehr mit seinen Wünschen decken, erlangt den Anspruch, der Geschichte auszuweichen, was sie von ihm und von seiner Erfüllung oder Nichterfüllung übernommener Pflichten denkt und wie sie sein historisches Verdienst zu würdigen hat. Sie wird darum nicht verkennen, wie große Schwierigkeiten in diesem Falle auch einem ehrlichen Pflichtbewußtsein entgegengestanden hätten.

Böse Gefahren umdrängten das Reich zu den Zeiten dieses Kaisers von allen Seiten; eine positive, Machtgewinn erstrebende Reichspolitik gab es wie nach innen, auch nach außen längst nicht mehr; es galt im besten Fall nur noch, Schutz und Widerstand gegen die Abbröckelung an allen Grenzen und gegen allzu dreisten Raub zu bieten. Italien im Süden, die slawische Welt im Osten verlachten die Oberherrlichkeitsüberlieferungen und Lehnstheorien, welche das Reich in seiner staatsrechtlichen Antiquitätenkammer verwahrte; die hansisch-niederdeutschen Kreise führten ihre nordische Politik ganz für sich und auf eigne Faust; bei den Eidgenossen der Schweiz, deren ältere Geschichte ja mit dem Widerstand gegen Habsburg identisch ist, war die Reichsgewalt so gut wie erloschen, um so mehr, als sie bei Friedrich in der Hand eines Schutzherrn lag, der ihnen im Jahre 1444 die schlimmen Armagnaken über den Hals gejagt hatte; im Westen fuhr die verwegene Politik Karls des Kühnen fort, das Reich zu mindern, nachdem schon eine ganze Reihe ansehnlicher und schöner Gebiete in das burgundische Staatswesen übergegangen waren, und vom Balkan her schob sich immer bedrohlicher und näher, unheimlich wie Gewitter des jüngsten Tages, die Türkennot aller Christenheit heran. Von all diesem Reichsungemach hat sich der Kaiser Friedrich eigentlich nur über den osmanischen Feind und zwar nicht wenig beunruhigt, weil der vorgeschobenste Posten gegen diesen eben Österreich selber, die Ostmark war. Bei den übrigen gegnerischen Kräften betrachtete er es als unwichtig, was das Reich durch sie verlieren, als sehr wichtig dagegen, was möglicherweise das Haus Habsburg durch sie gewinnen könne. Dieselben Länder- und Völkernamen, die sonst nur Schmach und Verlust des Imperiums bedeuteten, Böhmen, Ungarn, Italien, Burgund, ihm klangen sie lieblich als lauter vorhandene Möglichkeiten für die Machtvermehrung der eignen Familie. Alle welthistorische Arbeit an Hauspolitik und Landgewinn, welche andere europäische Dynastien durch lange Generationen hindurch allmählich vor sich gebracht

Statue in der Hofkirche zu Innsbruck: Theodorich, König der Ostgoten. Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

hatten, sollte sein Haus als reife Frucht einernten. Und das gelang diesem Hause zum guten Teil. Daß es damit nach Osten und Westen über die Grenzen der deutschen Sprache und Nationalität hinausstrebte, konnte für eine solche rein mechanische Additionspolitik natürlich keine Abmahnung und kein Hindernis sein, erweckte aber leider auch nicht den Gedanken, nach dem Gelingen durch eine nationale Bethätigung in den erworbenen Grenzländern wieder gut zu machen, was dieses Kaisertum im unmittelbaren Amte versäumte.

Von allen Häusern der Geschichte, die zu großer Macht gelangt sind, hat das habsburgische die buntesten Sprünge auf der Landkarte des Kontinents gemacht. Aus dem südwestlichen elsässischen Winkel des Reiches, der ältesten Heimat der Habsburger, und aus der heutigen Schweiz, wo diese Grafen im XIII. Jahrhundert die große zähringisch-kyburgische Erbschaft erheiratet hatten, erspähte der Graf Rudolf, den man 1273 zum König wählte, die Möglichkeit, in der deutschen Ostmark die erste Erwerbung eines Reichsherzogtums zu machen. Von der rasch erweiterten österreichischen Position aus gelang es, in der entgegengesetzten nordwestlichen Flanke des Reiches, in den burgundischen Niederlanden die wichtige Stellung zu gewinnen, von wo aus dann die Bretagne gewonnen werden sollte, Spanien gewonnen ward. Auf dem Wege über Spanien ist Habsburg zu Sicilien-Neapel und anderen zum Teil bis an die Schwelle unserer Zeit bewahrten italienischen Herrschaften gekommen. Der Hauptschritt oder beste Sprung bleibt aber immer die Erwerbung von Burgund. Sie ist der Dreh- und Angelpunkt der ganzen neueren Großmachtsgeschichte des Hauses. Zwei volle Jahrhunderte habsburgischer und französischer, d. h. gesamteuropäischer Politik erhalten ihren Hauptinhalt durch die niederländisch-burgundischen Fragen. Burgund ist auch derjenige Name, der im persönlichen Leben Maximilians die tiefste Bedeutung hat.

Kaiser Friedrich III.
Denkmünze in der Fürstl. Fürstenbergischen Sammlung zu Donaueschingen.

Das Herzogtum Burgund war französisches Kronlehn, lag um Dijon herum und westlich davon und befand sich seit 1363 in den Händen einer Seitenlinie der Könige von Frankreich, die in rapider Weise durch Heiraten, Verträge und Eroberung ihr Gebiet gemehrt, nämlich die Freigrafschaft Burgund (um Dôle und Besançon), sowie die Territorien des heutigen Belgien, Hollands und Luxemburgs und noch manches darüber hinaus, fast alles der Hoheit des Deutschen Reiches zustehende Lande, hinzuerworben hatte. Seit 1467 war der Herzog dieses Reiches Karl der Kühne, ein Mann, der sich zum mindesten nicht weniger dünkte als die Herrscher von Deutschland und Frankreich, seine Nachbarn und in der Theorie seine Lehnsherren; dessen Träume auf ein großes Reich von Meer zu Meere, vom Marseiller Golf bis zur Nordsee gingen, und der seine geplanten Eroberungen dereinst noch durch den Kaisertitel zu krönen gedachte. Nur eines mußte der ungemeine Ehrgeiz dieses Mannes sich versagt gestehen: die Nachfolge eines Sohnes. Karl besaß nur eine einzige Tochter als Erbin all seiner Macht, Maria. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie sehr die Spekulation auf diese Tochter die natürlichen Gegner Karls des Kühnen in allen ihren Handlungen gegen den Vater lahm und unentschieden gemacht hat.

Im Jahre 1475 sah jedoch Karl den Bogen überspannt und wider sich gleichzeitig das Reich, den König von Frankreich und die Eidgenossen in Waffen stehen. Damals gelang Friedrich III., was er seit 1473 mit Inbrunst, aber bisher vergeblich betrieben hatte: er errang als Preis seiner Neutralität die Verlobung Maximilians und Marias.

Aber das Glück hatte seinen bisherigen Liebling endgültig verlassen, und das Allzuviele, das er unternommen hatte, erdrückte

ihn jetzt trotz jener Nachgiebigkeit: Bei Granson und bei Murten unterlag Karl 1476 gegen die Schweizer, und dann ward am 5. Januar 1477 vor den Mauern Nanzigs sein letztes schönes und stolzes Heer besiegt, er selber jämmerlich erschlagen.

Der Tod historischer Persönlichkeiten, die so wie Karl ins Maßlose über ihre Verhältnisse hinausstreben und auch diese nur durch stete Spannung zusammen zu halten vermögen, löst alsbald alle Gegenkräfte und unendliche Schwierigkeiten aus. Nun sollte Maria Herrin von Burgund sein, und gegen sie erhob sich jegliche Feindseligkeit und Gefahr. König Ludwig XI. von Frankreich zog, wozu er vollkommen berechtigt war, das Herzogtum Burgund (im engeren Sinne, die Bourgogne) als erledigtes französisches Mannlehn ein. Er beschloß aber auch, Maria mit seinem Dauphin Karl zu vermählen, und besetzte einstweilen als vorsorglicher Schwiegervater in spe die Freigrafschaft, trotz ihrer deutschen Lehnsherkunft, sowie pikardische Pfandschaften Karls des Kühnen, wollte auch Artois und Flandern an sich reißen und über das übrige zu Gunsten seiner Helfershelfer verfügen. Wo denn aber Maximilian und sein Vater blieben, wird der Leser fragen; leider ist von unserem Helden in diesem Moment noch nichts zu berichten.

Kaiser Friedrich III.
Aus Hartmann Schedels Nürnberger Weltchronik.

Maria sah sich in ihrer Not durch die Franzosen auf ihre Unterthanen angewiesen. Freilich hatte sie auch hier nur alles zu befürchten. In den Niederlanden, auf die es jetzt nach dem Verluste des eigentlichen Burgund allein ankam, fühlten die Stände und Städte die Erlösung von dem Machtdruck, der sie niedergehalten hatte, und schnellten jetzt empor. Um sie zu besänftigen und gewinnen, erteilte die Herzogin zunächst zu Gent „het Groot Privilegie“ für Holland und Seeland, das für diese beiden Staaten nahezu eine Abdankung der Fürstin bedeutete, sie versprach hierdurch unter anderem, keine Ehe zu schließen, ohne ihre Absicht den Ständen vorzulegen. Die flandrischen Genter, die Maria in ihren Mauern und dadurch in ihrer besonderen Gewalt hielten, erzwangen sämtliche ihnen abhanden gekommenen Privilegien wieder. Die Stadt fühlte sich gewissermaßen wie eine Regierungsinstanz von Burgund, leitete, unbekümmert um die Herzogin, den Krieg gegen Ludwig XI. und unterhandelte mit ihm. In diesen Wirren trieben alle Beteiligten Hinterlist und doppeltes Spiel, am meisten aber Ludwig, der Maria an die Genter verriet, indem er ihnen die vertraulichen Unterhandlungen mitteilte, die sie und er geheim vor den niederländischen Ständen gepflogen hatten. Allerdings hatte sich Maria, unerfahren, unklar und verschieden beraten, in ein gefährliches diplomatisches Wirrsal verstrickt. Es kam so weit, daß Gent zwei ihrer Räte, deren sie sich als Unterhändler bedient hatte, anstatt ihrer

Erſte Begegnung der Eltern Maximilians. Gemälde von Pinturicchio im Dom zu Siena. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

büßen ließ; ſie wurden zum Tode verurteilt und drei Stunden danach, obwohl die junge Herzogin, mit aufgelöſten Haaren um Gnade flehend, auf die Richtſtätte ſtürzte, vor ihren Augen mit dem Schwerte enthauptet. Sie ſelbſt ward von allen Vertrauten und Freunden getrennt und unter die Aufſicht des ſtädtiſchen Magiſtrats geſtellt.

Hätte Ludwig XI. ſeine tückiſche Art unterdrücken können, ſo hätte er offenbar unſchwer ſein Ziel erreichen und die geängſtete Maria für ſeinen häßlichen Sohn gewinnen können. Dadurch hätte er den ihm ſonſt mangelnden legitimen Vorwand erlangt, alle ſeine Gewalt aufzubieten. Das Verlöbnis Marias mit Maximilian wäre

Karl der Kühne, Herzog von Burgund.
Gemälde von Roger van der Weyden im Kgl. Muſeum zu Berlin.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

keine ernſtliche Hinderung geweſen; wir werden bald zu erzählen haben, daß man in ſolchen Fällen ſogar geſchloſſene Ehen unbekümmert beiſeite ſetzte. Nun aber hatte der König bei der Erbin ſelbſt alles verſcherzt, und die Genter, die niederländiſchen Stände überhaupt wollten die ſtarke und rückſichtsloſe Hand dieſes fremden Königs in ihren Dingen gewiß nicht. Um ſo mehr beeilten ſie ſich, über andere Heiratspläne zu beraten, verfielen zunächſt auf einige wenig geeignete Herren und kamen ſchließlich ſelber auf Maximilian zurück, der für ſie zwei Vorzüge beſaß: daß ſeine Hausmacht fern, alſo für ſie weniger zu fürchten, immerhin aber eine anſehnlichere war, und daß alſo ſchon durch dieſe Wahl an ſich den franzöſiſchen Gelüſten ein gewiſſer Einhalt geboten wurde. Und ſo haben auch wir uns nunmehr den freien Weg zu der Perſon unſeres Helden gebahnt und wollen ihn gleich charakteriſieren.

Die Kaiſerin Eleonore, die ihn am 22. März 1459 zu Wieneriſch-Neuſtadt gebar, war eine portugieſiſche Prinzeſſin,

ihr mochte Maximilian die unverwüstliche, an Ruhelosigkeit streifende Lebhaftigkeit seines Wesens verdanken, die wenigstens kein Erbteil vom Vater sein konnte. Freilich ohnedies zeigen ja oft die Söhne regierender Väter eine Art Komplementärnatur zu deren Eigenart. Ganz anders wie Friedrich, der immer hinausschieben und aus dem Spiele bleiben wollte, mußte der Sohn überall selbst dabei und thätig sein, sich selber unmittelbar mit seiner Person in allem einsetzen, was er trieb. Er war ungeduldig; es hat wenige Herrscher gegeben, die so sehr Augenblicksmenschen gewesen sind wie er. Dieser inneren Lebhaftigkeit seines Temperaments entspricht auch, daß er wohl Geist und Verstand, doch noch mehr Phantasie besaß, und daß diese ihn leicht mitbestimmte. Raschheit und Mut, Eroberungslust und Ehrgeiz hatte er genug, aber den Mangel noch wertvollerer Tugenden, der eigentlichen Errungenschaften des Mannes vermochte er damit nicht zu ersetzen. Selbstbeschränkung auf der einen Seite, Ausdauer auf der anderen fehlten ihm nur zu sehr. Während er just dabei ist, den einen Plan mit aller Unruhe zu verfolgen, taucht ihm ein anderer auf, und nun läßt er jenen liegen, wendet allen Eifer auf den neuen. Aus demselben Grunde trifft es ihn nicht allzu hart, wenn seine Wünsche unerfüllt bleiben; denn dieses Stadium des Mißlingens tritt gewöhnlich erst dann ein, wenn ihn schon wieder ein anderer Gegenstand beschäftigt und völlig in Anspruch nimmt. So ist denn Maximilian zu denjenigen Lebensaufgaben, die ihm durch alle seine Tage als die allerhöchsten vorgeschwebt haben, überhaupt nicht, dagegen allerdings zu manchem anderen gekommen.

Ein solches ständiges Hin und Her, das ja bei Privatleuten keine Seltenheit ist, wird, wenn es auch Regierenden anhaftet, in der Regel durch die Einrichtungen und Instanzen, durch das Schwergewicht des Regierungsapparates und den unbewußten Widerstand der Beamten gehemmt und teilweise aufgehoben. Aber Maximilian, wie schon gesagt, faßte alles ganz persönlich und unmittelbar

Grabdenkmal Karls des Kühnen. In der Notre Dame-Kirche zu Brügge.

an, leiſtete ſelber die kleine Arbeit mit. Er hatte eine unbeſchreibliche Angſt davor, ſeinen Räten zu viel nachzugeben und zu überlaſſen, von ihnen abhängig zu werden. Lieber verzichtete er oft darauf, für ſich arbeiten zu laſſen, hinterging ſie ſogar, vertraute dem erſten beſten Andern und verband ſich mit ſolchen gelegentlichen Ratgebern gegen ſeine wohlunterrichteten und gewiſſenhaften oberſten Beamten. Für die Geſandten und Diplomaten der auswärtigen Mächte war er ein ſehr unbequemer Herr, weil er ſo völlig unberechenbar war, nicht etwa aus überlegener Klugheit, ſondern aus ſprunghafter Leichtbeweglichkeit. Selbſt unehrlich war er zuweilen. Ganz gewiß iſt die Politik keine Lämmerweide, aber Maximilian glaubte ſich unter Umſtänden die nötige Deckung höchſt einfach ſo verſchaffen zu dürfen, daß er dreiſt die Unwahrheit ſagte. Oder er gab zum Beiſpiel den Franzoſen auf eine beſtimmte Abmachung ſein „feierlich Siegel“, den Engländern aber auf das Gegenteil ſeinen Eid, der ſtärker ſei. Wir ſtehen ja allerdings in der Zeit, da die kalte Vorurteilsloſigkeit der Romanen in politiſchen Dingen viel Schule in Europa machte. Aber Macchiavelli, der bewundernswerte Florentiner Hiſtoriker und Publiciſt, der das erſte neuere Syſtem der Staatskunſt formuliert und den Staatszweck als einzige, rückſichtslos und mit allen Mitteln befolgte Richtſchnur für den dieſer Zeit und ſpeciell den italieniſchen Verhältniſſen entſprechenden Fürſten demonſtriert hat, er hatte an einem Papſt Alexander VI., „der gar nichts anderes that und dachte als betrügen“, und den er gewiß nicht liebte, immerhin noch eher Gefallen als an Maximilian. Macchiavelli verteidigt ja ſogar ſelber die „wohlangebrachte“ politiſche Lüge, aber dieſer Deutſche bleibt ihm ein Stümper. „Er iſt“, ſo ſagt er ferner einmal, „in beſtändiger körperlicher und geiſtiger Aufregung, er nimmt oft abends zurück, was er morgens beſchloſſen hat“. So behält Macchiavelli, dem vor allem nichts über die Konſequenz geht, gar keine Achtung für ihn. Wir könnten ja ſchließlich auch jene gelegentliche raſche Bereitſchaft zur Unwahrheit bei Maximilian aus dem äußerſt impulſiven Weſen ſeiner Natur, aus ſeiner inneren Haſtigkeit zu erklären ſuchen. Indeſſen, es gibt auch einen Mißbrauch des „tout comprendre c'est tout pardonner“.

Maria ſendet aus nach Maximilian.
Aus den Holzſchnitten des Teuerdank.

Viel ausgerichtet hat Maximilian unbeſtritten durch ſeine lebhafte, friſche Natur und ſeine Perſon überhaupt. Er gefiel auf den erſten Blick, war ein Herzensgewinner bei Männern und Frauen und beherrſchte die Rede gut; ſie floß von ſeinen Lippen,

Maximilian und Maria von Burgund.
Medaille in der Fürstl. Fürstenbergischen Sammlung zu Donaueschingen.

sagten die Zeitgenossen, „wie geschmolzenes Gold". Alles pries seine Liebenswürdigkeit, und Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen vermeinte, nie einen artigeren Mann getroffen zu haben. Allein die Leutseligkeit der Fürsten verbraucht, wenn hinter ihr nicht eine große wirkliche Überlegenheit steht, nur zu leicht in kleiner Münze das Kapital der Autorität, und Maximilian imponierte schließlich niemandem mehr recht. Man hat sich nicht gescheut, unter Umständen mit ihm böse umzugehen und ihn sehr hart anzufassen. Die innere Überlegenheit, wovon soeben gesprochen wurde, fehlte ihm nicht bloß gegenüber Menschen, sondern auch bei dem, was er trieb und unternahm. Er war lerneifrig und lernfähig, kenntnisreich und voller Interessen. Aber seine Vielseitigkeit behält etwas Dilettantisches oder etwas Subalternes. Er war eifriger Soldat, indes eher ein guter Feldwebel als ein Feldherr. Seine Tapferkeit freilich war über allen Zweifel erhaben und ihr und seinem unverzagten Mut verdankte er manchen militärischen Erfolg. Ähnlich bewährte er in seinen persönlichen Gefahren und Nöten alle lobenswerte Würde und königliche Haltung; ein großes Reich königlich zu bemeistern, war dagegen seine Sache nicht.

Solche unmittelbaren Persönlichkeiten haben in der Regel viel Humor und gewöhnlich auch Selbstironie. Maximilian hat seine unzähligen politischen Niederlagen beim Reiche und seine sonstigen Kalamitäten mit guter Art und ohne viel Kummer hingenommen. Ja, es konnte ihm inwendig ordentlich wohlthun, sich als möglichst ungerecht behandelt und für den Prügelknaben des Schicksals und der Mitwelt erklären zu können. Als irgendwo auskam, seit Christo habe niemand so viel gelitten als kaiserliche Majestät, ward er der eifrigste Verbreiter dieses Wortes und war oft tief gerührt über sich selber.

Ewig war er in Geldnot, und hatte er einmal Barsummen für irgend einen Zweck aufgebracht, so waren sie gleich wieder fort, und man begriff nicht, wohin er das Geld eigentlich verthat, da er einfach lebte und seine Liebhabereien nicht kostspielig waren. Diese ständige Finanzkalamität hat natürlich auf sein Thun und Lassen und selbst auf seinen Charakter viel Einfluß geübt. Es ist zwar schmählich, wenn ein venezianischer Zeitgenosse von ihm sagt: Um einen Dukaten sei er für alles zu haben, aber doch eben nur stark im Ausdruck übertrieben. Maximilian hat, als er schon die Krone trug, sich zu mancher Unternehmung für Fremde um Lohn hergegeben und hat sowohl Venedig wie England als gemieteter Feldhauptmann gedient, kaum anders als die parteilosen Kondottieren oder Söldnerführer Italiens, die mit ihren geworbenen Haufen, welche sie als Unternehmer zusammenbrachten, rein geschäftlich im Dienste des jeweils Meistzahlenden Krieg führten. Konsequent und ausdauernd ist jedoch Maximilian in seinen politischen Heiratsunternehmungen gewesen; darin war er der getreue Sohn seines Vaters. Und wenn das Glück ihn hier auch zuweilen betrog, so hat es ihn doch, wie wir sehen werden, überreich entschädigt, indem es seinem Hause Erb-

schaften in den Schoß warf, an die man bei den betreffenden Ehebündnissen unmöglich schon mit so großen Hoffnungen hatte denken können. Wir werden so manches Liebenswürdige und Sympathische von Maximilian zu berichten haben, besonders auch, wenn von seinem Familienleben, von seinem persönlichen Verhältnis zu Litteratur, Wissenschaft und Handwerk zu reden sein wird. Aber der Mann, dessen die Zeit bedurfte, wo ein verwandeltes politisches und Kulturleben an allen Enden zugleich an die Oberfläche drängte und wo ein Luther aufstand: ein Mann voll rücksichtsloser Energie und Größe im guten Bewußtsein seines Allgemeinsinnes, das war Maximilian nicht. Was man von ihm sagen kann, ist, daß er zeitlebens von sehr jugendlicher Natur geblieben sei. Gewiß liegt nicht zum wenigsten in dieser unermüdeten Jugendlichkeit die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit begründet. —

Nun rief ihn im Jahre 1477 seine Anverlobte in ihrer Not, und gleichzeitig erwies sich eine entgegenkommende Stimmung ihrer ungebärdigen Unterthanen für ihn vorhanden. So zog er denn hinaus, Maria zu gewinnen und für sie gegen Frankreich zu streiten. Nicht zum wenigsten hat diese kampfgemute Brautfahrt des „Ritters Teuerdank" dazu beigetragen, dem Sohne des Kaisers die Teilnahme und Zuneigung der Deutschen zu erwerben, und der zu erwartende Erfolg, der Maximilian zum Nachfolger des fast abergläubisch gefürchteten Karl und zum glänzenden und reichen Herrn dieser in ganz Europa beneideten Länder machen würde, konnte bei dem unausrottbaren Bewunderungsbedürfnis des naiven Volksgemüts nur noch mehr zur Verherrlichung führen. Im breiten Volke wußte man ja nicht, wie peinlich die Reise des Erzherzogs verzögert worden, wie schwierig die Aufbringung der notdürftigsten Mittel gewesen war, und daß Maria ihn schon eine Zeitlang beiseite gelassen und schließlich gedroht hatte, wenn er nicht bälder käme, des Verlöbnisses nicht achten zu können.

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Denkmal: Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Um die Vermählung, nachdem die Fahrt beschlossen war, nicht noch länger in Frage zu stellen, fand sie Ende April 1477 zunächst durch Prokuration, durch Stellvertretung statt, was bei fürstlichen Ehebündnissen damals überhaupt ein häufiger und ja sehr bequemer Ausweg war, um die Schwierigkeiten zu vermeiden, welche durch die oft recht große räumliche Entfernung und durch die dadurch mitbedingten Anstandsfragen entstanden. Am 19. August konnte nach Maximilians endlicher Ankunft auch die wirkliche Hochzeit gehalten werden.

Die historischen Parteinamen haben ja fast alle die Eigenschaft, daß man für den Ursprung der so unendlich viel gebrauchten gar keine oder nur eine hypothetische Verlegenheitserklärung hat, sie entstehen irgendwo mit oder ohne witzige Beziehung aus kleinem Anlaß, gefallen und sind Bedürfnis und verbreiten sich rapid; jedermann wendet sie schleunigst an. Jedenfalls bestanden die Hoeks hauptsächlich aus den großen und alten Familien, die Kabeljaus aus den mittleren Schichten der Städte und des Volkes. Daß sie jetzt wieder grimmig gegeneinander

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Denkmal: Schlacht bei Guinegate.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Der junge Beschützer der Herzogin sollte nunmehr mit den ihr verfügbaren Machtmitteln den Kampf gegen Frankreich aufnehmen. Aber von vornherein gab es auch viel Unruhe im Lande selber. Maximilian konnte zunächst allerdings darauf pochen, daß die Stände, die fortfuhren, das große Wort zu haben, selber ihn gewollt hätten. Jetzt kamen auch die alten aus dem XIV. Jahrhundert stammenden Parteiungen mit den wunderschönen, nach Meer und Fischmarkt duftenden Namen der Hoeks und Kabeljaus (Hoek ist Fischangel) wieder auf. stand, konnte für Maximilian eine günstige Handhabe sein, die Hoekschen bewilligten ihm auch bereitwillig 80 000 Thaler; aber er brachte es dennoch nicht zu Ansehen im Lande, selbst die persönliche Beliebtheit, die er in Deutschland leicht erreichte, wollte sich bei diesen ebenso bedächtigen, wie selbstgefälligen Städtern nicht erwecken lassen. Er kam eben nicht recht aus den Lehns- und Beamtentraditionen seiner österreichischen Heimat los, hatte wenig Begriff von den halb republikanischen Verhältnissen seiner neuen Umgebung und dem entsprechenden

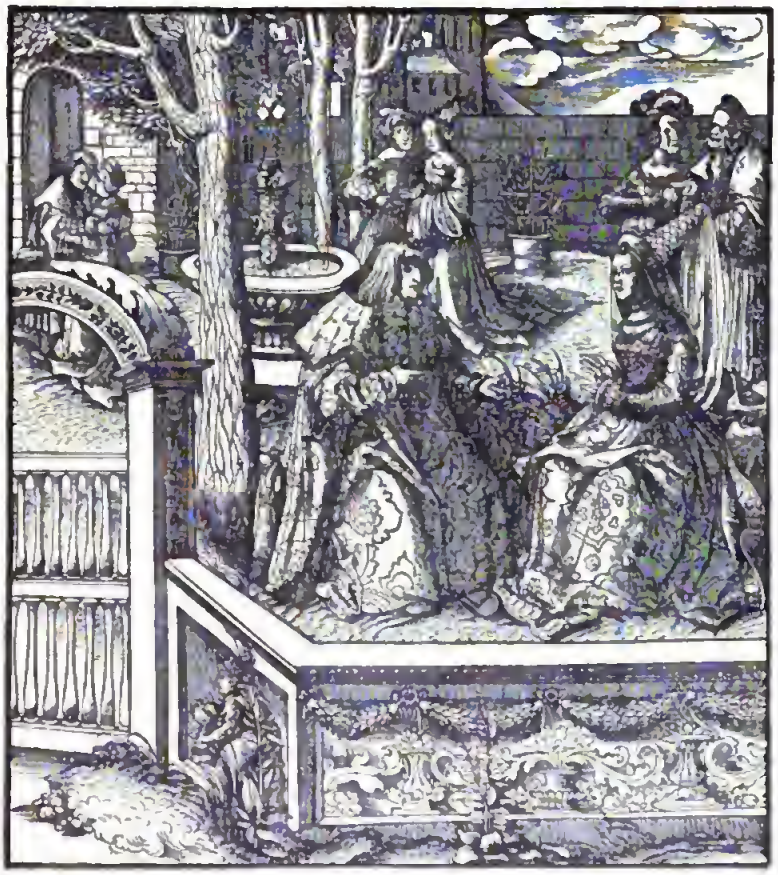
Kaiſer Maximilian I. Nach einem Farbenholzſchnitt von Hans Burgkmair.
(Original im Königl. Muſeum in Berlin.)

Wesen der Leute, war aber andererseits auch kein Reaktionär, dachte an nichts weniger, als etwa entschlossen an die Spitze der Hoeks zu treten, alle in den älteren und ritterlich-feudalen Überlieferungen stehenden Elemente um sich zu sammeln — kurzum, er war niemanden ganz recht und eigentlich überflüssig. Daß er über die Franzosen den fröhlichen Feldsieg von Guinegate (1479) errang, brachte ihn den Niederländern kaum näher und nützte nicht einmal sichtlich für den Krieg selbst; im ganzen schleppte sich dieser lahm in Waffenstillständen dahin.

Indessen Maximilian war glücklich, was ihm ja so leicht wurde zu sein. Und hier war eine Veranlassung dazu, solche, die echt war und ist und bleiben wird, solange inneres Menschentum und reines Herzensglück wertvoller sind, als äußerer Erfolg und alle Güter des Ehrgeizes und der Machtbegierde. „Hätten wir Frieden, wir säßen wie im Rosengarten," schrieb er einmal in diesen Jahren. Aus der politischen Ehe der beiden Fürstenkinder, die sich vorher nie gesehen hatten, war eine schöne und reiche Liebe hervorgegangen, und neue reinste Freuden erwuchsen den beiden, als Maria 1478 einen Sohn, Philipp, und 1480 eine Tochter, Margarete, gebar. Ein weiteres Kind, Franz, starb bald nach der Geburt (1481).

Maria war ein verständiges und liebenswertes junges Weib. Sie wollte, seit sie ihren Mann hatte, nur Gattin sein, keinen Vorrang vor einem Prinzgemahl als Erbin und Herzogin aufkommen lassen, sie ordnete sich aus freiestem Entschluß unter und wies ihm, wo sie nur Gelegenheit hatte, die öffentliche Stellung des vollgültigen Herrn und Regenten zu. Die Liebenswürdigkeit und Klugheit dieses Verfahrens wird dadurch nicht geschmälert, daß die kurze Versuchszeit ihres eignen Regiments nicht danach angethan gewesen war, sie nach einer weiteren Fortsetzung Verlangen tragen zu lassen.

Wie ihr ganzes Wesen, war auch die Erscheinung Marias anziehend, allerdings mehr von jenem unmittelbaren, lebendigen Zauber, der im Porträt immer etwas verliert. Ihre Augen nahmen jeden gefangen, und solche Frauen sind immer schön. Dazu war sie vollendet gewachsen, war lebhaft und anmutig in ihrem ganzen Auftreten. So ist von ihr der Eindruck einer auch äußerlich ungewöhnlich anziehenden jungen Frau übrig geblieben. Ihr Körper war in



Maximilian und Maria lehren einander Hochdeutsch und Französisch.
Aus Hans Burgkmairs Holzschnitten zum „Weißkunig."

mancherlei Übungen gewandt und gekräftigt; die Tochter Karls des Kühnen teilte ohne Anempfindung von vornherein die Vorliebe Maximilians für Reiten, Jagen und Turnierspiel. Sie paßten beide vortrefflich zusammen, indem sie sich teils ergänzten, teils als gute Kameraden in gemeinsamen Neigungen begegneten. Freilich in einer Kunst konnte er ihr nur zuschauen, in derjenigen, welche bekanntlich in den Niederlanden ihre älteste Heimat hat: wenn sie im Schlittschuhlauf auf den langgeschnäbelten Eisen sicher und mit heiter geröteten Wangen dahinglitt.

Am traulichen Abend daheim waren alte Aventüren ihre liebste Unterhaltung, die lasen sie zusammen und erlebten, ganz vertieft in den Stoff, alle Gefahren und Sehnsucht, Trauer und Wonne der liebenden Ritterpaare mit. Oder sie vergnügten sich durch wechselseitigen Unterricht: sie lehrte ihn französisch, weil es die burgundische Hofsprache war, und er sie das Hochdeutsch seiner Heimat, welches seit längerer Zeit die Grundlage einer mehr und mehr um sich greifenden allgemein deutschen Kanzlei- und Schriftsprache geworden war, die als solche ja danach durch Luther zum völligen Siege geführt werden sollte. Die Volkssprache in den Niederlanden bildeten übrigens, von der kleinen wallonischen Minderheit abgesehen, die vlämischen und holländischen, also niederdeutschen Dialekte; um sich hierin in erwünschter Weise verständlich machen zu können, ließ Maximilian sich von einer Dame des Hofes Unterricht erteilen.

Sein ganzes Leben hindurch hat Maximilian Jagdabenteuer gehabt, gesucht und dafür gesorgt, daß man von ihnen sprach. Durch Gewandtheit und manchmal nur durch günstige Zufallsverkettung hat er selbst den „Feind Unfalo," wie er im Teuerdank allegorisierte, immer glücklich bestanden, aber ihm sein Liebstes rauben sollte gerade die Art Übermut, womit er so gern kokettierte.

Es war bei einer Reiherbeize im Frühjahr 1482. Maria erwartete gerade ihr viertes Kind, kann sich aber nicht entschließen, daheim zu bleiben, und reitet mit. Sie erspäht einen großen sitzenden Reiher, treibt ihr Roß näher heran und will den Falken von der Hand lösen, da strauchelt und stürzt das Pferd, wirft die Reiterin an einen Baumstumpf und fällt auf sie. Man findet außer anderen schweren Verletzungen einige Rippen der Verunglückten gebrochen, die schlimmste Folge sucht ihre Scham und Reue zuerst noch zu verheimlichen.

Jagdschwert Maximilians samt Scheide und Besteckmesser. Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Maximilian war in trostloser Verzweiflung und verzagte laut, wenn er an ihrem Schmerzenslager saß; dann richtete sie ihn auf und beruhigte ihn, soviel sie vermochte. Aber wenn er nicht anwesend war, dann brachen ihre Jugendkraft und Lebenslust in leidenschaftliche Thränen aus, und sie jammerte bitterlich um ihr verscherztes junges Leben. Nahe vor ihrem Ende ließ sie die Ritter vom Goldenen Vließ an ihr Bett treten und geloben, daß sie ihren Kindern und ihrem Gemahl unverbrüchliche Treue halten würden. Maximilian war seit 1477 Großmeister des Ordens, da Karl der Kühne selbst für den einstigen Gemahl seiner Tochter die Nachfolge in dieser Würde bestimmt hatte. Auf diesem Wege ist, nebenbei gesagt, dieser berühmte burgundische Hof-„Orden" zum ersten habsburgischen und somit österreichischen und spanischen geworden.

Am 27. März verschied Maria, fünfundzwanzig Jahre alt. Ihr Verlust hatte für den völlig niedergeschmetterten Maximilian zugleich auch die Folge, daß er politisch den Boden gänzlich unter den Füßen verlor. Er hätte auftreten sollen als der natürliche Vormund des jungen Herzogs Philipp, seines Sohnes, aber die Vlamen — Flandern mit Brügge und Gent ward als das Hauptland im niederländischen Burgund angesehen und übte eine Hegemonie aus — entrissen ihm den Knaben, gerade so, wie sie sich einst der Person Mariens bemäch-

tigt hatten, und setzten einen Regentschaftsrat ein. Auch begannen sie, wie damals, selbständig mit dem drohenden Frankreich zu unterhandeln. Noch 1482, im Dezember, schlossen sie den Vertrag zu Arras ab. Darin verlobten sie dem französischen Dauphin Karl die zweijährige Tochter Maximilians und Marias, Margarete, und lieferten als ihren Brautschatz an Ludwig XI. die ihrer Verfügung gar nicht zustehende Freigrafschaft und Artois, sowie das Kind selber aus, damit es am französischen Hofe erzogen oder vielmehr als sicherstes Pfand des Vertrages dort in sanfter Verwahrung gehalten werde. Einst hatte die französische Politik Karl mit Maria vermählen wollen, jetzt erpreßte sie die Tochter. Die ganze damalige Staatengeschichte spielt sich wesentlich in den Heiratsplänen und Ehebündnissen der großen Familien ab, das Haus Habsburg stand damit keineswegs allein, sie trieben's alle, nur die anderen nicht mit so überraschendem schließlichem Erfolg.

Maximilian durfte sich mehr wie je eingestehen, er sei die entbehrlichste Person im Lande. Erst nachdem 1483 Ludwig XI. gestorben war, kam er wieder zu etwas mehr Anerkennung und 1485 gestand man ihm die Vormundschaft über den jungen Philipp und Regentschaft für ihn zu. Dann brachte ihm der Anfang des nächsten Jahres auch noch die deutsche oder, wie sie amtlich hieß, die römische Königskrone.

Maximilian verdankt seine Wahl, deren Haupthindernis lange Zeit der stets eifersüchtige alte Kaiser war, wesentlich den Hoffnungen, die er den verschiedenen Kurfürsten je nach ihren einzelnen Wünschen und Anschauungen zu erwecken meisterhaft verstanden hatte. Die einen, wie der edle und tapfere Albrecht Achilles von Brandenburg, versahen sich einer kraftvollen Reichsleitung von dem so feurig redenden jungen Herrn, die anderen, wie Berthold von Mainz, fanden ihn der „Reichsreform," die eine starke Verminderung der kaiserlichen Souveränetät in sich schloß, nicht so abgeneigt, daß viel Widerstand von ihm zu erwarten war. So ward denn auf dem Reichstage zu Frankfurt Maximilian am 16. Februar 1486 einstimmig zum römischen König gewählt. Während des Wahlaktes in der Bartholomäuskirche saß Kaiser Friedrich wartend in dem Zimmer der Bücherei, und als ihm der Ausgang gemeldet wurde, da mußte er, wie berichtet wird, „mildiglich" weinen. Nach Jahrhunderten zum erstenmale erblickte wieder ein Kaiser seinen gewählten Nachfolger, es war ein Ereignis geschehen, das nicht ohne besondere Wirkung bleiben konnte. Der Wahltag von 1486 und der nächste, die Wahl Karls V. 1519, sie bilden denn in der That auch die beiden folgewichtigen Vorgänge, durch welche das habsburgische Haus zur thatsächlichen Erblichkeit in der Kaiserwürde gelangt ist.

Philipp der Schöne.
Gemälde eines gleichzeitigen vlämischen Meisters.

Zur Krönung ritten die Kurfürsten und ein ansehnliches Gefolge von Fürsten und Herren mit dem Kaiser und dem König den Rhein hinunter und nach der Stadt Karls des Großen. Der Einzug in Aachen, vor den Thoren festlich vorbereitet, dauerte mehrere Stunden und bot alles erwünschte Gepränge. Wir stehen gerade in der Zeit,

wo derartige Prunkschaustellungen im westlichen Europa ihren Höhepunkt erreichten, nachdem die Renaissance sowohl in ihrer Heimat Italien, wie in Deutschland und Frankreich die Fürsteneinholungen, die großen Hochzeitszüge und sonstigen Prachtveranstaltungen zu kostbarer und harmonischer Vollendung ausgebildet hatte. Die künstlerischen Triumphzüge, wie sie von Dürer, Burgkmair und anderen damals entworfen und durch den Formenschnitt unter das Publikum verbreitet wurden, waren also keineswegs Gebilde der Allegorie oder dekorativen Phantasie, sondern Schilderungen und Entwürfe, die sich an die wirklichen Festveranstaltungen der Höfe anlehnten oder unter Umständen ihnen vorausgingen.

Die Reichsstadt Nürnberg hatte die Reichskleinodien und Kroninsignien, welche bei ihr seit 1424 in Verwahrung waren und heute in Wien sind, nach Aachen gesandt, und am 9. April geschah die Krönung. Nach dem Empfang der römischen Krone im Münster saß Maximilian auf dem steinernen Stuhle Karls des Großen und erteilte zweihundert ritterbürtigen Anwärtern den Ritterschlag. Danach erfolgte im Rathause das hochfeierliche Krönungsmahl. Auf der obersten Stufe der Estrade im Saal saßen der Kaiser und der König, mehrere Stufen tiefer die Kurfürsten. Ehe sich der Pfalzgraf und Kurfürst bei Rheine am Tische seiner Standesgenossen niederließ, hatte er noch seines Erzamtes zu walten. Er war des heiligen römischen Reiches und des Königs Erztruchseß oder Dapifer; als solcher begab er sich in die Ratsküche und trug mit dem gebührenden Ceremoniell eine verdeckt hergerichtete besondere Schüssel für den Tisch des Königs herbei.

Gleichzeitig fehlten die Veranstaltungen nicht, auf die das Volk draußen harrte. Im Rathaushofe lief ein Brunnen aus drei Röhren mit Rheinwein, und ein Ochs ward gebraten, in dem stak ein Schwein, in dem eine Gans, in der ein Huhn und so ähnlich immer kleiner herab, mehr zum Erzählen als sonderlich gut zu essen, ein rechtes Beispiel der damaligen, so gern grotesken Gastronomie. Auf dem Markt war ein Berg Haser aufgeschüttet, in den ritt nach der Tafel der Kurfürst von Sachsen als Erzmarschall hinein, bis das Roß fest stak, bog sich dann aus dem Bügel, füllte ein silbernes Gefäß mit dem Hafer, strich ab mit silbernem Stabe und schüttete den Ju-

Turnier zur Zeit Maximilians.
Nach einem Holzschnitt von L. Cranach im Kgl. Museum in Berlin.

halt des Gefäßes einem Naheſtehenden in den erhobenen weiten Ärmel. Kaum erkennt man in dieſer Ceremonie, zumal die Pointe poſſenhaft verunſtaltet iſt, noch den urſprünglichen Sinn des Hofdienſtes für den König durch ſeinen Marſchall, wie man allerdings vielleicht ebenſowenig in des Reiches oberſtem oder Erzmarſchall ohne weiteres den Marafkalk, den Mährenknecht aus der verſchollenen germaniſchen Einfachheit des früheſten Merowingerhofes, wiedererkennt. Das ſilberne Gerät übrigens und das Roß empfing der Reichsmarſchall von Pappenheim nach altem Anſpruch ſeines Amtes vom Erzmarſchall zur Beute, und um den Hafer rauſte das Volk.

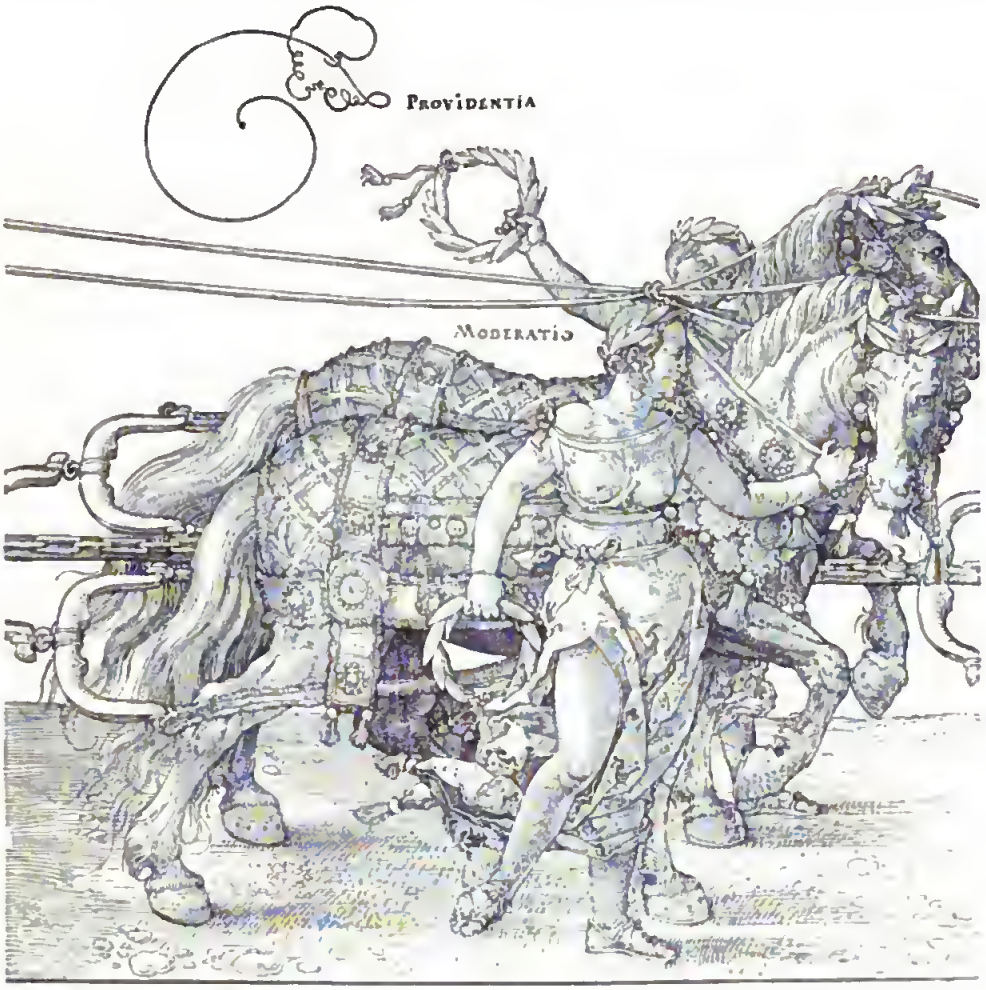
Dem Könige im Saal wurden unterdeß Ehrengeſchenke dargebracht. Er war in einer ſeiner großen Stimmungen, ſehr zu gnädigen Scherzen aufgelegt und dankbar für alle Objekte und Zuhörer. Unter anderen erſchien eine Abordnung der Ortsjuden und überreichte das für ſie übliche Körbchen mit goldenen Eiern. Maximilian in ſeiner Laune ſagte den ſpitzbärtigen Überbringern, ſie möchten doch noch ein wenig da bleiben, womit er ihnen unbeabſichtigt eine heilloſe Angſt einjagte. Denn die Aufmerkſamkeiten hoher Herren gegen die Söhne Israels durften in der Regel als bare Münze betrachtet werden, nämlich als ſolche, die ſie bezahlen ſollten. Man konnte nichts wiſſen, und das Geſchäft mit den Königen war damals noch ſchlecht. Sie baten alſo flehentlich, er möge ſie hinauslaſſen, und da er gewährend ſagte, zwar ungern laſſe man Hühner fliegen, die ſo koſtbare Eier legten, machten ſie ſich unter allgemeiner Heiterkeit ſchleunigſt davon. —

Das Roſenkranzfeſt. Mit dem Porträt Maximilians.
Gemälde von Albrecht Dürer im Prämonſtratenſerſtift Strahow zu Prag.

Es war doch vieles erreicht. Maxi-

Aus dem „Triumphzug Kaiser Maximilians" von Albrecht Dürer: Der Kaiserwagen.
Nach dem Original im Kgl. Museum zu Berlin.

milian war König und zwar durch ein wirkliches Vertrauen der Wähler. Eine gewiſſe Popularität in den weiteren Kreiſen des Reiches beſaß er auch ſchon. Und bald hatten die Habsburger einen weiteren Erfolg, der dem erwählten Träger der Krone als Mitgift zu dieſer eine beſondere und nicht unerhebliche Macht zur Verfügung ſtellte.



Aus dem „Triumphzug Kaiſer Maximilians“ von Albrecht Dürer: Allegoriſche Tugenden. Nach dem Original im Kgl. Muſeum zu Berlin.

In Schwaben, d. h. in demjenigen Stammesgebiete des Reiches, wo mit den Staufern das Herzogtum erloſchen und ein verwirrend vielköpfiges Konglomerat kleiner und kleinſter Reichsunmittelbarer übriggeblieben war, waren von jeher die Schutz- und Trutzeinigungen und Bündniſſe von Nachbarn oder beſonderen Gruppen üblich geweſen, wie ſie beſonders aus Uhlands ſagendurchwebten Balladen bekannt genug ſind. Alle dieſe Adelsgeſellſchaften und Städtebünde fanden eine höhere Form, in die ſie aufgingen, im Jahre 1488 durch die Gründung des großen Schwäbiſchen Bundes, und es war das geſchickte Werk Hugos von Montfort (wie deutſch ausgeſprochen, der Name iſt rhätiſch), der nicht nur kaiſerlicher Rat, ſondern ſelber einer der angeſehenſten reichsunmittelbaren Grafen in Schwaben war, dem Kaiſer einen beſonderen Einfluß auf den Bund vorzubehalten und deſſen Kräfte und Mittel der kaiſerlichen „Friedenswahrung“ und Politik in weitgehendem Maße zur Verfügung zu ſtellen.

Inzwiſchen war Maximilian freilich den Blicken des Reiches wieder entſchwunden, und

bald vernahm man ſogar, er ſei der Gefangene ſeiner Bürger zu Brügge. Die flandriſchen Städte waren neu erbittert auf ihn, weil Maximilians Handelsverträge mit England den brabantiſchen Rivalenſtädten Vorteile verſchafften, dagegen die flandriſche Tuchfabrikation tief ſchädigten. Trotzdem ging Maximilian aus dem ſichern Brabant mutwillig nach Brügge und ſandte von dort ſogar ſeine geringe Begleitmannſchaft fort, um herzogliche Schlöſſer gegen die in vollem Aufruhr befindlichen Genter ſchützen zu helfen. Am Tage danach riegelten die Brügger die Stadtthore zu, ſammelten ſich unter den 52 Bannern ihrer Gilden und zogen, ſogar mit ihren 50 Kanonen, vor die herzogliche Pfalz, den heute faſt verſchwundenen Fürſtenhof, wo Maximilian mit Maria gewohnt, wo ſie den Landesherrn, Philipp, geboren hatte und nun der verwitwete Regent ſich aufhielt. Und hinterdrein hinter der immerhin noch bedächtigeren Bürgerſchaft der Gilden drängte johlender Pöbel, der aus den ſchlimmſten Abſichten rohe Späße machte. Mit Mühe behielten jene die Oberhand und retteten, während die Pfalz geplündert ward, den wehrloſen König in das ſteinerne Haus eines Gewürzkaufmanns, wo ſie ihn durch 400 Mann zugleich bewachten und verteidigten.

Pokal Maximilians.
Original im K. u. K. Kunſthiſtoriſchen Hofmuſeum zu Wien.

Er ſelber verlor ſeine Würde nicht und ſprach ſo königlich zu den Führern, daß ſie begriffen, kein leichtes Werk auf ſich genommen zu haben. Aber frei kam er darum nicht, ſondern es begannen für ihn äußerſt peinliche Wochen, wo immer mehr die Roheit Oberhand gewann, ſeine Räte auf offenem Markte dem Volk zur Luſt gefoltert, ſolche Bürger, die einzelne ſchützen wollten, gemartert und enthauptet wurden, der König ſelber in Kränkung und Bedrohung lebte und ſeine Speiſe nur unter ſteter Giftbeſorgnis aß. Der Einlaß der wilden Genter in Brügge konnte den völligen Sieg der Volkstyrannei bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Sommergang.

Der Himmel hängt verträumt und blau,
Voll weißer Schwäne ſchwimmt die Luft; —
Wir wandeln durch die Sommerau
Und trinken Traum und Blütenduft.

Ich ſtreich' dir von der Stirn das Haar,
Ich leg' dir meine Hand ums Kinn,
Ich lächle in dein Augenpaar,
Weil ich ſo tief beſeligt bin.

Kaum weht ein Wind uns beide an,
Kaum wacht ein Wunſch, der uns bewegt;
Nur daß verſchwiegen dann und wann
Mein Mund ſich auf den deinen legt.

Wir gehn, als woll'n wir nie zurück,
Wir gehn und träumen Hand in Hand,
Und mit uns beiden geht das Glück
Durchs wunderbare Sommerland.

Karl Vanſelow.

Kaiſer Maximilian I. und ſeine Familie. Ölgemälde von B. Strigel in der Kaiſerl. Gemäldegalerie in Wien.
(Nach einer Originalphotographie von J. Löwy in Wien.)

Die Schuldnerin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Abdruck verboten.)

I.

In einem leidenschaftlichen Gespräch begriffen, bemerkten die beiden Menschen das Unwetter nicht, das draußen über Berg und Thal niederging und die Nachmittagsstunde mit unheimlicher Dunkelheit erfüllte.

Das Gesicht der Frau, die in der Haltung einer erzürnten Königin im Lehnstuhl saß, war rot und heiß. Der Stuhl stand frei da, einer breiten, nun geschlossenen Glasthür zugewandt, vor welcher sich ein großer Balkon mit Holzgeländer dehnte. Der Platz mochte sonst der Aussicht wegen gewählt werden; jetzt sah die Sitzende nichts von dem finsteren Schauspiel der schräg vom Himmel zur Erde niederjagenden Regengüsse, die wie eine graue, schimmernde Wand die Berge drüben verhüllten. Die Augen der Frau waren groß und mit lebendigstem Blick auf den jungen Mann gerichtet, der, bleich vor verzehrender Ungeduld, seine Worte mit eindringlichen, beschwörenden Gesten begleitete.

„Du bist in deinem Recht, aber ich bin auch in dem meinen," sprach die Frau.

„Ich sehe hier nur mein Recht, meine Angelegenheit, meine Verantwortung," rief der junge Mensch.

Charlotte Baumeister lächelte wehmütig. „Es hat sich zwischen dir und mir doch immer nur um deine Angelegenheiten gehandelt," sagte sie, „und wenn es galt, sie zu deiner Erleichterung, deinem Vorteil, deinem Fortkommen zu erledigen, — und das galt es immer — gabst du mir ein grenzenloses Recht, sie mit dir zu erwägen."

Er schwieg einen Augenblick, geschlagen von der Wahrheit ihrer Worte.

„Aber bei diesem Schritt —," begann er. Sie fiel ihm rasch ins Wort.

„Wird mein Recht zur Pflicht!" sagte sie mit starker Betonung. „Hast du mir nicht gerade in deinen ungestümen Liebesangelegenheiten schon einmal gedankt, daß meine Warnung dich vor übereilter Eheschließung zurückhielt?!"

„Ach," sprach er, eine schnell aufwallende Verlegenheit unter einem geringschätzigen Lachen verbergend, „ach die Geschichte. Nun siehst du, wenn ich vor einem Jahr eine ganz wahre, große, kraftvolle Leidenschaft für die schöne Milly empfunden hätte, wären eben deine Warnungen doch vergebens gewesen, wie sie es jetzt sein werden. Gerade die durchlebte Irrung gibt mir die Erfahrung zu fühlen, daß es jetzt Wahrheit ist. Niemand auf der Welt soll mich hindern, soll mir verbieten, Martina zu heiraten. Auch du nicht," schloß er heftig.

„Es ist von gar keinem Verbot die Rede, nur von der Bitte, dich zu prüfen, noch zu warten," sagte Frau Charlotte sanft.

„Ein Mensch von meinem Temperament, und warten!" rief er. „Willst du mir die siebenjährige Werbezeit zumuten, die in Großväterzeiten an der Tagesordnung war?"

„Nein, ich will nur nicht, daß du blind in ein Verhältnis hineinrennst, das dein Leben und deine Zukunft zerstören kann — an der ich so liebevoll gebaut habe," sprach sie schmerzlich.

Guy sah Thränen in ihren Augen. Mit einem Schritt war er bei ihr, legte den Arm um ihre Schultern und schaute ihr mit bezwingender Herzlichkeit ins Gesicht.

„Meinst du, daß ich das je vergessen werde? Meinst du, daß mein Weib dir nicht auch dafür danken wird? Einen Zuwachs sollst du erfahren an Liebe und Verehrung, du Treue, Einzige."

Er küßte sie, und sie streichelte ihm zärtlich die Wangen.

„Wenn ich nur Vertrauen fassen könnte," sagte sie seufzend.

„Ist mein Wort dir nicht Bürgschaft genug?" fragte er, indem er, immer noch den Arm um ihre Schulter haltend, auf der Seitenlehne ihres Sessels leicht saß.

Sie schüttelte leicht ihren Kopf.

„Die Schilderungen eines Verliebten — — Guy, weißt du noch, wie Vetter Pößneck sich verlobt hatte? Du kanntest seine Braut und konntest die Schilderung

kontrollieren, welche er von ihr und ihrer Familie machte! Du haſt gelacht nachher — weißt du noch? — Du ſagteſt: werden denn alle Männer zum Vogel Strauß, wenn ſie verliebt ſind? Nun ſteckſt du ſelber den Kopf in den Sand, um dich blind zu machen gegen die Gefahr und die Wahrheit."

„Oh — ich — —" wollte er anfangen.

„Still! Jeder Mann glaubt von ſich, er ſei die Ausnahme."

„Aber laß dir wenigſtens in Ruhe einen Bericht abſtatten," bat er. „Ich bin ſicher, daß du dir dann ein Urteil günſtigſter Art bilden wirſt. Seit meiner Ankunft haſt du nichts gethan wie Klagen, Sorgen, Warnungen zu äußern."

„Alſo erzähle!"

Er ſtand auf und fing an, den großen, in Lichtloſigkeit liegenden Raum zu durchmeſſen. Er ſprach am geſammeltſten im Gehen.

Aber in dieſem Augenblick begann ein ſo heftiges Knattern und Praſſeln gegen die Fenſterſcheiben und auf den Holzeſtrich des Balkons, daß Charlotte erſchreckt aufſprang.

Hagelſchloßen fuhren hernieder, ein Blitz zuckte mit kaltem Glanz vor der Bergwand hin, und rollendes, krachendes Donnergetön erfüllte ſogleich das Thal. Es war, als fände der tobende Lärm keinen Ausweg, von Wand zu Wand hallte er wieder, ſich immer neu erzeugend.

Die beiden ſtanden vor der Glasthür und ſahen in ſchweigendem Ernſt dem Unwetter zu. Sie vergaßen ihre eignen Angelegenheiten vor der mächtigen Zornesſtimme der Natur.

Neben dem großen, ſchlanken jungen Menſchen erſchien die Frau nur ein wenig kleiner. Aus ſeinen dunklen Augen und aus ihren grauen blickte die gleiche Lebhaftigkeit des Geiſtes, und obſchon ihre Züge ſich nicht eigentlich ähnlich ſahen, hatten ſie doch etwas verwandtes, das durch die Gleichheit des Blutes ebenſowohl erzeugt ſein konnte, als durch die Gleichheit des Bildungsganges und der Anſchauung. Sie waren beide dunkelblond und hatten beide eine merkwürdige Ähnlichkeit in der Ausdrucksweiſe. Die Art die Sprache zu gebrauchen, bringt intime Ähnlichkeiten oder Verſchiedenheiten ans Licht.

Ihre Züge wie die ſeinen waren nicht von regelmäßiger Schönheit, und doch wirkten ſie beide wie ſchöne Menſchen. Hierzu mochte ebenſoſehr die ſtolze Vornehmheit ihrer Haltung, als die ſtarke Intelligenz ihrer Angeſichter beitragen.

Aber Charlotte Baumeiſter hatte bleiche Farben, während Guys junges Geſicht in den warmen Tönen eines brünetten Teints glühte. Und wie bei allen bleichen Frauen färbte die Erregung Charlottens Geſicht rot und fiebriſch, und wie bei allen brünetten Männern machte der Zorn Guys Farben fahl erblaſſen.

Jetzt, da ſie ſtanden und dem Unwetter zuſahen, das über Meran und das Etſchthal niederging, ebneten ſich ihre Pulſe, und der gewohnte heitere Ausdruck kehrte ihnen wieder.

Unwillkürlich legte Charlotte ihre Hand auf ſeinen Arm, und er zog dieſe Hand an ſeine Lippen. Dann ſtanden ſie Arm in Arm und ſahen, wie der Hagel, der dick geſchichtet auf der Holzbaluſtrade des Balkons lag, ſchon anfing glaſig zu zergehen.

Die Muhre zog, einer grauen Säule gleich, die ſich vom Himmel bis zur Erde drohend reckte, das Etſchthal hinunter. Noch klatſchte Regen nieder, aber ſchon ſah man das rotbunte Häuſergebreite von Meran, durchſchnitten von der weißſchäumenden Paſſer. Und als drohende Wand dahinter reckten ſich die Felſen des Gebirges auf. Die Mutſpitzen hatten ſich während des Wetters in friſchen Schnee gehüllt, der bis tief hinab zu den Waldungen, die ſie umgrünten, reichte. Am bewölkten, unruhigen Himmel zeigten ſich ſchon blaue Fetzen.

Es entſprach der Stimmung der beiden, ſtumm gewordenen Menſchen merkwürdig wohlthätig, dem langſamen Wechſel der Witterung und Beleuchtung zuzuſchauen.

Plötzlich ſchoß ein Bündel Sonnenſtrahlen zwiſchen Wolkenriſſen hervor und durchzitterte einen Strich ſprühenden Regens. Wie ein Lachen ging es durch die Natur. Man ſah ſchon: das Arge war überſtanden und gleich würde die gewohnte leuchtende Fröhlichkeit wieder über das Thal ihre Reize ſchütten.

Wieviel ſtärker und kälter waren alle Farben geworden. Der Regen hatte die Hitze aus der Luft gewaſchen und von der

Nähe und Ferne ihren feinen, Linien und Töne verhüllenden Schleier genommen.

Die Fenster waren beschlagen. Guy wischte mit der rechten Hand das Glas klar. Der Anblick draußen war so schön, daß sie ihn sich nicht verbergen lassen wollten.

Wie ein Erker an einem Riesenschloß, so war Charlottens Schlößchen hoch an den Bergeshang gebaut. Vor ihm ging Rebengelände, einer schiefen Ebene gleich, hinab bis zu den höchsten Niederlassungen von Obermais. Das Gelände glich nun, im Glanz der Regennässe, einem blanken, grünen Tuch. Neben dem Bau breitete sich rechts und links ein Kastanienhain, der sich rückwärts nach oben in die Wälder verlor, die den schroffen Felsen dunkelgrün umkleideten, bis dahin wo er seine Gipfelzacken nackt und grau emporreckte.

„Du, warum haben wir uns eigentlich aufgeregt?" fragte Charlotte.

„Ich habe mich gar nicht aufgeregt, nur du," behauptete er.

Sie stritten sich lachend ein Weilchen, wer der Aufgeregtere gewesen.

Inzwischen war das Licht wieder in den Tag zurückgekommen, und auch das große Zimmer erhellte sich. Guy und Charlotte gingen Arm in Arm auf und ab. Es schien beinahe, als hätten sie ihr Thema vergessen. Sie sprachen, sich einander mit scherzhaften Vorwürfen überhäufend, von der Vergangenheit, wie zwei, die in dieser nur liebe, schöne Dinge gemeinsam haben, an die zurück zu denken Glück und Erfrischung ist.

„Das war schon immer so bei dir: gleich schlug die Flamme oben zum Dach heraus! Das habe ich dir leider nicht aberziehen können," sagte sie.

„Als Baumeister mich einmal strafen wollte wegen meiner Heftigkeit, hörte ich dich sagen: ‚Temperamentlose Menschen sind mir ein Greuel.' Ich kann's dir ja beichten, von da an dachte ich, es imponiert dir, wenn ich unartig bin. Ich dachte, ich beweise dir meine Begabung am sichersten, wenn ich tolle Streiche mache."

„Das wäre ein ganz unkindliches Denken gewesen. Das erfindest du in diesem Augenblick, um zu thun, als habest du abermals keine Furcht vor mir gehabt!" rief sie lachend.

„Die Furcht weise ich für jede Epoche zurück. Dazu liebte ich dich von je zu sehr. Aber Respekt — heidenmäßig! Wenn du es denn so gerne hören magst. Bis sich das Verhältnis zwischen uns umkehrte und ich der Herrschende ward," sagte er.

„Vor so viel Anmaßung und Übermut könnte mir die Antwort vergehen," meinte sie, „du — und der Herrschende!"

„Das liegt in der Mannpersönlichkeit. Das siehst du alle Tage. Mütter lassen sich schließlich von denselben Söhnen befehlen und beugen sich ihrem Regiment, die sie einst mit der Haselgerte, ich will nicht sagen wo, traktierten. Ältere Schwestern, die strenge Tyranninnen ihrer kleinen Brüder waren, dankten später demütlich ihrem Schöpfer, wenn diese Brüder ihnen als Männer mit Rat und That die Verantwortlichkeit abnehmen," stellte er voll Behagen an seiner stärkeren Position fest.

„Wann hättest du mir mit Rat und That beigestanden? Ich denke es war umgekehrt," sprach sie.

„Ich bin auch weder dein Sohn noch dein Bruder," sagte er, übermütig jede logische Entwickelung des Gesprächs abschneidend, weil er Charlotte zu sehr im Recht wußte.

„Letzteres quasi doch. Weißt du noch, wie ich dich zehn Jahre lang ignoriert habe?!"

„Das hast du genug bereut. Du hättest zehn Jahre länger das Glück haben können, mich zu lieben und zu erziehen."

„Zehn Jahre länger die Sorge, deinen Trotz zu bändigen und deine Anlagen zu entwickeln. Erinnerst du dich noch der Geschichte mit der Helgoländer Reise?"

Und Charlotte erzählte, als Stichprobe von Guys ungeheurem Trotz, eine Geschichte von einer Fahrt nach Helgoland, welche sein Schulfreund Robert Pehrbrand einst mit Guy unternehmen gewollt. Guy half mit allerlei nachträglichen Erklärungen Geständnissen ein.

Charlotte hatte jene Fahrt für Guy nicht zugeben wollen, weil sie gerade in den beiden Schulfreunden eine schlechte Gesellschaft für den Sechzehnjährigen witterte. Die Wut über den Verzicht, zu welchem er genötigt war, und über die Strenge, welche Charlotte in diesem Falle walten ließ, hatte Guy damals die Kraft gegeben,

acht Tage lang kein Wort über die Lippen zu bringen und keinen Bissen zum Munde zu führen. Wenn Charlotte sich auch überzeugt halten konnte, daß der Knabe von seinem oder seiner Freunde Taschengeld auf den Schulwegen sich die nötigste Nahrung kaufte, blieb es doch immer ein starkes Stück von Guy, die Speisen auf dem reichen Baumeisterschen Tisch unberührt acht Tage lang an sich vorbeigehen zu lassen. Blaß und mager war er damals geworden. Weder Herrn Baumeisters Strafpredigten, noch die Vorstellungen des alten Hausarzies hatten einen Erfolg gehabt. Aber als Guy eines Mittags hörte, daß Herr Baumeister mit Charlotte in schroffem Ton sprach, und als er dann eine Thräne auf Charlottens Teller fallen sah, begriff er plötzlich die Situation: er war hier der Geduldete, von Baumeister ungern gesehene, und Charlotte erlitt Unbill wegen seiner Unart. Sein Herz war von Reue und Schmerz zerfleischt. Aber eine Bitte um Verzeihung konnte er sich nicht abringen. Ihm war, als hätte er vor Scham sterben sollen, wenn er eine Frau um Vergebung bäte. In der Dämmerstunde ging er in Charlottens Zimmer. Als sie, die gerade die Vorhänge zuzog, sich nach dem Eintretenden umwandte, zu sehen, wer da komme, fiel er ihr schlankweg leidenschaftlich um den Hals.

Es war eine glückliche Stunde für sie beide gewesen, denn in ihr entschied es sich, daß sie fortan zusammengehörten: Charlotte hatte den Knaben mit dem scheuen Stolz seiner sechzehn Jahre verstanden, die schweigende Abbitte begriffen und mit keiner Silbe die verflossenen schrecklichen acht Tage berührt. Sie las in seiner Seele und wußte, sie spräche der intimsten Wahrheit gemäß, als sie dann am Abend, um Herrn Baumeisters gerechten Groll in der für diesen Mann nötigen Art zu besänftigen, erzählte, daß Guy voll heißer Reue ihre Vergebung erbeten und erhalten habe. Auch wußte sie zu verhüten, daß Baumeister noch eine seiner rekapitulierenden Moralpredigten hielt, mit denen er vergangene und schon vergebene Unarten gern nochmals an sich und dem Sünder vorüberziehen ließ.

Guy vergaß es niemals. Zunächst verfiel er in einen schwärmerischen Verehrungskultus für die Einunddreißigjährige. Heute, wo sie doch einmal auf alle die alten Geschichten kamen, gestand er noch eine Anzahl Charlotten bisher unbekannt gebliebener Überspanntheiten.

Ihr Lachen und das seine klangen durch den Raum. Der Unterschied der Jahre war so ziemlich zwischen ihnen geschwunden, eine vollkommene Offenheit, ein unbegrenztes Vertrauen herrschten zwischen ihnen. Ihr Zusammensein, welches das Leben ihnen karg genug bemaß, war ihnen Feierzeit.

Ein nicht gerade romantisches, aber doch immerhin nicht ganz alltägliches Schicksal hatte sie miteinander verbunden.

Charlotte war die Tochter eines juristischen Senators von Hamburg. Senator Dr. Vollrad hatte sich als ein vielgesuchter Rechtsanwalt ein hübsches Vermögen erworben, groß genug wenigstens, um bei der auf ihn fallenden Wahl die Senatorenwürde annehmen zu können, welche ihm die Fortführung der Advokatur verbot und ihm als finanzielle Entschädigung ein immerhin nur bescheidenes Gehalt gab. Das einzige Kind seiner Ehe war Charlotte gewesen.

Sie sah sich mit sechzehn Jahren als Halbwaise. Der Tod erlöste damals den Senator von einem peinigenden Gallensteinleiden, das ihm Nerven und Stimmung schon seit langer Zeit verdorben und ihn zu einem grämlichen, gereizten Manne gemacht hatte.

Sein Tod wirkte fast wie eine Befreiung, aber natürlich gestanden weder Mutter noch Tochter es sich selbst mit ihren geheimsten Gedanken ein, daß ihr Leben jetzt weitaus angenehmer war als vordem. Im Besitz eines genügenden Einkommens und der allerbesten gesellschaftlichen Beziehungen konnten sie sich ihre Tage nach ihrem Geschmacke einrichten.

Der Geschmack der Frau Senator richtete sich aber vornehmlich auf Veränderung. Sie war keine Hamburgerin gewesen, ihr Mann hatte sie während seiner Universitätszeit kennen gelernt. Obgleich sie von der ganzen, hochangesehenen Familie des Gatten in der reizendsten Weise aufgenommen worden war, konnte ihre süddeutsche, lebhaftere und sorglosere, auch oft etwas oberflächlichere Art sich nie ganz den hanseatischen Leben einfügen. Sie beschloß,

ihren Wohnsitz nach München zu verlegen. Charlotte, mit ihrem ganzen Wesen in dem Boden wurzelnd, dem sie entsprossen war, sträubte sich gegen diesen Wechsel. Die Familie legte sich ins Mittel und rang der Mutter das Versprechen ab, daß die Uebersiedelung keine definitive sein sollte. So stand die Senatorin davon ab, das Vollradsche Familienhaus zu verkaufen. Es wurde vermietet, und Charlotte behielt das tröstliche Bewußtsein, daß die Rückkehr immer offen bleibe.

Von München aus, wo sie sich wider ihr Erwarten wohl fühlte, ging sie jeden Winter nach Hamburg zum Besuch der Verwandten. So schien ihr Leben eigentlich an Inhalt und Vielseitigkeit gewonnen zu haben, sie freute sich von ganzem Herzen und sorglos des Daseins.

Sie zählte fast zwanzig Jahre, als ihr eines Tages in Hamburg ein Brief ihrer Mutter gebracht ward, der entscheidend für ihre eigene Zukunft wurde.

Aus unserer Studentenmappe:

Studienkopf von Franz von Defregger.

Die Mutter teilte ihr ohne lange Vorrede, mit einer gewissen naiven Freudigkeit und Selbstverständigkeit mit, daß sie sich verlobt habe und sich binnen kürzester Frist wieder zu vermählen gedenke. Es war offenbar: sie erwartete von der Tochter Mitfreude, jubelnde Glückwünsche. Der Gedanke, daß Charlotten eine Wiederheirat der Mutter unsympathisch oder gar verhaßt sein könne, war der, in spätem Glück schwelgenden Frau gar nicht gekommen.

Charlotte war empört, fast verzweifelt. Die ganze Hamburger Familie begriff und nährte ihre Stimmung. Ja, wenn der Erwählte noch ein gesetzter, bekannter, angesehener Hamburger gewesen wäre! Aber so — kein Mensch wußte, wer Ludwig Fabarius war. Ein Münchener Maler, aber keiner von den namhaften. In Hamburg wenigstens hatte man ihn nie nennen hören. Bei den ausgedehnten Beziehungen, welche alle Welt in Hamburg diesseits und jenseits des Ozeans unterhielt, dauerte es keine vierzehn Tage, bis man genaue und wenig erfreuliche Auskünfte über diesen Ludwig Fabarius hatte.

Talent sollte er haben, und hier und da brachte ihm ein ausgestelltes und verkauftes Bild auch Ehre und Geld. Allein das letztere zerrann unter seinen Händen. Er sollte sein, was man so einen „genialen Kerl“ nennt, mit den ausgebildetsten Instinkten für Schönheit, Lebensfreude und Luxus. Daß er Schulden hatte, war gewiß, die Angaben darüber schwankten zwischen ungeheuerlichen Ziffern und bescheidenen Summen. Jedenfalls war die Senatorin Vollrad, abgesehen von allem anderen, auch gar nicht reich genug, um sich das Wagnis einer solchen Heirat gönnen zu dürfen. Denn laut Testament und Gesetz wurde nun das Vermögen zwischen Mutter und Tochter geteilt.

Eine unerquickliche Zeit für Charlotte

begann. Neben den seelischen Erregungen gingen die peinlichen Geldgeschäfte her.

Jetzt dachte Charlotte anders über die damaligen Ereignisse. Damals hatte sie sich mit der blinden Ungerechtigkeit und Urteilslosigkeit, die junge Weiber alternden Frauen gegenüber haben, als Feindin ihrer Mutter gebärdet. Jetzt wußte sie, daß die Vierzigjährige wohl auf ein schweres Eheleben mit dem kränklichen und von seinen Berufsgeschäften ganz hingenommenen Mann zurückblickte, daß ihr wenig persönliches Glück, kein idealer Liebesüberschwang beschieden gewesen waren.

Welcher Frau ist das beschieden? Den allerwenigsten! Charlotte wußte es längst, aus eigenem schwerem Leben. Und so begriff sie ganz gut, daß ihre Mutter damals, als ihr der glänzende, schöne von Geist und Temperament sprühende Mann begegnete und sich ihr werbend nahte, im Eigenrecht ihres ungestillten Glücksverlangens jubelnd aufflammte.

Aber damals fand sie eine solche Heirat unzart, unklug, unschön. Das Bild ihrer Mutter schien ihr entadelt. Sie war ihr ein weniger verehrungswürdiges Weib, weil sie eben noch ganz Weib war.

Charlotte schämte sich, wenn sie sich ihre Mutter mit dem Lächeln bräutlichen Glückes am Arm des schönen Mannes vorstellte. Sie erinnerte sich, kurz vor ihrer Abreise aus München Ludwig Fabarius noch kennen gelernt zu haben. Er war von hoher Gestalt und hatte einen ausdrucksvollen, dunklen Römerkopf, so daß er eher wie ein Schauspieler als wie ein Maler aussah.

Und dieser Mensch sollte der Nachfolger ihres Vaters werden! Charlotte vergoldete auf einmal den verstorbenen Senator. Seine Übellaunigkeit wurde zum berechtigten Anspruch des bedeutenden Mannes, geschont und verstanden zu werden; seine Bissigkeit zur attischen Schärfe eines feinsten Geistes; sein Mangel an Interesse für die Seinen zur klassischen Tugend des antiken Republikaners, der sein Leben seiner Stadt weiht.

Außerdem bäumte sich ihr hanseatisches Familiengefühl auf. Senator Dr. Vollrads Geschlecht war ein seit vielen, vielen Generationen hochangesehenes. Von dem Stammbaume des Fabarius wußte kein Mensch etwas. Er sollte einer Handwerkerfamilie entsprossen sein. Gewiß war, daß er in erster Ehe mit einem Modell vermählt gewesen und einen fünfjährigen Knaben besaß. Die einen sagten, die erste Ehe sei geschieden, weil das ehemalige Modell mit einem Freunde Fabarius' davon gelaufen; die anderen behaupteten sogar, Fabarius habe sich scheiden lassen, weil er Frau Senator Vollrad heiraten wolle, und die Senatorin müsse der Ersten ein Jahresgehalt zahlen.

Charlotte hörte jeden Klatsch, die „Teilnahme" trug ihr alles zu. Und die ganze Familie war sich einig, daß Charlotte nicht nach München in das Haus Fabarius' gehen könne, um da als Stieftochter eines solchen Mannes zu leben.

Charlotte ließ sich gern in dieser Richtung beraten und weiterschieben, weil sie die seelische Unmöglichkeit fühlte, ihrer Mutter zu begegnen.

Sie schrieb ihrer Mutter einen langen Brief, worin sie ohne Schroffheit und doch voll Trauer auseinandersetzte, daß sie es nicht über sich gewinnen könne, zurückzukehren. Heimlich hoffte sie, die Mutter werde darauf den Bund wieder lösen.

Aber auch die Mutter mochte fühlen, daß die erwachsene Tochter im Augenblicke nur als eine Störerin in das neue Glück treten könne. Ihr war zunächst das Fernbleiben Charlottens willkommen.

Beide Frauen klammerten sich in ihrer herzlichen Liebe zu einander tröstend an das Wort: später — — —

Die Mutter fand darin die Ruhe, sich ganz ihrer Liebe zu widmen; die Tochter eine Beruhigung, wenn ihr Zweifel über die Berechtigung ihrer Haltung kommen wollten.

Die Vermögensauseinandersetzung machte Charlotte finanziell unabhängig von der Mutter. Nichts war natürlicher, als daß Charlotte auf ihre Hälfte das Familienhaus mit übernahm, nichts natürlicher, als daß die Mutter froh war, ihren Anteil daran an Charlotte verkaufen zu können. Aber man legte der Frau das als dringendes Bedürfnis nach barem Gelde aus, dessen sie für die Schulden ihres Geliebten benötigt sei.

Alle Hamburger Verwandten waren einig darin, daß Charlotte am besten thäte, zu heiraten. Gerade schien es auch, als ob Konrad Peter Baumeister, der Junior-

chef des alten Kaufhauses Baumeister & Co., Charlotten den Hof mache.

Ohne sich verschworen zu haben, handelte die ganze Familie und Freundschaft wie in einer Verschwörung.

Charlotte kam in keine Gesellschaft mehr, ohne Konrad Peter Baumeister als Tischgenossen zu erhalten. Man wußte ihn zu loben und seine Fehler noch anziehend und für eine Frauenhand bildungsfähig darzustellen. Er war ein stattlicher Mann, und er gefiel Charlotten wirklich am besten vor allen Männern, die ihr bisher direkt oder indirekt als Werber sich genähert. Unter anderen Verhältnissen hätte sie ihn wohl mit ungetrübteren Augen beobachtet. Jetzt maß sie ihn am glänzenden und leichtfertigen Bilde des schönen Fabarius und sah alles als „ernste Gediegenheit, als unantastbare Solidität."

Konrad Peter Baumeister wurde in demselben Sinne und mit derselben Klugheit und Feinheit für Charlotte Vollrad bearbeitet.

Und als beide erst befangen einander gegenüber waren, schien die Sache gesichert. Man sagte ihnen auf den Kopf zu, daß sie verliebt seien. Vielleicht waren sie es wirklich, jedenfalls glaubten sie es zu sein. Ihre Verlobung erregte allgemeine Genugthuung.

Baumeister ließ seiner Frau das unbeschränkte Verfügungsrecht über ihr Vermögen, das ihm nur klein erschien, zu klein, um seinem Hause als ein Kapitalzufluß zu dienen, der neue großartige Unternehmungen gestattet hätte. So machte es sich vornehmer, wenn er es gar nicht in die Firma Baumeister & Co. übernahm.

Charlotte war damals sehr glücklich. Sie blieb in den Verhältnissen, welche ihr als die besten und vornehmsten schienen, und brauchte ihre Vaterstadt nicht zu verlassen.

Aber langsam kam der Staub des Lebens und legte sich auf den Goldglanz des Glaubens an das Glück.

Baumeister hing bald nach den Flitterwochen die Bräutigamsverpflichtungen und Allüren in den Schrank wie ein Sommerkleid, das man im Herbst nicht mehr trägt, ohne sich lächerlich zu machen.

Drei Kinder starben dem Ehepaar in den ersten sechs Jahren der Ehe. So blieb Charlotte kinderlos. Denn als das dritte starb, hatte schon jedes Liebesleben zwischen ihr und dem Gatten aufgehört. Nicht etwa infolge von Zerwürfnissen oder schweren Konflikten. Mit einer Selbstverständlichkeit war das Interesse Baumeisters an seinem Weibe eingerostet, daß Charlotte selbst sich gar keinen anderen Gang der Dinge hätte vorstellen können. Sie lebten in untadeliger Haltung, friedlich, einander in allen äußerlichen Fragen entgegenkommend, das zusammen weiter, was die Welt eine Ehe nennt.

Jedes Jahr traf Charlotte ihre Mutter in einem stillen Weltwinkel. Bald im Schwarzwald, bald in Tirol, bald auf einer friesischen Insel verlebten sie vertraute Wochen zusammen. Dem zweiten Gatten der Mutter zu begegnen, konnte Charlotte sich nie entschließen, umsoweniger als er Sorgen über Sorgen in das Leben der einst so verwöhnten Frau trug.

Und jedes Jahr hatte Charlotte nach diesem Zusammensein eine lange Zeit voll innerer Kämpfe zu bestehen, bis sie ihre stolze Ruhe wieder fand. Denn durch die Erzählungen und das Gebaren der Mutter sah sie in eine fremde Welt, in seelische Phänomene hinein:

Fabarius hatte Schulden gehabt, das halbe Vermögen der Frau war schon am Hochzeitstage zur Tilgung dahingegeben. Er machte neue Schulden. Die Frau gab und gab. Er war untreu. Die Frau verzieh. Er verschwand für Monate ins Ausland. Jubelnd nahm die Frau ihn wieder auf. Er arbeitete wenig. Die Frau bewunderte das Wenige als überragende Leistung. Er kümmerte sich kaum um seinen Sohn. Die Frau war selig, daß er ihr vertrauensvoll seine Erziehung überließ.

Charlotte stand vor Rätseln. Sie bemühte sich, die Haltung ihrer Mutter unwürdig zu finden. Und doch gelang es ihr nicht.

Da war etwas Ungeheures, etwas Naturgewaltiges, das Achtung forderte: eine wahre, riesengroße, selbstlose Liebe.

Charlotte versuchte gar nicht die Mutter aus ihrer Ehe herauszulösen. Sie sah: in allen nie endenden Sorgen, Qualen, Thränen war sie noch glücklich, weil sie liebte. Sie sah auch: trotz all seiner Leichtfertigkeit liebte der Mann ihre Mutter. Er konnte

Digitized by Google

sie martern, aber er konnte nicht ohne sie sein. Er mußte immer wieder an ihr treues Herz zurückkehren, wie ein Heimwehkranker.

Wenn Charlotte mit diesem wildbewegten Leben ihrer Mutter ihr eigenes gleichmäßig hinschleichendes Dasein verglich, konnte sie sich nicht recht zu dem Hochmut aufraffen, der ihr angeboren und anerzogen war: dem Hochmut auf das Korrekte.

Zehn Jahre dauerte die unruhvolle Ehe, dann starben Fabarius und Frau schnell nacheinander. Sie hatte den Typhuskranken mit einer Hingebungsraserei gepflegt, die das eigene Verderben sucht. Ihr von Erregungen aller Art zerrütteter Körper nahm schnell die Ansteckung auf.

Als Charlotte nach München fuhr, um die Mutter zu begraben, fand sie unerhörte Zustände vor.

Das Vermögen der Mutter war vollkommen verbraucht. Es war ihr von ihrem ersten Gatten in der selbstverständlichen Voraussetzung vermacht worden, daß nach ihrem Tode Charlotte in den Besitz des Geldes käme. Daß sie es für einen zweiten Mann vergeuden könne, war ihm offenbar nie als möglich erschienen, er hatte keine entsprechende Schutzparagraphen in sein Testament gesetzt gehabt. Charlotte konnte sich demnach mit Recht als beraubt ansehen.

Außerdem hatte der seiner Frau im Tode nur um vierzehn Tage vorangegangene Fabarius eine Schuldenlast von mehr als vierzigtausend Mark hinterlassen.

Charlotte hörte in ihrem Lebenskreise oft genug von gesunden und kranken Geldverhältnissen sprechen, sie hatte sich in diesen Dingen einen klaren Blick und verständige Meinungen angeeignet. So war es ihr ganz zweifellos, daß nichts anderes geschehen könne, als über den Fabariusschen Nachlaß den Konkurs erklären zu lassen. Sie hatte überhaupt dem Nachlaß gegenüber nur eine Meinung, kein Amt.

Als ihre Mutter begraben war, konnte der Mann Fabarius und alles was damit zusammenhing, für sie als ausgelöscht gelten. Der Knabe des verstorbenen Malers ging sie nichts an, es war ein fremdes Kind, nicht der Sohn ihrer Mutter, nicht ihr Bruder.

Aber Anstandsgefühl und ein gewisses allgemeines Mitleid mit dem ganz Verwaisten bestimmten sie, einiges Interesse zu zeigen und eine Unterredung nachzusuchen mit den beiden Freunden Fabarius', die sich zum Vormünderamt, das hier nur Last sein konnte, gemeldet hatten.

Sie wollte sich erbieten, bis zur Erwerbsfähigkeit des Jungen einen kleinen Erziehungs- und Ausbildungsbeitrag zu leisten, und wünschte ferner, aus dem zur Versteigerung kommenden Nachlaß zu erwerben, was persönliches Eigentum ihrer Mutter gewesen.

Sodann dachte sie die Vormünder darauf aufmerksam zu machen, daß die rechte Mutter des Knaben noch irgendwo lebe, und daß man trachten müsse, ihr, als der Nächstberechtigten, ihn zuzusenden.

Das ward dann eine schwierige Unterredung zwischen der stolzen, formsicheren norddeutschen Patrizierin und den beiden gutmütigen, saloppen und leichtherzigen Malern. Aber schließlich fühlten die beiden Maler doch, daß die schöne, kühle Dame Herz haben müsse, und schließlich sah Charlotte doch, daß die derben nachlässigen Worte, die ihr im bayrischen Dialekt erst gar nicht ernsthaft klangen, einen gesunden Sinn hatten.

Es kam heraus, daß die Schulden Fabarius' Ehrenschulden waren. Nicht im landläufigen Sinn, der Spielschulden so nennt, sondern tief und wahr: Kollegen hatten ihm das Geld geborgt, im Glauben, daß seine Frau noch reich sei; sie gerieten selbst in Not, wenn nun der Nachlaß in Konkurs kam.

Und was die leibliche Mutter des jungen Guy anbetraf, so sollte sie ganz untergegangen sein. Sie lebe, wieder als Modell, in Wien, und ihr den talentvollen Jungen zu überantworten, würde eine Sünde sein. Da bleibe es schon gescheidter, wenn die Gnädige ein kleines Geld geben wollten, ihn bei einem Maler in Pension zu thun, denn der Junge habe ein verteufeltes Zeichengenie.

Charlotte fühlte sich menschlich ergriffen. Sie litt unter dem Gedanken, daß bescheidene Künstler ihren ersparten Notschilling hergeliehen, im Vertrauen auf das Vermögen der Verstorbenen.

Es hatte ihrem Herzen auch wohlgethan, daß der junge Guy so aufrichtige Thränen am Grabe seiner Stiefmutter geweint.

Sie bat, alle Entscheidungen über den

Humor und Schwerfälligkeit. Nach dem Aquarell von Adolf Oberländer.
(VII Internationale Kunstausstellung in München 1897.)

Nachlaß und den Knaben noch für einige Tage hinauszuschieben, blieb in München und schrieb an ihren Mann.

In den drei Tagen bis zum Einlaufen der Antwort behielt sie Guy bei sich im Hotel. Sie erkannte an dem artigen Anstand des Knaben die Erziehung der Mutter. Ob dieselbe auch seelisch Einfluß auf ihn gewonnen, ließ sich in diesen drei Tagen nicht erkennen, wo der Respekt und die Trauer das Wesen des Knaben in einem Zwang hielten.

Aber es gab ihrem Herzen Trost und Genugthuung, aus den abgefragten Berichten Guys zu entnehmen, daß diese Kinderseele wenigstens der Verstorbenen Liebe um Liebe gegeben.

Herrn Baumeisters Antwort fiel aus, wie Charlotte erwartet: korrekt und mit objektiver Auffassung der Finanzfrage. Die Nachlaßschulden mochte Charlotte aus ihrem Privatvermögen tilgen, wenn es ihrem Herzen ein Bedürfnis sei, er wolle sich darin weder Rat noch Abmachung erlauben. Ob der Sohn jenes Mannes ihr freilich jemals Dank wissen werde, ob er überhaupt eine Empfindlichkeit für die Integrität des Namens Fabarius habe — derlei sei doch angeboren — lasse er freilich dahingestellt. Was den Knaben anbetraf, so war Baumeister darin ganz einer Meinung mit Charlotte: wenn etwas nach ihm kommen sollte, mußte er der Sphäre entzogen werden, die beide nach den Proben, die ihnen zufällig geworden, für ganz verderblich hielten, und mußte in Hamburg seine weitere Ausbildung erhalten. Sowohl Baumeister als Charlotte hatten das Gefühl, wenn man ihn nach Hamburg rettete, konnte noch etwas aus Guy werden.

Die Vormünder waren freudig überrascht, daß Charlotte vom Fabariusschen Nachlasse den Konkurs abzuwenden dachte. Daß Guy aber mit nach Hamburg sollte, dauerte sie für den armen Jungen herzlich. Sie waren überzeugt, daß er dort an Herz und Gaben verkümmern und ein elender Gewürzkrämer werden würde. Indessen, da sie nicht reich genug waren, den Sohn des Freundes durchzufüttern, mußten sie wohl ja sagen.

Ob Guy eine Empfindung dafür habe, daß Charlotte den Namen seines Vaters von Schuld und Schmach reinige, ließ sich bei dem Fünfzehnjährigen nicht feststellen. Jedenfalls hielten ihm die beiden Maler eine schöne Rede und banden ihm auf die Seele, was alles er Charlotten schulde. Tief in ihrem Innern sahen sie es nicht als so etwas Großes an, denn sie vermuteten in Charlotte eine mehrfache Millionärin und waren überhaupt, wie die meisten Menschen, die besitzlos unter Schulden und Schwierigkeiten lustig in den Tag hineinleben, geneigt, aus den Geldbeuteln anderer grandios zu disponieren.

Charlotte und Baumeister waren sich auch darin einig, daß man den fremden Knaben natürlich nicht im Hause behalten wolle. Schon deshalb nicht, weil er sich dort an materielle Daseinsformen gewöhnen würde, die viel zu üppig waren für einen, der nichts hatte, und einmal alles durch eigne Kraft erwerben mußte. Aber Charlotte und Baumeister waren auch sehr gewissenhaft.

Sie fanden es leichtfertig, den ihnen völlig Unbekannten in die erste beste Pension zu geben. Er sollte also ein Jahr in ihrem Hause leben. In der Zeit konnte Charlotte ihn genau studieren, um zu entscheiden, ob Guy dann zum Pastor Rauher oder in die Anstalt des Doktor Thoresen gegeben werden konnte. War er gut geartet, sollte der liebevoll väterliche Rauher ihn haben; schien ihm spartanische Strenge nötig, war Thoresen der rechte Mann.

So kam Guy Fabarius in das Haus von Charlotte Baumeister. Von einer Pension war nie mehr die Rede. Selbst Baumeister zeigte dem lebhaften, liebenswürdigen und begabten Knaben ein karges Wohlwollen, das er freilich immer durch Strenge milderte, die er in Anbetracht der Umstände dem Sohn eines Fabarius schuldig zu sein glaubte.

Und für Charlotte war dieser junge Mensch der Inhalt ihres ganzen Lebens geworden.

So lange es irgend anging, hielt sie Guy Fabarius in ihrem Hause unter ihrem Einfluß fest. Sein für den erwählten Beruf nötiger Bildungsgang gestattete sein Verbleiben in Hamburg. Das Zeichentalent, von welchem die Münchener Vormünder damals sich so viel versprochen, war nicht in erster Linie der Beweis einer malerischen Begabung gewesen. Es hatte

sich nach anderer Richtung entwickelt. Guy war Architekt geworden.

Baumeister und Charlotte waren sehr befriedigt von dieser Wahl. Sie rechneten sich die Söhne aus guten hanseatischen Familien vor, die es als Architekten zu Namen und Geld gebracht.

Guy machte alle einschlägigen Kurse durch und arbeitete bei den ersten Hamburger Meistern.

Jedes Jahr reiste Charlotte mit ihm, und er lernte in Frankreich und Italien alle Wunderbauten kennen.

Es blieb Guy nicht verborgen, daß er zwar an Herrn Baumeisters Tisch saß, scheinbar mit den Anrechten und der Vertraulichkeit eines Pflegesohnes, daß aber Charlotte es ganz allein war, die Gedanken und — Geld für ihn hingab. Beinahe schien es, als ob Baumeister seiner Frau die Ausbildung dieser jungen Menschenexistenz überließ, wie andere Gatten ihre Frauen einen Sport oder eine Kunst von ihrem Privatvermögen treiben lassen. Aber der namenlose Hochmut, der vielleicht der Grund dieser Haltung Baumeisters war, kränkte Guy weiter nicht. Er übersah ihn, er ließ ihn nicht an sich herankommen. Er fühlte sich voll freudiger Sicherheit in Charlottens Schutz und Liebe.

Charlotte war eine kluge Frau und sagte sich, daß Guy auch einmal in anderen Verhältnissen als in den ihn tragenden Hamburgern sich versuchen müsse, um sich voll zu entwickeln. Guy selbst wünschte sich für einige Jahre eine Thätigkeit in Berlin, um sich dann später als selbständiger Architekt in Hamburg niederzulassen.

Es gelang schnell, für den hochbegabten und mit glänzenden Verbindungen Versehenen in Berlin bei einer berühmten Architektenfirma eine verantwortliche und gut besoldete Stellung zu finden.

Seit vier Jahren lebte er nun in Berlin; noch zwei weitere Jahre und als Dreißigjähriger sollte er dann in Hamburg sein eigenes Bureau öffnen.

In diesen vier Jahren hatte Charlotte wenig von Guy gehabt. Er war nicht mehr Herr seiner Zeit, und nur an hohen Festtagen konnte der junge Mann in dem Baumeisterschen Hause als Gast einkehren.

Charlotte, plötzlich einer täglichen Aufgabe beraubt, lebte unterdes ihr herkömmliches Leben: im September und Oktober auf dem Baumeisterschen Schlößchen in Tirol, im Winter im Vollradschen Hause in Hamburg, im Frühling und Sommer in der Baumeisterschen Villa an der Elbe.

Sie schmiedete Pläne für die Zukunft und sah schon im Geist Guy als großen Mann von Hamburg. Sie verheiratete ihn, hätschelte seine Kinder und liebkoste die Hoffnung, daß ihr Gatte schließlich doch Guy, wenn auch nicht als Vollerben, so doch zur Hälfte, im Testament bedenken werde.

Schon einmal hatte sie aus diesen Plänen ein Heiratswunsch Guys aufgeschreckt. Er hatte sich in eine junge Berlinerin verliebt, über welche Charlotte nur das Ungünstigste hörte. Als Tochter eines gefeierten, aber in unordentlichen Verhältnissen steckenden Schriftstellers, hatte die schöne Milly ein ganz unbeaufsichtigtes Backfischalter hinter sich, aus dem sie als unheimlich gewandte, schlagfertige, illusionslose junge Dame hervorgegangen war, der man unschwer anmerkte, daß das Leben keine Geheimnisse mehr für sie habe. Charlotte war nach Berlin geeilt und hatte Guy beschworen, den entscheidenden Schritt noch aufzuschieben. Zwei Monate später dankte Guy seinem guten Engel mit heißen Worten: Milly war unheilbar kompromittiert durch Beziehungen zu einem Bildhauer, dem sie mehr als nur ihr Haupt nachzubilden gestattet hatte.

Und jetzt nach kaum Jahresfrist stand Guy schon wieder in den hellen Flammen einer „großen" Liebe.

Es kam Charlotte um so überraschender, als sie ihn mit ganz anderen Dingen sehr leidenschaftlich und glücklich beschäftigt wußte. Guy hatte sich an einer Konkurrenz beteiligt und seine Entwürfe mit den ehrgeizigsten Hoffnungen begleitet. Der Herrscher eines mitteldeutschen Staates dachte sich einen neuen Palast zu bauen. Da er eitel und kunstsinnig war, hatte er eine Wettbewerbung ausschreiben lassen und namhafte Künstler zu Preisrichtern ernannt. Guys Entwürfe hatten den ersten Preis erhalten; seine Pläne der Raumverteilung sollten genial, die architektonischen Zeichnungen der Fassaden von kühner Schönheit sein. Alle Fachblätter waren voll von seinem verheißenden Talent, auch die Tagespresse sprach von ihm.

Da der Bau dieses Palastes über die thatsächlichen Mittel des fürstlichen Herrn hinausgegangen wäre, blieb es für Guy bei dem Ehrenpreis und der öffentlichen Anerkennung. Aber er durfte sich doch gestehen: es war der erste und ein großer Erfolg.

Mit bangen Ahnungen hatte Charlotte das Telegramm empfangen, das seine Ankunft in wichtiger Angelegenheit verkündete.

In heftigem Streit war ihnen die erste Stunde ihres Beisammenseins verflogen.

Aber nun schritten sie miteinander als friedlich Plaudernde im großen Gemach hin und her, indes draußen die Nachmittagssonne schnell die Spuren des niedergegangenen Unwetters auftrocknete.

Die helle Sonne schien ins Zimmer.

„Sieh, drüben die Berge sind schon im Schatten. Im Vintschgauer Thal sind noch gelbe Sonnenstreifen — komm," sagte Guy und ließ Charlottens Arm.

Weit riß er die Thüren auf und trat auf die Bohlen des Balkons, die von Feuchtigkeit und schon getrockneten Stellen dazwischen ganz scheckig aussahen. Die weiße Mauer des Baues war in Licht gebadet; an dem Epheu- und Rosengerank, das vom Fuß des Schlößchens hinauf zum Balkon sich emporgetastet, hing es noch wie ein Schleier von blinkenden Tropfen.

Die Luft war voll Reinheit und Kraft. Schwarzgrün dräuten die Bergwände drüben, Ausläufer des Ortlergebirgstockes einerseits und andererseits der Ötzthaler Alpen, zwischen denen das sonnige Vintschgauthal sich herauswand mit der weiß- und wildschäumenden Etsch. Der bunte Fleck, den die Häuser von Meran im Thal bildeten, verbarg die Vereinigung der Etsch mit der von Norden aus dem Passeierthal kommenden Passer; aber breit und wirbelnd sah man dann die Etsch, die einen scharfen Bogen gemacht, südwärts gen Bozen fließen. Die Riesennase des zum Mendelgebirg gehörenden Ganskofels schloß südlich den Blick ab.

Unten aber, das diesseitige Berggelände heraufkletternd, lagen, rotbunt und lustigen Farbenflecken gleich, die Häuser von Obermais.

Entzückt von dem oft gesehenen Blick breitete Guy die Arme aus. Diese Luft atmete sich wie Wonne und Leben. Sie schien Kraft zu geben. Sie wirkte wie ein Zaubertrunk der Jugend. Trägheit, Unglück, Zweifel verwehten in ihr. Sie lud ein zur That und zur Freude.

„O Gott, wie schön!" sprach er: „Charlotte, komm."

Sie trat neben ihn. Und da rief er: „Was wird Martina sagen, wenn wir ihr dies Bild zeigen."

II.

Dieser Anruf gab Charlotten sofort wieder das Gefühl der Gegenwart und ihrer Ängstlichkeit zurück. Ihr fiel Goethes: „wenn ich, liebste Lylly, dich nicht liebte," ein. War das nicht ein sicherer Beweis von Liebe, daß Guy die altbekannte Schönheit neu genoß, im Gedenken, daß die Geliebte sie eines Tages mit ihm genießen werde?

Schweigend stand Charlotte neben Guy, gleich ihm die Arme auf das Balkongeländer gelegt und die hinausgestreckten Hände gefaltet.

So sahen sie lange dem Schauspiel zu, das die Natur ihnen gab.

Seltsame Schatten krochen aus dem Thal das Berggelände empor zu ihnen heran. Es waren Schatten von spitzkegeliger und breitzackiger Form, die gigantischen und verzerrten Silhouetten der Berge, hinter denen die Sonne sank, für ihre Strahlen noch den Weg durch Thäler, Einsenkungen und Scharten findend.

Und mit einemmal versiegte das Licht auf der weißen Mauer, und Balkon und Epheugeranke lagen im bläulichen Schatten, der nun auch über Charlottens Haus emporgewachsen war. Zugleich ging ein empfindlicher Hauch von Kälte durch die Luft.

Hinter den noch immer schweigend Schauenden hantierte jemand mit leisem Geräusch. Auch floß ein warmes rotes Licht aus der offenen Thür in den blauen Dämmerschein draußen.

Charlotte wandte sich um.

„Der Thee," sagte sie nnd ging hinein. Guy folgte ihr, zog mit häuslicher Fürsorglichkeit die dicken Seidengardinen vor der geschlossenen Glasthür zusammen, that ebenso mit den Vorhängen an den beiden Fenstern rechts und links von der Thür und setzte sich dann in einen Lehnstuhl an den Tisch.

Von Glück und Behagen ſtrahlend, ſah er bequem zu, wie Charlotte ihm den Thee machte. Es war ihr immer, wenn er wiederkam, als ſei er nie eine Stunde lang fortgeweſen.

Der ſaalartige Raum ward durch die Säulenlampe nur wenig erhellt. Das gab gerade die rechte Beleuchtung für all die köſtlichen alten Eichenmöbel, mit denen er ausgeſtattet war. Auf der Truhenbank an der Wand und auf den geſchnitzten Stühlen lagen Kiſſen in milden erloſchenen Farben. Vom braungetäfelten Plafond hing ein alter venetianiſcher Kryſtallleuchter herab. An den mit dunkelgrünem Stoff überzogenen Wänden hingen alte Bilder, Wappen und Schilde. Die Vorhänge waren ſchwer und verblichen, ihr Stoff ähnelte alten Kirchengewändern.

„Weißt du," ſagte Guy, „man hat immer wieder ſeine Freude an all dem ſchönen Kram, und wie du ſtilvoll dazwiſchen wandelſt mit deiner ſtolzen Haltung und deinem dunkelgrünen Sammetkleid."

„Ja, es ſind ſchöne Sachen," beſtätigte Charlotte, „es war ein Glück, daß Baumeiſters Mama ſie zuſammengekauft hat, als noch niemand Intereſſe an den in Tirol verſteckten Schätzen nahm. Heut würde es wohl zu koſtſpielig ſein, ſich dergleichen zu ſammeln."

„Kann für die Gattin Konrad Peter Baumeiſters etwas zu koſtſpielig ſein?" fragte er.

„Haſt du denn etwa den Eindruck, daß wir uns grenzenlos unſere Wünſche befriedigen?" fragte Charlotte entgegen, indem ſie Guy noch eine Taſſe Thee hintrug.

Aus unſerer Studienmappe:

Zeichnung von René Reinicke.

Er nahm zum Danke ihre Hand, küßte sie und streichelte sie ein wenig.

„Den Eindruck konnte ich nicht haben, weil ich fast nie Wünsche bei dir oder Baumeister bemerke," sagte er. „Euer Zustand ist äußerlich ein vollkommener und beneidenswerter. Ihr braucht nur zu erhalten. Neues hat in eurem Leben und in euren Häusern kaum Platz. Das ist schon angefüllt von den Pflichten und den Dingen, die euch eure Väter für Leben und Heimat geschaffen."

Charlotte setzte sich Guy gegenüber, in erreichbarer Nähe neben ihrem Stuhl hatte sie die kupferne Theemaschine. Der Kessel schwebte frei über der bläulichen Flamme. Darunter, auf dem rötlich blinkenden Tablett, standen Porzellan und Silber.

„Ist es aber nicht viel schöner, wenn man aus eigner Kraft sich alles neu schafft?" fragte sie.

„Gewiß!" sagte er mit starkem Nachdruck, setzte aber nach einer knappen Pause seufzend hinzu: „Immerhin gibt es aber Stunden im Leben, wo es sehr angenehm ist, wenn die eigne Kraft noch den goldenen Hintergrund eines Familienvermögens hat, auf das man rechnen kann. So zum Beispiel, wenn man heiraten will und sich etablieren möchte."

„Für diesen letzteren Fall, der für dein dreißigstes Lebensjahr in Hamburg vorgesehen war, hatte ich dir meine Unterstützung versprochen. Baumeister sagt, ein Architekt, der ein Bureau eröffnet, thut am besten, wenn ihm der Zufall nicht schon gleich einen Bau zuweist, einen Spekulationsbau auffallender Art zu unternehmen. Ein Mietshaus, in bester Gegend und in besonderem gediegenem Stil, oder eine schöne Villa."

„Da hat Baumeister sehr recht. Aber du sagst das in so versteckt em Ton, so'n bißchen verklausuliert, Charlotte," sprach er und legte den Kopf auf die Seite, um an den Herbstblumen vorbei, die buschig und bunt aus einer Vase mitten auf dem Tisch aufragten, recht in Charlottens Gesicht zu sehen. „Wenn ich das alles mit achtundzwanzig anstatt mit dreißig will, bleibt mir deine Unterstützung versagt?"

„Aber gewiß nicht! Bin ich die Frau, mich an ein Datum zu klammern?" fragte sie, ohne ihren Blick von der Theetasse zu erheben, in welcher sie langsam rührte.

„Aber wenn ich heirate — dann wird sie mir versagt?" forschte er. Sein kluges junges Gesicht war in Beobachtung und Erwartung gespannt.

Charlotte sah auf, ihr klares, graues Auge begegnete seinem dunklen Blick. Sie suchten ein Weilchen schweigend einander aus den Mienen zu erforschen.

Seine Gedankenfrage war: ist sie es im stande, sich von mir zurückzuziehen, wenn ich gegen ihren Willen heirate?

Aus unserer Studienmappe:

Spreewälder. Studie von Hans Baasner.

Und die ihre: ist es wahrhaftig sein Ernst, muß ich ihn das Wagnis unternehmen lassen?

„So erzähle mir doch," sagte dann Charlotte, die den Hauptinhalt seiner Frage schon vergessen hatte. Guy aber glaubte, sie umgehe eine Antwort mit Absicht, um sich weder durch ein Ja oder ein Nein zu binden.

Schließlich war es gerecht und natürlich, wenn Charlotte ihre Haltung von der Würdigkeit seiner Wahl abhängig machte. Das konnte in Charlottens Charakter, Erziehung und Lebensgewohnheiten liegen.

Teils um Charlottens Herz, teils um ihre Hilfe für seine Zukunft zu gewinnen, fühlte er sich instinktiv getrieben, Martinas Bild zu vergolden.

Er wollte nicht lügen. Er glaubte auch gar nicht unwahr zu sein, wenn er das, was er von der Zukunft hoffte, als Zustand der Gegenwart schilderte.

Schließlich gründen sich die Glücksaussichten aller Verliebten auf unbestimmte Hoffnungen. Gewiß ist ihnen nur die Verliebtheit. Alles andere ist dunkle Ungewißheit.

Wenn sie von ihrer Zukunft reden, sind sie wie unerfahrene Unternehmer, die fanatisch darauf schwören, daß das neue Geschäft, in welches sie ihr Geld stecken, sie zu Millionären machen wird, und deshalb fühlen sie sich in ihrem Recht, wenn sie es gegen Zweifler mit großen Worten verteidigen.

Außerdem bildet sich jeder Mann ein, der geborene Erzieher zu sein und das Weib, in das er verliebt ist, nach seinen Wünschen ummodeln zu können. Er ist seiner Erziehungsresultate im voraus so sicher, daß er schon die Ernte in der Hand zu haben glaubt, noch ehe er begann, die Saat auszustreuen. Und er vergißt, daß ihm die Verliebtheit alle Erzieherfähigkeit, wenn er sie überhaupt besaß, entwindet.

Guy begann:

„Als ich Martina kennen lernte . . ."

„Seit wann kennst du sie?" fragte Charlotte gleich dazwischen.

„Oh, schon seit anderthalb Jahren und länger," sagte er.

Sie war sehr erstaunt.

„Also schon als du deinen Roman mit der Milly begannst? Warst du denn damals blind für Martina? Wie kam das so?"

Es war ihm nicht ganz lieb, daß aus der Erzählung ein Verhören werden zu wollen schien.

„In diesen Dingen darf man sich nichts erklären wollen," sagte er. „Vielleicht kam es, weil Martina, der ich freilich schon ein bißchen den Hof machte, sich sehr ablehnend verhielt. Vielleicht waren meine Wünsche schon zu sehr auf die andere gerichtet."

„Seit wann gab Martina denn ihre ablehnende Haltung auf?" fragte Charlotte, ihn aufmerksam ansehend.

„Vielleicht seit etwa sechs Wochen."

„Ach — —"

„Wie so — ach!" sagte er gereizt.

„Nun, vor sechs Wochen hattest du gerade den schönen Erfolg mit deinem ersten Preis, und alle Zeitungen prophezeiten dir eine große Zukunft. Es war auch von einem reichen Hamburger Kaufmann dabei die Rede, der dich an Kindesstatt angenommen haben sollte!" sprach Charlotte langsam.

Er erbleichte.

„Auf dergleichen kann doch nur eine Frau kommen," sagte er erbittert.

„Ich versuche nur zu sehen, wo du blind bist."

„Ich bin nicht blind," rief er.

Charlotte faltete die Hände auf der Tischdecke und sah mit gütigem Lächeln in Guys erregtes Gesicht.

„Ich bin nicht blind. Ich bin nicht eifersüchtig. Ich habe keine Schulden. Das sagen die Blinden, die Eifersüchtigen, die Verschwender. Aber lassen wir das. Es ist mir ein viel zu unliebenswürdiges Geschäft, neben dem elementaren Ereignis einer Liebesleidenschaft mit Haltgeschrei einher zu laufen. Ich will dir ja nur wieder und wieder sagen: prüfe dich. Aber wenn es denn sein muß, so laß mich zusehen, ob ich nicht etwas Vertrauen oder ein gutes Vorurteil gewinnen kann. Ich weiß ja noch gar nichts von dem Mädchen. Ich habe mich nur gegen dich selbst gewandt, weil dein überstürzter Entschluß mir Angst machte. Sie ist zweifellos aus guter Familie?"

„Legt dein hanseatisches Vorurteil soviel Gewicht darauf?" fragte er und nahm

wie ein Verlegener, der Ablenkung sucht, aus der Blumenvase eine weiße Aster, deren Stengel er dann zwischen seinen Fingern bald nach rechts, bald nach links drehte.

„Nicht mein hanseatisches Vorurteil, sondern der Mensch in mir, das Weib legt darauf Gewicht," sprach sie und wußte schon, daß jene Martina keine rühmlichen Familienbeziehungen habe. „Die Frau, die du heiratest, soll einst deine Kinder erziehen; sie gibt deiner Häuslichkeit ihr Gepräge und drückt deinem eigenen Wesen ihren Stempel auf, so weit es beeinflußbar ist."

„Ich bin nicht beeinflußbar," sagte er trotzig. Nun mußte Charlotte herzlich lachen.

„Merk' dir ein Paradoxon: nur ganz unbedeutende Männer kann man nicht beeinflussen. Die geistesstarken und ihrer selbst sicheren, sind gar nicht auf der Hut vor Weibereinflüssen. Die meinen hochgemut: ich bleibe ich! Auch sind sie mit zu viel wichtigen Geschäften in Praxis und Gedanken beladen, als daß sie die kleinen Sorgen des Tags und des Hauses nicht der Frau überlassen sollten. Und wenn die Frau den Charakter des Mannes auch nicht zu beeinflussen vermag, seinem Gebaren in allen gesellschaftlichen und ethischen Dingen drückt sie doch ihren Stempel auf. Hingegen die Unbedeutenden! Die sind wachsam. Die fühlen instinktiv: du darfst dir gar nichts mehr nehmen lassen, sonst wirst du zur Null. Und so wehren sie sich gegen alles, selbst gegen vernünftige Widersprüche. Siehst du, daher zieht eine minderwertige Frau den besseren Mann nimmer herab, während eine Frau, die an Qualitäten über ihrem Mann steht, diesen selten hebt. Und weil wir das wissen, wir Frauen, deshalb sträuben wir uns dagegen, einen wertvollen Mann an eine Frau aus schlechter Familie oder von schlechter Erziehung geraten zu sehen."

Guy schwieg. Der Blumenstengel zwischen seinen nervösen Fingern war schon ganz zu fleischlosen Fasern erweicht.

„Also Martina ist aus keiner besonders erfreulichen Familie. Das bezeugt die Wendung des Gesprächs und die arme Blume, die du so herumwirbelst."

Guy warf die Aster auf den Tisch und stand auf.

„Umsomehr sollte deine Gerechtigkeit anerkennen, daß Martina ein Engel an Reinheit und Güte und nebenbei ein hochgebildetes Mädchen ist, was alles sie doch bei den Verhältnissen nur aus sich selbst geworden und geblieben ist."

Er ging auf und ab; nur wenn er sprach, blieb er, das Gesicht Charlotten zugewandt, immer stehen.

„Was sind das denn für Verhältnisse?" fragte Charlotte beklemmt.

„Martinas Vater ist erster Komiker am Nordendtheater in Berlin, ihre Mutter spielt Anstandsdame am Südendtheater. Von dem Gatten und Vater sehen die Frauen fast gar nichts. Ich will zugeben, daß er keine erfreuliche Erscheinung ist, aber schließlich doch nur eine ganze Nebenperson, die im Hintergrund bleibt."

Guy atmete erleichtert auf. Das Schlimmste war gesagt.

Dunkelrot im Gesicht, kaum hörbar fragte Charlotte:

„Und die Mutter?"

Eifrig erzählte Guy:

„Eine Frau von tadellosen Formen, von einer hervorragenden Intelligenz und großer künstlerischer Begabung, für die es ein Jammer ist, daß sie noch an keiner Hofbühne eine passende Wirkungsstätte fand. Aber natürlich — auch sehr beschäftigt. Martina erwuchs, sich ziemlich selbst überlassen. Obschon sie unberührt von all den, wenn auch höchstlich ehrenwerten, so doch immerhin etwas unordentlichen Verhältnissen blieb, wie eine Lilie, so begreifst du doch, daß ich den Tag ersehne, wo ich sie herausheben und in deine Nähe bringen kann."

Charlotte versuchte zu lächeln.

„So möchtest du dich schon jetzt in Hamburg etablieren?" fragte sie kaum hörbar.

„Gewiß, das möchte ich."

„Wenn es denn unabwendbar ist — so — so — hast du wohl Recht — sie lieber da fort . . . ."

Sie brach in Thränen aus.

Guy eilte zu ihr, kniete vor ihr und legte seine Arme um ihre Taille. Sie ließ ihr weinendes Gesicht lange auf seiner Schulter.

Dann versuchte sie die Thränen zu trocknen. „Es ist — es ist so schade um dich," flüsterte sie.

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Der Choleriker.
Nach einer Zeichnung von Otto Bromberger.

Dies Wort erschütterte ihn tief. Er erhob sich, trat hinweg und legte seine Hand über Stirn und Augen.

Noch mit thränenerstickter Stimme fragte Charlotte weiter:

„Dann ist Martina auch wohl arm?"

„Ja. Aber das macht dir nichts — ich weiß es. Ich kann ja arbeiten. Und ich weiß auch: die Stätte zur Arbeit, die Gelegenheit, hilfst du mir schaffen!"

Charlotte nickte, noch das Taschentuch vor dem Gesicht. Er fuhr fort:

„Der Vater hat viertausend Mark Gehalt und gibt auch einen Teil davon her für das Hauswesen. Die Mutter hat nicht ganz fünf — und große Ausgaben für Toiletten. Weißt du, neuntausend Mark für ein Bühnenehepaar in Berlin — das ist sehr wenig. Zurücklegen haben Kalkowskis jedenfalls nicht können. Martina ist bescheiden gewöhnt. Und ist nicht Bescheidenheit, Sparsamkeit, Zufriedenheit auch eine Mitgift?" fragte er Charlotte, schmeichelnd ihre Wangen liebkosend.

Sie wollte ihm eine Freude machen. Er sollte ihren guten Willen sehen. Aus ihrem bangen Herzen heraus sagte sie:

„Sicherlich. Oft eine bessere als Geld."

„Siehst du!" sagte er beglückt.

Seine heimliche Unsicherheit war doch so groß, daß er das kleinste Wort des Zutrauens für Martina dankbar hinnahm.

„Und dann hat sie auch noch einen Bruder," erzählte er weiter, in fröhlicherem Ton, „das ist nun ein famoser Kerl, der Philipp. Er ist Maler, wie mein Papa war. Er ist in der Berliner Gesellschaft sehr beliebt und verkehrt überall. Ohne gerade schon Modeerfolge gehabt zu haben, steht er schon ganz auf eigenen Füßen. Mit ihm kam auch Martina in die Gesellschaft. Die Eltern haben eben wenig Zeit."

Charlotte seufzte schwer.

„Das ist ja freilich alles so ganz, ganz anders als wie es kommen sollte, und ich es mir immer für dich gedacht hatte. Man muß versuchen, sich hinein zu denken. Meine Pläne freilich waren anderer Art."

„Gestehe es nur — du!" sagte Guy und nahm sie bei den Schultern, ihr lustig ins Gesicht sehend, „du hattest natürlich eine Partie für mich in Petto. Eine reiche Hamburgerin? Eine von den Töchtern

Aus unserer Studienmappe:

Der Phlegmatiker.
Nach einer Zeichnung von Otto Bromberger.

deines Vetters Vollrad? Oder die holländische Nichte deines Mannes? Es fällt mir plötzlich ein, daß du in der letzten Zeit sehr viel von Salvatrix te Gempt schriebst."

„Wer weiß," gab Charlotte zu, „ob du dich nicht in Salvatrix verliebt haben würdest, wenn du sie kennen gelernt. Ich kann dir sagen, als sie im Frühling bei uns war, hat sie sehr gefallen: mir und Baumeister und der Gesellschaft."

„Und die ganze Hamburger Sippschaft wäre entzückt gewesen und hätte mich endgültig als einen Zugehörigen betrachtet, wenn ich eine solche Partie gemacht haben würde," lachte er, „während es nun wohl noch Kämpfe gibt. Aber die sollen mir Spaß machen."

Charlotte stand auf.

„Unterschätze die nicht," sagte sie ernst. „Es ist eine eigenartige Position für einen stolzen Mann, wenn er fort und fort das Weib neben sich verteidigen muß. Wenn man so sehr Kämpfer zu sein hat, findet man keine Muße den Acker des häuslichen Glücks zu bebauen."

„Vergiß aber auch nicht, daß es gerade für den Mann einen großen Reiz hat, die unschuldig Angezweifelte zu schützen, daß mit seinem Trotz auch seine Liebe wächst," rief er.

„Da Trotz gleich Treibhaustemperatur zu achten ist, kann es sich nur um ein künstliches und begrenztes Wachstum handeln, das beim ersten Sturmhauch, der die Glaswand zerbricht, sich in Siechtum verwandelt."

„Mit dir werd' ich nie fertig," sagte er. „Ich bin Charlotte!" rief sie und mußte lachen.

Und wieder war der alte Stimmungszauber zwischen ihnen hergestellt. Scheinbar ohne Grund. Und doch weil sie in ihrem Wortgefecht sich zahlloser anderer Streitereien erinnerten, bei denen sie sich angeregt und gefördert gefühlt. Wie flogen da die starken Meinungen, in gewandte Ausdrücke gefaßt, hin und her, wenn Charlotte eine ganz bestimmte und Guy eine ebenso bestimmte aber ganz abweichende Ansicht über ein Kunstwerk, eine ethische Frage oder ein politisches Ereignis hatten.

„Wir sind immer am einigsten, wenn wir verschiedener Meinung sind," pflegte Charlotte nach dergleichen Gesprächen manchmal vergnügt zu äußern.

Als wenn sie überhaupt gar nicht

Aus unserer Studienmappe:

Der Sanguiniker.
Nach einer Zeichnung von Otto Bromberger.

Aus unserer Studienmappe:

Der Melancholiker.
Nach einer Zeichnung von Otto Bromberger.

von lebenentſcheidenden Dingen geſprochen hätten, ſagte Guy im lebhafteſten Ton:

„Wovon wir uns noch gar nicht unterhalten haben, Charlotte: das iſt ja ein grandioſes Unternehmen von Baumeiſter! Ich las es mit einer gewiſſen Genugthuung in einer Berliner Zeitung. Kannſt dir ja denken, daß ſonſt die Rubrik Handel und Börſe mich nicht reizt. Aber ein bekannter Name fällt einem immer auf, mag er ſtehen wo er will. Donnerwetter! Es gibt doch auch noch in unſeren Tagen königliche Kaufleute, wie in den alten italieniſchen Republiken. Ihr habt ſchon recht, ihr Hanſeaten, ſtolz auf eure Städte zu ſein."

Charlotte war gerade zur Thür gegangen, um auf den elektriſchen Knopf neben dem Thürpfoſten zu drücken. Das Mädchen ſollte das Theegeſchirr hinaustragen.

Nun kehrte ſie ſchnell in den Kreis des Lichtes zurück. Haſtig fragte ſie: „Wovon ſprichſt du? Ich weiß von nichts."

„Weiht Baumeiſter dich nicht in ſeine Unternehmungen ein?"

Sie lächelte bitter.

„Er macht es wie die meiſten Männer: er ſpricht kritiſierend zu mir von den Geſchäften anderer, aber über ſeine eigenen ſchweigt er."

„Aber dieſe Sache — oh, ich nehme ihm vielleicht eine Überraſchung fort."

„Die er mir höchſtens brieflich machen kann. Morgen kommt vielleicht ein Brief. Und wenn es doch ſchon in der Zeitung geſtanden hat . . ."

Guy ſah ſie nachdenklich an. Er bemerkte, daß ſie merkwürdig aufgeregt war. Er ſaß wie ein Reiter auf einem Stuhl, und ſeine beiden Hände übergriffen die Kante der Rücklehne. Sein Geſicht ſah über das braune Schnitzwerk hinweg.

„So ſprich doch," drängte Charlotte.

„Ich kann es gar nicht begreifen! Du weißt nicht, daß Baumeiſter mit einer anderen großen Hamburger Firma eine Inſelgruppe im Stillen Ozean erworben hat? Ich glaube den Tonga-Archipel. Sie haben dem König, der dort über ein Volk von leidlich kultivierten Polyneſiern herrſcht, ſein Reich abgekauft gegen eine lebenslängliche Rente, viele Ballen bunter Baumwolle, Glasperlen und anderen Krimskrams. Seine gelbbraune Majeſtät wird als geehrter Gaſt in ſeinem früheren Königreich wohnen bleiben."

Charlotte ſank in einen Stuhl.

„Ach, das iſt — das iſt Erfindung. Es werden alle Augenblicke Enten über koloniale Unternehmungen in die Welt geſetzt, um die Phantaſie des Publikums dafür anzuregen," ſagte ſie unwillig.

„Es muß doch wahr ſein," ſprach Guy über ſeine Stuhllehne hinweg. Ihn freute die Geſchichte rieſig. Er war ſich ordentlich was vorgekommen, einem ſolchen Mann nahzuſtehen. Das war doch noch ein Unternehmen! „Tabak und Baumwolle ſoll im größten Maßſtabe gebaut werden, auch von Kopra hab' ich was geleſen — weiß nicht was das iſt . . . ."

„Kokosöl wird daraus gemacht," ſagte Charlotte mechaniſch.

„Na, ſiehſt du . . . Die zwei Firmen ſtellen ihren Beſitz unter die Schutzherrſchaft des Deutſchen Reiches. Das Auswärtige Amt iſt ſehr entgegenkommend geweſen. Mehr weiß ich auch nicht."

„Es iſt genug," ſagte Charlotte tonlos.

„Mir ſcheint, du freuſt dich nicht. Und ich dachte, es ſei gerade was für dich und freute mich rieſig. Da muß Charlotte hin, dacht' ich, das läßt ihr keine Ruh', das muß ſie ſehen und ſich als Königin fühlen. Weißt du, ich ſah dich ſchon wie die Sucher in der Afrikanerin, mit bunten Stoffen und Perlen behangen — bloß es waren Polyneſier, die dich auf dem Tragſeſſel trugen, und ſie waren echt."

Er ſprang auf und ſang mit heller Stimme Vaſco da Gamas:

„Du neue Welt, o ſei nun mein."

„Auf das ‚mein' komm' ich nicht 'rauf, das liegt mir zu hoch. Aber Charlotte — Menſch — was machſt du für ein Geſicht? Schwillt dir der Hochmut nicht? Das iſt doch ſonſt euer erſtes Gefühl bei allen."

„Ich — ich ſehe nur Sorgen . . ." ſprach ſie vor ſich hin.

Er lachte.

„Du und Sorgen? In dem Zeitungsartikel war auch ſchon ausgerechnet, was es den Firmen koſten könne, wenn ſich nach ein paar Jahren die Unrentabilität herausſtellt. Höchſtens ein paar Millionen."

„Höchſtens ein paar Millionen . . ." ſprach ſie nach. Aber ſie nahm ſich gewaltſam zuſammen. Sie wollte für Guy

nicht unverständlich sein und ihn nicht dadurch zum Grübeln auffordern.

„Ich frage mich," begann sie, „ob Baumeister noch jung genug ist, ein solches Unternehmen mit frischer Kraft leiten und den Erfolg abwarten zu können."

„Aber Herzenslotte! Das klingt ja ganz schwermütig," rief er, „und wenn du mir's nicht übel nimmst, ein bißchen gemacht. Wie alt ist Konrad Peter Baumeister denn? Ich denke zehn Jahre älter als du. Also dreiundfünfzig. Das Alter, wo sich Reife und Kraft vereinen. Und dann gerade Baumeister. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so immer unveränderlich der gleiche in Wesen und Aussehen ist, wie er. Er gleicht noch ganz und gar dem Mann, den ich vor dreizehn Jahren zuerst sah."

„Das kommt, weil er kein impulsiver Mensch ist."

„Nein, das ist er nicht; er ist ein zäher Mensch. Und gerade diese dauern am längsten und leisten am meisten."

„Mag sein."

Charlotte verstummte. Sie hatte ihre Arme auf die Seitenlehnen ihres Sessels gelegt und saß mit geradem Rücken fest gegen die Rückwand des Stuhles. Die geschnitzte Krönung überragte ihr Haupt. Vor der braunen Schnitzerei sah ihr Gesicht sehr blaß aus.

So saß sie regungslos, und das rosige Licht der Lampe fiel ihr auf das Knie und die Sammetfalten ihres Kleides.

Guy ging auf und ab und verlor sich in Gedanken. Er vergaß die polynesischen Inseln, samt Baumwolle und Kopra, und dachte an Martina.

Ganz von fern pochte eine unbehagliche Sorge an sein Herz, wenn er sich Martina hier als dritte vorstellte.

Ihm fiel jetzt zum erstenmal auf, daß das Leben der Baumeisters, bei aller großartigen Vornehmheit doch eigentlich ein sehr stilles war. Das kam, es hatte soviel tiefen, ernsten und bedeutenden Inhalt.

In Martinas Kreisen verzettelte sich das Leben. Einer wahrhaft ruhigen Stunde dort erinnerte er sich nicht.

Wie würde Martina sich schön und vielseitig entfalten, wenn sie, aus dem Wirbelwind der ärgerlichen und vergänglichen Unruhe genommen, nun im Sonnenschein der Liebe, des Verständnisses und der Nachsicht, die rechte Forderung für ihre mannigfachen Gaben fände.

Er schrak zusammen. Charlotte sprach mit einer ganz müden, fremden Stimme.

„Würdest du mich bis zum Abendessen allein lassen? Ich leide jetzt manchmal an etwas Nervenkopfweh — unser Gespräch vorhin — das über deine Zukunft — hat mich doch etwas erregt."

„Oh Gott," sagte Guy reuevoll, und sich über sie neigend, sah er ihr nah und zärtlich in das elende Gesicht. Er kannte das schon längst an ihr, daß sie plötzlich wie erloschen sein konnte. „Aber nicht wahr? Ich mußte es dir doch sagen. Dir zuerst. Ich wußte ja wohl, mein Entschluß würde dir mehr Schmerz als Freude sein. Aber ich kann nicht anders. Ich muß Martina haben. Und so recht glücklich konnte ich erst sein, wenn ich deiner Teilnahme sicher war."

Seine Sprache war von Zärtlichkeit und Zutraulichkeit durchwärmt.

Es that Charlotten wohl. Sie hob den Blick und sah in seine leuchtenden schönen Augen.

„Ich gehe," sagte er „und schreibe an Martina. Darf ich ihr schreiben, daß du einwilligst?"

„Da ich nicht das Recht habe zu verbieten, muß ich wohl einwilligen. Aber geh. Nachher mehr davon."

Charlotte blieb allein.

Sie stand auf, klingelte, befahl dem Mädchen das Theegeschirr abzunehmen und gab einige häusliche Anweisungen, als habe sie keinen anderen Gedanken im Sinn, als den, es ihrem lieben Gast so behaglich als möglich zu machen.

Dann suchte sie ihr Schlafzimmer auf. Es stieß an den Saal, und eine rückwärts gelegene mit Stoff bezogene Thür, die man in der Wand sonst nicht bemerkte, führte hinein.

Das große Fenster des Schlafzimmers lag nach Norden und gab eine wundervolle Aussicht frei, auf die weißspitzigen Riesen, die das Passeier Thal westlich überragen.

Charlotte machte kein Licht. Sie setzte sich an das Fenster und sah durch das klare Glas hinaus. Es mochte inzwischen acht Uhr geworden sein. Der Mond war aufgegangen.

Digitized by Google

Ein nächtliches Landschaftsbild von mystischem Reiz stand jenseits des im Dunkeln liegenden Thales. Geheimnisvoll und majestätisch war es wie der Tod. Vor dem schwarzblauen Himmel standen, vom silbernen Licht mit stillem Glanz umkleidet, die weißen Gipfel. Hell floß der Mondenschein über die Schneefelder, die sich in Mulden herabsenkten, verbreiteten und wieder von Felsschroffen abgeschnitten wurden. In den weißen Saum der Schneefelder rissen scharfe Schatten schwarze bizarre Löcher. In Schlünde und Schluchten drang das Mondlicht nur noch als blasser Schimmer und graue Dämmerung. Alle Linien schienen sanfter geworden und verzweigten sich, auseinanderwachsend und wieder zusammentreffend, wie ein Silbergeäder im Bergesinnern.

Gewölk zog, fein und leicht, wie Nebelschleier zuweilen um das Gebirg' und warf Schatten, die ihr dünnes Grau langsam über die weißen Gefilde schleppten. Manchmal umdüsterte sich der Mond, dann tauchte aller Glanz in Nacht zurück, um nach einer Minute neu zu erscheinen. Oder schwere Wolken sammelten sich und umschrankten einen Teil der wilden Höhen, während sie bisher verhüllte Gipfel plötzlich dem Lichte preisgaben. So wechselten in diesem grandiosen Bilde von weißen, schwarzen und grauen Tönen, im leisen Märchenspiel fort und fort die Gestaltungen.

Charlotte sah dem Wandelgang von Licht und Schatten lange zu.

Das stille Schauen in die Natur hinaus gab ihr innere Sammlung und eine größere Freiheit des Denkens.

Es stellte sich ihr immer alsbald eine weitere Distanz zwischen ihrem eigensten Innenleben und den Sorgen und Vorurteilen des Alltaglebens her.

Sie sah die Dinge leidenschaftsloser, aber darum nicht rosiger. Es siegte nur ihre Vernunft, nicht der Glaube und die Hoffnung.

Charlotte war von schwerem Gemüt. Ein neues Ereignis fröhlich zu begrüßen war ihr von Natur aus unmöglich. Ihr Leben hatte ihre Veranlagung nur weitergebildet, denn für Charlotte hatte jedes Ereignis eben immer den Charakter einer schlimmen Wendung gehabt. Sie war sich dieser Neigung zum Schwarzsehen ganz bewußt; Guy hatte sie genug damit geneckt. Aber heute Abend durfte sie sich gestehen, daß auch eine leichtlebigere Natur als die ihre vor den beiden Nachrichten zusammengeschreckt wäre.

Guys Verlobung mit einem Mädchen aus einem wenig vertrauenerweckendem Milieu und Baumeisters neues gewaltiges Unternehmen — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde mochte vergangen sein, als das Dienstmädchen anklopfte und zum Abendessen rief.

Charlotte ging durch den Salon und trat in das, mit ihm in gleicher Linie liegende Eßzimmer. Guy wartete schon auf sie. Er sah ihr sofort an, daß sie bestimmte Entschlüsse gefaßt hatte, denn er kannte diesen klaren, tiefen Blick voll unendlicher Güte und die etwas verschärften Züge des blassen Gesichtes.

Eine Aufwallung von Verehrung, Rührung und Hingebung machte ihm das Herz heiß.

Ihm kam vor, als habe er Charlotte noch nie so lieb gehabt, ihr noch nie soviel Dankbarkeit geweiht, wie in diesem Augenblick.

Er küßte ihr die Hand, fast behutsam, wie man jemanden berührt, den man ungern aus seinen Gedanken stört.

Sie setzten sich. Das Mädchen bediente, und ihre Gegenwart verbot jedes intime Gespräch.

Aber es war Guy auch gar nicht eilig damit. Er war froh, wieder an Charlottens Tisch, in ihrer Gesellschaft zu sein. Sie konnten sich einbilden, in der Heimat, in Hamburg zu sein. Das Mädchen mit dem rosa kurzärmlichen Kattunkleid, der weißen Mütze auf dem netten, blonden Kopf und der spitzenbesetzten Schürze, war die wohlbekannte Minna, die schon seit mehreren Jahren bei Baumeisters als Stubenmädchen diente. Und auf dem Tisch standen all' die guten Sachen an kalten Fisch- und Fleischdelikatessen, die man auch abends bei Baumeisters in Hamburg fand. Ja sogar das Zimmer hatte eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit dem Eßzimmer in der Baumeisterschen Villa. Es hatte helle Tapeten, einen vergoldeten Kronleuchter im Empirestil und schwere Mahagonimöbel im Geschmack der zwanziger Jahre.

Konrad Peter Baumeisters Mutter war eine kränkliche und anspruchsvolle Dame gewesen.

Ihr Gatte hatte ihr für den nötigen Aufenthalt in gutem Klima das Schlößchen an den unteren Abhängen des Haslingers gebaut und ihr ein bischen Heimatton in die Farbe der inneren Einrichtung bringen müssen.

„Wie du das machst, hier oben immer so gut verproviantiert zu sein!“ sagte Guy.

„Hast du vergessen, daß jeden Morgen um sechs Uhr der Knecht mit dem Esel nach Meran hinunter geht?“ fragte sie.

„Ach der gute Esel! Ist es noch der Loisel? Weißt du noch, wie ich trotz meiner sechszehn Jahre gern auf ihm herumritt?“

Endlich war abgeräumt, sie blieben am Tische sitzen und Guy begann Cigaretten zu rauchen.

„Daß ich dir eine Heirat nicht verbieten kann,“ hob Charlotte nach einer Pause an, die mit plötzlich beklemmendem Schweigen ihr Alleinsein fast verlegen machte, „ist sicher. Ich bin nicht deine Mutter und nicht dein Vormund. Aber wäre ich das, so hülfe es auch nichts, denn du bist mündig. Nun weiß ich wohl, daß keine Warnung, kein Gebot, keine Bitte, einen Mann aufhält, der einem Weibe so zustrebt, wie du dieser Martina. Ich will hier nicht Schopenhauer citieren und auch nicht auf mancherlei Gespräche zurückkommen, die du und ich über dieses Thema schon

Aus unserer Studentenmappe:

Skizzenblatt von Adolf Hengeler.

„Der Loisel ist tot. Sein Nachfolger hat einen störrischen Charakter und heißt Naz.“

„Kann man ihn auch zu Bergpartieen verwenden?“

„Ich weiß nicht. Warum meinst du?“ fragte Charlotte.

„Nun ich dachte, wenn Martina einmal hier ist — — sie kann sicher nicht auf die Berge zu Fuß,“ sagte Guy eifrig.

Charlotte schwieg.

Jedes Gespräch, es mochte so banal sein wie es wollte, endete damit, daß Guy durch irgend etwas daraus auf die Gedanken an Martina gebracht wurde. Das sah Charlotte nun, in der Stunde des Abendessens, ein.

geführt. An dein Glück oder vielmehr an seine Dauer glaube ich nicht. Aber ich glaube, daß man es dir nur noch mehr gefährdet und deine Zukunft noch mehr Gefahren aussetzt, wenn man dich fallen ließe. Ganz abgesehen davon, daß ....“ Charlottens Stimme wankte. Durch die strenge Rede wollte der Naturlaut ihrer weiblichen Empfindung brechen.

Sie kämpfte einen Augenblick mit sich. Dann ging ein Lächeln zögernd über ihr Gesicht.

„Du bist mir ja auch viel zu sehr ans Herz gewachsen,“ sagte sie dann einfach. „Und so will ich dir helfen und auch zusehen, daß deine Braut mir lieb wird.“

Guy war überglücklich. Seine Augen

wurden naß. Er drückte Charlotten über die Tischecke weg fest, fest die Hand.

„Das wird dir gar nicht schwer werden. Martinas Wesen ist voll aller Zauber. Du wirst auch über ihre treffliche Erziehung erfreut sein. Wie in allem, so gabst du dich auch in Bezug auf Martina zu schwarzen Vorstellungen hin. Sie ist gediegen in jeder Weise. Glaube mir," versicherte er freudig. „Und sie liebt mich so sehr, daß sie auch Armut und Daseinskämpfe mit mir trüge."

„Um so besser," sagte Charlotte zaghaft. Und dann:

„Ich habe mir gedacht, du etablierst dich, wie immer geplant, in Hamburg. Wenn Martina doch nicht in allem so vollkommen sein sollte, wie du glaubst, so kann sie sich in unserem Kreise schnell das Fehlende aneignen und an mir soll sie die liebevollste Lehrerin finden."

Guy küßte ihr stumm die Hand. Er konnte hierzu nichts sagen.

„Werden fünfundsiebenzigtausend Mark genug sein?" fragte Charlotte.

Sein Auge flammte freudig auf.

„Sicherlich!" rief er. Und er entwarf Charlotten seine Anfangspläne, in denen sich, wie natürlich, künstlerische Gedanken und finanzielle Berechnungen drängten. Er wollte eine schöne Villa auf Spekulation bauen. Dergleichen macht man nicht ganz mit eigenem Geld, das wäre unklug und würde nur den späteren Verkauf erschweren. Man nimmt zwei Hypotheken dazu auf. Die Villa sollte an Stil, Raumverteilung, Komfort und Schönheit Aufsehen machen und ihm Aufträge zuführen. Oh, er wollte arbeiten, arbeiten und ein großer reicher Mann werden, damit Charlotte stolz auf ihn sein könne und Martina das Leben leicht und schön werde.

Charlotte war ganz hingerissen von seiner feurigen Freudigkeit, und sie, der er alles verdankte, war dankbar, daß er ihrer bei seiner Arbeit als Preisgeberin gedachte.

„Ich bin froh," sagte sie schließlich, „daß es reicht. Denn siehst du, mehr hätte ich dir nicht geben können."

Guy stutzte. Der Ton war so ernst, die Worte von einer Charlotte Baumeister befremdlich. Guy wußte doch, wie teuer er ihr war und glaubte auch, die Baumeisterschen Verhältnisse genau zu kennen. Er wußte, daß Salvatrix te Pempt, die Tochter von Baumeisters nach Holland an einen Ingenieur verheirateter Schwester wohl die einstige Haupterbin des Baumeisterschen Vermögens sein werde, daß aber Charlotte ihm jedenfalls ihr von Vollradscher Seite kommendes Geld bestimmt hatte und ihrerseits hoffte, daß auch Baumeister seinen Namen einst in seinem Testament nicht unverwähnt lassen würde. Und was die Schenkung oder Darleihung eines Kapitals zu seiner Selbständigmachung anbetraf, so hatte Charlotte ihm oft und oft gesagt, wenn von seiner „großen" Zukunft die Rede war, „zum Etablieren gebe ich dir hunderttausend Mark."

Durch Guys Kopf gingen schnell allerlei Gedanken. Hatte Charlotte inzwischen an irgend welchen Papieren Geld verloren? Oder gab sie einen Teil ihres bis dahin allein verwalteten Vermögens in das Geschäft Baumeisters? Oder war das Vollradsche Erbe nicht so groß gewesen als er dachte?

Ihm fiel plötzlich ein, daß Charlotte damals kein kleines Stück Geld daran gewendet, das Andenken seines Vaters von Flüchen rein zu halten, und daß schließlich seine eigene Erziehung und sein Studium von Charlotten allein bestritten worden waren und viele, viele Tausende gekostet haben mußten.

„Charlotte" sagte er ernst und eifrig, „liebe Charlotte, laß uns doch um Gotteswillen diese Fragen ganz offen besprechen. Ob es reicht, meinst du? Tausend junge Leute müssen ihre selbständige Thätigkeit mit weniger, mit nichts beginnen. Fleiß und Talent allein ringen sich auch manchmal durch. Daß gerade in meinem Beruf die ersten Schritte erleichtert werden und damit die ganze Laufbahn, wenn man ein bißchen Kapital hat, selbst was anfangen zu können, wobei man sich zeigen darf — das weißt du. Und warum hätte ich bei diesem Wendepunkt meines Lebens nicht auch einen Vorteil hoffen sollen, den deine Liebe und Güte mir oft versprochen?"

„Oh Guy" . . . unterbrach sie ihn, „es versteht sich doch von selbst" . . .

„Nein," sagte er bestimmt, „es versteht sich nicht immer von selbst, daß man ein Versprechen hält. Die Umstände können sich ändern. Vielleicht hast du dein Ver-

mögen inzwischen festgelegt, kannst nur mit Verlusten Gelder flüssig machen. Oder — es reicht nicht so weit, als du früher dachtest. Herzenslotte, bin ich Mann oder nicht? Ich kann arbeiten, und Kopf und Hand stecken voll frischer Kraft. Gib mir die Hälfte, ein Dritteil, und es wird auch schon gewiß große Hilfe bedeuten."

Charlotte hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und hielt die Hände unter dem Kinn gefaltet. Sie sah Guy aufmerksam an. „Nein," sagt sie, „die fünfundsiebenzigtausend kann ich dir mit allerbestem Gewissen geben. Darüber hinaus möchte ich fürs Erste allerdings den verbleibenden Rest meines bißchen Kapitals nicht angreifen."

Nun mußte Guy lachen.

„Hör mal," rief er, „ich komme auf die Spur! Mit deinen pechkohlenschwarzen Gedanken siehst du den Ruin des Hauses Baumeisters voraus, infolge des australischen Unternehmens. Ganz Charlotte! Aber ich sagte dir doch: auch die Möglichkeit der Verluste war ziffernmäßig im voraus angegeben. Es stand extra dabei, daß das Risiko von ein paar Millionen die zwei großen Hamburger Firmen natürlich nicht zu schrecken brauche. Und dann waren schmeichelhafte Dinge dabei zu lesen, von der imposanten Größe solcher Unternehmungen, die des Vaterlandes Handel und Ruhm vermehren helfen. Und anderswo hab ich mal gelesen, eine gewisse Größe des Vermögens und der Unternehmungen schließe auch bei vielem geschäftlichem Unglücke den völligen Ruin aus. Da sind zu viel Interessenten, die den Ruin zudecken oder aufhalten. Aber was für'n Unsinn — wozu derlei sprechen! Weißt du was?" schloß er lachend. „Kauf dir ein Spartöpfchen, thue die Fünfundsiebzigtausend hinein und leg sie allabendlich unter dein Kopfkissen. Ich wende mich an Baumeister. Soviel Vertrauen und Güte hat er gewiß für mich, mir ein Kapital gegen Zinsen vorzuschießen."

Charlotte streckte abwehrend beide Hände gegen Guy aus.

„Nein, nein, nicht Baumeister! Niemals Baumeister!" rief sie mit glühendem Gesicht. „Es ist also abgemacht. Du bekommst es von mir."

„Aber als Darlehn!" sagte er halbscherzend. — „Wie du willst und wie es die Zukunft will," antwortete sie, mit demselben heiteren Ton.

Dann seufzte sie tief und erleichtert, wie jemand, der sich freut, daß ein lästiges Gespräch zu Ende ist.

„Wie sollen Martina und ich dir jemals danken?" sprach er.

Charlotte sah ihm ernst in die Augen.

„Mit Liebe und Vertrauen," sagte sie.

Er öffnete die Lippen. Sie sah es seinem strahlenden Gesicht an, daß eine heilige Versicherung sich aus seinem Innern ringen wolle.

„Still," befahl sie mit warnend erhobenem Finger, „versprich nichts! Denn du bist hinfort nicht mehr allein! Weißt du, wie *du* werden wirst? Weißt du, wie *sie* werden wird? Zwei Menschen färben immer aneinander ab, wenn die Leidenschaft sie verführt, in allzugroßer Nähe miteinander zu leben."

Guy lachte.

„Ich bleibe ich!" rief er. „Und du — wie hast du denn an Baumeister oder er an dir abgefärbt? Gar nicht."

„Das waren andere Verhältnisse," sagte sie, „wir haben nie in leidenschaftlicher Nähe miteinander gelebt. Wir hatten uns herzlich gern und verlobten uns, heirateten uns, hatten Kinder und plauderten alle Tage friedlich miteinander über das Wetter, die Familie und über das, was in der Stadt passierte. So leben von hundert Gatten neunundneunzig. Das sind die korrekten Ehen, die das gute Beispiel der Sittlichkeit geben."

„Arme Charlotte," sprach er leise.

Ein Zug von Hochmut und Ablehnung trat in ihr Gesicht und ließ die schönen Züge fast hart erscheinen.

„Ich sprach weder klagend noch ironisch," sagte sie, „ich erkenne besonderen Individualitäten das Recht zu, sich, selbst mit Vernichtung der Sittenschranken, auszuleben. Solche Menschen sind sogar oft, indem sie nur ihrem Egoismus zu dienen scheinen, doch die Pioniere einer neuen Ethik. Sie sind notwendig für den Fortschritt der Menschheit, wie die kühnen Entdecker, Erfinder, Erforscher es sind auf wissenschaftlichen und geographischem Gebiete. Allein ebenso notwendig, wenn nicht noch notwendiger für das Wohl der Allgemeinheit ist die breite Schicht der Korrekten, die nur langsam, von Jahrhundert zu Jahrhundert

ihre sittlichen Anschauungen verändert. Und ich, wie du weißt, bin geboren, beanlagt und erzogen für vornehme, ruhige und solide Verhältnisse. Ich bin an meinem rechten Platz."

Guy hatte sich, seit er ein Mann war, längst seine Gedanken gemacht, ob Charlotte wirklich an ihrem Platze sei, oder es aus Stolz sein wollte. Er fand es zarter, sie zu keinen weiteren Äußerungen über dies Thema zu nötigen. Mit dem Versuch, das Gespräch auf das Allgemeine zu leiten, sagte er:

„Es bleibt doch immer merkwürdig, daß diese vulkanische Art, die dem von dir als so wertvoll gerühmten Korrekten entgegenstrebt, sich fast immer in Verbindung mit künstlerischer Begabung findet und zwar in allen Spielarten. Von den Großen, Beispiele kühner Lebenswahrheit gebenden, bis zu den Kleinen, die sich bloß mehr oder minder roh austoben."

Das war Charlottens Thema! Das konnte ihr Gelegenheit geben, die eine Warnung auszusprechen, die ihr noch auf der Seele brannte.

„Aber Guy," rief sie, „mach doch die Augen auf. Die Art findest du überall. Nur wenn sie mit künstlerischer Begabung verbunden ist, hat man sich gewöhnt, sie als Auswuchs der Genialität zu entschuldigen. Leider Gottes! Ohne einen Freibrief der Künstlerschaft nennt man einen solchen Menschen einfach einen Lumpen. Für mich bleibt auch der allergrößte Künstler, der Schulden macht, Frauen verrät, trinkt, spielt, derselbe Lump, wie ein Kaufmann oder Offizier, der dergleichen thut."

„Ich weiß, du denkst sehr streng darin," sagte Guy.

„Mit Recht," sprach sie leidenschaftlich, „ich bewundere die Kunst viel zu sehr, als daß ich mich nicht darüber empören sollte, daß Künstlerehre darin bestehen darf, keine Ehre zu haben! Habe ich nicht von jeher dir einzuprägen versucht, daß es immer und ewig ebenso wichtig bleibt, den Menschen auszubilden, wie den Künstler?"

„Und dafür bin ich dir dankbar!" — Sie sprach fort:

„Da gibt es feinste Wechselwirkungen, daran Resultate sich oft erst auf der Höhe und in der letzten Hälfte des Lebens zeigen. Sei ein großer Künstler und ein schlechter Mensch — und die Stunde kommt, wo der erstere bankerott macht! Versprich mir nichts, aber bleibe meiner Worte immer eingedenk: bilde nicht nur den Künstler in dir weiter, bilde vor allem den Menschen! Denn der eine lebt vom Reichtum des anderen!"

Hingerissen von ihrem Feuer, dem eine gewisse trauervolle Sorge eine Dämpfung gab, die es doppelt wirkungsvoll machte, sprang Guy auf und umarmte Charlotte.

Als er fühlte, sie werde ruhiger, sagte er: „Darf der Künstler dir noch etwas zeigen? Als schönen Abschluß des Tages?"

Sie fürchtete, er wolle ein Bild Martinas bringen, nickte aber doch.

„Ich habe meinen preisgekrönten Palastentwurf mitgebracht, soll ich ihn holen?"

„Ja, ja!" rief sie freudig.

Und dann saßen sie noch lange, lange zusammen. Der Plan wollte erklärt sein, und bei den Erklärungen wurden allerlei Erinnerungen wach. Sie sprachen von Siena und Florenz. Sie lebten in den Zeiten Giottos, Brunnellescos, Sansovinos. Sie waren in Paris in der Kapelle Ludwigs des Heiligen. Charlotte hörte und fragte so klug, und Guy sprach und erklärte, und einer weckte neue Gedanken im anderen.

III.

In der sogenannten Berliner Stube ihrer Wohnung saßen Frau Asminda Kalsowski, ihre Tochter Martina und eine Näherin, dicht am einzigen Fenster.

Es war leidlich hell im Zimmer, denn die Wand des riesigen Fabrikgebäudes, welches gegenüber den Hof abschloß, stand im gelben Sonnenlicht. Fünfmal übereinander zogen sich die Reihen der Fenster hin. Blauschwarz und blank schimmerte das Glas in seinen gußeisernen Rahmen. Aus den unteren Fensterecken gingen dünne, schwärzliche, auf der graugelben Mauer verlaufende Schmutzspuren hinab, wie Runzeln vom Mundwinkel einer alten Frau. Hinter den Fenstern der ersten Etage sah man ein Auf- und Niederziehen dicker, schwarzer grader Linien, das Drehen von Kreisen reifengleicher Art. Männer in hellblauen Blusen eilten hinter dem Glase hin und her. In den beiden Etagen darüber sah man Frauenköpfe am Fenster, sie waren einander zugewandt, Profil neigte sich dem Profil entgegen; die Frauen mochten sich

Porträt des Metzgers X. Nach dem Gemälde von Ed. Harburger.
(VII. Internationale Kunstausstellung in München 1897.)

wohl auf eine Arbeit bücken, die auf dem Tisch zwischen ihnen von ihren Händen vollzogen ward.

Diese große helle Wand, die so schonungslos all ihren Mangel an Reiz im Sonnenschein offenbarte, warf doch den Widerschein des Lichts in das Fenster der Kalkowskischen Wohnung.

Die Stube war ziemlich groß. An der Hauptwand, jenem Fenster gegenüber, standen, Holz an Holz sich drängend, der Reihe nach ein zweithüriger in heller Eschenholzfarbe gemalter Kleiderschrank, Martinas Bett, in Mahagonifarbe angestrichen, ein Waschtisch mit Marmorplatte von Nußbaum und ein Sofa von demselben Material, bezogen mit beflecktem und zerrissenem grünen Rips.

Mitten im Zimmer stand ein viereckiger Tisch, unter den ein paar Wiener Stühle gerückt waren. An diesem Tisch speiste die Familie. Jetzt, am Vormittag, stand ein Petroleumkocher darauf. Unter seinem einen Aufsatz brannten breit und blank die beiden Flammen, der Kochtopf darüber warf manchmal leise seinen Deckel auf, und dies leise Geräusch, wie ein starker Geruch von Bohnen, Bohnenkraut und Fleisch verriet, daß das Mittagessen tüchtig kochte. Unter dem Theekessel, der im zweiten Aufsatz stand, brannten keine Flammen. Das Wasser wurde von nebenan ein bißchen mit warm.

An den Schmalwänden führten Thüren, je eine nach vorn, in die beiden straßenwärts gelegenen Wohnzimmer und den kleinen Flur, durch welchen man die Wohnung betrat, eine nach hinten in den engen Korridor, an welchem das Schlafzimmer der Kalkowskis, eine Garderobenkammer und dergleichen lagen, und der mit einer Küche abschloß.

Um die Nähmaschine am Fenster hatten sich die drei Frauen gruppiert.

Martina saß mit übergeschlagenem rechtem Bein, den Rücken gegen das Fenster, die Ellbogen auf das Fensterbrett hinter sich geschoben; ihre beiden Daumen hatte sie vorn in den gelbseidenen Gürtel gehakt, der ihr marineblaues Kleid umschloß. Auf ihrem Knie lag eine breite, geflickte weiße Spitze, Nadel und Faden hingen davon herab.

Die Näherin, einen himmelblauen, plundrigen Atlasstoff vor sich auf der Maschine, trat eifrig und schob den Stoff achtsam der eilig auf- und abtippenden Nadel zu. Die Person hatte ein graues nichtssagendes Gesicht mit sehr hellen Augen und einer aufgeworfenen Nase. Ihre Brust war flach, ihre Gestalt mußte überlang und schlank sein. Aber ihre dunkelblonden Haare waren sehr anspruchsvoll und nach der neuesten Mode frisiert. Auch gehörten das gelbliche Jackett und der rote Filzhut mit vielen schwarzen Federfittichen ihr. Die beiden Stücke hingen an einem Nagel, der in eine Thürfüllung geschlagen war.

Auch Frau Asminda Kalkowski hatte Stücke hellblauen Atlasses auf dem Schoß und zwischen ihren nähenden Fingern. Das volle Tageslicht fiel auf ihr Gesicht. Unter braunen, lebhaften Augen hatte sie Säckchen und manche Falten. Auch die Züge um Nase und Mund waren scharf. Aber die Nase war edel, der Mund gut geschnitten, das Oval des Gesichtes angenehm. Man konnte sich ganz gut vorstellen, daß diese fünfzigjährige Frau abends beim Bühnenlicht, geschminkt und brillant angezogen, sehr stattlich zu wirken vermochte. Jetzt barg sie die Überfülle ihres Busens ungebändigt unter einer weißen Jacke, von der man nicht genau wissen konnte, ob sie eine Frisier- oder Nachtjacke war. Dazu trug sie einen gefärbten, alten, flaumenfarbigen Seidenrock, der weder für die Bühne noch die Straße mehr aufzuarbeiten gewesen wäre. Ihr etwas fettiges, dunkles Haar war aber schon schön frisiert, vor den Ohren trug sie jene kleine, den Wangen zugebogene Haarlocke, die der Berliner Volksmund „die nasse Sechse“ nennt.

Die Frauen sprachen eifrig zusammen, mit gewohnheitsmäßig gehobenen Stimmen das Rasseln der Maschinen zu übertönen. Auch aus der Fabrik kamen ein allgemeiner dumpfer Lärm und zuweilen ein zischender Laut, wenn aus einem der kleinen Sicherheitsrohre, die direkt aus dem Maschinensaal ins Freie führten, schneeweißer Dampf ausfaffte.

„Es gibt einen Durchfall; wenn Dobert ihn prophezeit, kann man sich darauf verlassen. Der Direktor bildet sich ein, daß Doberts entzückendes Spiel als Ernest Roquère das Stück rausreißen soll. Aber so sind die Berliner nun mal nich: auf'n Schauspieler gehn sie nicht ins Theater, wenn's Stück mau ist. Also was soll ich

mir da erſt große Koſten machen. Der Direktor hat gut ſagen: meine Damen, ich bitte um neue und koſtbare Toiletten für die Premiere — er bezahlt ſie nich. Das Blaue wird noch ganz gut," ſagte Frau Kalkowski mit ihrem tiefſtönigen Organ, das ihr Stolz war.

„Es wird pompös," beſtätigte die Näherin.

„Wiſſen Sie was, liebe Greßmann," fuhr Frau Kalkowski fort, indem ſie mit dem Reihfaden Futterſtoff und Atlas zuſammenheftete, „wir ſchneiden die Taille beſonders tief aus. Das wirkt immer elegant. Und das Stück ſpielt in der franzöſiſchen Ariſtokratie, da paßt das tief ausgeſchnittene hin. Und dann nehm ich mein Kollier um."

„Ach, die ſchönen Brillanten!" ſagte die Greßmann eifrig, über die Maſchine gebückt. „Die alleene reißen Ihnen raus."

„Wenn nur die Fiſſi Mahler nicht doch mit drei neuen Kleidern von Gerſon ankommt! Wir haben uns zwar das Wort gegeben — aber man weiß ja, wie die Mahler iſt! Das muß immer durch Pracht Aufſehn machen, weil's am Talent fehlt! Und Schulden hat ſie — na, das iſt ja kein Wunder. Man muß nur das Talent anſtaunen — es iſt ihr einziges — mit dem ſie jeden Winter immer wieder einen aufgegabelt, der für ſie zahlt. Wiſſen Sie was, Greßmann, Sie könnten mir eine Liebe thun. Sie arbeiten doch morgen bei der Kurz, das iſt doch eine Freundin von der Mahler. Suchen Sie rauszukriegen, was die Mahler anzieht, und ob ſie gar im Geſellſchaftsakt auch blau hat. Dann laß ich ihr durch Dobert einreden, daß blau ihr ſcheußlich ſteht."

„Sie können ſich janz uff mir verlaſſen," verſprach die Greßmann, „ick komme denn morgen Abend mal 'ran und ſteck' Ihnen das."

Hier ſah die Näherin, welche den Saum des blauen Kleides rundum fertig geſteppt hatte und den Stoff unter der Nadel herauszog, lächelnd auf Martina.

„Na, Ninichen jewöhnt uns det ſchon ab, dat wir von ihre Hilfe wat haben," ſagte ſie anzüglich, denn Martina hatte ſchon ſeit einer Viertelſtunde mit dem Zuſammenflicken der Spitzen innegehalten.

„Wirklich, Nini, du könnteſt etwas fleißiger ſein. Und ſieh auch mal nach dem Eſſen," ſprach Frau Kalkowski.

Sie hatte immer eine getragene, geſättigte Ruhe, in ihrer Art zu ſprechen.

Martina ſtand auf, reckte ſich ein bißchen, gähnte und ging an den Tiſch zu dem Petroleumkocher. Sie nahm den Deckel vom Topf ab und rührte in dem Gericht.

Das volle Tageslicht fiel nun auf ſie. Ihre mittelgroße Geſtalt war von gutem Ebenmaß, ohne gerade durch Schönheit der Linien auffallend zu wirken. Ihr Kopf aber war auffallend. Zuerſt war jedermann darüber einig, daß Martina Kalkowski häßlich ſei. Ihr oben ſehr breites Geſicht lief nach unten ſchmal und faſt ſpitz zu, was den Eindruck einer katzenartigen Form hervorrief, der noch verſtärkt wurde durch die merkwürdig breit auseinanderliegenden Augen. Dieſe Augen waren groß und dunkelbraun; blickte Martina nieder, ſo ſah man ſehr häßliche, ſchwere und mißfarbene Augenlider, die im Verein mit dem fahlen Teint und den auseinanderſtehenden Augen ihr den Charakter einer Miſchlingsraſſe gaben. Man hätte ſie für die Tochter eines Negritos und einer Europäerin halten können. Ihr feines, wenn auch nicht regelmäßiges Näschen und ihren Mund mit ſchmalen Lippen, in dem man beim Sprechen faſt gar nichts von den Zähnen ſah, beachtete man kaum über dem ſtarken Eindruck, den die ſeltſamen Einzelheiten ihres übrigen Geſichtes hervorbrachten.

Ihr dunkelbraunes Haar trug Martina ſehr modern in krauſen Wellen, die noch die Ohren mit bedeckten, über der Stirn aufſtrebten und ſich am Hinterkopf zu einem abſtehenden Knoten vereinigten.

„Wann kommt denn der Herr Architekt?" fragte die Greßmann, den blauen Atlasrock zu einer weiteren Umſteppung vorbereitend.

„Mein Bräut'jam kommt nachmittag," ſagte Martina und lächelte.

Und mit dem Lächeln gingen allerlei Reize von Luſtigkeit und ſtarkem Temperament in ihrem Geſicht auf. Man begriff auf der Stelle, daß es für manchen Männergeſchmack von großem Charme ſein konnte.

„Det hab ick immer jeſagt: unſer Ninichen macht noch 'ne brillante Partie," behauptete die Greßmann, mit unermüdlichem Eifer weiter arbeitend.

Digitized by Google

„Nun, schwer ist es schon, in unsern Tagen, eine Tochter ohne Vermögen anzubringen," sprach Frau Kalkowski, „die Reichen wollen bloß eine mit großer Mitgift. An einen Armen sich wegwerfen, wäre Wahnsinn. Da muß man wirklich zugeben: diese jungen Männer, die durch ihr Talent und ihre Verbindungen eine Zukunft vor sich haben, sind noch die einzigste und beste Aussicht für'n armes Mädel. Solche Männer schätzen Geld nicht so hoch, weil sie noch selber keins haben, aber von sich erwarten, daß ihnen das Geld nur so zuflöge."

„Nee, Ninichen, wat de Mama für 'ne kluge Frau is! Ick hab's immer jesagt: so'n jescheuten Kopp wie die Kalkowski hat nich'n all und jeder," sagte die Greßmann. „Und wat lange währt, wird nich bloß jut, sondern am besten. Wat hab ick Ihnen zu Ihrem siebenundzwanzigsten Jeburtstag jewünscht, Ninichen? Für det kommende Jahr 'ne jute Partie! Und is einjetroffen. Bloß dat eene wundert mir: Sie kennen Ihren Bräutjam doch schon so lange, worum daß er nicht eher Anstalten jemacht hat!"

Mit ihrer monumentalen Ruhe sagte Frau Kalkowski: „Wir hielten es früher nicht für klug, auf seine Annäherungsversuche zu reagieren. Wir wußten weder von seinen Hamburger Beziehungen, noch hatte man je Beweise seines Talents. Bei der Preiskonkurrenz kam alles heraus."

„Kommt die Jette heute eigentlich noch wieder oder nicht?" fragte Martina dazwischen. Sie rieb sich mit ihrem Taschentuch an den Fingerspitzen, mit denen sie Deckel und Löffel angefaßt.

Jette war das sehr junge Dienstmädchen, welches die Kalkowskis sich hielten.

„Sie kann noch gar nicht wieder da sein, sie muß bis zur Friedrichstraße."

Martina setzte sich wieder und paßte die Spitzenstücke aneinander.

„Ich weiß nicht, Mama," sagte sie, „wenn diese greuliche Fiffi Mahler sich wirklich drei neue Kleider zu der Premiere machen läßt, ob du denn nicht doch auch wenigstes ein neues nimmst. Zum Beispiel heliotrop Sammet. Das kannst du denn gleich an meiner Hochzeit tragen."

„Aber Kind, heliotrop Sammet ist viel zu alt für mich. Das trage ich, wenn ich mal ganz ins Mütterfach übergehe. Dann schon eher gelben Brokat. Mein gelbes ist hin. Aber nein — in diesem Jahre kann ich es nicht."

„Du kannst es gerade jetzt, Mama. Das geht nun so in einem hin mit all den Kleidern, die noch für mich gemacht werden müssen," behauptete Martina.

„Und wer bezahlt alles?" fragte die Mutter zögernd.

„Ich, wenn ich verheiratet bin," rief Martina lachend.

Frau Kalkowski lachte mit.

„Nee, det praktische Mächen," schrie die Greßmann vergnügt.

„Ach, Unsinn," sprach Frau Kalkowski mit großer Würde. „Das blaue thut es wirklich. Und wir haben während deines Brautstandes noch Kosten genug."

„So 'ne Brautschaft, da hab'n Se recht, det is'n kostspieliget Verjnügen für die Eltern," bestätigte die Greßmann. „'n bißken nobel ustreten dem Bräut'jam gegenüber, det muß sind. Mal wird er zum Jänsebraten, mal zu Karpfen und so injeladen, bloß mit Patzenhofer kann man och nich aus, dann jeht's mal in'n Resterang — na, det kennt man."

„Oh," sagte Martina mit glücklichem Gesicht, „wenn mein Bräut'jam mit uns ausgeht, bezahlt er auch. Erstens kann er das, und zweitens ist er viel zu nobel. Überhaupt, er ist ja ein entzückender Mensch. Ich liebe ihn rasend."

„Sie wollten mir noch seine Brautgeschenke zeigen, Ninichen," mahnte die Greßmann.

„Ach ja."

Freudig eilte Martina an die Kommode, welche neben der Thür am Ende des Zimmers stand. Sie holte ein Schmuckstück hervor.

„Pompös!" sagte die Greßmann, als Martina ihr das geöffnete Etuis hinhielt, in welchem auf weichem Sammetgrund eine Brosche aus Saphiren und Brillanten lag.

„Und den Ring dazu — ich will ihn nur lieber wieder anstecken, weil Guy heut kommt."

Martina hatte ihren Verlobungsring für ein paar Tage weggeschlossen, weil es gerade sehr viel staubige und nasse Arbeit gab, die dem Ring hätte schaden und Guy verraten können, daß man zuweilen Dienstmädchenarbeit thun mußte.

„Auch ein Saphir und vier Brillanten, schöne Steine, nicht wahr? Aber ich laß mir später mal ein Armband daraus machen. Ich schwärme für Armbänder."

Die Greßmann bewunderte auch den Ring.

„Weeß Jott, Frau Kalkowski, uf den Schwiegersohn hin können Se dat jelbe brokatene dreist riskieren."

Es klingelte. Der lang fortschrillende Ton ließ die Frauen aufmerken.

„Na nu — Papa!" sagte Martina.

Man hatte ihn gar nicht zum Essen erwartet.

Wenn er bei den Seinen speisen wollte, pflegte er es morgens, ehe er zur Probe ging, zu sagen, damit man auf seinen Geschmack Rücksicht nähme.

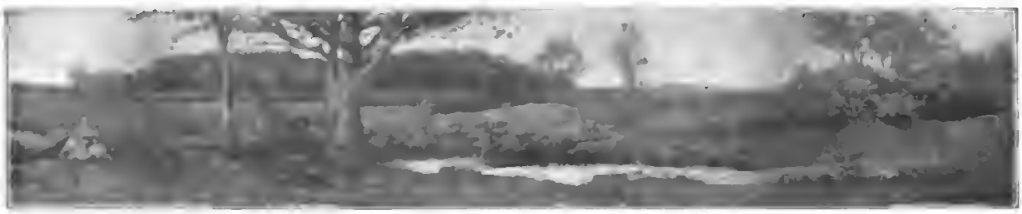
Noch ehe Martina hinausgehen und öffnen konnte, hörte man schon die Flurthür gehen und Schritte. Gerade war auch die kleine Jette gekommen und konnte, im Besitz eines Schneppers, ihren Herrn mit herein nehmen.

Jette, ein nettes, blondes Ding von sechzehn Jahren, im eng anschließenden Jackett, einen Henkelkorb am Arm, den Kopf unbedeckt, lief flink durch das Berliner Zimmer.

„Hol' gleich den Petroleumkocher 'raus; ich komme sofort in die Küche," rief Frau Kalkowski der Vorbeihuschenden nach.

Martin Kalkowski legte inzwischen draußen ab. Dann kam auch er in das Berliner Zimmer, eine Anzahl von Zeitungen unter dem Arm.

Er war ein mittelgroßer Mann, der neben seiner stattlichen Gemahlin unscheinbar wirkte. Sein bartloses Gesicht war von hundert Falten durchfurcht, eine hagere Nase und sehr lebhafte kleine Augen verrieten eine starke Intelligenz. Man sah ihm den Schauspieler schon von weitem an. Jede seiner Bewegungen war unnatürlich. Von den Arm- und Beinbewegungen, die brüllend belacht wurden, wenn er auf der Bühne stand, und die seine Specialität waren, blieben einige Spuren auch im gewöhnlichen Leben. „Er geht wie Kalkowski," sagten seine Kollegen und sein Publikum, wenn sie ein pathetisches Zutreten, in Verbindung mit einem gewissen Schlenkern der Beine, beschreiben wollten. Die Arme bevorzugten die nach auswärts gebogene Gigerlhaltung. (Fortsetzung folgt.)



Als der Schlaf die Felder deckte —

Von

Peter Henning.

(Abdruck verboten.)

Als der Schlaf die Felder deckte
Und die Nacht mich rings umgab,
Nahm ich singend meine Mühe,
Nahm ich singend meinen Stab.

In der Wälder dunklem Rauschen
Sang ich alles Leben wach,
Von den Feldern, von den Fluren,
Alles zieht mir singend nach.

Falter surren, Amseln schlagen,
Echo dröhnt und Eiche spricht —
Alle singen, alle sagen
Nachtumgraut das Lied vom Licht.

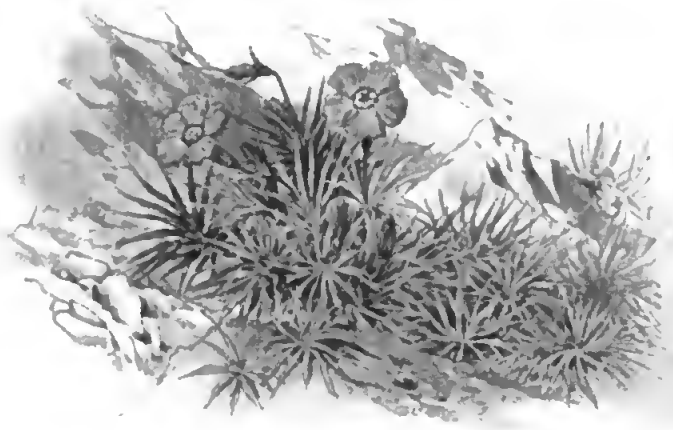


Abb. 1. Alpennelke.

Alpenpflanzen und Felsenbeete.

Von

Max Hesdörffer.

Mit zwanzig Abbildungen nach Aquarellen von **Christian Vollrier.**

(Abdruck verboten.)

Bei aller Vorliebe, die der Naturfreund den großen, farbenprächtigen und duftigen Gartenblüten entgegenbringt, den vielartigen Blumen, die im Laufe jahrhundertelanger Kultur oder durch gärtnerische Züchtungskunst, aus zielbewußter Zuchtwahl und künstlichen Befruchtungen hervorgegangen sind, hat er sich doch auch die Liebe zu den zierlichen, wilden Blüten bewahrt. Mit welch freudigem Hoffen begrüßen wir nicht im zeitigsten Frühling die ersten mit silberigen Kätzchen besetzten Weidentriebe, die uns arme Kinder in den Straßen anbieten, die ersten Veilchen und Schneeglöckchen! Eine nur auf kurze Stunden den trüben Himmel erhellende, schwache Sonne entlockt solch bescheidene Blüten dem nassen, kalten Erdreich. Wenn dann der feurige Sonnenball höher und höher steigt, seine Strahlen immer kräftiger und ungestümer herniedersendet, so beschließen die zierlichsten der Blüten ihr kurzes Dasein, und stolzere Blumen treten an ihre Stelle.

Der Frühling, der bei uns im Thale früh im März seinen Einzug hält, oft sich auch bereits zeitiger meldet, so daß schon im Februar draußen im Garten die gelben Blumen des Wintersternes, die rosigen, stark duftenden Blümchen des Kellerhalses sich zu öffnen beginnen, steigt nur langsam auf die Berge. Wenn die Laubwaldungen am Fuße der Alpenriesen schon in jungem Grün prangen, wenn allmählich auch neues Leben auf den Bergmatten, die durch schöne, würzige und mannigfaltige Kräuter ausgezeichneten Alpenwiesen, einzieht, herrscht in den Regionen der Baumgrenze und höher hinauf noch tiefer Winter. Die Zeit des Wachsens und Blühens, die sich im Thale auf fast acht volle Monate erstreckt, ist in den höheren Regionen der Alpenwelt nur kurz, sie dauert dort kaum drei bis vier Monate.

Im Juni und Juli, wenn bei uns die Sonne am stärksten brennt, wenn die glücklicher situierten Städter sich zur Erholung und Sommerruhe auf das Land, in die Wälder und Berge flüchten, beginnt erst der kurze Frühling seinen Einzug in die

Abb. 2. Alpenmohn.

Regionen der Alpenflora zu halten. Wem es vergönnt ist, um diese Zeit in die Schweizer- oder Tiroleralpen zu wandern, mit dem Bergstock in der Hand nach beschwerlichen, oft gefahrvollen Märschen die silberig im Sonnenglanze schimmernden, gigantischen Gipfel der gewaltigen Bergriesen zu besteigen, der erlebt in den hohen Regionen unter der Grenze des ewigen Schnees noch einmal einen Frühling eigner Art. Auf den Laubwald folgt der Nadelwald, dann die Regionen der Alpenwiesen und noch weiter hinauf das Reich der echten Alpenblumen. Wer es nicht selbst erlebt hat, kann sich keinen Begriff von der Freude machen, die der empfindet, der nach gefahrvoller, schwerer Wanderung das erste Edelweiß, die ersten rosigen Alpenrosen in den Spalten der Riesenfelsen auftauchen sieht. Es sind liebliche, aber auch überaus bescheidene Blüten, die in hoher Region einen verzweifelten Kampf ums Dasein führen. Nur ein kurzer Lenz blüht diesen Blumen, ein Lenz mit eisigen Stürmen und Schneegestöbern. Gewisse Arten, vorzugsweise die kräftigen, dunkelgrün belaubten, grünen in geschützten Schluchten und Spalten, im Humus, den kommende und wieder vergehende Pflanzen im Laufe von Jahrhunderten gebildet haben; andere wachsen im Halbhumus, in einer Mischung von Erde und Felsgeröll, und wieder andere mit eng zusammengedrückten Gliedern, oft filzartiger Behaarung und niederem Wuchse gedeihen nur auf fast nackten Felsen, dem Steingeröll und selbst den Lawinen erfolgreich Trotz bietend. Aber dafür haben diese Pflanzen auch nur mit entfesselten Elementen zu kämpfen, denn selten verirrt

Abb. 3. Gnaphalium dioicum und Achillea moschata.

Abb. 4. Alpenglöckchen.

ſich die kletternde Gemſe bis zu ihnen, nur ſelten betritt ihr Reich ein kühner Bergſteiger, der ſich dann mit den unſcheinbaren Blumen den Hut bekränzt, ſie zur Erinnerung an gefahrvolle, aber auch unvergleichlich ſchöne Stunden aufbewahrt oder ſie als duftende Grüße den Lieben in der Heimat ſendet.

Die Alpenblumen ſind gewiſſermaßen Miniaturausgaben unſerer Wald- und Wieſenblumen, die Wuchs und Lebensweiſe ganz den in hohen Bergregionen herrſchenden veränderten klimatiſchen Verhältniſſen angepaßt haben. Wer die Flora der Ebene kennt, findet in der Alpenwelt allenthalben bekannte Geſtalten, die nur unſcheinbarer und zierlicher ſind; es ſeien nur Mohn, Nelken, Vergißmeinnicht und Glockenblumen genannt, die wir in nicht ſehr abweichenden Arten auf Wieſen und Weiden der Ebene finden. Groß ſind die Übereinſtimmungen, welche die Alpenblumen mit den Wieſenblumen nordiſcher Länder aufweiſen, die mit gleichen Naturgewalten zu kämpfen haben und den Wanderer mit gleicher Begeiſterung erfüllen, wie die Blumen ſchneebedeckter Bergrieſen. Fridtjof Nanſen ſchildert uns in ſeinem Reiſewerk mit ſchönen Worten dieſe nordiſchen Blumen, die nach langem, ſibiriſchem Winter auf den Wieſen der Tundra erblühen. Kaum iſt die Sonne mit den gewaltigen Schneemaſſen fertig geworden, „da ſprießt auch ſchon eine ganze Welt von kleinen nordiſchen Blumen unter der letzten verſchwindenden Schneeſchicht hervor und öffnet verſchämt die Kelche, errötend im glänzenden Sommertage, der die Ebene in ſeinem Lichte badet. Großblumige Steinbrecharten, gelbweißer Feldmohn ſtehen in leuchtenden Gruppen beiſammen; da und dort ſchimmern blaue Vergißmeinnicht und weiße Multbeerblüten; auf einigen ſumpfigen Stellen breitet das Wollgras ſeine wogende Daunendecke aus, während an anderen Stellen die blauen Glockenblumen in Wäldchen ſtehen und an ihren ſchlanken Stengeln leiſe läuten. Es ſind keine anſehnlichen Blumen, die wenigſten von ihnen ſind einige Zoll hoch — aber deſto lieblicher ſind ſie, und in dieſer Umgebung wirkt ihre Schönheit noch anziehender. Hier, wo das Auge auf der unendlichen Flöche vergeblich einen Ruhepunkt ſucht, lächeln einem die ſchüchternen Blumenkelche entgegen und halten das Auge gefangen."

Es kann nicht wunder nehmen, daß

Abb. 5. Edelweiß.

Abb. 6. Pyramidenförmige Glockenblume.

Blüten so eigner Art, die fern vom Hasten und Treiben der Menschen in der reinen Luft der Gebirgswelt unsere Wege kreuzen, auch unsere Habsucht anregen. Die Blüten, die uns von schwindelnden Felswänden entgegenleuchten, unerreichbar oft, oft nur dem kühnsten Touristen zugänglich, möchten wir nicht nur pflücken, sondern auch mit den Wurzeln ausheben und in die gemütlichere kleine Welt des eignen Gartens verpflanzen. Wer solche Wünsche hegt, dem ist es ein schöner Trost, daß die Alpen-

blumen, sachgemäße Behandlung vorausgesetzt, auch im Thale gedeihen; nur wenige verlieren in der Ebene ihren alpinen Charakter und arten aus. Die leider bald dem Untergang geweihte, großartige Alpenpflanzenanlage des Botanischen Gariens in Berlin, auf welcher der Künstler die wohlgelungenen, den Text dieser Schilderung begleitenden Abbildungen gefertigt hat, die gleichen Anlagen in den Botanischen Gärten zu Breslau und Zürich, des Alpenpflanzen-Akklimatisationsgartens in Genf und verschiedener Handelsgärtnereien, liefern den Beweis dafür, daß sich auch Alpenblumen der verschiedenen Erdteile in der Ebene recht wohl fühlen können.

Die Sammler der Alpenpflanzen zerfallen in zwei Teile, in vernünftige, die, sachgemäß ausgerüstet, im Auftrage der Botanischen Gärten und Handelsgärtnereien die Berge absuchen, aber mit Vorsicht, Liebe und weiser Auswahl sammeln, — und in Barbaren. Zu den letzteren gehören diejenigen Vergnügungsreisenden, die in wilder Hast die grünen Pflanzenpolster von den Felsen reißen, sie dann überdrüssig der schweren Last fortwerfen, und die auch das wenige, was in den häuslichen Garten gelangt, schließlich verkümmern und eingehen sehen. Diese unvernünftigen Sammler haben es so weit gebracht, daß die gesuchteste Alpenblume, das Edelweiß, bald der Geschichte angehören würde, hätte nicht die Schweiz noch in letzter Stunde ein Gesetz erlassen, das denjenigen mit harter Strafe bedroht, der ohne Erlaubnisschein Edelweißpflanzen mit der Wurzel ausnimmt. Das Edelweiß wird gegenwärtig, namentlich in Tirol viel in Töpfen gezogen und von armen Leuten den Reisenden billig angeboten. Mit solchen gekauften Pflanzen sollten sich diejenigen begnügen, die selbst nicht sachgemäß sammeln können oder wollen. Die akklimatisierten, d. h. von Züchtern im Thal gekauften Pflanzen wachsen immer sicher an, während die gesammelten nur zu oft eingehen.

Wer selbst sammeln will, der lasse die großen üppigen Pflanzen und dichten Polster unberührt, er suche sich junge, kleine Pflanzen, denn nur diese lassen ein gedeihliches Weiterwachsen erhoffen. Diese Pflänzchen müssen mit der größten Vorsicht und mit allen Wurzeln ausgenommen werden, was sehr schwer und mühevoll bei jenen Arten ist, die eine starke Pfahlwurzel tief in die Felsspalten hineinsenden. Zum Sammeln gehört ein derber Alpenstock mit langer, spatenförmiger Eisenspitze, besser

Abb. 7. Kleine Glockenblume.

Abb. 8. Bayerischer Enzian und Alpenweidenröschen.

noch ein kleiner aus einem Stück gefertigter Handspaten und ein Sack, in welchem die gesammelten Arten vorsichtig untergebracht werden. Ist eine Sammeltour beendet, so werden die Pflanzen im nächsten Wirtshaus eines Ortes mit Bahnverbindung sortiert, dann in kleine Körbe oder Kistchen in etwas feuchtes Moos verpackt, wobei darauf zu achten ist, daß die zarten Pflänzchen nach oben, die derberen, einen starken Druck aushaltenden, nach unten kommen.

Das Verpacken ist einfach, denn Körbe, Kästchen und Moos sind überall aufzutreiben, aber das Versenden hat seinen Haken. Auf Grund der internationalen Reblauskonvention müssen die nach dem Auslande gehenden Pflanzensendungen mit einem Reblausattest versehen sein, also auch die Sendungen der Alpenpflanzen, durch die übrigens eine Verschleppung der Reblaus ganz und gar ausgeschlossen ist, da die Reblläuse zwar auf die Berge steigen, aber nur auf armselige Weinberge, also durchaus keine Hochtouristen sind. Zur Erlangung des nötigen Reblausattestes hat man sich an den Gemeindevorstand zu wenden, was oft so mit Umständen verbunden ist, daß mancher Pflanzenfreund die mühsam gesammelten Alpenblumen schließlich wieder fortwirft. Wer nicht viel sammelt, der kann sich um die lästigen Bestimmungen gemütlich herumdrücken, wenn er die Pflanzen einzeln in kleine Kästchen verpackt und als „Muster ohne Wert" in die Heimat sendet, was übrigens durchaus erlaubt ist. Ein

Abb. 10. Stengelloser Enzian und Edelraute.

Abb. 9. Alpenlein.

mir bekannter königlicher Landesgeologe hat auf diese Weise vor zwei Jahren Hunderte von Alpenpflanzen nach und nach in die Heimat geschickt, sie hier vorläufig im Garten einschlagen lassen und nach seiner Rückkehr mit ihnen ein großes Felsenbeet bepflanzt, auf welchem sie gegenwärtig üppig grünen und blühen.

Wer nicht erfolglos sammeln will, der versehe jede gesammelte Art mit einer Nummer und mache sich dann unter dieser Nummer in sein Taschenbuch Notizen über das Vorkommen der Pflanze in Humus, Halbhumus oder Felsgeröll und über die Lage, in welcher sie wächst, um jede Art später im Garten an den richtigen Platz und in die richtige Erde bringen zu können.

Im Garten ziehen wir die Alpenpflanzen auf Felsenbeeten, die wir uns

Abb. 11. Leinblättrige Glockenblume.

Abb. 12. Alpenaſter.

nach dem Vorbilde der gleichen Anlagen unſerer Botaniſchen Gärten aus verſchiedenen Geſteinsarten ſelbſt errichten oder von einem geübten Landſchaftsgärtner bauen laſſen. Erheben ſich aus dieſen Felſenbeeten Felſentürme, ſo erhält man ſonnige und ſchattige Lagen und damit Plätze, welche den verſchiedenen Standortsverhältniſſen der einzelnen Arten entſprechen. Zwiſchen den einzelnen Felſen müſſen weite Spalten klaffen, welche mit der entſprechenden Erde gefüllt werden; in dieſe Erde ſind die einzelnen Pflänzchen auszuſetzen.

Iſt das Felſenbeet angelegt und bepflanzt, ſo kann es auf Jahrzehnte hinaus zu einer unerſchöpflichen Quelle der Belehrung und Erholung werden. In richtige Beete, die richtige Lage und zweckmäßige Erde gepflanzt, erfordern die Alpenblumen nur wenig Pflege. Sie werden regelmäßig bewäſſert, rein von Unkraut gehalten, aber auch im Winter geſchützt.

Wachſen auch die Alpenblumen in hohen Regionen, in denen ein ungewöhnlich ſtrenger und langer Winter herrſcht, in denen auch der Sommer nur kurz und dabei unbeſtändig und ſtürmiſch iſt, ſo ertragen ſie doch nicht allzu viel Kälte. In den hohen Bergregionen deckt eine dauernde Schneedecke die zarten Kräuter während des langen, eiſigen Alpenwinters, im Thale fällt dagegen in den ſtrengen Wintern oft nur wenig Schnee. Wir erſetzen den Schnee durch leichte Decken von Farnblättern, trockenem Buchenlaub und nicht zu ſchweren Fichtenzweigen. Unter ſolchen Decken überſtehen die ſchönſten Alpenpflanzen den deutſchen Winter.

Die Märchenwelt der Alpenblumen iſt ſo reich an vielen Arten, daß wir uns auf eine kurze Beſprechung der abgebildeten beſchränken müſſen. Unter unſeren ſchönen Bildern finden wir eine ganze Reihe charakteriſtiſcher Vertreter der Alpenflora. Die Alpennelke (Dianthus alpinus), Abb. 1, die in den Hochgebirgen der öſtlichen Alpen in großen Maſſen auftritt, gehört zu den lieblichſten, in der Kultur dankbarſten Alpenblumen; ſie ſteigt in einigen Lagen bis in die Region der Alpenwieſen hinab, wo dann zur Blütezeit die hellroten Blumen oft weite Flächen bedecken. Abb. 2 zeigt den Alpenmohn (Papaver alpinum), den man

Abb. 13. Alpenberufskraut.

Abb. 14. Alpenroſe.

in den höheren Regionen auf ſteinigen Geröllhalden trifft; er blüht in verſchiedenen Farben, iſt ſehr zierlich, läßt ſich leicht aus Samen vermehren und gedeiht überall im Garten. Abb. 4 iſt eines der niedlichen Alpenglöckchen, die oft ſchon im Schnee erblühen, und zwar die größte und empfehlenswerteſte Art, Soldanella montana, in Bayern,

Abb. 15. Pyrenäen-Ramondie

Österreich, den Karpathen, Ost-, Central- und Westalpen vorkommend. Das Edelweiß (Gnaphalium Leontopodium), Abb. 5, ist allgemein bekannt und wurde schon oben erwähnt; es zeichnet sich durch seine weißfilzigen Blätter und ebensolche sternförmige Blüten aus, die abgeschnitten unvergänglich sind und deshalb einen gesuchten Handelsartikel bilden. Herrliche, teils stattliche, teils liebliche Alpenblüten sind die vielen Arten der Alpenglockenblume. Am bekanntesten und beliebtesten von ihnen ist die in Abb. 6 dargestellte pyramidenförmige Glockenblume (Campanula pyramidalis), in den Gebirgen des Mittelmeergebietes heimisch und bei uns überall als Gartenpflanze gedeihend; man zieht sie sogar mit schönstem Erfolg in Blumentöpfen am Zimmerfenster, sie ist namentlich in einigen an der Ostsee gelegenen Orten eine gern gepflegte Topfpflanze, die sich leicht durch Samen vermehren läßt. Die hellblau blühende kleine Glockenblume (C. pusilla), Abb. 7, die weit verbreitet ist, gedeiht überall gut in sonniger Lage, und die in Abb. 11 dargestellte leinblätterige Glockenblume (C. linifolia) ist gleichfalls eine dankbare Gartenpflanze. Auf den Bildchen Abb. 8 und 10 sehen wir zwei der so beliebten blaublütigen Enzianarten, den bayerischen Enzian und den in den Gärten als überall gedeihende Einfassungspflanze so beliebten stengellosen Enzian (Gentiana acaulis), ferner Alpenweidenröschen und Edelraute.

Ein recht unbedeutendes, aber zierliches Blümchen ist der Alpenlein (Linaria alpina), Abb. 9, der oft bis in die Ebene hinabsteigt, in den Gärten aber auch stolzer blühende Verwandte hat. Auf jedem gewöhnlichen, sonnig gelegenen Gartenbeete gedeiht ferner die in den Gärten vielfach verbesserte

Abb. 16. Zwergvergißmeinnicht und rosablühender Steinbrech.

Digitized by Google

Abb. 17. Alpenhauswurz-Arten. 1. Sempervivum arachnoideum. 2. S. Braunii. 3. S. Funkii.

Alpenaſter (Aster alpinus), Abb. 12; ſie blüht reich und hat gelbe Scheiben- und violette Strahlenblüten. Der Alpenaſter ſteht auch das Alpenberufskraut (Erigeron alpinum), Abb. 13, mit feinen purpurrötlichen Strahlenblüten, das in den Gebirgen recht vieler europäiſcher Länder vorkommt, durchaus nahe.

Eine von poetiſchem Zauber umwobene Pflanze iſt die Alpenroſe (Rhododendron ferrugineum), ein kleiner Strauch mit roſigen Blüten; Abb. 14 zeigt ihn im letzten Stadium des Flores. Trotzdem dieſe echte Alpenroſe keineswegs ſtattlich blüht, auch in keinerlei verwandtſchaftlichen Beziehungen

Abb. 18. Rindsauge und Erdkrönchen.

zu den eigentlichen Rosen steht, ist sie neben dem Edelweiß die gesuchteste Alpenblume.

„In die Alpen hinein,
in das liebe Land,
Vorüber an dunkelschattiger Wand!
In die Berge hinein, in die schwarze Schlucht,
Wo der Waldbach tost in wilder Flucht!
Hinauf zu der Mattenwand duftigem Grün,
Wo sie blüh'n
Die roten Alpenrosen."

„Mit welcher Wonne," so schreibt Tschudi, der bekannte Schilderer des Lebens in den Schweizer Alpen, „begrüßt der müde, keuchende Wanderer den ersten Alpenrosenstrauch und eilt trotz aller Erschöpfung im Fluge zu den Felsen empor, von denen die Röschen ihm die lächelnden Grüße der Alpennatur zuwinken. Wie oft begleiten sie ihn in ihrer ewigen Anmut mitleidig durch lange Felsenlabyrinthe und verkünden ihm Leben und volles Genüge in einer öden Welt von grausamen Steintrümmern! Überall zeigt reizend dekoriert die Alpenrose das tausendfältig wechselnde Land ihrer Heimat und glüht bald als einzelne Rosenflamme über und zwischen dem Sturz des Eisbaches, bald überzieht sie die ganze Fläche des Berges, der sich mit seinem Purpurteppich im Spiegel des Alpensees malt, oder streut auch ihre Blüten gesellig in den vielfarbigen Flor der Alpen." —

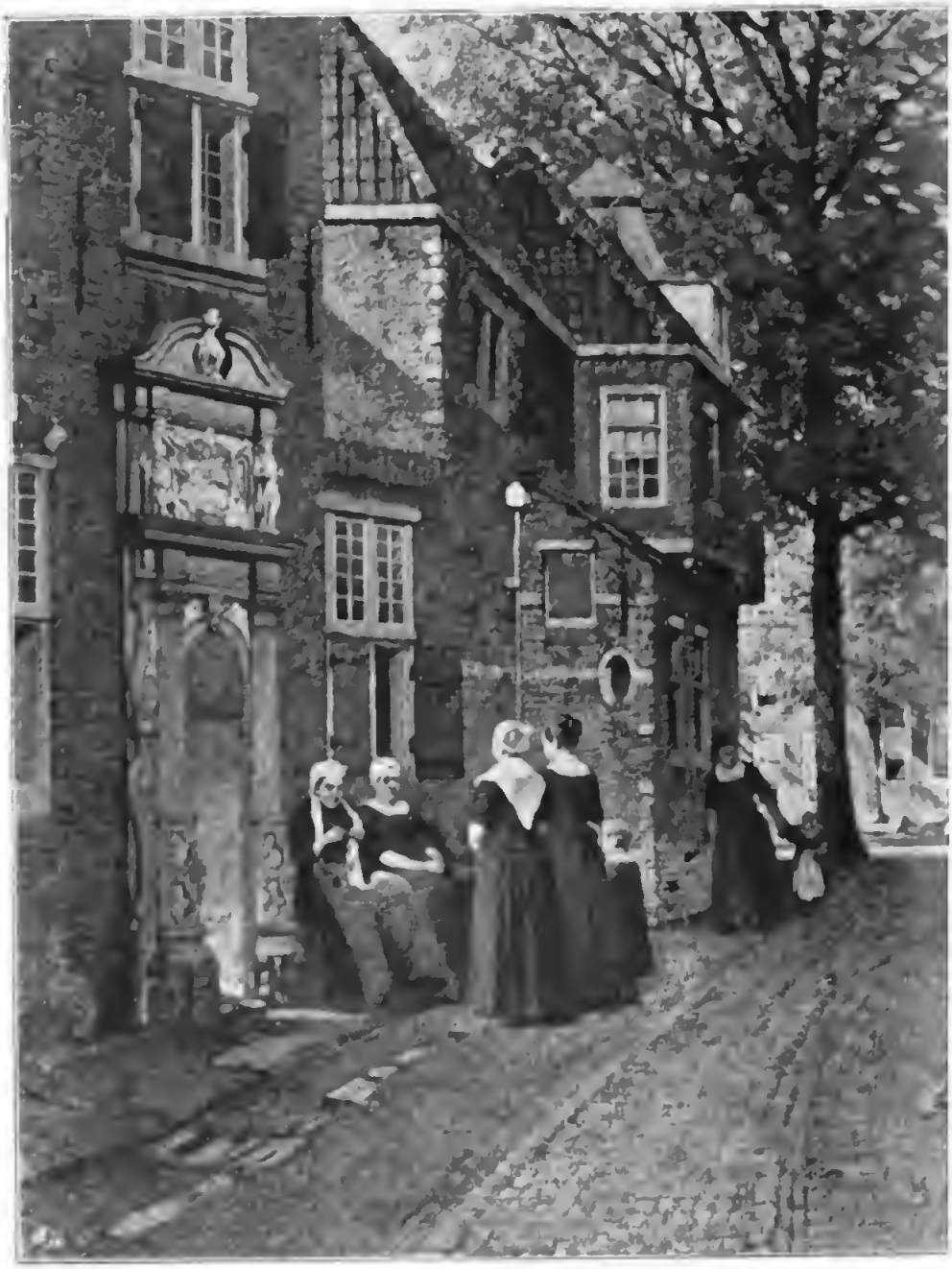
Eine der herrlichsten Alpenblumen ist die Pyrenäen-Ramondie (Ramondia pyrenaica), Abb. 15, eine echte Felsenpflanze, die ihre großen saftigen Blätter fest über das nackte

Abb. 19. Alpenanemone und narzissenblütige Anemone.

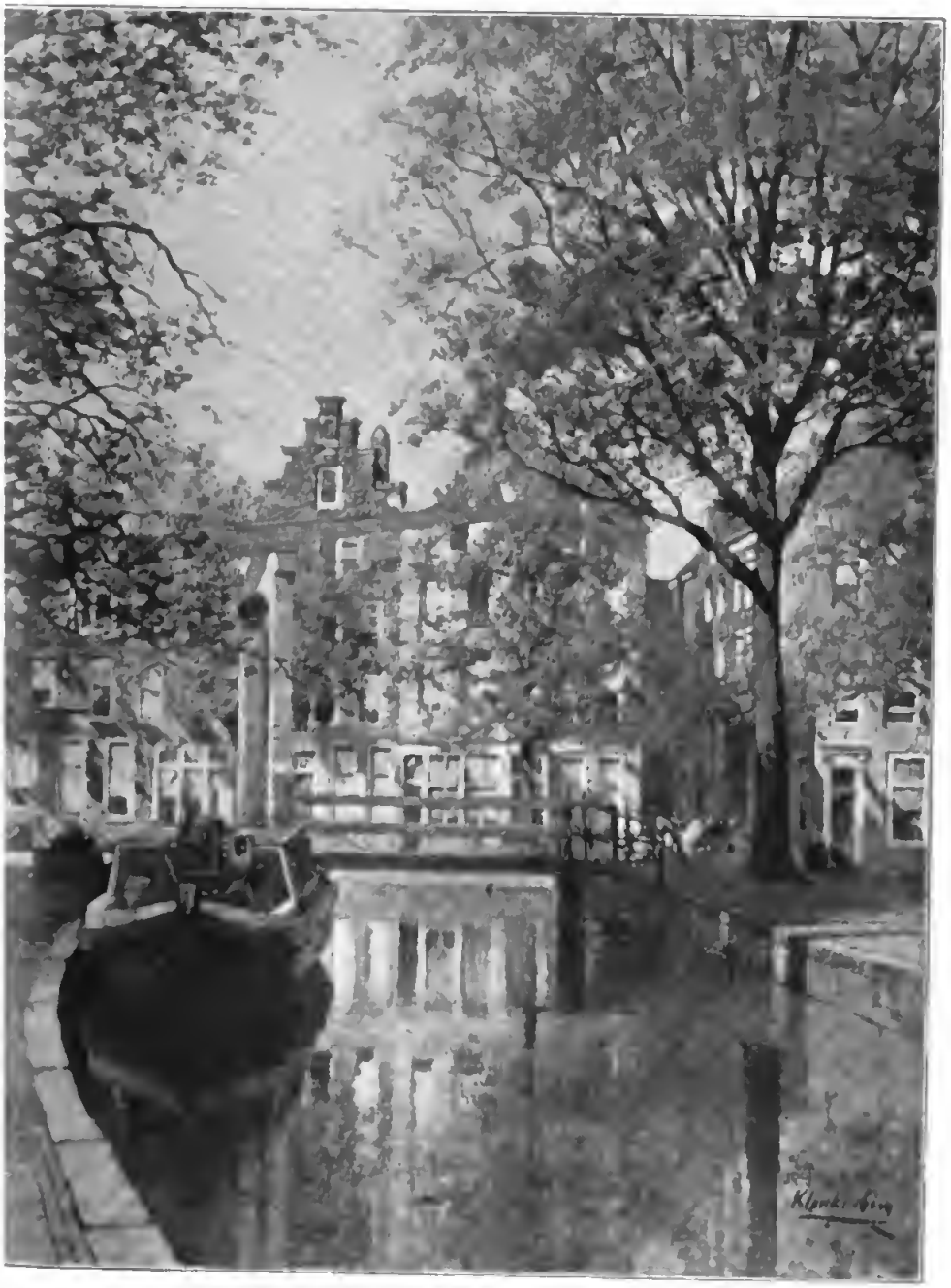
Gestein legt. Aus ihren dichten Blattrosetten erheben sich liebliche hellblaue Blüten, von denen sich das Gelb der Staubfäden wirkungsvoll abhebt. An der nördlichen Lage des Felsenbeetes, wohin kaum ein Sonnenstrahl dringt, entwickelt sich die Ramondie zu voller Pracht. Im Gegensatz zu diesen Blühern sind die kleinen rosettenförmigen, dicht aneinander geschmiegten Pflänzchen, welche Abb. 17 zeigt, echte Kinder der Sonne. Es sind Fettpflanzen, Hauswurz- oder Sempervivum-Arten, die unverwüstlich auf fast nacktem Gestein wachsen und auch in der Ebene überall fortkommen.

Kurz genannt seien noch Gnaphalium dioicum, eine auf Heiden und an lichten Waldstellen gewöhnliche Pflanze, Achillea moschata, die moschusduftende Schafgarbe, in der Schweiz Wildfräuleinskraut genannt (beide Abb. 3), Zwergvergißmeinnicht und rosablühender Steinbrech (Saxifraga oppositifolia), beide Abb. 16, Rindsauge (Buphthalmum salicifolium) und Erdkrönchen (Linnaea borealis), beide Abb. 18, Alpenanemone und narcissenblütige Anemone (Anemone alpina et narcissiflora), Abb. 19, und Silene quadrifida (Abb. 20), alles reizende Alpenblumen von seltener Zierlichkeit.

Abb. 20. Silene quadrifida.



Beim Waisenhaus in Gouda. Nac
(VII. Internationale Kunstc



em Gemälde von Karel Klinkenberg.
·stellung in München 1897.)

Dr. Julius Stinde in seinem Arbeitszimmer.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie ich Bekanntschaft mit Frau Wilhelmine Buchholz machte.

Von

Dr. Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

„Wie ich Bekanntschaft mit Frau Wilhelmine Buchholz machte?“ soll ich Ihnen erzählen. Mit dem größten Vergnügen. — Aber .... Ich weiß schon. Gegengründe lassen Sie nicht gelten, obgleich es Ihnen ebenso bekannt ist, wie dem Publikum, daß die Wilhelmine Buchholz, die Sie und das Publikum meinen, nicht existiert und ich deshalb eigens eine neue Buchholz erfinden müßte, um eine regelrechte, erste Begegnung mit der verehrten Dame in Scene zu setzen. Ich wäre dazu imstande, weil der sündige Adam in mir bisweilen unwiderstehliche

Neigung zu lustigem Trug verspürt, allein die „Monatshefte“ stehen mir doch zu hoch, als daß ich mir ihre Gunst und die ihrer Leser verscherzen möchte. Fabel für sich und Thatsächlichkeit für sich. So halte ich es. Bei meinen naturwissenschaftlichen Arbeiten weiche ich nicht einen Finger breit von dem Wege der Wahrheit ab, soweit er zur Zeit gangbar und für mich erreichbar ist, und wenn ich faduliere, folge ich der Phantasie und zwar am liebsten dahin, wo die Sonne scheint.

Nun hat es wirklich einmal eine Wilhelmine Buchholz gegeben, aber die habe ich persönlich nie kennen gelernt. Und das ging auch nicht, denn sie war schon lange tot.

Man könnte annehmen, sie hätte Memoiren, Tagebücher oder sonstige schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, die ich ausschlachtete, aber die Vermutung träfe nicht zu. Das einzige, was die gute Frau in ihrem Leben schrieb, waren Wäschezettel. Keine Zeitungswäschezettel, sondern wirkliche, echte, ohne jeden litterarischen Wert.

Um Ihnen dies merkwürdige Verhältnis klar darzulegen, muß ich weit ausholen und Ihnen erzählen, wie ich überhaupt in die Schriftstellerei geriet.

Als Knabe hatte ich mehr Sinn für Wald und Flur als für alles, was Schule hieß und damit zusammenhing, und zwischen den Lehrern und mir herrschte eine Art Erbfeindschaft, unter der beide Teile zu leiden hatten; der Lehrer mehr seelisch, ich für meine Person mehr stafflich. Es mochte das wohl daher kommen, daß ich leicht faßte, vieles mir mühelos aneignete und den langsamen Schultritt als einen Druck empfand. Und da, wo ich mir hätte Mühe geben müssen, gelang es nicht, das rechte Interesse zu erwecken. Von der Natur, von der ich wissen wollte, nach deren Erkenntnis mein Herz sich sehnte, ward mir wenig gesagt. Da had' ich auf eigne Hand botanisiert und Pflanzen bestimmt, Steine gesammelt, Käfer und Schmetterlinge, und gelesen, was sich über die Natur ergattern ließ. Schlecht weg kam dabei das alte Sprachentum und infolgedessen ich selbst. Erst auf dem Gymnasium ward mir guter naturwissenschaftlicher Unterricht zu teil, und der wirkte bestimmend auf mich ein. Ich wandte mich von den grammatikalisch zerschroteten Griechen und Römern ab, der Apothekerlaufbahn zu. Da hatte ich Naturwissenschaft und war froh den Büchern zu entrinnen.

Es stand aber in den Sternen und in den Karten anders. Um die Zeit der Berufsentscheidung braunte in meinem Heimatsdorfe Lensahn eine Kate ab, deren Einwohner Unterkommen haben mußten, und zwei alte Frauen fanden provisarisches Heim in der leerstehenden Kutscherwohnung des väterlichen Pfarrhofes. Die eine der beiden war eine berühmte Kartenschlägerin, und auch mir sagte sie wahr. „Sei bliwen di de Poppieren,“ sagte sie. Ich lachte darüber. Sie aber sagte: „De Karten leegt nich.“ Seltsamerweise hat die alte Sibylle recht behalten: ich bin ganz und gar zum Papier übergegangen, sintemal im Volksmunde unter „Poppieren“ das gesamte Schreib- und Buchwesen verstanden wird.

Aus Gesundheitsrücksichten mußte ich nach einigen Jahren die Apotheke verlassen; nach hinreichender Erholung und Vorbereitung ging ich auf die Universität, studierte Chemie, Physik und verwandte Fächer und fand dann in Hamburg Stellung als Fabrikschemiker.

Einzelne Aufsätze chemischen und technischen Inhaltes brachten mich in Beziehung zu dem „Hamburger Gewerbeblatt“ und dem Besitzer der „Reform,“ in dessen Verlag jenes Blatt erschien. Dann lieferte ich hin und wieder populär-wissenschaftliche Artikel für die „Reform“, und als ich sah, daß bei der damaligen Überfüllung im Fache in den Fabriken keine Seide zu spinnen war, widmete ich mich ganz den „Papieren.“

Ich schrieb jedoch nicht ausschließlich. Eine Reihe von Jahren erteilte ich in Knaben- und Mädcheninstituten Unterricht in Naturwissenschaften. Oft mußte ich daran denken, wie sauer ich meinen Lehrern das Leben gemacht hatte, und wie ich nun selbst Geduld üben mußte. Das war eine gerechte Strafe. Und doch ist mir jene Zeit des Lehrens eine unvergeßliche und liebe, konnte ich doch in jungen Seelen die Freude an der Natur erwecken und sie einführen in die Vorhöfe der Wissenschaft, an der ich hing.

Vielfach mit mikroskopischen Arbeiten beschäftigt, veröffentlichte ich in dem Richterschen Ver-Verlage ein Werk „Blicke durch das Mikroskop,“ dem eine Anzahl mikroskapischer Phatographien zur Illustration dienten, deren Anfertigung mir um so mehr Schwierigkeiten bereitete, als ich mich nach der Sonne richten mußte, diese aber bei dem viel bewölkten Hamburger Himmel keine Rücksicht auf meine freie Zeit nahm. Heute mit den neuesten Hilfsmitteln sind dieselben Ergebnisse leicht zu erreichen, damals aber erregten einzelne meiner Aufnahmen selbst bei Helmholtz Interesse.

Mit dem Buche, dessen Preis durch die Ausstattung verhältnismäßig hach geraten war, machte der Verlag schlechte Geschäfte, und da für den Autor kein Gefühl peinlicher ist, als das dumpfe Dafürhalten, seinen Verleger in Kosten gestürzt zu haben, war es mir eine wahre Erleichterung, als mir der Vorschlag gemacht wurde, eine Idee des Verlags auszuführen, die voraussichtlich jenen Verlust wieder einigermaßen wett zu machen imstande sei. Es fehlte nämlich in der deutschen Litteratur ein Buch über die Wäsche, ein Buch, das alles enthielte, was zum Waschen, Bleichen, Stärken, Plätten, Färben, Reinigen, Fleckenausmachen in Beziehung steht, sowohl in Bezug auf den Großbetrieb, als auf den kleinsten Hausstand. Und für dieses Buch war ich ausersehen.

Es wurde geschrieben und erschien lieferungsweis. Jedes Buch muß einen Titel haben. Wir nannten es „Wasser und Seife.“ Und auch einen Verfasser, das heißt, einen Titelverfasser muß es nennen; hier am besten ein Verfasserin. Während wir berieten, sagte der junge Mann der Buchhandlung, es sei vor Zeiten eine wegen ihrer Tüchtigkeit berühmte Wäscherin in Hamburg gewesen, die hade Wilhelmine Buchholz geheißen. Der Name gefiel und wurde auf den Titel gesetzt. Nach jetzt geht „Wasser und Seife“ unter ihrem Namen, und wer im Meyer den Artikel „Waschen“ nachliest, findet ihn alldort am Schlusse bei der Litteraturangabe verzeichnet. Da das Wäschebuch im Laufe der Jahre die fünfte Auflage

erreichte, gebe ich mich der tröstlichen Überzeugung hin, daß es die Auslagen für das mikroskopische Prachtwerk eingebracht, so daß mein Gewissen über diesen Punkt ruhig sein kann.

Nun habe ich Ihnen der Wahrheit gemäß erzählt, wie ich zur Bekanntschaft der Wilhelmine Buchholz kam, oder richtiger zu ihrem Namen, denn, wie bereits gesagt, weilte die brave Frau nicht mehr unter den Lebenden, als das allgemeine Wäschebuch dem üblichen längst gefühlten Bedürfnis abhalf. Aber der Name war doch da.

Eine Reihe von Jahren verging. Ich hatte meine plattdeutschen Komödien geschrieben, die hauptsächlich durch die unübertreffliche Darstellerin Lotte Mende in Hamburg zahlreiche Aufführungen erlebten und auch in Berlin und anderen Städten durch die Gastspiele des Karl Schulze-Theaters bekannt wurden, aber trotz dieser und anderer Erfolge fühlte ich mich litterarisch nicht in Hamburg behaglich, woran größtenteils der Umstand schuld war, daß ich Theater- und Konzertkritiken schreiben mußte und Reporterklatsch stilisieren, mit einem Worte Dinge verrichten, dessen Nutzlosigkeit ich von Tag zu Tage mehr einsah. Da machte ich mich auf nach Berlin, unabhängig vom Journatismus zu arbeiten. Es mußte sein, so schwer ich mich trennte, aber ich fühlte, wie die Lust am Schaffen in dem täglichen Spaltenfüllen unterging. Es wurde ja doch kein Theaterstück besser oder schlechter, ob ich es tadelte oder lobte, und kein falsch gesungener Ton richtig dadurch, daß ich ihn in der Öffentlichkeit aufmutzte! Und wenn ich für die edle Richtung die Lanze eintegte, das Publikum amüsierte sich doch bei der unedlen. Und je deutlicher ich begriff, wie das Theater immer mehr Geschäftsunternehmen wird als Kunstunternehmen, um so drückender empfand ich die Arbeit des Tageskritikers, die Kraft erheischt, aber keine Befriedigung gibt, es sei denn den Glauben an Gottähntichkeit, wozu ich mich nie aufschwingen konnte, soviel Weihrauch dem Kritiker auch von denen gestreut wird, die ihn wohl fürchten, aber nimmermehr lieben. —

In Berlin war ich fremd, hatte aber einige werte Freunde; litterarisch war ich so gut wie unbekannt und kam daher nur langsam vorwärts. Doch gab ich mir viel Mühe, suchte jegliches, was ich arbeitete, so gut zu machen, wie ich nur konnte, weshalb der Papierkorb neben meinem Schreibtisch immer satt war. Um jene Zeit erfreuten sich die gebildete Welt und solche, die sich zu ihr rechneten, an den theoretischen Überstürzungen, zu denen die Lehre Darwins phantasiebegabten Gelehrten Anlaß gab; dem seiertichen Aufklärungsreigen um den bis heute noch nicht aufgefundenen Uraffen die lustige Person einzufügen, versuchte ich mit dem Professor Desens, der in dem Büchlein „die Opfer der Wissenschaft" mit ernstester Miene noch erstaunlichere Schlüsse auf naturphilosophischem Wege zieht, als seine Kollegen diesseits des Rheines fertig brachten. Professor Desens war als Franzose gedacht, und da die Schreibweise darauf abzielte, die Meinung zu erwecken, als sei das Buch nicht ganz geschickt aus dem Französischen übersetzt, verleitete sowohl der Inhalt des Buches wie auch sein pathetischer Ton gewiegte Litteraturkenner, den pseudonymen Verfasser (Alfred de Vatmy) für einen Franzosen zu erklären. Da alles Ausländische sich besonderer Gunst erfreut, wurde bald eine neue Auflage nötig, bei der die Urheberschaft auch auf dem Titelblatte recht gestellt wurde, nachdem sie in Fachkreisen bald nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe bekannt geworden war.

In den Verein Berliner Künstler eingeführt, hatte ich die große Freude, an den Festen dieses Vereines mich bethätigen zu können und heitere Spiele zu schreiben. Eins dieser Spiele sollte für mich von großer Bedeutung werden, da es die Gelegenheit herbeiführte, meinen Verleger Karl Freund kennen zu lernen, wenn auch die Begegnung unter Verhältnissen stattfand, die auf alles andere hätten schließen lassen, nur nicht auf ernstes, erfolgreiches, späteres Zusammenarbeiten. Es war eine Hamletparodie, die an dem Abend des großen Künstlerkostümfestes bei Kroll dem poetisch schönen Festspiele ‚Catharina Cornaro' von Lohmeyer als Scherzspiel folgte und worin ich selbst die Ophelia zu mimen mich unterfing. Eine robustere Tochter hat wohl schwerlich jemals ein Theaterpolonius aufzuweisen gehabt.

In solcher Vermummung hat wohl kein Autor mit einem Verleger das erste Verlagsgeschäft abgeschlossen, noch dazu mit einem Verleger, der mit bekränztem Haupte in wallender Toga als Nero einherwandelte. Nero und Ophelia waren die Eltern der Frau Wilhelmine Buchholz!

Unser erstes Buch war die „Wandertruppe" oder „das Dekamerone der Verkannten," eine Parodie der damals auftauchenden Schauspielerbiographien. An jenem Abend entwickelte Herr Freund die Idee, und da sie mir „lag", ging ich mit Lust an die Arbeit, war ich doch mit dem Kulissenleben hinreichend vertraut, um gerade die Schminke ironisch zu beleuchten, die nicht bloß für die Theaterlampen aufgelegt wird. — Nach etwa Jahresfrist erschienen „die Waldnovellen," die es bis jetzt zur elften Auflage gebracht haben.

So kam ich nach und nach vorwärts, schrieb große und kleine Aufsätze und legte Pläne für umfangreiche Arbeiten an, war mit einem Worte richtig bei den Papieren.

Nun begab es sich, daß ich an einem Abend bei einer mir lieb und teuer gewordenen Familie war, wo echt deutscher Frohsinn herrschte, wo die kleinen Unzulänglichkeiten des Lebens und die Schwierigkeiten des Alltags nicht wie sonst so oft das Dasein verbitterten, sondern sonnigen Humor erweckten, vor dem sie verschwanden, wenn sie sich kaum gezeigt. An jenem Abend sprach die frohgemute Frau des Hauses unverhohlen ihre Entrüstung über ein Vorkommnis aus, dem sie keine heitere Seite abzugewinnen vermochte, auf das in der Presse hinzuweisen, sie mich verpflichtete, damit solchem Unwesen gesteuert werde. Es hatten nämlich ihre beiden Töchterchen ein Büchtein mit aus der Schule heimgebracht, ein Stück für das Puppentheater, das sich in der That keineswegs für Kinder eignete, wie sich schon bei flüchtiger Durchsicht ergab, eine Berliner Posse mit Hinterhausverhältnissen, einem Findelkinde, Ein- und Zweideutigkeiten, die nicht bloß vom pädagogischen Standpunkte aus Unwillen erregten. Ich versprach das Meinige zu thun und diese Art

Litteratur nach Gebühr zu verurteilen, allen bösen Puppentheaterschreibern zur Warnung, allen Eltern zur Achtsamkeit. So wurden wir wieder froh und guter Dinge; das Puppentheater war als moralische Anstalt vorläufig gerettet.

Es war aber doch eine eigne Sache mit dieser Rettung, denn als ich tags drauf am Schreibtisch das verwünschte Stück prüfte, fand ich es bis auf die durchaus verwerflichen Stellen so albern und dürftig, daß ein regelrechter Entrüstungsartikel ein Schießen mit Kanonen nach Spatzen gewesen wäre. Um mein Versprechen zu halten, ersann ich einen Ausweg. „Wie wäre es," dachte ich, „die Wirkung des Stückes auf gut bürgerliche Leute zu zeigen, wenn die Kinder es in all ihrer Harmlosigkeit darstellten? Hierbei würden die Leser in launiger Weise aufmerksam gemacht, die Büchlein, die die Jugend einander leiht, und das, was sie liest, zu überwachen, und der Zweck wäre erreicht."

Gedacht, gethan. Kritiker, Schulmeister und Novellist vereinigten sich, die Aufgabe zu lösen. Ich pries mich glücklich, jene verschiedenen Fächer praktisch durchgearbeitet zu haben: zu diesem Werke waren alle Fähigkeiten nötig.

Und doch, als der Aufsatz geschrieben war, sah ich, daß ein anderes noch mitgearbeitet hatte; das war der Frohsinn der frohen Hausfrau, die mir auf die Seele gebunden hatte, ernst, sehr ernst vorzugehen. So war es ja in ihrem Sinne, wie der Aufsatz sich gestaltete, und ich wußte, als ich ihn durchbessert hatte, daß sie sagen würde: „So ist's recht, Onkel Stinde."

Und das sagte sie, als die „Puppenkomödie" im November 1878 im deutschen Montagsblatt gedruckt war. Wie innig heiter war der Abend, als wir uns des freuten. — Daß die Sonne, die in so manches Menschen Brust lebenerweckend leuchtet, untergehen muß, wir wissen es alle; aber schwer wird das Fügen in die Notwendigkeit. Nur die Erinnerung windet noch Kränze: Gaben, die gegeben — nicht mehr empfangen werden. —

Jener Aufsatz war so gehalten, als hätte die brave Berliner Frau, in deren Heim das ärgerliche Puppenspiel stattfand, brieflich dem Redakteur des Blattes ihr Leid geklagt, und da ich um eine Unterschrift verlegen war — Namen erfinden, hat so seine Mucken — fiel mir bei, daß ich schon einmal mich eines weiblichen Pseudonyms unbeanstandet bedient hatte, und setzte ruhig Wilhelmine Buchholz darunter. Und glaubte damit die Sache abgethan.

Es geschah aber anders. An die Redaktion lief ein Schreiben ein, von der Heimreich unterzeichnet, deren Name in jenem Aufsatze vorkam, das der Buchholzen die Leviten las, gleichzeitig mit der Bemerkung, daß die Kinder den geliehenen Schmohltopf wieder zurückbringen würden, daß jedoch das Loch schon darin gewesen sei, wie sie ihn bekommen hätten. Und aus dem Westfälischen traf ein Brief von zwei jungen Mädchen ein, — zwei Heideblumen unterzeichnet —, die gestanden, daß sie sich für Onkel Fritz interessierten, und fragten, ob er schon verheiratet sei?

Da sagte der Redakteur: „Stinde, schreiben Sie mehr solcher Buchholzartikel! Sie sehen, das Publikum geht darauf ein."

Und ich schrieb.

So entstanden nach und nach die Abschnitte, aus denen später die „Familie Buchholz" wurde, und zwar unter regster Teilnahme des Leserkreises. Es kamen aber auch Bitten an die Redaktion, die ominösen Briefe der Frau Buchholz nicht weiter zu bringen, da diese kläglichen Erzeugnisse der Frauenlitteratur allgemeines Mißfallen erregten. Wir ließen uns jedoch nicht einschüchtern, die Redaktion und ich. Im Gegenteil, ich ließ mir angelegen sein, Berlin zu studieren und meine Ergebnisse für die zu gestalten, die an der Art und Weise der Frau Buchholz Vergnügen fanden. Damals war das Wort Milieu noch nicht aufgekommen, wenigstens nicht so in den Vordergrund geschoben wie jetzt, aber gerade die möglichst treue Schilderung guter, kleinbürgerlicher Verhältnisse war es, woran alle Gefallen fanden, die nicht bis über die Augen in solchem Milieu drinsaßen. Das ist meine nunmehrige Ansicht. In jener Zeit hatte ich meine Freude daran, möglichst echt wiederzugeben, was ich gesehen, erfahren, erlebt und erlauscht hatte; die Übersetzung all dessen in das Buchholzische, betrachtete ich als ein heiteres Spiel, das seinen Zweck erfüllte, wenn es den Lesern gefiel. Als daher mein Verleger mir den Vorschlag machte, die Buchholzartikel als Buch herauszugeben, wehrte ich ab. Die Leser des Montagsblattes bildeten eine große Familie, die waren auf den Maskenscherz eingegangen, dem großen Publikum aber die „ominösen" Briefe zu unterbreiten, das erregte mein Bedenken. Ich sah mich schon im Geiste gesteinigt.

„Sie werden noch anderer Meinung," sagte mein Verleger. — Er hat recht behalten.

Es kamen trübe Monate: der langsame, traurige Abschied von dem Manne, dem ich alles verdanke, den ich über alles liebte, von dem Vater, der mein bester Freund auf Erden geworden war. Ein herber Winter war es draußen in der Natur, drinnen im Herzen. Und als der Frühling nahte, der erste einsame Frühling, sagte mein Arzt, ich müsse den Süden aufsuchen.

Seiner Vorschrift folgend, ging ich über die Alpen und taute wieder auf. Mit dem körperlichen Wohlbehagen kehrte die Lust am Sehen zurück, und da Italien nicht bloß aus Klassicität besteht, gesellte sich unwillkürlich Frau Buchholz zu mir und half schauen. Nach anderthalb Jahren brachte ich meinem Verleger das Manuskript von „Buchholzens in Italien." — „Wenn das Buch nicht abgelehnt wird," sagte ich, „dann geben wir später die bereits erschienenen Familienscenen als Buch heraus. Ich habe Ihren Vorschlag hin und her überlegt." — „Sie werden schon erleben, wie recht ich habe," entgegnete er.

„Buchholzens in Italien" fingen langsam an zu gehen, aber es mußte wohl einer dem anderen sagen, daß das Buch amüsant sei, denn der Absatz steigerte sich, und eine Auflage folgte der anderen. Und nun bestand mein Verleger energisch auf der Fertigstellung der „Familie Buchholz." Er wurde wieder ganz Nero.

Das Vorhandene bedurfte gründlicher Durcharbeitung, es mußte hinweggethan und zugefügt werden, denn da der Faden naturgemäß nur ein

lackerer war, lag das Hauptgewicht auf der Festhaltung der Charaktere, in der Ausführung der Kleinigkeiten und in der Stimmung, die ein einzelner Ausdruck zerstören kann. Vor allem war darauf zu achten, daß die Buchhalz, die selbst erzählt, nur einen beschränkten Horizont haben durfte; die Gelüste, darüber hinauszugehen, mußten thunlichst unterdrückt werden. Aber es war ihr nicht verboten, zu empfinden, wie ein Menschenherz empfindet.

Die „Familie Buchholz" ging nicht nur den Weg, den „Buchhalzens in Italien" angebahnt hatten, sondern überholte sie allmählich; die Heimat war dem Publikum vertrauter, als das Land der Galdorangen. Das war über mein Erwarten. Und noch überraschter war ich, als mir gesagt wurde, Fürst Bismarck hätte das Buch nicht nur mit Ergötzen gelesen, sondern wünsche die Zusendung eines Exemplares. Da mußte der Buchbinder einen Band binden, so schön er nur konnte, und ich durfte ihn dem Manne senden, zu dem ich in Ehrfurcht und Bewunderung aufschaute.

Schon nach wenigen Tagen traf folgendes Schreiben ein:

Varzin, 9. Juli 1884.

Ew. Wohlgeboren liebenswürdige Zusendung gibt mir zu meiner Freude Gelegenheit, Ihnen für den angenehmen Verkehr zu danken, welchen ich in langen, durch meine Krankheit mir auferlegten Mußestunden mit der Buchhalz'n gepflogen habe. Aus den feinen Zeichnungen des Berliner Lebens und der genauen Wiedergabe des Dialekts hatte ich, der ich während der Hälfte meines Lebens Berlin bewohnt habe, nicht anders annehmen können, als daß der Autor ein Kind dieser Stadt sei; ich zolle der Treue der Bilder um so größere Anerkennung, nachdem ich über meinen Irrtum belehrt worden bin. Ich hoffe, daß das Leben der Buchhalz'n den Anfeindungen der Bergfeldt'n noch eine Zeitlang widersteht und ihr Anlaß gibt, uns durch weitere Schilderungen zu erheitern. v. Bismarck.

Nun wußte ich, warum der Fürst das Buch gewünscht hatte. Den Tag des Glückes werde ich nimmer vergessen.

Jetzt hätte Frau Buchholz sich in das Privatleben zurückziehen können, aber man ließ ihr keine Ruhe, sondern hielt sie in Athem mit vielfältigen Aufforderungen aus den verschiedensten Kreisen und Ländern, mehr von den Schicksalen der Familie in der Landsbergerstraße zu erfahren. Besonders lebhaft waren die Nachfragen aus Süddeutschland, und selbst in Indien, China, Amerika waren Deutsche, die darauf drangen, „mehr" zu haben. Und so wurde weitergesponnen. Der Familie Buchhalz zweiter Teil entstand allmählich, daran schlaß sich „Frau Wilhelmine," dann kam „Frau Buchholz im Orient," hierauf „Wilhelmine Buchhalz' Memoiren" und zum Schluß das „Hotel Buchhalz" anläßlich der Berliner Gewerbeausstellung und des damit verknüpften Hausbesuches. Es ist also ein Zeitraum von siebzehn Jahren, der zwischen der „Puppenkomödie" und dem letzten Punktum der Reihenfolge liegt. Was sich in dieser Zeit im öffentlichen Leben Berlins ereignete, ist, soweit es die Buchhalz anging, festgehalten und bildet den Hintergrund mancher Scene, und da die meisten der Modelle an Ort und Stelle verblieben, konnten sie, wie bisher, nachgezeichnet werden, was sie sich nicht nur ohne Kündigung der Freundschaft gefallen ließen, sondern oft sogar durch Selbstbekenntnisse unterstützten. Viele von den Personen jedoch, die in der Chronik der Familie Buchhalz auftreten, sind ebensowenig vorhanden, wie je die Wilhelmine Buchholz, die federführende, existierte, aber vielleicht erscheinen sie deshalb lebendig, weil sie zu denen passen mußten, die als lebende Vorbilder mit erlaubter schriftstellerischer Freiheit behandelt wurden.

In den Pausen, die zwischen dem Erscheinen der Buchholzbücher lagen, entstanden „Pienchens Brautfahrt," ein Band „Humoresken", „die Perlenschnur," „der Liedermacher", eine Sammlung plattdeutscher Novellen und Gedichte unter dem Titel „Ut'n Knick" und verschiedene Übersetzungen aus dem Norwegischen und Amerikanischen, so wie Arbeiten litterarisch-satirischen Inhalts wie „das Tarnsaor" u. a. Mittlerweile wurde die Buchhalz in verschiedene Sprachen übersetzt. Sie erschien französisch bei Hachette, Paris, englisch bei Bell & Son, London, schwedisch bei Fahlkrantz & Co., Stockholm, außerdem dänisch, norwegisch, russisch, ruthenisch, ungarisch und holländisch; in Amerika wurde sie, soweit mir zu Gesicht gekommen, in sechs verschiedenen Ausgaben nachgedruckt. In Deutschland erlebte der erste Teil bis jetzt 79 Auflagen. Die anderen Teile folgten entsprechend, aber an ihnen macht sich der amerikanische Nachdruck auf das deutlichste bemerkbar, der sich gierig auf die Beute stürzte, nachdem die Buchhalz drüben bekannt geworden war. Manch herzlichen Gruß habe ich von Deutschen bekommen, die der alten Heimat gedenken, Grüße echt deutscher Gesinnung mit dem Auftrag, sie der Frau Wilhelmine zuzustellen.

Leider war das nicht möglich, denn, wie ich in dem Vorhergehenden ordnungsgemäß gezeigt habe, ist sie in grüßbarem Zustande nicht vorhanden; so blieb mir nichts anderes übrig, als alles, was an ihre Adresse gerichtet wurde, in ein Kästchen zu thun, aus dem im Laufe der Jahre ein ziemlicher Kasten geworden ist, und den ich nur öffne, weil die gestrenge Redaktion Näheres über die Buchholz wissen will. In diesem Archiv sind die Wechselbeziehungen zwischen dem Autor und den Lesern aufbewahrt, insofern sie schriftlichen Ausdruck fanden, vom erfreuenden Dank aus Krankenzimmern bis zum erwähnten kategorischen: „Schreiben Sie mehr." Und so kam es denn, daß mehr geschrieben wurde: einmal weil der Tyrann Publikum es befahl, zum anderen, weil es mir Vergnügen machte. Und darin hab' ich mich nicht stören lassen.

Nun wissen Sie, wie ich die Bekanntschaft der Buchhalz machte, aber genauer, wie sie entstand. Warum sie überall gut aufgenommen wurde, selbst bei Nichtberlinern und in fremden Ländern, weiß ich nicht zu sagen. Es mag aber wohl sein, daß die Frau Buchholz, wie meine heimgegangene Freundin die kleinen Sorgen des Lebens mit froher Laune zu überwinden lehrt.

Waldmärchen.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Mit einer Zeichnung von **Albert Richter.**

(Abdruck verboten.)

Ich ſchritt auf einſamer Wand'rung waldein
In tiefem, grüngoldigem Dämmerſchein.
Das Licht der Sonne verzitterte ſacht
In undurchdringlicher Wipfel Pracht.
Bawellen am Boden ein flimmernder Streif,
Wie der Schlangenkönigin Kronenreif .....

Mir ward ſo ſeltſam, ſo märchentraut.
Ich folgt' eines Vöglein lockendem Laut
Und blauem, lichtſuchendem Schmetterling,
Bis mich todeinſame Wildnis umfing,
Geſtrüpp und Geröll und bemooſtes Geſtein,
Um Felſen lohte der Abendſchein.
Berauſchend erfüllten mit ſüßem Duft
Waldreben und Königskerzen die Luft.
Kein Rieſeln und Raunen, kein Flüſtern ringsum
Alles ſo dämmrig — ſo zauberhaft ſtumm .....

Da zog aus der Ferne ein ſeltſam Getön,
Als kläng' es hernieder von ſonnigen Höh'n,
Als ſtieg es herauf aus goldhütendem Schacht —
Ein Ton, wie in Saiten der Harfe erwacht.
Ich ſchaute empor. Von Grauhaar umwallt,
Saß eines uralten Männleins Geſtalt.
Fahl, wie der Fels, ſein verwittert Geſicht —
Doch jung der Augen ſehnſüchtig Licht.
Sein welker Arm eine Leier umſchlang —
Und wieder erſcholl jener ſüße Klang,
Draus des Waldes Rauſchen, ſo kühl und tief,
Draus das jauchzende Lockllied der Vöglein rief.
Mir griff es ans Herz, wie mit Zaubergewalt:
„O, ſag' mir, wer biſt du? So ſeltſam, ſo alt —
Und haſt eine Weiſe, die nie ich vernahm,
Und doch mir aus innerſter Seele kam?“

Da lachte das Männlein mit ſilbernem Laut:
„Wohl kennſt du mich lange. Bin lang dir vertraut.
Mein Herz iſt noch jung — mein Blick iſt noch hell:
Bin doch ein vieltauſendjähr'ger Geſell!
Meine ſonnige Heimat, das Paradies,
Du holdem Gedächtnis die Leier mir ließ,
Und durch unendliche, wandernde Zeit
Spielt' ich ſie wechſelnd in Luſt und in Leid,
Wenn Schmerz und Wonne die Herzen durchzieht —
Wohl uralt bin ich: das uralte Lied!“

Brutus.

Eine Schulgeſchichte

Von

Hans Hoffmann.

Mit zwei Zeichnungen von Paul Hey.

(Abdruck verboten.)

Als ich meine einſame Fußwanderung längs der Oſtſeeküſte antrat, hatte ich gar nicht daran gedacht, daß ich in ſolcher Nähe des Dorfes Benzow vorüberſtreifen würde, wo ich einſt als Gaſt des Pfarrhauſes ſo wunderbare Wochen verlebt hatte. Jetzt aber, da ich herankam, witterte ich ſo etwas von ſeiner Luft; ein Geſchmack von reifen Himbeeren und Stachelbeeren trat mir auf die Zunge, und dazu umfing mich ein geſunder Geruch von Pferdeſtall und Kuhſtall. Ich war damals Tertianer geweſen; ſeit dreiunddreißig Jahren, rechnete ich ſchnell aus, hatte ich die Gegend nicht wieder betreten.

Da reizte es mich doch, ein ſtilles Wiederſehen zu feiern und mir meine Erinnerungen ein bißchen zu überhören, und ich ſcheute die zwei Stunden landeinwärts nicht; denn Benzow war kein Stranddorf, ſondern lag an einem ſtillen Binnenſee, durch einen breiten Bergrücken vor dem rauhen Anhauch des Meeres geſchützt. Daß der alte Pfarrer ſeit langen Jahren tot war, wußte ich ja, vielleicht ſein mir unbekannter Nachfolger auch ſchon; doch was ging das mich an; meine Erinnerungen lebten.

So kam ich denn an und ſuchte mich zurechtzufinden; ganz deckte der Thatbeſtand ſich nicht mit den Erinnerungen, aber ein freundlicher Jugend- und Heimatduft webte doch um das Ganze. Ich trat in den Pfarrgarten, ohne viel zu fragen, und blieb eine Zeitlang auch ganz ungeſtört;

der Baumbestand war stark verändert, aber die Beerensträucher schienen noch ganz dieselben, und ich konnte nicht umhin, einen kleinen Tribut von ihnen zu erheben; und richtig, sie schmeckten noch genau so wie einst.

Allzulange aber konnte ich dies verbrecherische Treiben denn doch nicht fortsetzen; am Ende des Hauptweges erschien die Gestalt eines Mannes, den ich ohne Schwierigkeit als den derzeitigen Pfarrherrn bestimmte, obgleich er seine geistliche Würde weder in Kleidung noch Haartracht geflissentlich unterstrich, wie das sonst bei uns zu Lande bisweilen Brauch ist, sondern in allem eine recht menschliche und vertrauenerweckende Art zeigte. So ging ich denn auch gleich ganz unerschrocken auf ihn zu, stellte mich vor und erklärte ihm kurz, was mich hierherführte.

Unter dem Sprechen kam es mir vor, als müsse ich den Mann schon irgendwo gesehen haben; diese feinen, weichen, noch jugendlichen Züge erinnerten mich entschieden an .... ja, da saß ich eben fest; aber ich merkte sogleich, daß er mich ebenfalls so still fragend irgendwo in seinem Gedächtnisse aufzustöbern suchte; doch selbst die Nennung des Namens half uns beiden nicht vom Flecke. Wir verstanden aber beide unsere kleine Verlegenheit und halfen uns gleichzeitig durch ein stilles Lächeln.

„Ich meine doch — wir sollten uns — ich muß Sie schon einmal —"

„Ja, das wollen wir bald herausbringen," sagte ich endlich lachend. „Bitte, wollen Sie mir nur alle Orte, an denen Sie seit Ihrer Geburt sich aufgehalten haben, der Reihe nach herzählen; Sie sind der Jüngere, da geht das schneller."

„Nun," versetzte er heiter, „geboren zu Großbuberitz bei Stolpenburg, der Schulbildung teilhaftig geworden in dieser Stadt selbst —"

„Halt!" rief ich. „Wir sind schon auf der Spur; in welchen Jahren, wenn ich bitten darf?"

„Vor nunmehr zwölf Jahren machte ich mein Abiturientenexamen," beschied er mich schnell.

„So, so, jetzt bin ich im Klaren," gab ich zurück, „bis zu eben der Zeit war ich Lehrer dort am Gymnasium — früher übrigens auch Schüler, doch das war vor Ihrer Zeit — und natürlich, die Gesichter der Herren Primaner kennt man ja als junger Sextanermentor besser als umgekehrt —"

„O bitte, Sie merkten gewiß, ich erinnerte mich Ihrer gleich," unterbrach er mich, mir die Hand schüttelnd, „obgleich Sie sonst Recht haben, ein Primaner fühlt sich meist hoch erhaben über das junge Lehrervolk da in den unteren Regionen. Doch man bleibt ja nicht Primaner, sondern gelangt auf höhere Warten; und jedenfalls werden Sie mir heute eine große Freude machen, wenn Sie als mein Gast ein wenig länger verweilen wollen. Zum Mittagessen, das ist ganz selbstverständlich. Wir können dann nachher einen Stolpenburger Kaffeeklatsch spielen. Der dritte Mann ist nämlich gerade vorhanden. Den werden Sie ja auch kennen, vielleicht noch besser als mich. Es ist mein damaliger Mitschüler und jetziger Busenfreund Alfred Brückner, der Sohn unseres Direktors, den wir ‚Godegisel' nannten, und der später ‚Brutus' hieß."

„Was Tausend," rief ich ziemlich überrascht, „der junge Brückner? Also ist aus dem doch noch etwas geworden? Er war der Haupthahn bei dem großen Abiturientenkrach; ich erinnere mich genau der Geschichte, besonders der aufregenden Konferenz. Aber seitdem ist mir Stolpenburg fast ganz aus dem Gesichtskreise entschwunden, es liegt ein bißchen weit aus der Welt; nur daß der Direktor tot ist, davon habe ich läuten hören, und dann auch der alte Röber, den jener nicht ausstehen konnte und so übel behandelte —"

„Und der dann sein innigster Herzensfreund geworden und auch geblieben ist bis zu Brückners Tode," fiel er mir in die Rede, und sein gutes Auge zeigte ein stilles Leuchten. „Nun, ich zweifle nicht, daß wir heute noch viele schöne Schulgeschichten miteinander aufwärmen werden, und da ist ja Röber die unerschöpflichste Fundgrube. Merkwürdig, wie man einen Menschen so innig verehren und doch so von Herzen über ihn lachen kann. Ganz wie man ihn ehedem bei aller stillen Liebe halb tot ärgern konnte. Oha, Alfred," rief er in das Haus hinein, dessen Thür wir inzwischen erreicht hatten.

Und binnen wenigen Sekunden erschien ein junger Offizier, dessen Gesicht ich wirklich sogleich erkannte, schon an der Aehnlichkeit mit seiner schönen Mutter.

Aus unſerer Studienmappe:

Studie zum Kurfürſt Otto Heinrich auf dem Bilde im Rathaus zu Heidelberg.
Von W. Lindenſchmit.

„Brückner, frischgebackener Hauptmann," stellte der Prediger ihn vor, „selbstverständlich Generalstab, zur Zeit in der Gegend mit Vermessungen beschäftigt, in freien Stunden genötigt, mit der mageren Kost und der bescheidenen Gesellschaft eines armen Landpastors vorlieb zu nehmen."

„Und der dies sogar mit unvernünftigem Eifer thut," gab Brückner lachend zurück, „obgleich ihm die fettesten Rittergüter zur Verfügung stünden. Nun, über die Kost werden Sie ja selbst urteilen lernen, Herr Doktor."

Wir drückten uns kräftig die Hände, und ich wurde in das Haus geführt und den Damen bekannt gemacht; denn es war außer der Hausfrau noch deren jüngere Schwester vorhanden, ein etwa zwanzigjähriges wunderhübsches Persönchen, von den Ihrigen kurzweg „der Backfisch" genannt, von dem Herrn Hauptmann jedoch „Gnädiges Fräulein" angeredet und überhaupt mit sehr merklicher Hochachtung behandelt. Ich begann schon etwas zu ahnen.

Das Mittagessen verlief in höchster Behaglichkeit, ich fühlte mich ganz wie unter alten Bekannten. Daß ich etwa fünfzehn Jahre älter war als die beiden Freunde, kam mir auch kaum zum Bewußtsein, wir waren ganz wie unter Gleichen; und das kam vornehmlich daher, daß wir noch zum guten Teil dieselben Lehrer gehabt hatten und uns in dem größeren oder geringeren Respekt vor diesen auf gleicher Stufe fühlten.

Denn es ging, wie es gewöhnlich geht, wenn alte Schulkameraden sich irgendwo treffen: die ehemaligen Lehrer gaben den ausgiebigsten Stoff zur Unterhaltung her. Auch nach Beendigung der Mahlzeit blieben wir noch ein paar Stunden beim Weine sitzen, konnten kein Ende finden der lustigen Geschichten und dachten an keinen Kaffeeklatsch. Auch die Damen blieben bei Tische und lauschten sehr andächtig, zumal das junge Fräulein, das freilich bisweilen ihr Erstaunen nicht unterdrücken konnte, wie arg wir es als Schüler getrieben hatten.

Am meisten herhalten mußte wie immer der alte Röber. Da kam die berühmte Geschichte, wie man ihm sein Taschentuch aus der Rocktasche gezupft und zu einer künstlichen „Maus" gestaltet wieder hineingestopft hatte: o, diese Blicke, wenn er es dann herauszog! Es war ganz reizend. Oder wie jemand eine Klingel mitgebracht hatte und unter dem Tische leise zu läuten anhub, bis Röber mißtrauisch aufhorchte, worauf ihm bedeutet wurde, das sei draußen der Omnibus; und wie dieses Kunststück sich in jeder Stunde mehrfach wiederholte, und die Klasse dabei jedesmal nach eigner Melodie einen dröhnenden Chorgesang anstimmte:

„Der Omnibus, der Omnibus,
Es klingelt schon der Omnibus!"

Oder wie einer mehrere lebendige Mäuse mitgebracht hatte und diese in der Klasse laufen ließ, wobei sämtliche Schüler genötigt waren, sich unter schrillendem Angstgeschrei auf Bänke und Tische zu retten. Und hundert ähnliche Schnurren.

Ja, der alte Röber! Es findet sich ja wohl fast an jeder größeren Lehranstalt solch ein Unglücksmann, der durchaus keine Disciplin zu halten weiß und von der strafenden Gerechtigkeit der Schüler tagtäglich an den Marterpfahl gestellt wird; es mag das wohl in einer weisen Ökonomie der Natur begründet sein, die solcherart dafür sorgt, daß die teutonische Heldenjugend nicht einer gar zu schwächlichen Tugendhaftigkeit anheimfalle: doch der alte Röber wird wohl als unerreichtes Muster in diesem seltsamen Fache zu bezeichnen sein. Es ist gar nicht zu sagen, welche Großthaten der Kraft und des Mutes wir turnend und fechtend während seines Unterrichtes vollbrachten, welche ungeheure Herzensheiterkeit wir unter seinen Augen entwickelten.

„Ein ewiges Rätsel nur, wie er es aushielt und nicht verzweifelnd zusammenbrach," bemerkte ich, der ich als Fachgenosse für diese Leistung das beste Verständnis hatte.

„Ein noch größeres Rätsel für mich," fügte der Prediger hinzu, „daß er es aushielt, ohne sich zu verbittern und ohne innerlich zu vereisen, sondern daß er seine Freundlichkeit und Milde und, was mehr ist, seine siegreiche Heiterkeit aus dem täglichen Ansturm dagegen immer wieder gewann und wie ein unzerstörbares Gut mit nach Hause trug — oder richtiger noch, sie im Hause immer gleich wieder fand und sie so über uns alle, die wir seine Hausgenossen waren, verbreitete."

„So? Sie wohnten in seinem Hause?“ rief ich aufmerksam.

„Ich hatte das Glück,“ entgegnete er, „denn es war ein Glück, in diesem Hause zu leben, auch für uns Pensionäre. Ist es Ihnen niemals als eine Merkwürdigkeit aufgefallen, wie musterhaft dieser unmöglichste aller Schulpädagogen seine eignen Kinder zu erziehen gewußt hat? Drei Söhne und drei Töchter hat er herausgebildet, und alle sechs nehmen jetzt in der Welt die geachtetste Stellung ein. Und selbst von seinen Hausschülern kann man Aehnliches sagen: sie sind — außer mir natürlich — allesamt aus seiner Hand als tüchtige Leute in die Welt gegangen, auch viele, die als die ungeberdigsten Rangen sein Haus betreten hatten.“

„In der That,“ mußte ich bekennen, „auch dieses weitere stille Rätsel wurde unter uns Lehrern viel besprochen, doch nur so weit gelöst, als man das Verdienst daran wesentlich seiner Frau zuschob.“

„Auch hat diese wirklich in ihrer stillen Art sehr große Verdienste,“ erklärte der Prediger, „vor allem darin, daß sie ihren Kindern den heiligsten Respekt vor dem Vater einzuflößen verstand: sie sahen in ihm einen Menschen vornehmster und edelster Art, wie er das ja im Kerne auch war, der nur in seiner Hoheit von den Schülern nicht erkannt werden könne und eben nur darum von ihnen nicht geehrt werde. Und in diesen Dunstkreis der Ehrfurcht vor dem Hausvater ging jeder ein, ward von ihm gefangen, der als Hausgenosse über diese Schwelle trat. Und so konnte er denn, da kein Widerstand ihm entgegentrat, ungehemmt die ganze Fülle seiner reinen Güte, seiner Heiterkeit, seines reichen und glänzenden Geistes auf uns überströmen lassen. So hat er uns in geräuschloser Arbeit erzogen, wohl ohne selbst zu wissen, wie groß sein Einfluß auf uns war, wie unendlich viel er für uns that. Aber noch ein anderes kam als ein glückliches Erziehungsmittel hinzu: wir wußten, fühlten unmittelbar uns von ihm verstanden, geschont, gekräftigt, jeder in der stillen Besonderheit seines Wesens, während die andern Lehrer über uns als glatte Fabrikware mit dem gleichen Hobel hinwegzufahren pflegten. Es lag ein dauernder Segen in seiner unmerklichen Erziehung.“

„Aber wie konnte es geschehen,“ warf ich nachdenklich ein, „daß seine Söhne und Hausschüler nicht all ihren Einfluß aufboten, in der Klasse die unaufhörlichen Frechheiten der andern Kameraden gegen ihn zu hintertreiben? Es ist gar kein Zweifel, einige wenige besser gesinnte Schüler können, wenn sie Mut haben, dergleichen fast völlig verhindern.“

Er lächelte sonderbar. „In der Klasse?“ fragte er. „Ja, sehen Sie, in der Klasse, da machten wir eben mit, und zwar mit aller Kraft, jeden Unfug und jede Bosheit, seine Söhne voran, das war ganz selbstverständlich, es kam uns gar nicht in den Sinn, daß es auch anders sein könne. In der Schule waltete einfach ein anderes Gesetz, unter dem auch wir standen; innerhalb seiner Wände war er uns heilig, draußen war er vogelfrei. Drinnen hatte er Schonzeit, draußen war er jagdbares Wild. Und den Jagdschein hatten wir ja, waren wir doch Schüler und also geborene Feinde des Lehrers; da mußten wir doch schießen.“

Ich nickte. „Sehr richtig. Gesetze sind Gesetze, daran ist nicht zu rütteln. Und dies ist ein Naturgesetz.“

„Ich hätte nur sehen mögen,“ fiel hier der junge Hauptmann Brückner ein, „was für Augen einst mein Vater gemacht hat, als er diese Wirtschaft zuerst bemerkte. Es müssen sehr wunderbare Augen gewesen sein.“

„Die kann ich Ihnen ungefähr schildern,“ entgegnete ich schnell, „denn ich bin selbst dabei gewesen. Ich war in der Untertertia, als der neue Direktor, Ihr Herr Vater, bei uns antrat und dem süßen Schlendrian, der unter dem vorigen Regiment und noch mehr während der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, hier breitlagernd geherrscht hatte, mit einem jähen Ruck ein Ende bereitete, man könnte wirklich fast sagen, mit einem hörbaren Ruck: fühlbar war er jedenfalls, nicht bloß uns Schülern, sondern vielleicht schärfer und unmittelbarer noch den Lehrern. Wir dummen Jungen merkten es auf der Stelle, daß in diese ein neuer Geist gefahren war, und wir mußten ohne Gnade die Wandlung mitmachen.

„Es war wie eine magische Wirkung, die von ihm ausging; ich habe es als

Schüler erfahren und später ebenso als Lehrer. Ich sehe ihn vor mir in unverlöschlicher Erinnerung, die stahlfeste Gestalt, den prachtvollen Kopf — ja, es war ein richtiger Imperatorenkopf, stolz, vornehm, gebieterisch, in sich geschlossen, dabei gar nicht herausfordernd: vielleicht lag seine beste Herrscherkraft gerade in einem fast gemächlichen, lässigen Ausdruck seiner ehernen Züge, der leichthin zu sagen schien: Es ist ja gar nicht möglich, daß euer Wille sich dem meinigen entgegenstelle; so etwas versucht ihr erst gar nicht!

„Und richtig, weder Schüler noch Lehrer haben es jemals versucht. Und dabei fuhr er drein wie ein Hagelwetter: in allen Winkeln wurde gekehrt, hundert schöne kleine Einrichtungen, die ehrwürdig waren durch ihr Alter, aber sonst durch nichts, wurden rücksichtslos in die Rumpelkammer geworfen und dafür an allen Ecken und Enden die verwegensten Neuerungen eingeführt. Lehrer und Schüler mußten sich seufzend darein ergeben, daß in unser Gymnasium ein neuer Geist eingezogen war, der alles eher als ein Geist der Gemütlichkeit war. Es war der Geist der Schulzucht in stärkster Verdichtung.

„Und dabei war der gestrenge Herrscher, für den sehr bald der Beiname ‚Attila' oder ‚Godegisel' unter uns aufkam, so ungewöhnlich jung, beinahe noch ein Kind, behaupteten die älteren Herren — nun, Herr Hauptmann, Sie werden es ja berechnen können, wieviel Jahre er damals zählte."

„Vierunddreißig," beschied mich dieser schnell, „es war zwei Jahre vor meiner Geburt."

„Danach war er etwa zehn Jahr jünger," fuhr ich fort, „als Röber, der seltsamerweise schon damals bei uns ‚der alte' hieß. Dieser war wohl der einzige unter den Lehrern, dessen Stellung durch den neuen Direktor gar nicht oder nur ungünstig beeinflußt wurde. Denn die andern empfanden doch sehr bald neben dem Druck, der auf ihnen lastete, auch die wohlthätigen Wirkungen der neuen Zucht: nicht bloß wir Schüler wurden lenksamer, sondern auch nach oben hin kannte der kühne Neuerer keinerlei Scheu; nicht bloß beim Magistrat und dem Kuratorium der Anstalt wußte er Forderungen zu gunsten der Lehrer durchzusetzen, die nie zuvor gebilligt worden waren, weil sie dem Gemeindesäckel wehe thaten, sondern auch dem hochmögenden Herrn Provinzialschulrat drückte er bei Gelegenheit in Verteidigung seiner Lehrer den Daumen so kräftig aufs Auge, daß der die Lust verlor, noch einmal mit ihm anzubinden.

„Durch dies tapfere Eintreten für seine Gefolgschaft erwarb er sich deren aufrichtigen Dank; auch konnten sie ja nicht verkennen, daß alles, was er vornahm, Hand und Fuß hatte, daß die geistige und sittliche Höhe des Gymnasiums sich zusehends hob, ja daß dieses allmählich eine wahre Musteranstalt zu werden versprach. So konnte es denn nicht fehlen, daß sie sich immer nachgiebiger seinem Willen beugten, und alle ehrgeizigen Auflehnungsgelüste mehr und mehr in wehmütigen Zuckungen erstarben. Viel Ächzen und Stöhnen zwar haben die Wände des Lehrerzimmers auch zu meiner Zeit noch vernommen wie einen endlosen Klagegesang unterworfener Völker: sobald aber der sieggewohnte Imperator im Thürrahmen erschien, sprachen aller Blicke den einmütigen Gruß: ‚Ave, Caesar, morituri te salutant.' Wir waren zufrieden, daß er bei aller Selbstherrlichkeit doch in seiner Art stets kameradschaftlich und höflich mit uns verkehrte und uns durchaus als vollgültige Menschen behandelte.

„Mit einziger Ausnahme des guten Röber: den behandelte er überhaupt nicht. Seit den ersten Tagen war der bei ihm drunter durch. Und wie das den ersten Anfang nahm, wollte ich ja eben erzählen:

„Der Direktor trat unvermutet in die Thür unseres Klassenzimmers, zweifellos angelockt durch ein machtvolles Geheul unserer jungen Germanenkehlen, und da sah er ungefähr das folgende, keineswegs für seine Augen berechnete Bild: Der unglückliche Röber stand vor uns in der Haltung eines verzweifelnden Rottenführers, der seine empörten Landsknechte durch das Versprechen unverzüglicher Soldzahlung vergeblich noch einmal zu beschwichtigen sucht, oder auch eines Menschen, der, von der andringenden Flut überrascht, mit letzter Anstrengung sich des tobenden Elements zu erwehren versucht.

„Und er sah noch etwas, das eigenartig zu sehen war: wir hatten, wie wir das

gern thaten, den Rand des vorderen Tisches schön ebenmäßig mit Kreide bestrichen, und da Röber die Gewohnheit hatte, in stürmischem Lehreifer sich kräftig dagegen zu lehnen, so übertünchte er seine Kleidung gleichsam automatisch mit immer dickerem, immer reinerem Weiß, ohne daß er bei der hundertfachen Beschäftigung aller seiner Sinne durch unsere Schalksgenossen irgend die Zeit fand, das Geringste davon zu merken.

„Der Direktor sprach lange kein Wort und verzog keine Miene; aber das Auftauchen des Gorgonenhauptes hätte auf uns keine jähere Wirkung üben können als die ungeheure Dumpfheit dieses schweigenden Staunens.

„Welchem Schicksal unsere Tertia nachher anheimfiel, will ich schonend verschweigen. Röber aber, der arme Röber, erlitt auf dem Platze eine schlichte Hinrichtung durch das in einem unheimlich sanften Mitleidstone gesprochene Wort des Imperators: ‚Aber, Herr Kollege, wie ist so etwas nur möglich?‘

„Und das ist, wie mir später bestimmt berichtet wurde, für Jahre das einzige Wort geblieben, das er je an ihn gerichtet hat. Röber war wirklich für ihn tot, und mehr als das, er war Luft, war ein Ding, das es nicht gab und niemals gegeben hatte.“

Aus unserer Studienmappe:

Bewegungsstudie von Max Liebermann.

„Aus meiner Zeit kann ich das durchaus nur bestätigen,“ erklärte der Prediger, „und ich muß hinzufügen, daß Röber zu seinen vielen anderen Leiden am allerschwersten an dieser geflissentlichen Mißachtung trug, die bei Gelegenheit zum stummen, ingrimmigen Hohn werden konnte. Der Direktor konnte nicht ahnen, welche Grausamkeit er beging. Der Unwille eines Schulleiters über eine so schwere dienstliche

Unfähigkeit ist ja sehr zu begreifen, aber manchmal konnte man glauben, daß ein ganz persönlicher unbezwinglicher Haß ihn beseele."

„Ja, das war aber auch wirklich so der Fall," fiel der Hauptmann ein, „oder doch etwas Ähnliches. Mein Vater konnte ihn wirklich nicht ausstehen, und das nicht einmal am meisten aus dienstlichen Gründen, sondern er empfand vor allem die tiefe Abneigung des willensstarken Menschen gegen eine völlig gegensätzliche, ihm unverständliche und darum geradezu widerwärtige Natur. Er hat sich selbst das nachher so klar gemacht und mir und dem alten Röber gestanden."

„Dieser aber erwiderte solchen Widerwillen nicht im allergeringsten," sagte der Prediger, „er blickte im Gegenteil trotz all der schweigenden Kränkungen mit unverwüstlicher Bewunderung, ja mit einer heimlichen Liebe zu dem kraftvollen Manne empor und wurde nicht müde, vor uns solchen Gefühlen Ausdruck zu geben, unsere scheue Ehrfurcht vor jenem immer noch zu verstärken. Schade, daß der Direktor davon nie etwas erfuhr, es würde dessen Gesinnung doch wohl früher verwandelt haben. Allein es war nicht Röbers Art, solche Gefühle zur Schau zu tragen, viel eher, sie ängstlich zu unterdrücken."

„Noch auch war es meines Vaters Art," bemerkte der Hauptmann, „den Empfindungen anderer mit ahnendem Spürsinn nachzugehen. Immerhin ist dies der Vorzug und das Vorrecht solcher willensschwachen Naturen, daß sie den Starken verstehen und ehren können, dieser aber sie nicht; darin ist er der minder Begabte.

„So sind denn diese beiden merkwürdigen Männer an die zwanzig Jahre lang einander fern geblieben und mehr als bloß fern, bis gerade ich auf eine seltsame Weise berufen sein sollte, die Beiden zu einander zu führen. Und auch unser lieber Hauswirt hier, Leberecht Vollmar, hat sein redlich Teil daran und zwar ein viel rühmlicheres als ich. Aber daß ich davon erzähle, kann niemand von mir verlangen; kein Mensch ist verpflichtet, Aussagen zu machen zu seiner eigenen Schande."

„Oho," rief ich eifrig, „dann hätten Sie uns nicht erst neugierig machen dürfen! Uns jetzt vergebens noch nach der näheren Erklärung zappeln zu lassen, wäre eine Grausamkeit, die einfach nicht erlaubt ist. Also bitte, Ihre Beichte! Oder Sie riskieren, daß ich hier vor den Damen berichte, was ich davon weiß, und etwas ist das immerhin auch schon, wenn auch nicht gerade viel."

„Dann bitte, setzen Sie die Karre in Gang," antwortete er lächelnd, „vielleicht daß ich mich danach herbeilasse, sie weiter zu schieben. Also, was wissen Sie? Jetzt haben Sie mich neugierig gemacht, und ich kann Ihnen die Bemerkung über die unerlaubte Grausamkeit zurückgeben."

„Nun, Ihr Wissensdrang ist schnell befriedigt," entgegnete ich. „Zunächst erinnere ich mich, daß nicht allzu lange nach der Übernahme unseres Direktoriats Ihr Vater sich verheiratete; wovon die nächste traurige Folge war, daß fortan die jedesmalige Prima ziemlich vollzählig in ihre eigene Frau Direktorin verliebt war, vielleicht die frevelhafteste Art ungesetzlicher Leidenschaft, die sich ausdenken läßt. Und eine weitere Folge, daß die Stadt etwas zu reden bekam und zwar etwas sehr Interessantes und wahrhaft Erstaunliches. Man behauptete allgemein, der große Imperator, der herrschgewaltige Attila, sei der willige Sklave seiner schönen Frau; und man erblickte darin so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals oder die rächende Vergeltung des getretenen genius loci Stolpenburgs. Natürlich kann ich nicht wissen, wie viel Wahres an diesem Gerede gewesen ist, vermutlich gar nichts —"

„Doch, einiges immerhin, sogar ziemlich viel," berichtigte der Hauptmann, „mein Vater liebte meine Mutter so sehr, auch noch in den Jahren, wo ich schon erwachsen war, daß er es nicht leicht über sich gewann, ihr einen Wunsch zu versagen, oder daß er vielmehr ihren Wünschen nach Möglichkeit vorauseilte. Denn sie wagte selten solche recht frei auszusprechen; sie trug doch auch jederzeit eine heimliche Scheu vor ihm. Ich glaube auch nebenher, daß es für ihn eine Art Genuß war, einmal seinen Willen gleichsam spielend einer anderen Macht unterzuordnen, wie etwa ein Löwe mit Behagen ein schwächeres Tier an sich herumspringen läßt. Er wußte, was man redete, und lachte darüber im Vollbewußtsein seiner Stärke. In einem

Punkte hatte übrigens auch meine Mutter nicht den Schatten einer Macht über ihn, in dem, was die Schule und sein Amt anging; und sie war klug genug, sich von dieser ehernen Mauer, die ihn umschanzte, vollkommen fern zu halten."

„Und weiter sagte man," fügte ich hinzu, „daß ihm in seinem Söhnchen ein zweiter, vielleicht noch mächtigerer Tyrann geboren sei, dessen kindlichen Launen er sich noch hilfloser füge, der ihm in jeder Art auf der Nase herumspiele. Ist auch daran etwas Wahres?"

„Nein," sagte Hauptmann Brückner, „das ist sogar völlig aus der Luft gegriffen. Nur soviel ist richtig, daß er mich leidenschaftlich liebte, vielleicht besonders, weil ich, wie man sagte, meiner Mutter sehr ähnlich war. Diese Liebe aber wurde niemals zur Schwäche auch nur in dem Sinne wie meiner Mutter gegenüber, sondern ganz im Gegenteil, er wandte die volle Strenge seiner Schulzucht erst recht gegen mich an, allzu starr sogar, wie ich glaube: keine harmlose Kinderlaune ließ er mir durchgehen, keine kecke Äußerung eines eigenen Wesens, auch wenn sie im Grunde völlig berechtigt war. Die nächste Folge war, daß ich wie alle Welt ihn bitterlich fürchtete, daß ich mich ihm bald nicht mehr zu zeigen wagte, wie ich von Natur beschaffen war, sondern nur, wie ich nach seinem Sinne sein sollte. So hat mein Vater mich eigentlich in Wahrheit niemals kennen gelernt. Was er von mir kannte, war ein säuberliches Exemplum und Specimen seiner pädagogischen Maximen; was ich wirklich war, war etwas ganz, ganz anderes. Nun, Sie werden ja ungefähr wissen, Herr Doktor, aus der Zeit, wo Sie bei uns Lehrer waren, wie mein Ruf damals war."

„Es steht geschrieben," sagte ich lachend, „O, ihr Korinther, euer Ruhm ist nicht fein."

„Bitte, erklären Sie es deutlicher," bat er mit einem gewissen Eifer, „hier das Fräulein nämlich ist eine ungläubige Seele und würde meinen eigenen Aussagen allein kein Vertrauen schenken, wenn sie nicht durch würdigere Zeugen gestützt werden. Ich lebe mit ihr in einem ewigen kleinen Kriegszustande eben wegen dieses Punktes; sie hält mich für einen Aufschneider. Bitte, kommen Sie mir zu Hilfe."

Das hübsche Fräulein errötete ein klein wenig und rümpfte schmollend das Näschen.

„Der Herr Hauptmann," sagte sie, „will sich mit aller Gewalt als einen ganz verkommenen Burschen darstellen, und ich finde es sehr nett von mir, daß ich ihm das nicht so geradehin glauben will. Ich halte es für eine Unart und ein Unrecht, wenn jemand sich künstlich noch schlechter machen will, als er ohnehin schon ist."

„Nun, wir wollen sehen, daß wir sein naturgetreues Bild herausbringen," sagte ich erheitert. „Eines ist freilich sicher: der Alfred Brückner von damals war der Schrecken seiner Lehrer und sonst aller Gutgesinnten und galt unter ihnen für eine ganz böse Nummer. Nur darf man einen Schüler so wenig wie etwa einen Hottentotten nach dem Maße der christlichen Sittenlehre beurteilen, sondern billigerweise nach seinen eigenen Gesetzen. Der Schüler als solcher steht jenseits von Gut und Böse, er empört sich in freiem, germanischem Herrenstolz gegen die herrschende Sklavenmoral. Die blonde Bestie ist in ihm lebendig, die Umwertung aller Werte hat er praktisch vollzogen: Mitleid ist ihm Schwäche, Grausamkeit naturgemäß und also löblich, Gehorsam ist Feigheit, Faulheit eine Ehre, Lug und Betrug verdienstvolle Kriegslist. So sind sie alle, so waren wir alle."

„Aber der Alfred Brückner," fiel der Hauptmann ein, „war doch noch ganz anders. Der hauste in einer freien Höhenzone des Geistes, wo jeglicher Sittenzwang leerer Schall war. Er selbst in seiner Brust der souveräne Gesetzgeber, ein Virtuose der ganz individuellen Sittlichkeit, die von denen der anderen Sterblichen überraschend verschieden war."

„Mit anderen Worten," ergänzte der Prediger, „wo immer im Klassenzimmer oder draußen eine Unthat neuer und besonderer Erfindung verübt wurde, da konnte man sicher sein, Alfred war der Urheber, zum mindesten der Rädelsführer. Ich vermute, die Lehrer wünschten ihn alle dahin, wo der Pfeffer wächst. Daß unser Röber am meisten darunter litt, ist ja selbstverständlich; es war, als habe der junge Brückner es übernommen, den schweigenden Zorn des alten in Thaten umzusetzen. Und doch hatte er Röber nicht etwa geflissentlich besonders aufs Korn genommen, im Gegen-

teil, er schonte ihn auf seine Art beinahe ein bißchen, weil der Ärmste ihm zu wehrlos war und der leichte Triumph über ihn bald langweilig wurde. Ein viel größerer Stolz und eine rechte Wonne war es ihm vielmehr, den besonders gefürchteten, den ganz ekligen Lehrern ein Schnippchen zu schlagen, und er leistete darin Dinge, die in unseren Augen unmittelbar ans Erhabene grenzten."

„In den Augen der Lehrer allerdings viel näher ans Verbrechen," fügte ich hinzu. „Und ich muß sagen, ich begriff schon damals nicht und begreife es heute noch ebensowenig, wie der Direktor dieses Treiben seines Sprößlings so ganz unthätig mit ansehen konnte. Das steht auch in vollem Widerspruch zu dem, was Sie selbst, Herr Hauptmann, über das Verfahren Ihres Vaters gegen Sie vor uns ausgesagt haben."

„Nur in scheinbarem Widerspruch," entgegnete dieser. „Ich sagte Ihnen schon, ich fürchtete meinen Vater grenzenlos, und die nächste Folge war, daß ich ihm gegenüber frühzeitig eine vollendete Kunst der Heuchelei ausbildete. Und unglücklicherweise unterstützte meine Mutter mich darin auf ihre Art und gab mir sogar die erste Anleitung dazu, ohne es zu wissen. Denken Sie nicht, ich wolle eine schwere Anklage gegen sie erheben; es war eine sehr entschuldbare Schwäche und eine sehr liebenswürdige Schwäche, die sie dazu trieb. Sie empfand, daß mein Vater mir unrecht that, indem er meine Natur ganz und gar unterdrückte, und sie suchte das dadurch gut zu machen, daß sie ihm manche meiner kleinen Sünden, die ihr mehr anmutig als tadelnswert erschienen, mit leiser Hand verbarg und unterschlug, da selbstverständlich auch sie nicht den Mut hatte, ihm offen entgegenzutreten.

„Allein einmal an solche Kunststückchen des Vertuschens gewöhnt, glitt sie unmerklich weiter und weiter auf dieser Bahn, und es kam bald vor, daß auch recht ernsthafte Unarten von mir solcherart ungestraft blieben. Kein Zweifel, daß sie im Grunde recht hatte: die allzu harte Züchtigung, die mich erwartet hätte, konnte mir schaden, mich entweder zu Boden drücken oder verbittern; daß auch die Strafloſigkeit kein Segen war und noch weniger die Heimlichkeit, hat sie sich nicht klar gemacht. Es waren auch wirklich im Anfang gar so harmlose Fehlerchen. Und daß sie mit der Zeit größer wurden, kam gar zu allmählich, als daß sie es hätte beachten können. Je schwerer aber die Sünden wurden, desto wuchtigere Strafen mußte sie ja für mich fürchten, und das um so mehr, je weniger mein Vater gewöhnt war, mich auf falschem Wege zu sehen. Und solche Befürchtung machte sie schaudern. So ging das Schritt für Schritt weiter.

„Das Schlimmste war natürlich, daß ich selbst von Anfang an mich gewöhnte, meine Thaten dem Auge meines Vaters zu entziehen. Und Kinder lernen solche Klugheit schneller als Erwachsene, weil noch kein entwickeltes Gewissen ihnen Hemmnisse bereitet. Ich lernte erstaunlich schnell, und bald hatte meine Mutter wenig Arbeit mehr mit solchem Versteckspiel; ich besorgte alles selbst. Nur in Notfällen griff ich noch einmal auf ihre Hilfe zurück.

„Erst als ich größer wurde, mußte ich das doch wieder häufiger thun. Denn da geriet ich immer häufiger mit dieser unangenehmen Zwischenmacht, den Lehrern, in Konflikt; ich lebte immer in der Gefahr, wenn ich's gar zu arg trieb, daß sie mich bei meinem Vater verklagten und ihm die Augen öffneten über sein Pflänzchen.

„Und dieser Gefahr konnte nur meine Mutter begegnen. Sie sprach mit jedem einzelnen der Lehrer, flehte in all ihrer rührenden Art, mich in diesem einen Punkte zu schonen, und erreichte immer ihr Ziel, zumal es nicht schwer war, jeden einzelnen von dem zu überzeugen, was an ihrem Verfahren berechtigt war. So kam es, daß auch die Lehrer allgemach samt und sonders unsere stillen Mitverschworenen wurden, und ich will nicht behaupten, daß es ihnen nicht einiges Vergnügen gemacht hätte, so ein kleines Geheimnis mit meiner Mutter gemein zu haben, zumal dieses seine Spitze gegen den großen Despoten ihrer aller richtete.

„Der Gewinner war ich — aber am letzten Ende der Verlierer. Ich beging jahraus jahrein meine Strafthaten ohne ernsthafte Strafe, und der Humor von der Sache war, daß mein Vater mich fortgesetzt für einen Musterknaben ansah, zumal meine Leistungen dank meiner leichten Fassungsgabe und vieler technischen Hilfsmittel wie

Porträtstudie. Nach dem Gemälde von Alois Erdtelt.
Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstängl in München.
(Von der Pinakothek in München angekauft.)

Abschreiben, Ablesen, Schummelzettel, verbotenen Übersetzungen und sonstiger Mogeleien, immer ganz gut blieben. Ich muß freilich unerforscht lassen, ob er wirklich immer so ganz ohne Ahnung war von der schweren Verrufenheit seines Sohnes in Stadt und Land, von der beispiellosen Frechheit, mit der ich jede Schulzucht verhöhnte. Wer vermag alle Irrgänge einer Menschenbrust zu durschauen? Wo findet die Selbsttäuschung der Liebe ihre Grenze? Drückte er nicht doch vielleicht einmal heimlich vor sich selber ein Auge zu, nicht um sich, sondern um meine Mutter zu schonen? Ich kann es nur ahnen; von solchen Geheimnissen seiner Seele habe ich nie etwas erfahren.

„Nun war das alles noch nicht ganz zum Verzweifeln schlimm. Es hat schon mancher seinen Lehrern die Fenster eingeworfen, seinem Nachbar Obst gestohlen und die Beete zertrampelt, seines Vaters Bücher heimlich verkauft und den Erlös vernascht und verkneipt, nach allen Richtungen gelogen und betrogen und vielleicht noch schlimmere Dinge vollbracht — und ist am Ende aus dem absurden Most doch noch ein trinkbarer Wein geworden.

„Bei mir aber kam eines gefährlich dazu, woran ich wirklich zuletzt fast scheiterte. Meine Mutter besaß in hohem Maße den überempfindlichen Ehrgeiz der meisten Frauen, der aber nicht auf den Kern dringt, sondern am Äußeren haftet: Lob und gute Zeugnisse, ob auch ganz unverdient, können ihn befriedigen, Tadel und Strafen ihn viel tiefer verletzen als deren innere Ursache. Diesen brennenden Ehrgeiz hatte ich von ihr ererbt oder ihr abgelernt; auch meine dummen Streiche gingen ja zumeist aus der Sucht hervor, vor meinen Mitschülern durch Kühnheit zu glänzen; damit paarte sich aber widerspruchsvoll doch wieder der drängende Trieb, trotzdem auch von den Lehrern und vor der übrigen Welt ausgezeichnet zu werden, und eine gewaltige Furcht vor Strafen, soweit sich mit ihnen auch nur der leiseste Hauch von Schande verband. Kein schrecklicherer Gedanke für mich, als einmal vor jenen Spießbürgern, deren Urteil ich doch dabei so gründlich verachtete, beschämt dazustehen.

„Dieser äußerliche Ehrgeiz führte mich naturgemäß zu immer ärgerer Heuchelei, und das nicht mehr bloß vor meinem Vater. Einzig vor meiner Mutter hatte ich das nicht nötig; sie verstand mich ja in allem und verzieh mir zuletzt alles oder doch fast alles.

„Solcher Art habe ich mich durchgeschwindelt bis zum Abiturientenexamen hin. Da ereilte mich zuguterletzt noch die Nemesis. In wie wunderbarer Art, das mag nachher Freund Leberecht berichten. Ich will nur in der Kürze die Einleitung geben.

„Eigentlich hatte ich eine Durchstecherei beim Examen nicht gar so sehr nötig, denn ich war in der letzten Zeit in den meisten Lehrfächern ziemlich sattelfest geworden. Doch der Ehrgeiz plagte mich, ohne mündliche Prüfung durchzuschlüpfen, eine besondere Ehre, die bekanntlich durch tadellose schriftliche Arbeiten erzielt wird.

„Solche Tadellosigkeit aber glaubte ich doch nicht so recht sicher ohne künstliche Nachhilfe erreichen zu können. Zudem ziemte es sich für einen Führer des Volkes, als den ich mich fühlte, auch der schwächeren Kameraden zu gedenken und ihnen mit Weisheit und Thatkraft zur Seite zu stehen.

„Wozu hatte man eine Mutter? Und wozu besaß diese Mutter einen zweiten Schlüssel zu des Vaters Schreibtisch? Und wozu kannte man in diesem Schreibtische das Fach so genau, in welchem die Themata der schriftlichen Prüfungsaufgaben verwahrt wurden? Und wozu nützte die Kenntnis, wenn man sie nicht zum allgemeinen Besten zu verwerten wußte?

„Nichts war leichter, als der Mutter den Schlüssel aus dem zierlichen Körbchen wegzustiebitzen. Sie war nicht mißtrauisch, am wenigsten mir gegenüber. Wie oft hatte ich den Schlüssel zur Speisekammer zeitweilig an mich zu bringen und den reichsten Gewinn daraus zu ziehen verstanden!

„Und wenn sie es doch merkte? Nun, plaudern würde sie nun und nimmermehr, dessen war ich sicher. Ein heller Junge kennt seine Mutter.

„Die geeignete Stunde war bald gefunden. Eine lauschige Nachtstunde war es, als beide Eltern schon lange der Ruhe pflogen. Etwas graulich war's doch, diese lastende Stille, dies unruhige Flackern des Lichtleins durch die tiefen Schatten, unruhig und zitternd wie ein böses Gewissen:

doch ich war kein Hasenfuß, und was ich mir in den Kopf gesetzt hatte, führte ich allemal zu Ende, so Gutes wie Böses: das letztere lieber und jedenfalls öfter.

„Ich öffnete den Schreibtisch, stöberte die Aufgaben heraus und schrieb sie hastig in mein Notizbuch, brachte alles wieder in Ordnung und begab mich zu Bette. Ich schlief wunderbar friedlich im Bewußtsein eines errungenen Sieges. Am anderen Morgen war ich der gefeierte Held meiner Leidensgenossen, ihr großherziger Wohlthäter und Retter.

„Die schriftliche Prüfung fiel in diesem Jahre so glänzend aus wie kaum je zuvor. Mein Vater schmunzelte. Ein Ungenügend kam gar nicht vor, die größere Hälfte der Examinanden hatte alle Arbeiten gut geschrieben, ich und noch einer, der hier nicht fern ist, erhielt für die meisten das Prädikat Vorzüglich.

„Meine Mutter strahlte. Zweifellos wurde ich jetzt von der mündlichen Prüfung entbunden, konnte also mit Sicherheit bereits als fertiger mulus gelten. Ein sanft vergoldendes Licht fiel auf meine Zukunft.

„Nun habe ich etwas einzufügen, was gewiß recht verwunderlich scheinen mag: ich hatte die Absicht, Theologe zu werden; die Erklärung liegt da, wo sie bei tausend auffallenden Erscheinungen liegt, in der Eitelkeit. Ich besaß von früh auf eine gewisse kleine Rednergabe —“

„Oho,“ unterbrach ihn hier unser Hauswirt, „jetzt wird es in der That nötig sein, daß ich den weiteren Bericht übernehme. Es ist nämlich zu sagen, es war nicht eine kleine, sondern eine sehr große, für sein Alter sogar erstaunliche Gabe. Er benutzte sie freilich vorerst mehr zu Possenspielen als zu ernsthaften Zwecken, so daß die Lehrer sie kaum so recht kannten. So hatte er die Gewohnheit, uns Mitschüler in den Zwischenpausen und bei anderen Gelegenheiten durch improvisierte Predigten zu ergötzen, in denen er vom ausgelassensten Spaß unmerklich zu feierlichem Ernst hinüberglitt, um dann am Ende wieder zu derben Spöttereien abzuspringen. Und das Wunderbare war, daß es ihm fast immer gelang, unsere jungen Seelen wider unser Wollen und unser Erwarten schier gewaltsam mit sich zu zwingen, uns sehr ernstlich zu bewegen, zu begeistern, ja nicht selten zu erschüttern, um uns dann wieder jählings in Gelächter zurückschnellen zu lassen. Ich habe eine ähnliche Kraft kaum je wieder gefunden, und ich wünschte mir etwas davon in meinem Berufe; ich würde es dann sicherlich längst zum Hofprediger gebracht haben, wonach ich freilich kein Begehr trage. Dies zur Steuer der Wahrheit.“

„Nun ja, ich will es gestehen,“ nahm unser Hauptmann wieder das Wort, „diese geheimnisvolle Gewalt, die Gemüter spielend nach meinem Belieben zu leiten und selbstherrlich in Höhen und Tiefen des Empfindens herumzuwerfen, gewährte mir ein wahrhaft dämonisches Vergnügen. Dazu berauschte ich mich selbst an meinen Worten, und auch das war kein geringer Genuß. Und um diese Genüsse mein Leben lang auskosten zu können, hatte ich mich entschlossen, Geistlicher zu werden. Daß ich in diesem Stande meinen bisherigen Lebenswandel ein wenig würde abändern müssen, machte mir wenig Sorge; ich fühlte mich imstande, auch tugendhaft zu sein, wenn es der Mühe sich lohnte, ja, dies hatte sogar einen gewissen Reiz der Neuheit für mich.

„Ja, schon begann sich, seit ich mich getrost als künftigen Studiosus betrachten durfte, etwas wie ein geistlicher Hauch auf mich zu setzen; ich hatte vorübergehende Anfälle von Ehrbarkeit und nachdenklichem Wesen.

„Auch in jenen seltsamen Predigten vor den Kameraden machte sich der neue Geist geltend. Zwar ging ich immer noch aus von der Posse und grellem Übermut; doch sobald ich einmal in den ernsthaften Ton hineingelangt war, blieb ich fest darin stehen bis hin zum Schlusse, den ich schön und feierlich ausklingen ließ.

„Da geschah, zwei Tage vor der mündlichen Prüfung, etwas ganz Ungeahntes. — Aber jetzt, lieber Freund, ist es endlich an dir, deine Beichte abzutegen. Meine Thaten sind zu Ende, fortan bin ich nur noch leidender Teil.“

„Daß ich nicht sehr gern davon rede, weißt du,“ versetzte der Prediger, „weil ich den leisen Geruch des Verrates auch in der Erinnerung nicht gern wittere; allein nach deinen ausgiebigen Bekenntnissen darf ich nicht widerstreben.

„Wir hatten den alten Röber zuguterletzt noch einmal recht bis aufs Blut gepeinigt, ich war natürlich mit unter den Thätern, und er machte am Ende seinem gepreßten Herzen mit dem verzweifelten Ausrufe Luft: ‚Wenn Sie wüßten, was Sie für eine Sünde begehen, Sie würden es nicht thun.‘

„Er erzielte natürlich nur eine erhöhte Heiterkeit der zartfühlenden Seelen. Ich aber fühlte zum erstenmal bei diesem unwürdigen Auftritt doch ein leises Zucken im Herzen, ein erstes scheu auftauchendes Scham- und Reuegefühl; es kam wohl daher, daß ich mich nicht mehr als Schüler, sondern schon auf eine höhere Stufe der Menschheit gehoben fühlte. — Doch hatte ich keineswegs den Mut, die anderen solchen Anflug von Schwäche merken zu lassen.

„Nach der Stunde kam Alfred Brückner auf den Einfall, Röbers Redeweise, Stimme und Manieren in einer scherzhaften Bußpredigt nachzuahmen; denn auch in solcher Kunst war er ein vielbewunderter Meister. Es steckte ein vielleicht noch besserer Schauspieler als Redner in ihm.

„Wie gewöhnlich aber glitt er bald tiefer in den Ernst, vielleicht wirklich selbst von seiner Kunst überrumpelt, er fand ergreifende Töne, die mit ganz ehrlicher Kraft an die Herzen schlugen. Und indem er dabei immer noch den Röber agierte, vielleicht ohne es noch zu wissen, wiederholte er in täuschendster Art dessen eben gehörten schmerzvollen Ausruf: ‚Wenn Sie wüßten, was Sie für eine Sünde begehen, Sie würden es nicht thun.‘ Ja, so vollkommen war die Täuschung, daß sie überraschender Weise genau die gleiche Wirkung erzielte wie zuvor das Urbild selbst, nämlich einen jähen Riß in die bewegte Stimmung und den Durchbruch ausgelassener Heiterkeit.

„Genau so aber wirkte wieder dieses Lachen auf mich zum zweitenmale wie ein schriller Mißton, nur diesmal mit unendlich verstärkter Gewalt. Wie eine dröhnende Offenbarung fiel es über mich. Jene Worte des still verehrten Mannes selbst gewannen jetzt erst Gestalt für mich und trafen mich bis ins innerste Herz, erregten und durchrüttelten mich mit furchtbarer Gewissensangst. Und jetzt trat jählings zu Tage, was eigentlich insgeheim mein Gewissen beschwerte: der mahnende Ausruf schien mir geradehinaus auf die Sünde gemünzt, die ich mit den anderen durch die große Betrügerei bei den Prüfungsarbeiten auf meine Seele gewälzt hatte; ich aber weit mehr als die anderen, weil ich mir so ohne Not ein frevelhaftes ‚Vorzüglich‘ erschwindelt hatte, während jene mit ihrem bescheidenen ‚Genügend‘, das gleichsam Notwehr darstellte, schon allenfalls fertig werden mochten.

„In dieser jähen Zerknirschung verließ ich die Klasse, begab mich unverweilt zu dem alten Röber und legte vor ihm ein umfassendes Bekenntnis ab. Ich kann jetzt wohl sagen, es war immerhin eine kleine Heldenthat, nicht wegen der Strafe, die mich von oben her erwartete, sondern weil ich mir den in seiner Art gerechten Groll und Haß aller meiner Kameraden zuzog, die mich als einen hinterlistigen Verräter betrachten mußten. Allein der Gewissenszwang war unwiderstehlich.

„Röber war tief erschrocken und betrübt, daß auch ich, sein Hausschüler, in den schlimmen Handel verwickelt war, zögerte jedoch nicht, mit mir zum Direktor zu gehen und diesem die Anzeige zu machen.

„Das ward nun doch ein furchtbarer Augenblick, den ich Zeit meines Lebens nicht mehr vergesse, wie ich so als Kapitalsünder vor dem Gewaltigen stand; ich kam mir vor unter seinen Blicken wie eine Fliege unterm Brennglas.

„Das Schrecklichste war für mich sein Forschen nach dem eigentlichen Anstifter der ganzen Betrugshandlung, den er noch nicht ahnte. Ich versuchte Winkelzüge zu machen, versuchte, im dunkeln Gefühl, daß etwas ganz Schweres bevorstehe, das Schlimmste allein auf mich zu nehmen. Vergebliches Bemühen: er packte mich bei den Schultern, bohrte seine sieggewohnten Imperatorenblicke fest in meine Augen, verfolgte meine Ausflüchte unerbittlich in alle Schlupfwinkel und entrang mir endlich wie ein anderer Ödipus das letzte Geständnis, das ihn selber ins Herz traf.

„Er wurde bleich wie der Tod, als ich seinen Sohn nannte, und fuhr jäh zurück wie vom Blitz geblendet.

„‚Das ist Lüge! Das ist Verleumdung!‘ stieß er hastig mit dumpfer Stimme hervor;

doch ich glaube, das war nur der unbewußte Hilfe- und Angstschrei eines Menschen, der plötzlich in einen Abgrund stürzt: er durchschaute in diesem Augenblick schon die ganze Wahrheit.

„Und mit überraschender Schnelligkeit hatte er sich gefaßt und wiedergefunden.

„‚Nein, verzeihen Sie, Vollmer,‘ sagte er fest, ‚jetzt that ich Ihnen unrecht. Sie haben jetzt endlich die Wahrheit gesagt. — Nun, wir werden also weiter sehen.‘

„Dann verstummte er für eine entsetzlich lange Minute oder mehr; in mir krümmte sich alles zusammen, wie ich die grauenhafte Starrheit seiner Züge sah. Den alten Röber hatte er bisher kaum beachtet, auch jetzt schien er ihn gar nicht zu sehen. Doch da sagte er auf einmal wie geistesabwesend nur so vor sich hin und doch mit der Anrede: ‚Aber, Herr Kollege, wie ist so etwas nur möglich?‘

„Ich muß dahingestellt sein lassen, was er damit meinte und was er dabei empfand; jedenfalls klang es mir sonderbar beweglich, es lag so etwas darin wie ein ratloses Verzagen.“

„Mich berührt es sehr seltsam,“ unterbrach ich den Prediger, „ich möchte fast sagen, schaurig, daß es genau dieselben Worte sind, mit denen er einst den armen Röber gleichsam moralisch vernichtet hatte. Doch ist natürlich nicht anzunehmen, daß ihm nach mehr als zwanzig Jahren das zum Bewußtsein gekommen sei; es mag eine ihm geläufige Redensart schmerzlicher Verwunderung gewesen sein.“

„So denke ich auch,“ versetzte Leberecht Vollmer, „aber noch einmal: es klang herzbewegend. Was Röber darauf erwiderte, ist mir entfallen oder vielmehr, ich konnte es nicht mehr hören, denn der Direktor schickte mich alsbald fort, seinen Sohn zu rufen — für mich allein schon eine Strafe von grausamer Härte. Ich war feige genug, ihm nichts weiter zu sagen als: ‚Du sollst zu deinem Vater kommen; es ist alles heraus.‘ Aber ich glaube, es war eine verzeihliche Feigheit. — Und nun mag Alfred wieder weiter erzählen; meine Augenzeugenschaft ist zu Ende. Ich will nur noch sagen: von diesem Tage schreibt sich mein Entschluß her, Theologie zu studieren, denn vorher hatte ich es aufs Jus abgesehen; ich dachte es mir ursprünglich

Aus unserer Bildermappe:

Edelglück. Nach dem Gemälde von G. Papperitz.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

als Buße für meinen Verrat; nachher ist freilich aus der Buße Freude und Segen geworden — zumal seit ich im Besitz einer Pastorsfrau bin," fügte er lusttg htnzu, „wozu man einzig auf dtesem Wege gelangen kann: und das steht nun einmal fest, eine Pastorsfrau ist immer noch etwas ganz anderes als andere Frauen. Ich wtll nur wünschen, daß meine kleine Schwägerin es auch noch dazu bringt. Sie muß dann freiltch mtndestens noch zehn Jahre warten, bis sie dessen würdig tst, aber sie wartet gewiß gern. — Brückner, fahren Sie fort! wie Röber zu sagen pflegte."

Und Alfred Brückner fuhr fort:

„Ich war natürlich wie vom Donner gerührt bei dieser Nachricht. Ich fand gar keine Zeit, darüber nachzudenken, wie es herausgekommen war, ich hatte nur den einen Gedanken, die grimmige Frage: Was wird nun geschehen? Eigentlich war es ja gar keine Frage. Denn meinen Vater kannte tch doch so einigermaßen. Die strengste Bestrafung war mir sicher; aber welche? Nun, mindestens so und so viele Stunden Karzer und Zurückweisung vom Examen für diesmal — ich biß die Lippen aufeinander, das Blut stieg mir siedend heiß zu Kopfe, ich biß die Zähne knirschend aufeinander; meine erste öffentliche schmachvolle Strafe! Halb wahnsinnige Gedanken schossen mir schon durch den Kopf.

„Aber da fiel mir ein: es konnte auch noch schlimmer kommen. Vor Jahren war ein ganz ähnlicher Fall dagewesen: da war wenigstens der eine, der geistige Urheber des Unternehmens — seine Schuld wog immer noch leichter als die meine — kurzweg von der Anstalt entfernt worden, natürlich auf besonderes Verlangen und Betreiben meines Vaters. Als unverbesserlich aufgegeben und ausgestoßen!

„Da war mein Loos also vorgezeichnet. — Und dann meine Mutter! — Nein, das war ganz unmöglich, ganz ausgeschlossen. — Aber doch, jener frühere Fall — aber das war nicht der Sohn des Direktors gewesen — —

„Jetzt erst erzitterte ich bis ins innerste Mark. Jetzt war ich meines Schicksals vollkommen sicher. Ich kannte meinen Vater. Wenn nicht doch meine Mutter — da lag die einzige noch mögliche Hoffnung. Wenn sie ganz Ernst machte thm gegenüber — natürlich nur mit Bitten — da war wohl manches denkbar: von dieser Seite kannte ich meinen Vater ja auch!

„Eine grimmige Ruhe und Entschlossenheit ergriff mich. Ich ging zuerst zu meiner Mutter und setzte ihr mit hastigen und doch beinahe kalten Worten die Sachlage auseinander.

„Ihr Entsetzen, thre Verzweiflung brauche ich nicht zu schtldern. Sie machte mir keine Vorwürfe, ich bat sie nicht um Verzeihung. Das war ja für jetzt alles Nebensache. Für uns beide gab es nur die eine ungeheure Frage.

„Ich wußte nun, daß sie alles daran setzen würde, mich wenigstens vor dem Schltmmsten zu retten. Und so begab tch

Aus unserer Bildermappe:

Ja oder Nein. Nach dem Gemälde von J. W Godward. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.) (Copyright, 1894, by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

mich mit heimlich wieder erwachender Hoffnung und darum trotzig zu meinem Vater.

„Ich fand ihn allein. Röber war schon gegangen, wahrscheinlich von ihm fortgeschickt.

„‚Was hast du zu deiner Entschuldigung anzuführen?‘ fragte er kurz.

„Ich zuckte die Achseln. Ich empfand in diesem Augenblicke etwas wie Haß gegen meinen Vater.

„‚Ich finde das nicht so schlimm,‘ antwortete ich frech, mit einer ganz plötzlichen seltsam kühlen, weitblickenden Ueberlegung, ‚wenn du das nicht wolltest, hättest du mich früher bestrafen sollen. Du hast mir Schlimmeres durchgehen lassen, jetzt hast du kein Recht mehr zum Strafen; ich habe geglaubt, du wolltest mich so.‘

„Woher ich den Mut nahm zu so ungeheuerlichen Reden, begriff ich schon nicht mehr, als ich sie eben ausgestoßen hatte; aber es war das Gefühl, daß nur ganz unerhörte Mittel mich noch retten könnten.

„In der That gelang mir das beispiellose Kunststück, ihn völlig zu verblüffen und geradezu ratlos zu machen. Zu einem Gefühle der Genugthuung aber gelangte ich doch nicht; denn die wirre Angst, die nun plötzlich aus seinen Blicken sprach, griff mir doch tiefer. Mir bangte plötzlich vor mir selber.

„‚Du redest vorläufig irre,‘ sagte er nach einigem Zaudern, ‚es scheint nötig, daß du dich erst beruhigst. Geh und bitte deine Mutter, zu mir zu kommen.‘

„Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Aufatmend eilte ich zu ihr und bestellte den Auftrag. Jetzt nahte die Entscheidung. Ich war nicht ohne Hoffnung; ich wußte, mürbe genug hatte ich den Vater gemacht; die Fürbitte der Mutter fiel auf einen gelockerten Boden.

„Sie ging hinein; die Thür wurde von innen verschlossen. Daß ich unter solchen Umständen im Nebenzimmer zu lauschen versuchte, wird mir niemand allzuhoch anrechnen.

„Doch ich hörte sehr wenig, anfangs nur Töne, erst später, als die wachsende Erregung die Stimmen lauter werden ließ, hier und da abgerissene Worte.

„Aber schon diese verflatternden Töne waren für mich von herzerschütternder Beredsamkeit. Ich begriff nur zu deutlich, wie das jammernde Flehen meiner Mutter an seiner Unbeugsamkeit abprallte, wie es dann immer anschwoll in seinem Dringen, immer verzweifelter wurde, zuletzt sich zu einem zitternden Drohen erhob —

„Und jetzt vernahm ich die Worte: ‚Glaube nicht etwa, daß ich bei dir bleibe, wenn du deinen Sohn hinausgestoßen hast. Du jagst mit ihm auch deine Frau aus dem Hause; wir werden geschieden sein für immer!‘

„Und dazwischen die ruhig beschwichtigende, beschwörende Stimme meines Vaters.

„Dann wieder die Mutter in schrilleren Tönen: ‚Du jagst ihn in den Tod. Du kennst ihn nicht wie ich. Er erträgt keine Entehrung. Wenn er sich nicht selber das Leben nimmt, wird er an Leib und Seele verderben. Wenn er an seiner Ehre keinen Halt mehr hat, ist er verloren. Willst du sein Mörder heißen?‘

„Dies ertrug ich nun doch nicht länger. Ich stürzte hinaus in mein eignes Zimmer, schloß mich ein und warf mich gebrochen aufs Bett.

„‚Wenn er sich nicht selber das Leben nimmt —‘ klang es immerfort in meinen Ohren wie eine schaurige Prophezeiung.

„Jawohl, das wollte ich! Meinen Vater zu meinem Mörder machen! — Krampfhaft wühlte ich mich hinein in den gräßlichen Gedanken und bildete mir am Ende ganz ehrlich ein, ich würde ihn zur Ausführung bringen. Ich holte meinen Revolver hervor, denn einen solchen mir anzuschaffen hatte ich längst für standesgemäß erachtet, spielte mit dem blanken Eisen und setzte die Mündung probeweise an meine Stirn. Es war doch ein böser Schauder, der mich durchrieselte, aber nicht ganz ohne ein Gefühl von stolzer Genugthuung. Der Gedanke des Selbstmordes hatte so etwas Männliches und Großes.

„Da hörte ich die Schritte des Vaters meiner Thür sich nähern. Ein neuer Einfall durchzuckte mich. Ich ließ den Revolver recht sichtbar auf dem Nachttischchen liegen, schloß lautlos die Thüre auf und entschlüpfte selbst aus dem Fenster in den Garten. Dort hielt ich mich hinter einer Laube verborgen. Mich überkam jetzt nach der gewaltigen Erregung eine gewisse Stumpfheit.

„Nach einiger Zeit sah ich eine Anzahl Lehrer auf das Gymnasium zuschreiten;

auch Röber war darunter. Jetzt wußte ich, die Konferenz war berufen; die Würfel sollten fallen.

„Rasch faßte ich den Entschluß, mich in Röbers Wohnung zu begeben und inzwischen von Leberecht Vollmer zu erfragen, wie eigentlich die Sache ans Licht gekommen sei.

„Von dieser Unterredung schweigen wir lieber beide. Sie gipfelte darin, daß ich ihn auf Pistolen forderte, anfangs in heller Wut, nachher mit dem jähen Hintergedanken, mich von ihm erschießen zu lassen und so eine vornehme und etwas romantische Form des Selbstmordes zu finden. Er erklärte sich bereit, die Forderung anzunehmen — wir fühlten uns ja beide schon als Studenten — wie er später gestanden hat, mit dem gleichen Hintergedanken wie ich. Es hätte ein lustiges Gekualle werden können, wo jeder nur sich selber aus Leben wollte! —

„Inzwischen hatte die Konferenz ihren Ablauf genommen. Nun, Herr Doktor, davon werden Sie wieder besser berichten können als ich, der ich die Vorgänge zwar kenne, aber doch nicht wie Sie als Augenzeuge erzählen kann.“ —

„Soweit meine Erinnerung reicht,“ entgegnete ich, „will ich gern das Meine thun. Manches hat sich mir tief genug eingeprägt, denn aufregend und ergreifend war diese Versammlung auch für uns Unbeteiligte. Den Direktor selbst sehe ich noch heute, wie er vor uns hintrat, totenbleich, doch in straffster Haltung und ehernen Antlitzes, und wie er mit fester, harter Stimme den Fall vortrug und die Strafe zur Beratung stellte.

„‚Doch ehe wir zur Abstimmung schreiten‘, fügte er dann hinzu, ‚muß ich zu bedenken geben, daß es sich hier nicht um einen, sondern um zwei sehr verschiedene Fälle handelt: um die Schuld eines Verführers und um die der Verführten. Die letzteren dürfen milde beurteilt werden: sie ermangelten nur der Kraft, einer allzustarken Versuchung zu widerstehen, sie haben eine Frucht gepflückt, die sich ihnen von selbst verlockend in die Hand legte, sie haben vielleicht sogar kaum so recht eingewilligt in das Unrecht, sie haben nur nicht laut genug Nein gesagt. Deren Vergehen mag also zur Genüge gesühnt sein, wenn wir sie mit einer strengen Karzerstrafe belegen und selbstverständlich die bisherige schriftliche Prüfung für ungültig erklären. Ob sie noch in diesem Semester zu neuen Arbeiten zuzulassen sind, mag der Schulrat entscheiden; ich für meinen Teil würde nicht dagegen sein. — Ich bitte Sie also zur Abstimmung zu schreiten.‘

„Das geschah, und das Ergebnis war die einstimmige Billigung seines Vorschlags. Damit war dies erledigt.

„‚Ganz anders hingegen,‘ fuhr er mit der gleichen klassischen Ruhe fort, ‚liegt der Fall des Verführers. Ihm steht keinerlei Entschuldigung zur Seite, nicht einmal eine Notlage läßt seine That milder ansehen, etwa eine begründete Angst vor dem Ausfall der Prüfung; vielmehr kann man hier nur von vollendeter Frivolität reden. Und noch erschwerend fällt ein anderes ins Gewicht: er als der Sohn des Direktors mußte ein stärkeres Bewußtsein seiner sittlichen Verantwortung haben als jeder andere; er mußte sich sagen, daß gerade sein Beispiel für schwache Gemüter doppelt verführerisch sein würde. Schon weil er größere Pflichten verletzt hat, ist sein Vergehen schwerer. Für mich kann es darum gar keinem Zweifel unterliegen, daß wir ihm die schwerste Schulstrafe, die Verweisung von unserer Anstalt, zuzudiktieren unerbittlich verpflichtet sind. Wenn keiner mehr etwas zu sagen hat, schreiten wir zur Abstimmung.‘

„Ein trübes Schweigen lastete über uns allen. Wir hatten es im Gefühl, daß hier eine viel schwerere Entscheidung getroffen werden sollte, als es sonst durch ein Schulurteil auch der strengsten Art zu geschehen pflegte. Schon das marmorblasse, jetzt fast versteinerte Gesicht des Direktors mußte uns darüber aufklären. Doch keiner wagte zu reden, denn keiner wußte etwas Triftiges zu entgegnen; wir mußten im stillen zugeben: er hatte das Rechte gesprochen, und es war nichts davon abzuhandeln.

„Da auf einmal begann der alte Röber zu reden, mit ungewöhnlichem Nachdruck und starker Betonung.

„‚Summum ius summa iniuria,‘ sagte er. ‚Wir thun dem jungen Brückner das schwerste Unrecht, wenn wir gegen ihn die Gerechtigkeit üben. Noch mehr: wir haben kein Recht mehr, gegen ihn gerecht zu sein,

nachdem wir ihm Jahr um Jahr die Strenge des Rechtes entzogen haben. Wir kennen ihn ja alle längst als den wildesten, zügellosesten aller unserer Schüler —'

„Hier zuckte der Direktor zusammen wie unter einem Peitschenschlage, gab aber keinen Ton von sich; nur deckte er die Hand über Stirn und Augen.

„Und Röber fuhr fort: ‚Und dennoch ist er Jahr um Jahr so gut wie straflos geblieben, denn der Strafen, die ihn getroffen haben, durfte er lachen. Und jetzt auf einmal wollen wir ihm diese zerschmetternde Buße auferlegen, die einzige entehrende, die das Schulrecht kennt, denn sie bedeutet: Wir halten dich für so tief verdorben, daß wir jede Hoffnung aufgeben, dich noch zu bessern; du bist ein verlorener Mensch in unseren Augen.

„‚Diese Entehrung muß über ihn kommen wie ein Blitz aus heiterem Himmel, nicht bloß als eine maßlose Härte, sondern als eine Ungerechtigkeit empörendster Art. Er muß sich fragen: Warum werde ich jetzt auf einmal ganz unvermittelt, ohne Vorbereitung, ohne Warnung entehrt und verstoßen für eine That, die vor meinem Bewußtsein nicht schwerer wiegt als manche andere, die ich früher begangen habe, und die mir leichtherzig verziehen wurde? Die Frage ohne Antwort muß ihn verwirren und innerlich zerstören. Es wird jede Ehrfurcht vor einem Gesetze in ihm ausgerottet werden, das mit so sinnloser Willkür verfährt, das ihn jahrelang gleichgültig oder gleichsam hinterlistig schonte, um ihn nun plötzlich aus dem Versteck zu überfallen und alsbald tödlich zu schlagen. Er kann diesem Gesetze nie mehr in anerkennender Ehrfurcht sich beugen, sondern er muß sich entweder trotzig dagegen auflehnen oder vor der brutalen Übermacht heuchlerisch sich bücken und ducken lernen, um es jederzeit heimlich höhnend zu verletzen, sobald er sich sicher fühlt. Er muß notwendig werden, was er bisher trotz allem nicht war, dies betone ich nachdrücklich: niedrig von Gesinnung, weil er zur Unzeit über Gebühr erniedrigt wurde.

„‚Bedenken Sie sich also dreimal und siebenmal, ehe Sie Ihr Urteil sprechen: es kann sich hier um Sein oder Nichtsein einer Menschenseele handeln. Ich stimme dafür, daß ihm die gleiche Strafe zu teil werde wie allen anderen; weniger ist freilich unmöglich; aber auch nichts darüber.'

„So sprach der alte Röber.

„Eine starke Bewegung ging durch unsere Herzen, ein Schwanken, eine sorgenvolle Unruhe.

„Der Direktor aber starrte den Redner noch eine Weile, nachdem dieser geendet, wie geistesabwesend an, als ob ihm eine neue, ganz unerhörte Erscheinung entgegenträte. Doch dann raffte er sich plötzlich wieder zusammen und begann abermals, jetzt zwar dumpf und langsam, wie müde, aber doch klar vernehmbar zu sprechen:

„‚Wir haben vor Jahren,' sagte er, ‚einen Schüler um des gleichen, vielleicht geringeren Vergehens willen, von der Anstalt relegiert; überlegen wir's recht, so sitzen nicht wir, sondern er zu Gericht über diesen seinen Nachfolger. Er zwingt uns zu unerbittlicher Strenge. Wir dürfen ihm nicht nachträglich eine ungeheuerliche Ungerechtigkeit anthun. Für mich ist dieser Zwang so überwältigend stark, daß ich mich genötigt sehen würde, mein Amt niederzulegen, falls Ihre Entscheidung gegen meinen Willen ausfiele. Ich bin dieses hohen Amtes nicht würdig ohne Gerechtigkeit.'

„Wieder tiefe Bewegung unter uns allen, und wieder durchbrach Röber allein die lastende Stille. ‚Summum ius summa iniuria,' betonte er noch einmal kurz und scharf.

„‚Ja wohl,' rief der Direktor mit hartem Nachdruck, ‚iniuria gegen den einen, aber summum ius gegen die anderen Fünfhundert, die mir anvertraut sind, oder sagen wir Zehntausend im Laufe der Jahre. Der römische Brutus ließ zwei seiner Söhne töten — meinen Sie etwa aus Zorn? Sie kennen den Vater schlecht. Nein, weil es geschehen mußte um seines Staates willen. Meine Schule ist mein Staat, für den ich vor mir selber verantwortlich bin. Ein Staat kann nicht bestehen ohne Gerechtigkeit. — Meine Herren, ich bitte um Ihre Stimmen.'

„— Unsere Abstimmung verriet in seltsamer Deutlichkeit das innerliche Schwanken und die Scheu vor der Entscheidung. In fast regelmäßigem Wechsel folgte auf ein strenges Urteil ein mildes. Und so standen am Ende zehn Stimmen gegen zehn, und die letzte Entscheidung war auf den Direktor zurückgeworfen.

Aus unſerer Studienmappe:

Studie von Eduard von Gebhardt.

„Er blieb regungslos und aufrecht bei dieſem Ergebnis; doch ſeine Züge zeigten einen jähen Verfall, ein Zuſammenſinken wie nach ſchwerer Krankheit. Zehn, zwanzig Sekunden lang preßten ſeine Lippen ſich ſcharf zuſammen, als ob ſie der Zunge das ſchickſalsſchwere Wort noch verwehren wollten. Dann aber ſprach er in voller Faſſung, in voller Ruhe, nur mit einer ſeltſam harten, ſtoßenden Betonung: ‚Der Oberprimaner Brückner iſt demnach von unſerem Gymnaſium relegiert.‘ — Hiermit endet meine Kenntnis; von dem, was weiter geſchehen, iſt nur die allgemeine und unbeſtimmte Kunde zu mir gelangt und ſeitdem beinahe verklungen.“

Hiermit ſchloß ich meinen Bericht; und der Hauptmann Brückner ſagte:

„So muß ich alſo doch den Beſchluß machen. Viel iſt ja nicht mehr zu erzählen, immerhin aber die Hauptſache.

„Ich war von Leberecht Vollmer nach endloſem Hin- und Herreden in einer Art friedfertiger und halb rührſeliger Todfeind-

schaft geschieden und trat eben aus der Hausthür, als der alte Röber mir entgegenkam und mich ohne weiteres fest bei der Hand ergriff.

„‚Das ist mir fast wie ein Wink des Himmels,' daß ich Sie hier finde, lieber Brückner,' sagte er sehr freundlich und milde, ‚ich hätte Sie sonst mühselig suchen müssen. Denn ich will mit Ihnen reden, durchaus, unter allen Umständen. Ich bedarf Ihrer, Sie sollen mir einen wichtigen Dienst leisten. Bitte, kommen Sie auf einen Augenblick mit mir nach oben.'

„Ich war ziemlich stark verblüfft und folgte ihm willenlos in das Haus zurück. Und unversehens saß ich in seinem Arbeitszimmer ihm allein gegenüber, und vor jedem von uns stand ein volles Glas Wein, und er stieß lächelnd mit mir an, und wir tranken beide.

„Das war alles so behaglich, so heiter; aber dennoch fühlte ich mich ganz und gar unsicher und beklommen, denn ich begriff durchaus nicht, wo das hinaus wolle. Und dabei stand ich jetzt auf einmal völlig unter dem Banne des seltsamen Mannes, den ich bisher nur immer als wehrloses Opfer meines Übermutes betrachtet und offen verlacht hatte. Hier aber kam er mir ganz fremd vor, die gespannte Unruhe, das scheusahrige Wesen, die nervöse Reizbarkeit, die ihm vor der Klasse eigen waren, schienen sich durch einen geheimen Zauber in das gerade Gegenteil verwandelt zu haben. Das Antlitz da vor mir strahlte von einer stillbehäbigen Heiterkeit und einer selbstsicheren Güte, die ganz unwiderstehlich war. Ja, ich begann mich leise vor ihm zu fürchten im Bewußtsein meiner Sünden; aber selbst diese Furcht hatte einen Anflug von Behagen; freilich, wenn er jetzt zu mir gesprochen hätte: ‚Wenn Sie wüßten, was Sie für eine Sünde begehen —' ich glaube, es würde mich gerade so gewaltsam gepackt haben wie heute meinen Kameraden: aber das war's eben, ich wußte, er würde so etwas nicht sagen.

„Und er sagte wirklich etwas vollkommen anderes.

„‚Ich habe heute mit Ihrem Vater einen kleinen Streit gehabt,' behauptete er lächelnd, ‚Prinzipienfragen natürlich. Ich ging dabei aus von der zufälligen Erinnerung an einen Jugendbekannten, der jetzt eine sehr hohe Stellung im Staate einnimmt, vortragender Rat im Kultusministerium und Wirklicher Geheimrat ist, während, wie Sie wissen, die ungeheure Mehrzahl der preußischen Geheimratsarmee ihr Leben lang im Zustande der Unwirklichkeit verharren muß, einem Zustande, den ich mir unsäglich grauenhaft denke: denn der Geheimrat ohne Wirklichkeit ist nicht ein Schlemihl ohne Schatten, sondern, was zehnmal qualvoller sein muß, ein Schatten ohne Schlemihl. Doch das nur beiher. Besagter hoher Rat hat in seiner Jugend gelegentlich das Schicksal gehabt, vom Gymnasium relegiert zu werden, weil er einen recht dummen Streich gemacht hatte und seine Lehrer ihn überhaupt für einen Taugenichts hielten. Er wird das auch wohl gewesen sein; aber die Hauptsache ist, wenn man so etwas gewesen ist, daß man so etwas nicht bleibt, sondern bei Zeiten einen besseren Beruf ergreift: da kann auch so ein Schicksal ein nebensächlicher oder sogar recht nützlicher Zwischenfall werden, wie jenes Mannes erfolgreiches Vordringen zur Wirklichkeit beweist. Doch das wieder nur beiher.'

„Röber machte eine kleine Pause.

„Mir war ungefähr zu Mute wie einem durch einen Bergsturz Verschütteten, der von einem getreuen Nachbarn vorsichtig ausgegraben wird und eben durch einen ersten Spalt das himmlische Licht wieder scheinen sieht.

„Und er redete nun weiter mit seinem weichen Lächeln:

„‚Ich sagte, ich stritt mit Ihrem Vater: nämlich über Sie. Ich habe behauptet, Sie würden die Geisteskraft haben, sobald Sie nur wollten, mit einem Schlage ein ganz anderer Mensch zu werden, mit den Schülerschuhen die Schülerstreiche von sich zu thun und ein Mann zu sein, dem scheuer Betrug ebenso unmöglich ist wie polternde Frechheit. Ihr Vater leugnete solche Kraft in Ihnen ab — und Sie würden auch nicht wollen. Ich aber vermaß mich auch dessen, Sie würden wollen, wenn man Sie dazu ermunterte, und Sie würden können, wenn man's Ihnen zutraute. Ihr Vater jedoch, das muß ich offen gestehen, hat kein Vertrauen. Und so gerieten wir heftig aneinander.

„‚Und dies ist nun der Dienst, den Sie mir erweisen könnten. Ich möchte ein

einziges mal im Leben recht behalten gegen Ihren Vater; das ist so ein kleines eigensinniges Begehren, das ich seit langem hege; aber er hatte bisher immer recht und ich immer unrecht. Diesmal aber habe ich Hoffnung — oder glauben Sie nicht, daß ich Hoffnung haben kann? Sie um diesen Liebesdienst zu bitten freilich habe ich kein Recht, ich habe ja keine Verdienste um Sie; aber wenn Sie's freiwillig thäten — ich meine, es könnte Ihnen selbst Spaß machen, um der Sache willen: und es kostet Sie nichts weiter als ein kurzes Versprechen; denn daß Sie ein Versprechen nachher auch halten, ist bei Ihnen ja selbstverständlich. Sie haben gesündigt bisher aus Trotz, Übermut, wildem Freiheitsdrang, aber nicht aus Willensschwäche. Sie sündigten, weil Sie wollten, weil Sie es so beschlossen hatten: sobald Sie nicht mehr wollen, hört das alles auf.

„‚Aber das ist's eben, was mir Ihr Vater nicht glauben will. Und ich kann ihn nur überzeugen durch einen strikten Beweis. Überlegen Sie sich den Fall. Er muß Ihnen selbst interessant sein. Sie sind seit der heutigen Konferenz kein Schüler mehr, sondern ein freier Mann, der sein Schicksal in eigener Hand hält. Und Sie stehen auf der ersten Stufe zum Wirklichen Geheimen Rat —'

„Röber lächelte wunderbar, unendlich liebenswürdig und unendlich heiter, ein ganz unwiderstehliches Lächeln.

„Ich aber brach zusammen, aufgelöst in Thränen, vollständig überwunden.

„— Und dann leistete ich das Versprechen in seine Hände. Aber nur unter einer Bedingung: daß ich in seinem Hause bleiben dürfe, bis ich das Examen an irgend einem anderen Orte würde gemacht haben. Denn nur unter seinen Augen traute ich mir vorerst die Kraft zu, das Versprechen unbedingt auch zu halten.

„Und so ist's denn auch geworden. Nachdem er mich mit Leberecht Vollmer versöhnt hatte auf mein Geständnis von unseren närrischen Absichten, ging er zu meinen Eltern und brachte in einigen Stunden deren vollständige Einwilligung zurück.

„Was er mit ihnen gesprochen hat, ist mir verborgen geblieben; das aber weiß ich, daß fortan die innigste Freundschaft die beiden Männer verband, und daß dieses Band auch nicht im geringsten sich lockerte, als mein Vater bald darauf nach Berlin berufen wurde. Dieser sprach von Röber immer nur in einem Tone fast ehrfurchtsvoller Achtung; und Röber sagte mir einmal später: ‚Ich hatte deinen Vater von jeher geliebt, wie ich unbewußt immer solche Menschen am meisten an mein Herz genommen habe, in denen ich das witterte oder sah, was mir selber fehlt, Stolz, Selbstbewußtsein und Kraft. Und daß diese feine Witterung mich auch bei dir nicht getäuscht hat, dem verdank ich's, daß meine Liebe zu ihm nicht bis ans Ende unglücklich geblieben ist.'

„— Und weiter weiß ich, daß meine Eltern von da an glücklicher und harmonischer miteinander lebten als je zuvor. Und das kam merkwürdigerweise daher, daß meine Mutter den heiligen Respekt vor ihrem Manne verloren hatte, wie sie selbst mir gestand, seit er als Erzieher seines Sohnes sich so unvollkommen bewährt hatte. ‚Er hat dich ja niemals verstanden,' sagte sie mir heimlich. Und im Grunde hatte sie recht. Und auch sie hing an Röber mit begeisterter Verehrung.

„Von mir brauche ich das nicht erst zu sagen. Erwähnen will ich nur, daß Röber es gewesen, der mich zum Offizier bestimmt hat.

„‚Zum Geistlichen taugst du nicht,' hat er mir gesagt, ‚dazu bist du ein zu guter Redner, und das ist sehr gefährlich in diesem Stande, doppelt gefährlich, wenn man zugleich ein so guter Schauspieler ist. Ich fürchte, du würdest bald Hofprediger werden: und da sind solche Gaben doppelt bedenklich. — Aber werde Soldat: da kommt es nicht aufs Reden an, sondern aufs Handeln. Und was die Hauptsache ist: du hast da die beste Gelegenheit, dumme Streiche zu machen. Und die Gelegenheit brauchst du, damit du sie vermeiden kannst. Um dein Versprechen richtig zu halten, mußt du immer die Möglichkeit haben, es gründlich brechen zu können.'

„So hat er gesprochen mit seinem herzgewinnenden Lächeln. Was er aber gemeint hat, ist mir später erst klar geworden. ‚Der Bengel muß in die straffste Zucht, die wir auftreiben können, nachdem er sich eine Weile in der Freiheit bewährt hat; immer Freiheit, das taugt ihm auch nicht.' So ungefähr hat er gerechnet, und ich

glaube, richtig. Unter der Lenkung seiner leichten und zarten Hand konnte ich in Freiheit bestehen; nachher aber — wer weiß? So bin ich ihm auch hierfür dankbar.

„Ja, überhaupt der alte Röber! Ein Jammer, daß er für die dummen Jungen immerdar zu hoch blieb. Ein andermal erzähle ich Ihnen noch mehr von seinem Leben und besonders von seinem merkwürdigen Tode. Für heute muß ich mich entschuldigen; ich habe noch eine schwierige Arbeit vor, die mir arge Kopfschmerzen macht. Auf Wiedersehen also."

Alfred Brückner erhob sich und wollte gehen.

„Noch eine Frage, Herr Hauptmann," rief ich, „eine Gewissensfrage nämlich: denken Sie sich, Sie hätten nach jener Aussprache mit Röber, deren zermalmende und erhebende Wirkung ich voll begreife, noch weiter dies Gymnasium besucht und hätten ihn als Klassenlehrer gehabt: glauben Sie, daß Sie ihn da nach Gebühr geehrt oder doch wieder mit den Wölfen geheult haben würden?"

„Gott sei gedankt, daß mir's erspart geblieben ist!" erwiderte er schnell, „denn ich fürchte — das Schlimmste. Gegen eine Naturgewalt gibt es auf die Dauer, auch beim besten Willen, kein Anstemmen."

„Ich denke, so ist es," sagte ich überzeugt. „Der arme Röber!" — —

Der Hauptmann ging, und wir erhoben uns endlich vom Tische.

Als wir aber eine Viertelstunde später beim Kaffee in der Fliederlaube saßen, kam er schon zurück, und mit ihm noch jemand anders.

„Mein schwieriges Werk ist über Erwarten leicht und glücklich vollendet, und die Kopfschmerzen sind von mir genommen. Ich fühlte das Bedürfnis nach noch strengerer Zucht, und da habe ich dieses junge Fräulein gefragt, ob sie es wagen wolle, meine weitere Erziehung zu übernehmen trotz der Flecken meiner Jugend, davon ich heute nicht ohne weitschauende strategische Absichten so gründlich erzählt habe. Sie sollte doch keine Katze im Sack kaufen. Und die liebe Heldin hat Ja gesagt und das Wagnis übernommen."

So sprach er mit strahlenden Augen. Der heldenhafte Backfisch aber fügte verschämt lachend hinzu:

„Aber nur um des alten Röber willen. Denn wen der lieb gehabt hat, an dem muß doch auch irgend etwas Gutes zu entdecken sein."

„In allem Ernst —" sagte da Alfred Brückner, und er sagte es wirklich sehr ernst, „ihm verdanke ich auch das noch."

Das Marienbild.

Eine Dichtung

von

Frida Schanz.

Mit zwei Zeichnungen von **Wilhelm Räuber.**

(Abdruck verboten.)

In einer Ritterburg am Rhein,
In einer Nische, kahl und eng,
Stand ein Marienbild von Stein
Mit Zügen, seltsam herb und streng.
Auf eines Lämpchens ew'ges Licht
Sahn starr die holden Augen nieder. —

Das einz'ge ernste Angesicht
Im Reich des Weines und der Lieder,
In Waffenlust und Übermut! — —

Doch anders ward's. — Das stolze Gut
Ward in des Krieges wilden Tagen
Geplündert von der Feinde Troß.
Der Hof stand wüst, die Felder lagen
Verheert, in Trümmern lag das Schloß.
In Schutt und Staub erstarb die Flamme.

Dem letzten Sproß vom alten Stamme,

Der fern geweilt bei großem Heer,
Ward kummervolle Wiederkehr.

Was er geliebt, im dunklen Grabe!
Was er besaß, zerstört, verheert!
Armut und Wehmut seine Habe!

*

Das Steinbild nur war unversehrt.

* * *

Er war ein kräft'ges junges Blut
Und war in heft'gem Trotz und Schmerz
Der armen Heimat doppelt gut
Und zog sie fester noch ans Herz.

Es war sein Denken und sein Dichten,
Die Mauern wieder aufzurichten,
Das Vätererbe zu erneu'n
Und wieder Saaten auszustreu'n.
Er ging ans Werk mit hartem Ringen.
Und da kein Burggesind zu dingen
Zu schwerer Mühe ohne Lohn,
Stand er im eignen strengen Fron.

Sein Sorgen aber sah kein Ende.
Die Not stand gegen ihn als Streiter.
Die Armut schnürte ihm die Hände.
Er kam nicht weiter! kam nicht weiter!
Mühsal war seiner Tage Brot,
Und Jahr um Jahr verging in Not.
Er ließ nicht nach. — Er ward nicht matt.
Doch immer stiller, immer trüber,
Ging er zu seiner Lagerstatt
An dem Marienbild vorüber.

Sein ernster Blick traf dann voll Weh
Die Steingestalt im Bann der Mauern.
Sie stand, als ob sie ihn versteh',
Versunken in so tiefes Trauern,
In einen Schmerz, so herb, so groß. — —

Ihn heimelte, wenn er sie schaute. —
Einst traf sein Blick fast hoffnungslos
Die stumme, einzige Vertraute.

Da war's, als läg' ein sanfter Strahl
Auf ihrem steinernen Gesichte,
Als höb' das Bild mit einem Mal
Die Augen von dem ew'gen Lichte.

Erstarrt, erschrocken stand der Mann.
Doch nein, kein Traum! Sie sah ihn an!
Mit einem Lächeln, einem warmen,
So voll Verheißen, voll Erbarmen,
Voll tiefer segnender Geduld,
Voll engelsreiner Frauenhuld,
Voll heitrem Trost, voll frohem Wissen. —

Als ob Gewitterwolken rissen,
War es dem Mann, so leicht, so rein,
Er sah die Welt im Maienschein,
Sah goldne Tage vor sich liegen.

Da stand sie wieder, starr, verschwiegen,
Auf blut'gem Herzen ihre Hand.

Drei Tage gingen hin. Da fand
Der, dem die Gottesmutter hold,
In tiefverborgenem Gelasse
Uraltes schöngeprägtes Gold
In heller märchenhafter Masse.

Das war ein frohes Auferbau'n!
Das war ein freies Flügelbreiten!
Hin über Strom und goldne Au'n
Sah bald die Burg in blaue Weiten.
Durch Hof und Saal, um Busch und Strauch
Durch alle Thore, draus und drinnen,
Wob bald ein lieber Heimathauch,
Und Schwalben schwirrten um die Zinnen.
Kein eitler Tand! Kein leerer Schein!

Nicht Prunk und Prangen zum Beneiden.
Von einem warmen reichen Sein
Sprach alles traulich und beſcheiden.
Es floß aus den erneuten Mauern
Durchs ganze Gau ein linder Geiſt.
Verlaſſen ringen, einſam trauern, — —
Herr Wolfram wußte, was es heißt!
Er pflog die wahre Ritterſitte,
Er half und gab — und gab ſo gern —
Und war mit jedem Wort und Schritte
Das Muſter eines edlen Herrn.
Nicht roher Lärm, nicht Hetz und Haſt!
Der Bettler war der liebſte Gaſt.
Die liebſte Luſt war friſches Schaffen,
Für Gott und Recht nur Dienſt der Waffen,
Für ſich nur heitre Friedensluſt
Und heißen Dank in tiefſter Bruſt.

Ja, Dank! und keinen ſeelenloſen!
Und keinen, der im Wind zerſtob!
Die Gottesmutter ſtand in Roſen,
Solang ein Sommerlüftchen wob.
Sie trug den erſten Veilchenkranz;
Kein Dankwort mochte ihm genügen.
Sein Auge hing an ihren Zügen
Mit tiefer Andacht ſtillem Glanz.
Als müßte ſeinem heißen Drang
Ihr ſtarres ſtummes Sinnen weichen,
So ſtand er vor ihr, oft und lang.

Noch einmal gab ſie da ein Zeichen.

Ein holder Blick nur war's im Nu,
Ein raſches Leuchten ins Gemüte,
Ein Aufſchau'n aus der tiefen Ruh',
Ein Gruß voll himmelheller Güte,
Ein Strahlen, lichter als die Sonne,
Weisſagend alle Erdenwonne.

Und alle Erdenwonne kam.
Der Himmel ſelber kam mit Prangen.
Ein hohes Frauen-Traumbild nahm
Des Mannes heißes Herz gefangen.
Und als er zagend nur verehrte,
Anbetend nur in Glut und Schmerz,
Zog ihn die tauſendfach Begehrte
Mit ſüßem Blicke an ihr Herz.
Der Erde Lieblichſtes ward ſein,
Der treuſten Ehe reine Flamme,
Ein Weib von hohem, ſtolzem Stamme,
So demutvoll, ſo lilienrein!
Ihr Sinn ſo froh, ihr Herz ſo mild.
O ſüße Frau im goldnen Haare! — —

Das ſtumme ernſte Gnadenbild
Ward Zeuge einzig ſchöner Jahre.

Ein goldgedecktes Dach erſtand,
Um es zu ſchirmen und zu hüten,
Die Herrin brach ihm nun die Blüten,
Und Kindlein küßten ſeine Hand.
Glückſelig lachten Luſt und Liebe
Auf zu dem Bilde, duftumwallt!

Wie ernſt im heiteren Getriebe
Stand ſie, die ſteinerne Geſtalt!
Wegblickend von der Menſchheit Schar,
Verſenkt in tauſendjähr'ge Schmerzen,
So ſtand ſie Jahr und Jahr und Jahr,
Die Hand auf ihrem wehen Herzen!

Schon mit der Jahre Laſt beladen
Stand vor ihr einſt der frohe Mann.
Da hob ſie ihren Blick. — Voll Gnaden
Sah ſie zum drittenmal ihn an.

Durch ſeine Seele ging ein Beben
Das Herz war ihm ſo dankerhellt.
Was konnte ihm die Welt noch geben?
Was gab es noch in dieſer Welt?

Da klang vom Turm im Abendrote

Das Horn, — und Antwort ſcholl von fern.
Frohlockend meldete ein Bote
Das Nahn des kaiſerlichen Herrn.
Was oft als frommen Wunſches Schauern
Die Seele leiſe ihm erfaßt,
Es wurde wahr: In ſeinen Mauern
Der teure Herr als trauter Gaſt!

O Herbſteszeit voll Himmelsbläue!
O Tage nun voll Glück und Licht!
Dankworte, warm und gut und ſchlicht
Für ſtillen Wert und lange Treue!
Jagdluſt auf wald'gen Bergeswegen,
Feſtbecher, goldenrot umlaubt, — —
Und auf der Söhne jungem Haupt
Des greiſen Kaiſers Hand zum Segen.
Zwei Herzen, feſt und treu verbunden,
In Männerfreundſchaft wahr und klar.

Stillfröhlich rann der Tage Schar
Dahin nach dieſen goldnen Stunden.
Des Herbſtes Müdſein kam im Innern.
Es kam des Lebenswinters Schnee,
Es kam des Alterns ſanftes Weh,
Verklärt von fröhlichem Erinnern.

Das Gnadenbild gab nicht mehr Kunde
Von Glück. — Es ſtand in tiefem Bann.
Nur in der letzten Erdenſtunde
Sah es den Greis noch einmal an.
Er ſtand im Abendſonnengleißen
Vor ihm, vorm Tode bang und zag.

In dieſem letzten Blicke lag
Das höchſte, ſeligſte Verheißen.
Und dieſer Blick voll Glanz und Licht,
Dies Aufſchaun aus der Erde Schmerzen,
Blieb auf dem ſteinernen Geſicht
Zum frommen Staunen aller Herzen.
Wer Kummer trug, wem Leid beſchert,
Dem gab dies Lächeln Mut und Friſche.

Das Bild ſtand heilighoch verehrt
Noch lang in der umrankten Niſche.
Frau Sage ſingt, es ſtand ſo lang,
Bis vom Geſchlechte, glückumfloſſen,
Das letzte Auge ſich geſchloſſen.
So ſchließ auch du nun, mein Geſang!

Lautenspielerin. Nach dem Gemälde von Alfred Richard Kempien.

Digitized by Google

Liebhaber-Photographie.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Mit zwölf Abbildungen und einem Einschaltbilde.

(Abdruck verboten.)

Ein großer Nimrod sagte mir einmal: „Es gibt zwei Arten von Weidmännern: Schießer und Jäger. Den Schießern kommt es, abgesehen vom Jagddiner, nur darauf an, nach rechts, links und nach oben puffend, möglichst viel zur Strecke zu bringen. Die Jäger dagegen wollen das Wild hegen und beobachten, lieben die Natur und einen langen, mühsamen Pürschgang, ja einen Weg selbst ohne Gewehr durch das Revier."

Mit den „Amateur"-Photographen ist es nicht anders. Die meisten durchlaufen diese Entwickelung. Mancher bleibt auch immer auf dem untersten Grade des „Schießers" stehen.

Der Gang pflegt so zu sein: Zuerst sieht man bei einem Bekannten ein paar Bilder. Sie sind nicht schön, aber man erkennt mit einer gewissen Genugthuung seine eigne Nase wieder, und man ist beinahe verwundert, daß der Bekannte, dem man sonst kein technisches Geschick zugetraut hat, mit seiner Camera immerhin Menschenähnliches zustande bringt. Nun fragt man:

„Sagen Sie mal, wie machen Sie das eigentlich? Ist das schwer?"

„Keine Spur. Riesig einfach. Sie drücken los, und das Bild ist da. Sie brauchen nur richtig hinzuhalten. Eingestellt ist schon. Geladen ist das Ding auch."

„Und das Entwickeln, Kopieren, oder wie das Zeugs heißt?"

„Kümmere ich mich nicht drum. Die Schmutzerei mit den Chemikalien? Gelbe Finger? Nein! Das macht mein Lieferant."

Nun wird einem schon viel wohler. Die Sache ist offenbar wirklich „riesig einfach." Vielleicht trifft man zufällig noch einen anderen, der eine weitere Aufklärung erteilt. Der behauptet nämlich, das einzig Richtige sei selbst zu entwickeln, selbst zu kopieren. Man wird stutzig, aber er widerlegt alle Schwierigkeiten mit den Worten:

„Alle nötigen Bäder und Geschichten kaufen Sie fertig um ein Butterbrot. Anweisung liegt bei. Sie schmeißen einfach die Platte so und so lange in die Lösung, so und so lange in die zweite. Das ist der ganze Schwindel. Warum wollen Sie für jedes Bild teures Geld zahlen? So haben Sie nur die einmalige Anschaffung nötig."

Natürlich ist man jetzt entschlossen, da die Geschichte so einfach ist, zur Photographie überzugehen. Selbstverständlich wird man alles selbst machen. Das ist

Abb. 1. Alte Bauerfrau.
Aufnahme von Hauptmann Böhmer in Oppeln.

viel billiger. Also wird sofort ein Apparat gekauft.

Nun fängt aber erst das Unglück an. Der Händler hat den ganzen Laden voll Cameras stehen und behauptet lächelnd, sie wären alle gleich gut. Die Preise gehen von 20 bis 600 Mark. Man fragt: „Was empfehlen Sie?“ Er rät, aufs Gewissen gefragt, zu einem teueren Apparat. Man denkt: „Der will dich reinlegen“ und beschließt, für den Anfang die Camera von 20 Mark zu nehmen. Es ist ein kleines Ding, das auf Filmsspulen (Celluloidhäuten) winzige Bilder liefert. Natürlich muß man Entwickelungs-, Fixier- und Wässerungsschale, Dunkellaterne, Entwickler, Fixierbad, Kopierrahmen, lichtempfindliches Papier und einige Kleinigkeiten dazu kaufen.

So wird die Sache schon etwas teurer. Aber — tröstet man sich — es ist ja nur die erste Anschaffung!

Nun kann man es nicht mehr erwarten, bis man das erste Bild machen wird. Es ist zwar trübe, und als man auf die Straße tritt, regnet es Bindfaden, aber man denkt: „Wenn's auch nicht schön wird — ein Bild gibt es doch.“

Der erste Schuß fällt. Leider kam man zu zeitig an die Auslösung des Momentverschlusses, und man wird höchst wahrscheinlich nur eine astronomisch interessante Aufnahme gemacht haben. Dafür sitzt der zweite Schuß einem dicken Herrn gerade auf dem Blatt. Er lief ins Bild im entscheidenden Augenblick, aber da er nur zwei Meter entfernt war, so hat man ihn wenigstens sicher. Es ist ein sehr glückliches Gefühl.

Abb. 2. Mara.
Zeitaufnahme von Hauptmann Böhmer.

Am liebsten möchte man sofort zum Entwickeln schreiten, doch rechtzeitig besinnt man sich, daß auf der Spule in der Camera vierundzwanzig Bilder sind. Es ist zwar schade drum, falls sie doch etwa nicht gelingen sollten, aber vielleicht werden sie gar nicht so schlecht. Also los: nur Mut. Die Schüsse fallen nach allen Seiten, binnen vier Minuten ist alles geschehen. Eine sehr gute Leistung. Die letzte Aufnahme verspricht die beste zu werden, sie ist im Hausflur gemacht: die Portiersfrau die Treppe scheuernd bei $^1/_{20}$ Sekunde Geschwindigkeit. So muß sie scharf sein.

Das Problem der Dunkelkammer ist leicht gelöst. Dazu ist das Badezimmer wie geschaffen. Das Fenster wird verhängt mit einem Bademantel, so daß es fast dunkel ist. Nur rechts dringt ein schwacher Lichtstrahl ein und durch die Thürritze ein Schimmer, aber als nun die rote Laterne brennt, ist es wahrhaftig duster genug.

Nun schnell den Entwickler mit Wasser verdünnt nach Vorschrift und die Camera geöffnet, die Films in einzelne Stücke von Plattengröße zerschnitten und wie der Freund gesagt: so und so lange in diese Lösung geschmissen, so und so lange in die zweite. Im Entwickler laufen sie sofort rabenschwarz an — ein Bild ist nicht zu sehen — auf keiner der 24 Aufnahmen. Doch . . . da scheint ein Dach aufzutauchen, aber es verschwindet wieder.

Na, im Fixierbade wird's schon wiederkommen. Nach etwa zehn Minuten ist's gut. Nun Thür auf. Die Lampe hat fürchterlich geblakt, in der Blendung beim Heraustreten kann man noch nichts erkennen. Aber nach einiger Zeit entdeckt man doch, daß auf den Films nichts ist. Hier und da ein Schatten, oder ist es nur Schmutz?

Man ist einigermaßen geknickt und fragt einen bekannten „Amateurphotographen“ um Rat und Hilfe. Seine Antwort lautet:

Abb. 3. Venezianische Lagune. Momentaufnahme von Dr. Ed. Arning in Hamburg.
(Bleierner Himmel und Waſſer, keine Sonne. Aufnahme von der Gondel aus. Pol. engl. Platin.)

„Verehrteſter! Eine Camera, wie Sie ſie haben, iſt bloß ein Spielzeug. Damit wird nie etwas Vernünftiges. Momentaufnahmen bei Nebel und Regen oder auf dunklen Treppen ſind auch mit dem lichtſtärkſten Objektiv Unſinn. Ihr Kaſten da arbeitet erſt von vier Meter ab vielleicht ſcharf, aber nicht zwei Meter Blattſchuß. Ihre Dunkelkammer iſt dagegen ſo lichtſtark, daß ſchon der Weg aus dem Apparat in den Entwickler genügt, die Negative ſchwarz zu machen. Endlich rate ich Ihnen, arbeiten Sie mit Platten; das iſt ſichrer.“

So! Nun weiß man es genau. Reuevoll wandert der 20-Markapparat, den der Händler nicht wiedernimmt, nebſt Entwickelungsſchalen ꝛc., die für größere Formate zu klein ſind, auf den Boden. Jetzt kommt die große Entſcheidung, ſozuſagen die Ausleſe im Kampfe um die Photographie. Wer die Geduld verliert, oder wem der Spaß zu teuer wird, der iſt überwunden. Der Beharrliche oder der Vermögende (manchmal auch Leichtſinnige) ſchwingt ſich zu ſeiner zweiten Camera auf, im Lauf der Jahre zu einer dritten, vierten und fünften. Aeltere „Amateure“ pflegen ein ganzes Arſenal von Cameras mit allen möglichen Plattengrößen und Brennweiten zu beſitzen.

Mit der Zeit findet ſich der photographiſche Verſtand. Die erſte gelungene Platte wird allen Menſchen gezeigt. Es folgen andere, und bald kommen Platten nur noch ſelten vor, auf denen gar nichts iſt oder zwei Bilder übereinander erſchienen. Die Dunkelkammer hat angefangen, ihren Namen wirklich zu verdienen. Der Entwickler entwickelt wirklich, und das Fixierbad fixiert. Im großen und ganzen iſt der Amateur fertig.

Und nun, wo die erſte Wut geſtillt iſt, beginnt ſich leiſe die Überzeugung Bahn zu brechen, daß es die Menge der Aufnahmen nicht macht, ſondern die Güte. Das wilde Schießen läßt nach, der Amateur fängt an wähleriſcher zu werden. Er beginnt ſich zu fragen: kann man dieſen oder jenen Gegenſtand überhaupt aufnehmen, ſo wie man ihn findet, mit einem kurzen Blitz des Verſchluſſes, oder ſcheint nur eine Zeitaufnahme Erfolg zu verſprechen — wie und wann iſt wohl die geeignete Beleuchtung zu treffen — von welcher Seite, von welchem Standpunkte aus iſt die Aufnahme zu machen?

Die größte Schwierigkeit verurſacht noch die Belichtungsdauer. Mit dieſem Faktor pflegen ſich die meiſten jahrelang herumzuſchlagen. Und — wie ſo oft im Leben: Mancher lernt's nie! Die „Expoſitionszeit“ iſt eben das techniſch Schwerſte in der Photographie. Die aktiniſche (photographiſch wirkſame) Kraft des Lichtes iſt nur durch unendliche Übung zu beurteilen. Sie iſt

im Juni anders als im Januar, auch bei hellſtem Sonnenſchein. Waſſerflächen, der Himmel, Wolken erfordern ganz andere Belichtungsdauer als eine Straße, als Wald oder als eine Figur. Ja, die Farbe der aufzunehmenden Gegenſtände beeinflußt die Zeit, welche die Platte belichtet werden muß.

Hat der Amateur nun für die gewöhnlichen Fälle einigermaßen die richtige Belichtungsdauer herausgefunden, ſo kommt er doch immer wieder in Lagen, wo er ratlos iſt und verzweifeln möchte. Ein beſtimmter Abſchnitt ſeines Bildes fordert vielleicht kürzeſte Expoſition, der andere dagegen eine lange. Da heißt es das vereinigen, ſo oder ſo. Nun lernt er allmählich, daß oft beides nicht geht. Die dunkle Umgebung eines Waſſerfalles verlangt mehrere Sekunden, um auf die Platte zu kommen, während das ſtürzende Waſſer ſelbſt nur in geringem Bruchteil einer Sekunde feſtgehalten werden kann. Da werden einfach zwei Aufnahmen gemacht, genau mit derſelben Stellung der Camera. Das eine Mal ſucht man das Waſſer zu erhalten, das andere Mal die Landſchaft. Beim Kopieren im Rahmen ſetzt man beides zuſammen.

So lernt der Amateur auch, in ſeine Bilder Wolken zu bekommen. Sie pflegen ſoviel heller zu ſein, als die Landſchaft, daß das Negativ (die Platte) gewöhnlich, wenn die Landſchaft gut geworden iſt, einen großen ſchwarzen Fleck dort zeigt, wo ſich der Himmel befindet. Auf dem Poſitiv (dem Papier, der Photographie) iſt dann der Himmel umgekehrt ſchneeweiß. Da gibt es nun fertige „Wolkennegative," das heißt Platten, auf denen nur Wolken photographiert ſind, und zwar ſolche der verſchiedenſten Art: helle, dunkle Cirruswolken, Gewitterwolken, Wolken von rechts beleuchtet oder von links. Man nimmt die am beſten zur Landſchaft paſſenden, ſchneidet ſich aus ſchwarzem Papier die Umriſſe der Landſchaft aus, und legt nun auf das lichtempfindliche Papier einmal das Negativ, deckt dann die Landſchaft mit der ſchwarzen Silhouette zu und läßt das Licht auf das Wolkennegativ wirken, das jetzt

Abb. 4. Überſchwemmung. Kurze Zeitaufnahme bei ſchwerem Gewitterſturm von Dr. Ed. Arning. (Plattengröße 18×24 cm. Druck auf engl. Platin.)

Digitized by Google

in den weißen Himmel die wunderſamſte Wolkenbildung zaubert.

So vergehen Monate, ſo vergehen Jahre: der Amateur wird immer ſicherer, immer unternehmender. Er hat ſämtliche Plattenſorten durchgeprobt und ſchwört endlich auf eine beſtimmte; er hat Landſchaften gemacht und Köpfe, hat Tagesbeleuchtung benutzt, wie Magneſiumlicht, er iſt vom Albuminpapier zu Celloidin und Ariſto gegangen. Er hat meiſt glänzende Bilder gefertigt, nur ſelten eins mit matter Oberfläche verſucht. Aber er iſt enthaltſamer, er iſt wähleriſcher geworden.

Abb. 5. Lichtſtudie. Aufnahme von Dr. Ed. Arning bei vollem Sonnenſchein durch die Erkerfenſter. (Prüfſtein für den Wert der Iſolarplatten.)

Es paßt ihm nicht mehr jeder Gegenſtand, der ſich ſeinem Auge bietet, es paßt ihm nicht mehr jede Beleuchtung. Sein Plattenverbrauch wird geringer. Endlich ertappt er ſich dabei, daß er ſogar anfängt ängſtlich zu werden. Er verkneift ſich eine Aufnahme, weil er ſeine Zweifel hat, ob ihm das Bild gefallen wird. Ganz leiſe vollzieht ſich damit der Übergang vom rein mechaniſchen Knipſen und Schießen zur bewußten Aufnahme.

Nun ſind ihm die Gegenſtände, die ſich bieten, nicht mehr gleichwertig, es kommt ihm nicht mehr darauf an, unbedingt einen Menſchen auf ſeinem Bilde zu haben, der ſich hinſtellt: „Bitte recht freundlich,“ um die Landſchaft zu beleben. Er flieht ſogar die Menſchen als Staffage. Unwillkürlich ſchweben ihm Bilder vor von großen Malern, die er geſehen: ſchweigende Landſchaften, die Natur mit ſich allein und gerade dadurch gewaltig. Das ſucht er nachzuahmen.

Dabei wird er unwillkürlich aufmerkſam auf allerlei künſtleriſche Geſetze, von denen er bis dahin nichts geahnt. Er findet ſie ſelbſt, und ſie beſtätigt zu ſehen, ſpornt ihn an. Er überlegt ſich, wo ein großer Baum ſtehen ſoll, den er im Bilde feſthalten will. Er merkt, daß man ihn, den Hauptgegenſtand, nicht unmittelbar in die Mitte ſtellen darf, weil er ſonſt das Bild in zwei Hälften teilt. Er ſieht, daß er ſich am beſten ausnimmt rechts oder links etwa im zweiten Fünftel.

Nun entdeckt er immer Neues: ſtarke Linien, z. B. Wege, dürfen nicht parallel zum Bildrande gehen, ſie ſollen ſchräg aus dem Bilde hinausführen oder hinein. Jetzt nimmt er den Tiefenblick in eine Allee nicht mehr auf, wie es der Zufall fügt, etwa genau in der Mitte, ſondern ein klein wenig zur Seite — der einen Baumreihe näher. Die Frage macht ihm Kopfzerbrechen, wieviel Vordergrund er auf ſein Bild bekommen ſoll, wieviel Himmel.

Und eines Tages ertappt er ſich dabei, mit der Camera ausgerückt und ohne eine Aufnahme gemacht zu haben heimgekehrt zu ſein. Das erſchreckt ihn zuerſt beinahe, bis er ſich an den Gedanken gewöhnt hat, ſo gewöhnt, daß er anfängt, ohne Apparat auf die Suche nach einem Bild zu gehen. Hat er dann eine Stelle

Abb. 6. Winterstudie. Aufnahme von Hauptmann Böhmer.

gefunden, die ihm gefällt, so wird der Standpunkt ausgesucht, von dem aus die Aufnahme zu machen ist; dann wird die Tageszeit berechnet, wo die Sonne günstig steht, und endlich ist der Entschluß gereift. Es ist dem Amateur beinahe schwer geworden, das Proben und Berechnen abgeschlossen zu sehen, aber er zittert vor Aufregung, nun endlich an die Arbeit zu gehen. Nun lauert er Tag um Tag, bis ihm alle Faktoren vereinigt erscheinen, die den Erfolg versprechen. Endlich stimmt alles. Die Aufnahme wird gemacht und mit Zittern und Bangen die Platte wie ein Kleinod nach Hause getragen. Die eine Platte, die einzige, die vielleicht in Wochen entstanden. In größter Spannung wird sie entwickelt und im Entwickeln abgestimmt je nach dem Verfahren, das dann beim Positiv angewendet werden soll.

Denn allmählich hat der Amateur gelernt, daß die gewöhnlichen Papiere nicht die künstlerischen Wirkungen versprechen wie andere. Der „Künstler" arbeitet nur noch mit „Bromsilber," „Platin"- und „Pigmentdruck," woran sich als schwierigstes und für manche Effekte schönstes Verfahren der neue „Gummidruck" schließt. In ihm verliert die Photographie so ihren Charakter, daß nur der Kundige solchen Bildes Ursprung erkennt. Alle diese Verfahren wirken ganz anders als die gewöhnlichen. Die so hergestellten Bilder sehen Tusch- oder Sepiazeichnungen ähnlich. Sie kommen den Kohleskizzen, den Bleistiftentwürfen eines Malers nahe. Alle Farben und Töne lassen sich erzielen. Durch ganz matte, rauhe, gekörnte Oberfläche des Papiers werden die verschiedensten Stimmungen erzeugt.

Jetzt muß alles zu einander stimmen: auch die „Inscene" des Bildes wird natürlich nicht dem Zufall überlassen. Genau wägt der „Amateur" die Umgebung ab. Die Farbe des sogenannten „Kartons" wird ausgeprobt und ist bestimmt als Rahmen zu dienen. Dabei wird der Abdruck entweder glatt oder erhaben oder vertieft eingeklebt. Ausländische Amateure, vor allem die Franzosen, bedienen sich möglichst einfacher Holzrahmen, die bis an die Bildgrenze gehen, einem Ölgemälde gleich. Höchstens wird noch innen ein schmaler Goldstreifen eingeschaltet.

Zuletzt kommt der Titel, denn jedes

künſtleriſche Bild erhält einen Namen, aus dem ſich nicht ſelten auf „Nam' und Art" des Amateurs ſchließen läßt. Dann wandert das Bild, das oft unendliche Verſuche, Geduld, Zeit, Geld gekoſtet hat, hinaus in die Ausſtellung. Sie kommen immer mehr auf, dieſe „Amateurausſtellungen." Hamburg hat den Anfang gemacht, dann iſt Berlin gefolgt und ſchon auch Leipzig. Bei uns iſt dabei die Liebhaberphotographie noch nicht ſo entwickelt wie im Ausland, wo, z. B. in England, geradezu eine Ausſtellung die andere jagt, ſo daß es ſchwierig iſt, von einem bekannten ausländiſchen „Amateur" Bilder zu erhalten. In Paris iſt der „Photoklub," in Öſterreich iſt der Wiener „Cameraklub" die einflußreichſte Vereinigung, deren Mitglieder auf den Ausſtellungen oft geſchloſſen als Gruppen auftreten.

An künſtleriſchen Leiſtungen iſt uns das Ausland zweifellos über, aber man darf nicht vergeſſen, daß wir in Ländern wie Frankreich einer höheren, älteren Kultur gegenüberſtehen. Dort iſt die Beſchäftigung mit Kunſt irgend einer Art viel mehr Gemeingut als bei uns. Es gehört vielfach zum guten Ton, ſich für Kunſt zu intereſſieren und ſich als „Amateur," ſei es ſo oder ſo, zu bethätigen. Das Geld ſpielt auch eine große Rolle dabei, und in dieſer Beziehung befinden ſich vor allem die Engländer gegen uns im Vorteil. Endlich koſtet die Sache Zeit. Zeit ſteht aber z. B. dem größten Teil der öſterreichiſchen Magnaten — ſie haben wunderbare Bilder gemacht — reichlicher zur Verfügung als den Meiſten von uns.

Zwei der erſten deutſchen Amateure, deren Aufnahme wir getroſt den beſten Leiſtungen des Auslandes gegenüberſtellen können, ringen ſich die Zeit nur mühſam ab, die ſie ihrer Kunſt ſchenken können, der eine als Mann der Wiſſenſchaft, der andere als Offizier. Es ſind dies Dr. med. Ed. Arning in Hamburg und Hauptmann Böhmer in Oppeln. Der Raum, der mir zur Verfügung geſtellt iſt, zwang mich, die Auswahl der Illuſtrationen zu beſchränken. So können nur verhältnismäßig wenig Bilder vorgeführt werden, und ich habe dafür nur Arbeiten dieſer beiden Herren ausgeſucht. Es muß im voraus zu dieſen Bildern bemerkt werden, daß die Reproduktion nur einen ungefähren Eindruck bieten kann, weil die Zinkätzung, ſo vorzüglich ſie arbeitet, doch nicht den Reiz der edlen Verfahren, die Weichheit, die ſchöne Tiefe, die Farbentöne der Originale wiederzugeben vermag.

Abb. 7. Lattemar. Aufnahme von Dr. Ed. Arning an einem Oktobermorgen auf farbenempfindlicher Isolarplatte 13/21. (Wolken und Sonnenblick. Goerz Doppel-Anaſtigmat. Rauhes engl. Platin.)

Da sind zunächst zwei Köpfe von Hauptmann Böhmer. „Alte Bauerfrau“ (Abb. 1) nennt er den einen, „Mara“ (Abb. 2) den anderen. Sie sprechen für sich selbst. Das runzlige Gesicht der Alten ist erstaunlich festgehalten. Man hat nicht eine Sekunde das peinigende Gefühl, das einem die meisten Bilder der Berufsphotographen — ich sage die „meisten,“ da ich wohl weiß, daß es große Künstler unter ihnen gibt — so niedrig werten läßt: „Bitte recht freundlich.“ Es ist Charakteristik darin, die alte Frau muß so sein. Die Haltung, der Ausdruck ist für sie bezeichnend. Sie sitzt nicht und hört den Übelthäter, der sie abnimmt, sagen: „Nun aber, gute Frau, denken Sie mal an was recht Nettes!“ Sie muß so sitzen. Man beachte dazu das eintönig weißpunktierte Kopftuch, das gewiß so manch einer nicht gewagt haben würde, ihr zu lassen, weil er es für „unphotographisch“ gehalten hätte.

Ist bei der alten Frau etwas Hintergrund stehen geblieben, leicht nur angedeutet, eine Wand oder dergleichen, so scheint der schwarze Kopf des Zigeunerkindes (?) „Mara“ frei in der Luft zu stehen. Durchdringend blickt uns das Kind an mit seinen Feueraugen. Die Monotonie der Schulterlinie ist aufgehoben, indem sich „Mara“ schräg mit den Armen aufstützt.

Bewundernswert ist eines bei beiden Köpfen, ein Problem der ganzen Porträtphotographie: die Frage der Schärfe. Die Bilder Böhmers sind weder verschwommen, noch von jener aufdringlichen Schärfe, die auf zehn Meilen nach Photogramm riecht. Es ist Luft da. Die Köpfe sind weich. Auch die hintergrundlose „Mara“ macht nicht den Eindruck von ausgeschnitten und auf das Weiß geklebt wie ein Schattenriß.

„Wie macht man das?“ höre ich unwillkürlich fragen. Nun, wie Hauptmann Böhmer es macht, weiß ich nicht. Seine Erfolge sind da, also wird er wohl dieses oder jenes Mittel anwenden oder mehrere zugleich. Es gibt nämlich sozusagen drei Schulen unter den Amateurphotographen: die „Unscharfen,“ die „Scharfen“ und die, so den Weg der Mitte gehen. Die unscharfe Richtung treibt ihre Unschärfe oft so weit, daß alles verschwimmt, die Scharfen wollen jedes genau sehen und erliegen damit leicht der Gefahr, unkünstlerisch zu werden, denn das „Knöppe zählen können“ hat mit der Kunst nichts zu thun. Es fällt wohl

Abb. 8. Sägemühle. Von Dr. Ed. Arning. Kurze Zeitaufnahme, mit empfindlicher Platte um das Flüssige im Wasser fest zu halten. Stellung auf glattem Fels im Bachbett.

Digitized by Google

Spätherbst. Momentaufnahme bei trüber Luft von Dr. Ed. Arning.
Plattengröße 18×24 cm. Wolken sind nicht einkopiert. Druck auf Schäuffelenschen's Pyramidenkornpapier.

eher unter die Bezeichnung: „Gewerbefleiß." Vor dem Photographen hat der Maler die Möglichkeit voraus, Unwesentliches zu unterdrücken und dadurch das Wesentliche zu betonen. Er kann weglassen, was ihm nicht paßt, und zusetzen, was er braucht. Das heißt, er kann „komponieren."

In alle diesem ist natürlich der Amateurphotograph beschränkt, aber bis zu einem gewissen Grade vermag er sich doch zu helfen. Es kostet nur Mühe, Nachdenken, Versuchen. Wenn aber die Maler aus diesen Gründen die Kunst in der Photographie nicht zugeben wollen, so haben sie wohl nur bedingt recht. Das Beste, das höchste menschliche Ingenium des Künstlers ist natürlich der toten Camera versagt, aber ein Künstlerauge vermag ihr doch manches abzuringen: man kann z. B. die Beleuchtung so suchen oder so herstellen, daß Dinge, die man unterdrücken will, nicht oder doch nur schwach auf die Platte kommen, weil die Beleuchtungsdauer für sie zu kurz war oder zu lang.

Ein Beispiel dazu ist Arnings „Venezianische Lagune" (Abb. 3), ein Bild im Platindruck, das kein Beschauer im Original für eine Photographie halten mag. Hier ist das Wasser kaum angedeutet, sozusagen beinahe weggelassen. Nur die in die Tiefe des Bildes hineinrudernden Boote, in wundervoller Perspektive immer kleiner werdend, zeichnen sich ab. Ganz hinten die Horizontlinie, sonst Himmel und Wasser weiß. Wenn der Künstler Himmel und Wasser hätte festhalten wollen, so wäre die Belichtung so kurz ausgefallen, daß die Gondeln nicht gekommen wären, und umgekehrt.

Daß man in Himmel und Wasser die größten Einzelheiten hineinbringen kann, zeigt das Bild „Überschwemmung" (Abb. 4), gleichfalls von Arning. Eine Wolkenwand ist schwarz und drohend heraufgestiegen, mitten darin ein heller Streifen zarterer Wolkenbildungen und darunter flaches, eintöniges Wasser, in dem doch jedes Wogengekräusel zu sehen. Eine Reihe schwarzer Bäume ragt aus der Flut. „Überschwemmung" — dort ist Land gewesen. Und nun achte man auf die Kunst, die in der Wahl dieser Stelle zum Bilde liegt: nicht eine gerade

Abb. 9. Junge Schweine. Kürzeste Zeitaufnahme von Hauptmann Böhmer.

Abb. 10. Gänse an der Tühe. Momentaufnahme von Dr. Ed. Neuling.
Bemerkung des Künstlers: Ich ließ die Gänse von links ärgern und von rechts treiben und drückte die Birne (Verschluß), als alle Hälse in entgegengesetzter Richtung waren. Eine Momentaufnahme aus solcher Nähe, zwei bis drei Meter, hat besondere Schwierigkeiten."

Landlinie streckt sich vor uns, sondern einzelne Bäume sind weiter vorgeschoben! Das bricht die Eintönigkeit.

Wichtig, aber auch sehr schwierig ist es, bei der Photographie das Verhältnis zwischen Vordergrund, zwischen Bild und Himmel zu bestimmen. Das ist nicht Zufallssache. Ich bin gewiß, daß Dr. Arning versucht und überlegt hat, bis er dem Wasser etwa ein Drittel der Bildfläche anwies. Jetzt scheint es so natürlich, als sei dies selbstverständlich.

Das Bild ist eine Gegenlichtaufnahme, das heißt, die Sonne stand der Camera gegenüber — die Schatten fallen auf uns zu, der Reflex der Sonne, die hinter der Wolkenwand steht, ist im Wasser und in einem Teil der Wolken. Dem Anfänger im Photographieren pflegt eingeschärft zu werden, daß er nie „in das Licht" eine Aufnahme machen dürfe. Die Sonne solle ihm stets im Rücken stehen, höchstens rückwärtsseitwärts. Der Künstler that das Gegenteil, um besondere Effekte zu erzielen. Meistens geben solche Aufnahmen, in denen das Licht sofort die Platte überlichtet, — Nachtbilder. Die „Mondscheinaufnahmen," die man zu sehen bekommt, sind so gemacht. Der Lichtball hinter der Wolke ist nicht der Mond — sondern die Sonne. Die Aufnahme fand nicht um Mitternacht statt, sondern mittags bei kleinster Blende (das heißt Verkleinerung des Lichteintrittspunktes) und bei großer Geschwindigkeit des Verschlusses.

Ein Bild gegen das Licht ist auch Arnings „Lichtstudie" (Abb. 5), eine technisch bewunderungswürdige Aufnahme, die dabei allen Regeln der Zunft Hohn zu sprechen scheint. Hier ist nun „gegen das Licht" nicht in dem Sinne aufzufassen, wie bei der „Überschwemmung," nicht in die Sonne hinein, aber „in die Fenster." Die Schwierigkeit beruht darin, daß dieses blendende Licht gerade vor der Camera, Gegensätze hervorzurufen pflegt, die schwer zu überwinden sind. Bei gewöhnlichen Platten pflegen die Fenster sofort „überzugehen" d. h. ehe sonst noch Einzelheiten erschienen sind, zu „verschleiern," so daß ein Nebel von ihnen auszustrahlen scheint, der die ganze Bildwirkung zerstört.

Um solche Bilder zu ermöglichen, bedient man sich besonderer Platten, der

„Sandell-“ oder der „Isolar“-Platten. Sie suchen die Blendung, die auf dem Glase entsteht, den Lichthof, durch mehrere Gelatineschichten, Färben der untersten ꝛc. aufzuheben. Der Amateur kann das Seinige dazu thun, indem er die Aufnahme möglichst abkürzt. Dazu schafft er künstlich in das Bild dorthin Licht, wo keines ist. Er hellt auf durch Papierbogen und dergleichen, die als Reflex wirken sollen. Ein Kniff besteht darin, nach ganz kurzer Belichtung einen Magnesiumblitz in die Schatten zu senden.

Bilder „gegen das Licht“ finden sich auf allen Ausstellungen. Es gibt Amateure — z. B. einzelne Belgier —, die fast nur so arbeiten. Die technischen Schwierigkeiten erhöhen den Reiz. Und doch bedarf es dessen nicht. Bei den schönsten Bildern scheint oft Verzicht geleistet zu sein auf alle Künste. Aber es scheint nur so. Kunst kommt eben doch von Können. Ich habe eins der einfachsten Motive Arnings ausgesucht — es ist nicht gegen das Licht aufgenommen, es ist scheinbar nichts Besonderes auf dem Bilde und doch ist es — ein Fund. Ich meine das Hochgebirgsbild „Lattemar in Tirol“ (Abb. 7).

Hochgebirgsbilder sind besonders schwierig. Sie werden ungeheuer leicht konventionell. Das, was das Auge entzückt — das Große, Gewaltige — ist für die Lichtbildnerkunst meist verloren. Sie verlangt doch immer Nähe, Detail. Deshalb wirken so oft gewaltige Blicke auf die Alpen gar nicht, und man begreift nicht, warum. Auf Arnings Bilde ist alles das da, Größe, Stil, Einsamkeit. Wir sehen eine Bergwiese, spärlich mit Nadelholz bestanden. Kein Mensch zu sehen. Oede ringsum. Und doch: eine Hütte erinnert daran, daß wir uns noch in bewohnten Bezirken befinden. Hier unten scheint die Sonne. Sie wirft lange Schatten (es ist also morgens oder abends: mit Bedacht ist die Tageszeit gewählt), welche die Wiesenfläche unterbrechen. Rund ist die Bergwiese, von Felszinnen umstanden. Wie wilde Mauern ragen sie auf, scheinbar unbezwinglich. Dort oben liegt Schnee, dort oben treiben die Wolken, senken sich die Nebel herab. Symbolisch scheinen sie anzudeuten, daß dort kein Leben mehr gedeiht.

Der Vorwurf ist ganz einfach, und doch ist es bewunderungswürdig, wie er uns die Größe des Gebirges deutlich macht. Die Sache ist riesig „simpel,“ wird mancher vielleicht sagen. Dem kann man nur antworten: „Also bitte ein Bild, die Alpen sind ja groß!“ Er wird nicht so leicht einen „Lattemar“ mitbringen.

Aus dem Gebirge auch ist die „Sägemühle im Eggenthal“ (Abb. 8). Sie wirkt gleich der Zeichnung eines guten Meisters.

Zwei Tierstücke sind vertreten: „Junge Schweine“ (Abb. 9) von Böhmer und „Gänse an der Lühe“ (Abb. 10) von Arning. Man mag aus ihnen auf die verschiedene Auffassung beider Künstler einen Schluß ziehen. Meisterstücke sind es beide. Natürlich Momentaufnahmen und zwar kürzester Art, denn weder Schweine noch Gänse halten still, wenigstens schreibt mir

Abb. 11. Can mal vans san zwoa!
Aufnahme von Dr. Ed. Arning.
(An drei verschiedenen Tagen immer wieder aufgenommen, bis die Beleuchtung paßte.)

Abb. 12. Straßenscene aus Burano.
Aufnahme von Dr. Ed. Arning.

Hauptmann Böhmer, die „Schweinerei" habe ihn viel Mühe gekostet.

Solche Bilder mögen sich die „Knipser" und „Schießer" einmal ansehen. Sie sollten solche Sache versuchen. Die beiden Herren haben doch auch nur losgedrückt. Der Unterschied ist blos der, daß sie mit der „einen Platte" vielleicht stunden-, vielleicht tagelang auf die Jagd gegangen sind, ehe sie zu Schuß kamen. Es ist sogar ein Blattschuß bei beiden gewesen und vielleicht auch auf nur zwei bis vier Meter.

Dafür hat sie die Jury der „Berliner Ausstellung für Amateur-Photographie" auch als weidgerechte Jäger anerkannt und ihnen beiden — den einzigen Deutschen — die goldene Medaille verliehen.

Betrachtet man Arnings „Spätherbst" (Abb. zw. S. 104 und 105), so muß man diesem Preisrichterurteil wohl zustimmen. Das Original wirkt ganz eigenartig durch seine braune Färbung, die Dr. Arning erreichte, indem er das Bild — in dünnen Kaffee tauchte!

Um zu zeigen, wie auch das „Genre" der Kunst des Hamburger Amateurs liegt, habe ich das reizende Bildchen hinzugethan: „Oan mal oans san zwoa!" (Abb. 11). Die Art deutet schon der Titel an.

Bei dem letzten Bilde kommen wir zum Anfang zurück, zu einem „Porträt" sozusagen, wenigstens zu einem Kopf. Diese „Straßenscene aus Burano" (Abb. 12) ist wundervoll gegriffen. Wie steht der Kopf der Frau auf dem halb schwarzen, halb weißen Hintergrunde. Es zeigt die Manier, Köpfe darzustellen, an einem einzigen Bilde, indem der Hintergrund die Stimmung gibt. Entweder wächst das Gesicht aus dem Dunkel heraus, etwa ein dunkles Antlitz mit schwarzem Haar auf schwarzem Grunde, oder es steht frei als Silhouette, wie Böhmers „Mara." Um das zu erreichen, nimmt man z. B. einfach das dunkle Einstelltuch als Hintergrund oder einen Bogen weißes Papier. Ist auf den Kopf scharf eingestellt, so verschwinden meist alle Details auf dem Papier, während sie auf dem schwarzen Tuche bei der Expositionsdauer, die der Kopf erfordert, nicht Zeit hätten, zu erscheinen.

Um so schöner sind die matten Umrisse der Figur Arnings im Dunkel der Thür, die man nur ahnt, die zu erkennen sich das Auge erst gewöhnen muß.

Digitized by Google

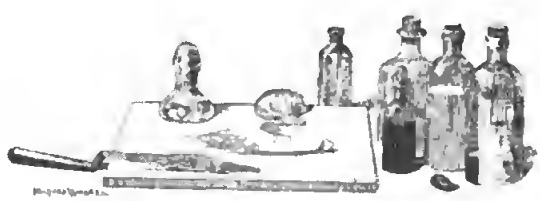
Im ganzen sehen wir überall Weichheit, nirgends wirkliche Unschärfe. Einige Amateure suchen ihren Bildern diesen Ton zu geben, indem sie unscharf einstellen. Die besten Amateure jedoch fliehen nur die „äußerste Schärfe“ und erreichen sie durch Vergrößerung einer kleineren Platte (z. B. 9×12 cm auf 18×24 cm), durch rauhes, gekörntes Papier, durch Arbeit mit größter Oeffnung des Objektivs. Einzelne gehen noch weiter und stellen den künstlerisch wirkenden Mangel an äußerster Schärfe her, indem sie mit einem „Raster“ arbeiten, das heißt eine Glasplatte einschieben, die in wagerechter und senkrechter Richtung mit feinen Linien bedeckt ist.

Die Meinung ist weitverbreitet, man bedürfe unbedingt zur Amateurphotographie der teuersten Objektive, der besten Apparate. Das ist irrig. Es werden im Gegenteil zu vielen Aufnahmen mit Vorteil einfachste Gläser verwendet: zu Landschaften billigste Linsen, zu Porträts „Monocles,“ die unter Umständen, da sie vertuschen und nicht jede Sommersprosse auf die Platte bannen, den teuersten Aplanaten vorzuziehen sind. Retouche gibt es da nicht, und Retouche verpönen die meisten Amateure. Fehler der Platte werden natürlich ausgebessert, aber der Liebhaber braucht nicht, wie es der Berufsphotograph leider aus Geschäftsrücksichten meist thun muß, der Natur zu Hilfe zu kommen. Ihm soll nicht Glätte erstrebenswert sein, sondern er bemüht sich, zu individualisieren, zu charakterisieren, um sich der Kunst zu nähern.

Die billigste Art zu photographieren ist die — ohne Objektiv — mit einem einfachen Kasten, in den ein Loch gebohrt ist — Lochcamera ist solch ein Apparat geheißen. Es geht auch, aber nur bei bester Beleuchtung; im ganzen bleibt es doch wohl mehr ein Versuch. In einem Falle dagegen wird man sich des Besten bedienen müssen, das zu haben ist: zu Momentaufnahmen bei ungünstigem Wetter. Dazu bedarf es lichtstärkster Gläser. Einer der vollendetsten Apparate, die es heute gibt, eine große Leistung von Optiker, Mechaniker und Tischlerarbeit ist Stegemanns Geheimcamera 9×12 oder 13×18 (Berlin S. Oranienstraße 151). Mit ihr arbeiten viele unserer besten Amateure. Natürlich ist sie — schon wegen des Zeiß-Anastigmates — nicht um ein Butterbrot zu haben.

Die Amateurphotographie ist allerdings für die meisten kostspielig, aber ich erinnere mich doch eines Vorganges, der mir zeigte, daß sie es nicht zu sein braucht. Ich befand mich beim Händler, als ein Arbeiter eintrat und um eine Platte 13×18 bat. Da sie nur in Kästen zu zwölf Stück zu haben sind, so meinte ich, der Mann würde abgewiesen werden, aber der Händler legte sie ihm in die selbstgefertigte Kassette. Ich hörte nun, jener Kunde hätte sich selbst eine Camera gebaut mit einem Brillenglase als Objektiv. Von Zeit zu Zeit bäte er, ihm eine Platte einzeln abzulassen, und der Mann fertige wunderbare Landschaften.

Das rührte mich förmlich. Und das ist wertvoll und schön in unseren social durchwühlten Zeiten. Jener Arbeiter mußte wohl ein Stück Künstler sein, dem vielleicht nur die Schulung fehlte um zu malen, der nun mit seinem selbstgebauten Kasten Sonntags hinausging in Wald oder Heide mit seiner einen Platte — dem einzigen Schaf des armen Mannes — dem großen Amateure gleich eine Aufnahme zu machen, um die er sich den ganzen Tag gequält.



Der Fischer.

Angelmann am Weiher hockt,
Langeweil' er leidet.
Häkchen still im Wasser lockt,
Regenwurmbekleidet.

Fischlein merkt nicht, gut und dumm,
Wie der Köder graulich.
Fischlein! Stahl, der spitz und krumm,
Ist ganz unverdaulich!

Holde Nixen, klug und hell,
Feiner sind braten,
Plätschern her und wittern schnell
Ungesundn Braten.

„Fischlein fort! Zurück sogleich!"
Warnende Gebärde.
Fromme Nixen liebreich
Schirmen ihre Herde.

Nixchen lieben Flossenvieh
Wie wir Schaf' und Kälber,
Schirmen sie und essen sie
Nicht fröhlich selber.

Nixchen sorget klug und zart,
Daß der Stahl nicht steche.
Regenwürmchen solcherart
Zahlt allein die Zeche.

Häkchen nicht mehr trügend lockt,
Regenwurmenkleidet.
Angelmann am Weiher hockt,
Langeweil' er leidet.

Hans Hoffmann.

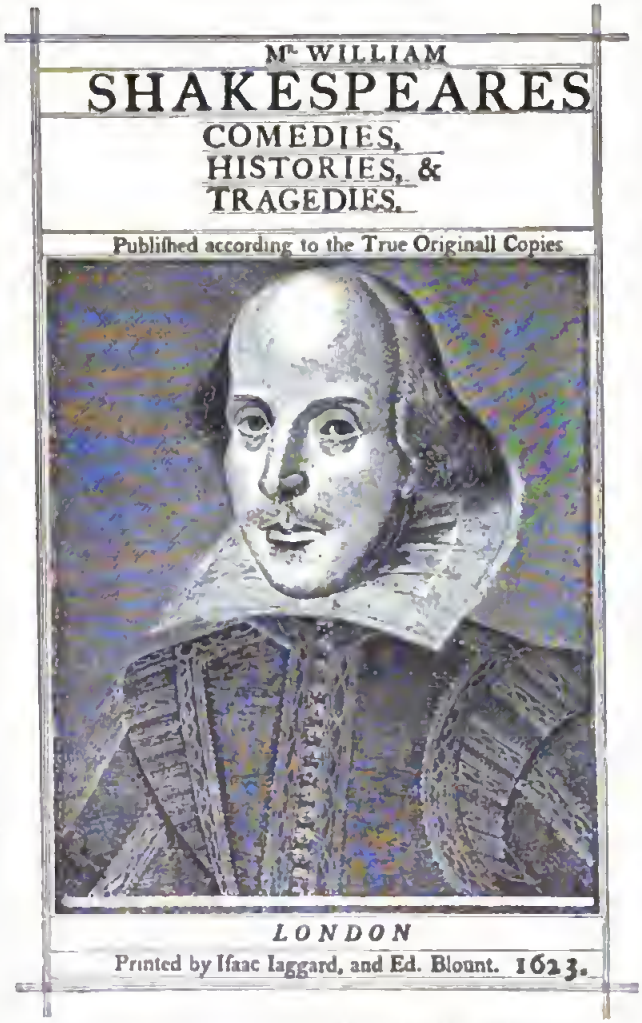
Shakespeare als Psychiater.

Von

Fritz Kloepfel.

(Abdruck verboten.)

Wer vor bald 25 Jahren im königlichen Schauspielhause der Festvorstellung des „Julius Cäsar“ zu Ehren des 300 jährigen Geburtstages Shakespeares beiwohnte, wird sich des von dem verewigten Hendrichs gesprochenen Prologs erinnern, in welchem der Dichter eine Parallele zog zwischen Shakespeare und Homer. Sieben Städte stritten sich im Altertum um die Ehre von Homers Geburt — mehr als sieben verschiedene Berufsklassen nehmen Shakespeare als den ihrigen für sich in Anspruch. Der Präsident des höchsten englischen Gerichtshofes — Lord Campbell — behauptet, betroffen über die juristischen Auseinandersetzungen des Dichters, derselbe müsse eine Rechtsgelehrtenschule durchgemacht haben. Ein englischer Bischof stellt alle Bibelcitate und Anspielungen auf Biblisches in Shakespeares Werken zusammen, und zieht aus dieser unleugbaren Bibelkunde des Dichters den Schluß, derselbe sei nicht nur ein guter Christ, sondern auch ein treuer Anhänger der anglikanischen Kirche gewesen. Neben der theologischen und juristischen Fakultät stehen aber noch die verschiedensten Berufsklassen, welche aus der eingehenden Bekanntschaft des Dichters mit ihrer speciellen Terminologie mutmaßen, er müsse ihren Beruf selbst einmal ausgeübt haben: weil in seinen Dichtungen so viele richtig gebrauchte nautische Ausdrücke vorkommen, soll er notwendig einige Zeit seines Lebens zu Schiff gedient haben; nach seinen bezüglichen Kenntnissen zu schließen, müsse er ein passionierter Pferdefreund, wo nicht gar ein Roßkamm oder Bereiter gewesen sein; — er soll Botaniker, Landwirt, Schafzüchter, Korn- und Wollenhändler, Metzger und an einer Schule Unterlehrer gewesen sein! —



Verkleinertes Titelblatt der Ausgabe von Shakespeares Dramen aus dem Jahre 1623. Original im Kgl. Museum zu Berlin.

Wenn wir uns so mannigfachen Vorgängern anschließen mit der Inanspruchnahme dieses „Allerwelts-Shakespeare“ für die Medizin und speciell für die Psychiatrie, so liegt uns ebenso fern der Beweis dafür, derselbe müsse notwendig in seinem Leben einmal Medizin studiert und sogar „einige Psychiatrie“ rite erlernt haben, wie die Priorität in solchem Beginnen, unter

Hinweis auf die bezügliche speciellere Litteratur.*) —

Erkennen wir in Shakespeare den größten Künstler, der Menschenseelen mit Worten gemalt hat, bezeichnen wir mit Gervinus Shakespeare als den Dichter, auf dessen Unfehlbarkeit in sittlichen Dingen wir uns noch mehr, als auf seine ästhetische Fehlerlosigkeit verlassen können, so dürfen wir diese Fehlerlosigkeit des Dichters und seine Menschenmalerkunst mit demselben Recht auf die sinnliche und leibliche, wie auf die sittliche und geistige Menschennatur ausdehnen. Hat doch Shakespeare, wie Goethe sagt, die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen erschöpft. —

Von den persönlichen Verhältnissen Shakespeares wissen wir noch weniger Gewisses, als von seinem großen Zeit- und Leidensgenossen Cervantes. Daß die beiden überhaupt eine Ahnung voneinander gehabt, ist wohl schwerlich anzunehmen. Was wir von des Briten Leben wissen, steht in keiner näheren Beziehung zu seinen dichterischen Schöpfungen. Wir können also nur aus seinen Werken auf den Gang seiner Bildung schließen: in allen seinen Dramen aber finden wir echt medizinische Ausdrucksweisen.

In „Was Ihr wollt" sagt der Narr: „Ich will einem unklugen Menschen niemals wieder trauen, bis ich sein Gehirn sehe," und mit noch „kühnerem Schwunge": „Wir wollen trinken, bis sich unser Gehirn auf einem Bein herumdreht wie ein Kreisel!" — In „Liebes Leid und Lust" sagt Holofernes in seiner geschraubten Redeweise: „Die Einbildungen, Wahrnehmungen u. s. w. werden gezeuget in dem Ventrikel des Gedächtnisses, ernährt in dem Schoße der pia mater (der Haut, welche das Gehirn zunächst umhüllt) und an das Licht geboren bei zeitigender Gelegenheit." Etwa 80 Jahre vor Shakespeares Zeit waren die Ventrikel des Gehirns von Berengar von Carpi in Bologna entdeckt worden, und die pia mater ist in der That die Haut, welche die zur Ernährung des Gehirns dienenden Blutgefäße enthält. Noch im Jahre 1796 war der berühmte Anatom Soemmering bemüht, die Flüssigkeit in den Gehirnventrikeln als den Sitz der Seele nachzuweisen. —

In ähnlicher Weise werden das Blut, die Leber und andere Organe genannt, um als Repräsentanten geistiger Thätigkeiten oder Eigenschaften zu dienen; so heißt es, um die Feigheit des Junkers Christoph von Bleichenwang auszudrücken, in „Was Ihr wollt": „Wenn der geöffnet würde, und ihr findet in seiner Leber so viel Blut, als eine Mücke auf ihrem Schwanze davon tragen kann, so wollte ich das übrige Gerippe auffressen." — Falstaff spricht über die Wirkungen des Sekts wie ein Professor in der „Materia medica": „Ein guter spanischer Sekt hat eine zwiefache Wirkung an sich. Er steigt euch in das Gehirn, zerteilt da alle die albernen und rohen Dünste, die es umgeben, macht es sinnig, schnell und erfinderisch, voll von behenden, feurigen und ergötzlichen Bildern; — wenn diese dann der Stimme, der Zunge überliefert werden, was ihre Geburt ist, so wird vortrefflicher Witz daraus. Die zweite Eigenschaft unseres vortrefflichen Sektes ist die Erwärmung des Blutes, welches, zuvor kalt und ohne Bewegung, die Leber weiß und bleich läßt, was das Zeichen der Kleinmütigkeit und Feigheit ist: aber der Sekt erwärmt es und bringt es von den inneren bis zu den äußersten Teilen in Umlauf. Er erleuchtet das Antlitz, welches wie ein Wachtfeuer das ganze kleine Königreich, Mensch genannt, zu den Waffen ruft, und dann stellen sich alle Insassen des Leibes und die kleinen Lebensgeister aus den Provinzen ihrem Hauptmann, dem Herzen,

*) 1) Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von Aug. Wilh. v. Schlegel u. Ludwig Tieck. Berlin, Georg Reimer. 1867.

2) Über Geisteszerrüttung. Gulstonische Vorlesungen vom Mai 1822, von Francis Willis, M. D., Mitglied des k. Koll. d. Ärzte. Aus d. Engl. von Dr. Franz Amelung. Darmstadt 1826.

3) Med. Blumenlese aus Shakespeare. Von Georg Cleß, Doktor der Medizin. Stuttgart, Cotta 1865.

4) König Lear, eine psychiatr. Studie f. d. geb. Publikum von Dr. Carl Stark. Stuttgart, Tiedemann 1871.

5) Shakespeare als Mediziner, Vortrag von Prof. Dr. Aubert. Rostock, Stiller 1873.

6) Über den Sitz der Geistesstörungen ꝛc. von Dr. H. Kornfeld. Berlin, Enslin 1878.

7) Shakespeare und die neueste Kritik. Von Dr. Wilh. Wagner. Hamburg, Nolte 1874.

8) Rümelin: Shakespearestudien. — ꝛc.

Das verſchleierte Bild zu Sais. Von Ernſt Seger.
(Große Berliner Kunſtausſtellung 1897.)

Digitized by Google

welches durch dies Gefolge groß und aufgewellt, jegliche That des Muts verrichtet!“ — Erinnern wir uns ferner der sehr ins einzelne gehenden Ausführung des alten Märchens von dem Aufstande der Glieder gegen den Bauch, wie es Menenius Agrippa im „Coriolan“ dem Pöbel erzählt, vergegenwärtigen wir uns die interessante Auseinandersetzung Hamlets, wie ein König seinen Weg durch die Eingeweide eines Bettlers nehmen könne, sowie den echt medizinischen Humor, der die ganze Totengräberscene im „Hamlet“ derart durchweht, daß jedem Nichtmediziner dabei schaudern muß! — Wie natürlich hören wir in „Viel Lärm um Nichts“ von Beatrice: „Wie sauer der Anblick dieses Herrn! Nie kann ich ihn ansehen, oder ich bekomme das Sodbrennen eine Stunde lang.“

In „Troilus und Cressida“ bewundern wir: „Gefährlich ist zu große Sicherheit; weiser Zweifel ist dem Klugen eine Leuchte, wie dem Arzt die Sonde, der Wunde Grund zu prüfen!“ — Und welch' besseren Rat kann der Arzt manchem Kranken geben, als Cäsar der Kleopatra nach Antonius' Tod: „Nähre dich und schlafe!“ —

In hohem Grade wird fernerhin unser Interesse in Anspruch genommen durch die Vorführung des Todes in verschiedenen Situationen: Vergiftungen, Erstechungen, Erhenkungen, Erstickungen, Tod an Krankheiten, an fieberhaften Delirien, an Erschöpfung und Altersschwäche, stets aber so charakteristisch und drastisch, daß auch der Gerichtsarzt davon frappiert wird. Wie naturwahr schildert uns Frau Hurtig den Tod von Freund Falstaff: „Denn wie ich ihn die Bettlaken zerknüllen sah und mit Blumen spielen und seine Fingerspitzen anlächeln, da wußte ich, daß ihm der Weg gewiesen wäre; denn seine Nase war so spitz wie eine Schreibfeder, und er faselte von grünen Feldern.“ — Ich möchte nur noch die Diagnose des Todes erwähnen. In der erschütternden Schlußscene von „König Lear“ wird sie auf die Atemprobe gegründet: „Gebt 'nen Spiegel her, und wenn ihr Hauch die Fläche trübt und streift, dann lebt sie — —,“ und: „Die Feder regte sich — sie lebt!“ — Eingehender noch werden die Zeichen des Todes geschildert von Bruder Lorenzo in „Romeo und Julia“:

„— den gewohnten Gang
Hemmt jeder Puls und hört zu schlagen auf,
Kein Odem, keine Wärme zeugt von Leben,
Der Lippen und der Wangen Rosen schwinden
Zu bleicher Asche; deiner Augen Vorhang
Fällt, wie wenn Tod des Lebens Tag verschließt,
Ein jedes Glied, gelenker Kraft beraubt,
Soll steif und starr und kalt wie Tod erscheinen.“

Wie wenig der Dichter sich von der Schulweisheit der verschiedenen Fakultäten, von den Dogmen, Tendenzen und Kategorien der damaligen Zeit einengen ließ, beweisen — in schroffem Gegensatz zu der damaligen medizinischen und theologischen Auffassung — seine durch und durch naturwahren Darstellungen von der Wechselwirkung des Körpers und der Seele. Desdemona sagt: „Denn schmerzt uns nur der Finger, haben auch die übrigen gesunden Glieder etwas von Wehgefühl!“ und noch deutlicher vertritt Lear diesen Gedanken: „Krankheit verabsäumt jeden Dienst, zu dem Gesundheit ist verpflichtet; wir sind nicht wir — wenn die Natur ein Druck der Seele zwingt zu leiden mit dem Körper!“ — Erst die abstrakte Naturforschung der letzten Jahrhunderte hat den Zusammenhang aller Teile des menschlichen Organismus endgültig bewiesen.

In der für die damalige Zeit geradezu als instinktiv zu bezeichnenden Überzeugung, daß psychische Affekte den Körper und körperliche Insulte die Seele oder den Geist in Mitleidenschaft ziehen, versäumt unser Dichter niemals, das Individuum entsprechend seiner Gemütsart und seinem Temperament auch in seinem physischen Habitus zu zeichnen — Cäsar fürchtet den Choleriker, den Denker, den scharfen Beobachter, der die Menschen und ihre Thaten durchschaut, den hageren Cassius mit den hohlen Blicken. „Wär' er nur fetter,“ ruft er aus und wünscht nur wohlbeleibte Männer um sich zu haben, mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen. — Hamlet, den die gewöhnlichen Schauspieler in der gewöhnlichen Liebhabereleganz, wie Gervinus sagt, darstellen, wird von seiner Mutter als „fett und von knappem Atem“ geschildert, und sagt von sich selber, er sei dem Herkules nicht ähnlicher, als sein Oheim seinem Vater.

Richard III. ist auch körperlich charakteristisch gezeichnet, und seine körperliche Mißgestalt mit seiner geistigen in Zusammenhang gebracht. — Tausendfältige kleine

Einzelzüge haben Falstaff so populär gemacht! Aber auch seinen besten Helden hat der Dichter in seiner vollen Naturwahrheit meist irgend ein körperliches Gebrechen mitgegeben. So ist z. B. Percy ein Stotterer, Othello fällt bei der Nachricht von der vermeintlichen Untreue seiner Frau in Krämpfen zu Boden, auch Cäsar hat die „fallende Sucht". Held Talbot ist seiner Natur nach „ein Kind, ein blöder Zwerg —

Es kann der schwache eingezog'ne Knirps
Unmöglich so die Welt in Schrecken setzen!" —

Heinrich V. endlich, des Dichters Liebling, ist nicht schön. Er besitzt, wie er selbst bei seiner Werbung um Käthchen sagt, eine starre Außenseite mit einer eisernen Gestalt, sein Gesicht mache einen herben, nicht einnehmenden Eindruck, die Frauen erschrecken, wenn er kommt, um sie zu werben. „Aber, auf Glauben," tröstet er sein Käthchen, „je älter ich werde, je besser werde ich mich ausnehmen; mein Trost ist, daß das Alter, dieser schlechte Verwahrer der Schönheit, meinem Gesicht keinen Schaden mehr thun kann; ich werde durchs Tragen immer besser werden." —

Indem solcherart der Dichter „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen," wie er es als den Zweck des Schauspiels bezeichnet, glücklich bemüht ist, vergißt er niemals die Rücksichten, die er seiner Kunst schuldig ist, überschreitet nie die Grenzen des Schönen und Erhabenen: Immer und in allem bietet er uns ein durch die Kunst verklärtes Bild der Natur und beantwortet damit selbst die vielfach ventilierte Frage nach der Berechtigung, den Wahnsinn auf die Bühne zu bringen. Gewiß — keine Krankheit ist ästhetisch schön, und in dieser Richtung am allerwenigsten eine Geisteskrankheit! Ebensowenig wie die Delirien eines Typhuskranken gehören die Ideenflucht und der Bewegungsdrang des tobsüchtigen Gehirnkranken auf die Bühne: In wahrhaft wohlthuendem Gegensatz zu manch' modernen Bühnendichtern tritt uns aber aus den unvergänglichen Schöpfungen Shakespeares jede Krankheitserscheinung in ungekünstelter Einfachheit und in dem milden Schleier der gottbegnadeten Poesie entgegen.

Bei allen seinen — wenn ich so sagen darf — „psychischen Patienten" betont er naturgemäß im voraus die krankmachenden körperlichen und geistigen Momente: so heißt es von Hamlet:

„Er fiel in 'ne Traurigkeit, dann in ein Fasten,
Drauf in ein Wachen, dann in eine Schwäche,
Dann in Zerstreuung, — und durch solche Stufen
In die Verrücktheit, die ihn jetzt verwirrt."

Und in der „Komödie der Irrungen" sagt die Äbtissin über die Entstehung des vermeintlichen Wahnsinns bei Antipholus:

„Es scheint, dein Zanken hindert ihn am Schlaf,
Und daher kommt's, daß ihm der Sinn verwirrt.
Du sagst, sein Mahl ward ihm durch Schmäh'n verwürzt:
Unruhig Essen gibt ein schlecht Verdau'n.
Daher entstand des Fiebers heiße Glut —
Und was ist Fieber, als ein Wahnsinnsschauer?
Du sagst, dein Toben störte seine Lust:
Wo süß Erholen mangelt, was kann folgen,
Als trübe Schwermut und Melancholie
Der grimmigen Verzweiflung nah verwandt?" —

Eine derartige Anamnese, eine Vorgeschichte der Krankheit, bietet vor allem der „König Lear". Man hat dieses Werk mit Recht „eine poetische Krankengeschichte" genannt — so richtig und so treu wird Entwickelung und Verlauf geschildert. Speciell wir Irrenärzte verlangen von einer guten Krankengeschichte, daß sie uns zunächst die ganze frühere Persönlichkeit des Kranken und die Einflüsse, welche zur Entwickelung seines Leidens beitrugen, in einer so ausführlichen Weise schildert, daß wir aus derselben klar ersehen können, warum bei diesem Individuum solche Ursachen von solchen Wirkungen sein konnten oder mußten; wir verlangen ferner von einer Krankengeschichte, daß sie genau beschreibt, in welcher Weise sich die Krankheit entwickelt und worin sie sich hauptsächlich äußert, und endlich, welchen Verlauf und Ausgang sie nimmt. Über alle diese Verhältnisse gibt uns Shakespeare eine sachlich so richtige und gründliche Auskunft, daß sogar der specielle Fachmann der Lebenswahrheit dieser Schilderung unbedingte Anerkennung zollen muß.

Lear, ein alter regierungsmüder, aber noch nicht lebensmüder, heidnischer König im rauhen Norden, beschließt, sich von seinem Thron, aber noch nicht von seinem Wohlleben zu trennen. Er wird uns von vornherein als ein trotz seines hohen Alters sehr kräftiger, höchst unruhiger, an unumschränktes Herrschen gewöhnter, keinen Widerspruch duldender Mensch vorgestellt. Er hat

drei Töchter, von denen er die jüngste von jeher am meisten geliebt hat. Er will sein Reich unter sie teilen und kommt auf den sonderbaren Gedanken, die Größe der Teile nach der Liebe der Töchter einzurichten, und auf den noch sonderbareren Gedanken, die Größe dieser Liebe dadurch zu prüfen, daß er sich von den Töchtern vorsagen läßt, wie lieb sie ihn haben. Er provoziert sie, einander wechselseitig in ihren Liebesausdrücken zu überbieten. Dies gelingt auch vollständig, insofern die beiden unmoralischen Töchter sehr reich an Worten sind, durch die sie den alten Mann bestricken, so daß er das Reich unter sie teilt, während die tugendhafte Cordelia nur einfache Worte hat und nicht bloß ihr Erbteil verliert, sondern auch des Vaters Verachtung und Fluch erhält. Dieses Verfahren ist so auffällig, daß es selbst der Umgebung des Königs in seiner Sonderbarkeit nicht verborgen bleiben kann. Aber alle gutgemeinten Gegenvorstellungen vermögen nicht, die durch den ursprünglichen Affekt erzeugte Stimmung zur richtigen Einsicht zu wenden, sie bringen vielmehr für den einen Hohn und Spott hervor, für den anderen, den treuesten Diener, sogar Verbannung. Eine so jähe, erregbare Leidenschaftlichkeit ist dem Könige schon früher eigen gewesen. „Schon in seiner besten und kräftigsten Zeit war er zu hastig," sagt Goneril. „Ja, hat dir das nicht gut gefallen, wie er mit Cordelia umgegangen ist und den Kent abblitzen ließ? Siehst du, so war er immer, rasch, unüberlegt, eigensinnig. Wie wird das erst werden, wo noch Krankheit und die Unliebenswürdigkeit des gebrechlichen Alters hinzukommt? Wir werden sehr auf der Hut sein müssen!" Die andere, Regan, betont: „er hat sich von jeher nur obenhin gekannt!" —

Verrät es schon ein völliges Verkennen der eigenen Persönlichkeit, wenn Lear davon spricht, „zum Grab entbürdet zu wanken," so tritt dies noch deutlicher hervor bei der Idee dieser Selbstpensionierung. Der eben von der Jagd kommende, im Vollgefühl seiner Kraft stehende König will die Gewohnheit des Befehlens ablegen, um — mit dem Narren zu reden, „als leere Erbsenschote" umherzuwandeln! Ebensowenig beweist Lear Menschenkenntnis und Lebenserfahrung. Als er nach der Abreise Cordelias nach Frankreich seine Rundreise angefangen hat und bei seiner ältesten Tochter Goneril zuerst einkehrt, gibt es gleich in den ersten Tagen Skandal mit den Hofleuten der Goneril; die unhöflichen Dienstboten suchen Händel mit seinen Rittern; beleidigende Geringschätzung durch seine Tochter, zur Schau getragene Undankbarkeit, gleichzeitig seinerseits schon Reue über die Entsagung von seiner Macht und die Verstoßung der Cordelia — alles das ist der erste Sturm der psychischen Einwirkungen. Irgend welche vernünftige Auseinandersetzung ist von einem Manne wie Lear nicht zu erwarten. Aus seinem Munde kommt den ganzen Tag nichts anderes als Schimpfen, Fluchen, Schelten, — und Goneril ist recht vergnügt, einen Vorwand zu finden, ihn der Schwester zuzuschicken.

Nun folgt eine körperliche Einwirkung auf den König: die plötzlich ins Werk gesetzte Reise, welche für den alten, in tiefster Seele gekränkten Mann offenbar eine große Anstrengung ist. In seiner Erregung hat er viele Nächte nicht geschlafen und sich auf der Reise weder die gewohnten Mahlzeiten noch die notwendige Erholung gegönnt. Fände er jetzt bei Regan liebevolle Aufnahme, so würde er sich wohl bald erholen können. Aber obwohl er Boten abgesandt, trifft er die Tochter nicht zu Hause. Zwar frappiert ihn dies, allein den wahren Grund mag er sich nicht eingestehen.

Trotz aller augenscheinlichen Beweise will er immer noch nicht an die Schlechtigkeit und den Abfall der Töchter glauben: vor der fatalen Wirklichkeit versucht er sich noch absichtlich zu verschließen. Er hat sich ja auf der ganzen Reise mit nichts weiterem beschäftigt, immer wieder von neuem hat er sich den wohlthuenden Kontrast zwischen Gonerils Undank und Regans Liebe ausgemalt, — nur so war es ihm möglich, seinen durch Reue und Rachegefühl zwiefach gequälten Geist von den sich immer wieder zwangsmäßig aufdrängenden Gedanken zu befreien. Aber nur auf kurze Zeit konnte er, wie Richard III., befehlen:

„Taucht unter, ihr Gedanken!"

um sich ein friedliches Idyll bei Regan zu träumen. Immerfort kehrten sie wieder, und

„O schützt vor Wahnsinn mich, vor Wahnsinn, Götter!
Schenkt Fassung mir, — ungern wär' ich wahnsinnig!"

ist der dem gefolterten Gemüt ausgepreßte Angstschrei. — Wie richtig ist dieses von vielen Kranken im ersten, leisesten Beginn der Krankheit empfundene Gefühl wiedergegeben, das den beängstigten Kranken aus eignem Antrieb zum Arzte führt! — Noch ist aber das Maß seiner Leiden nicht erfüllt: die zweite Tochter überbietet die Schwester noch in empörendem Undank! —

Lear verläßt Glosters Schloß, er stürmt hinaus in die Nacht, in die Einöde, während Sturm und Gewitter heraufziehen, — und erst nachdem er hier umhergeirrt ist, der Elemente Wettkampf übertrotzend, erst dann bricht der Wahnsinn, die Tobsucht aus. Wie richtig Shakespeare zu den psychischen Ursachen des Kummers, der Enttäuschung, der Reue, der heftigen Affekte noch die zweimaligen körperlichen Strapazen hinzufügt, bevor er den vollen Irrsinn schildert, ist ebenso bewunderungswürdig, als die Form der nun ausbrechenden Seelenstörung.

Mit großer Wahrheit zeichnet der Dichter auch die kleineren charakteristischen Vorzeichen des herannahenden Unheils. Jenes so oft vorausgehende Gefühl von Beängstigung und Beklemmung (Präcordialangst) findet seinen Ausdruck, indem Lear ausruft:

„O wie der Kampf mir auf zum Herzen schwillt,
Weh mir, mein Herz, mein schwellend Herz!“ —

Ebenso wird der Beginn der Ruhelosigkeit, des unstäten Bewegungsdrangs, der völligen Unempfindlichkeit gegen die Unbilden des Unwetters in charakteristisch rascher Folge vorgeführt. Unter Sträuben und nach langem Überreden haben ihn endlich seine beiden Begleiter — der treue Narr und der verkleidete treue Kent — bis zu der schützenden Hütte gebracht. Hier tritt ihm der den Verrückten spielende Edgar zerlumpt und entblößt entgegen, — da lernte er mit einemmal „das Ding an sich, das arme nackte zweizinkige Tier“ kennen. Und dieser Anblick genügt, um den letzten Rest von gesundem Bewußtsein vollends untergehen zu lassen. Was uns nun Shakespeare weiter schildert, ist in der That das photographisch treue, dabei aber durch die dichterische Phantasie idealisierte und gemilderte Bild eines tobsüchtigen Kranken. Die krankhafte Vermehrung der Willenskraft in all' ihren verschiedenen Äußerungen wird meisterhaft bis in die geringsten Details geschildert; — und insofern als es künstlerisch noch verwendbar, fehlt nichts an dem, was wir noch heute an derartigen Kranken beobachten. Der Kranke will in seiner gesteigerten Agitation nichts dulden, was ihn hemmt, und so wird ihm jedes Kleidungsstück lästig: trotz Sturm und Regen beginnt Lear seine Kleider herunterzureißen. —

Die Ideenflucht der Tobsucht in ihrer oft höchst lockeren und rein äußerlichen Gedankenverbindung, in ihrem auf die Ähnlichkeit im Klang der Worte oder auf das Gesetz des Gegensatzes zurückführenden rastlosen Überspringen vom einen zum andern — das alles findet sich in Shakespeares wunderbarer Schilderung: Lear ruft u. a.

„Die Natur geht hierin über die Kunst — da ist Euer Handgeld. Der Bursch führt seinen Bogen wie eine Vogelscheuche. Spann du mir eine Schneiderelle! — Sieh, sieh, eine Maus! — Still, still, mit diesem Stück Brotkäse wird's gehen. — Da ist mein Panzerhandschuh, gegen einen Riesen versecht' ich's. Die Hellebarden her! O schön geflogen, Vogel. Ins Schwarze, ins Schwarze! Hui! Gebt die Parole!“ —

Nachdem Gloster endlich den König gefunden, ihn nach einem benachbarten Landhause geführt hat, verkennt Lear seine Umgebung, es treten Hallucinationen und Illusionen auf, die auch aus den citierten Worten schon vermutet werden können.

Aber er ist auch hier nicht sicher. Er wird aufs neue hinaus auf die Heide getrieben. Tagelang irrt er umher, bis er endlich in die Nähe des französischen Lagers kommt, wo Cordelia sich befindet. Diese läßt ihn suchen und endlich unter Dach und Fach bringen. Die Art und Weise, wie Lear dort behandelt wird, hat auch für den an derartigen Scenen gewöhnten Irrenarzt etwas rührend Einfaches: Wie es auch noch heute geschieht, werden dem Unglücklichen die nassen, schmutzigen Kleider abgenommen, er wird gebadet und vom Kopf bis zu den Füßen neu gekleidet, er wird zu Bett gebracht, man gibt ihm eine Arznei und wartet nun die ersten Zeichen des Wiedererwachens ab.

Unter der Fürsorge der Tochter und durch die Bemühungen eines erfahrenen Arztes kommt der König endlich zu sich.

„Die beste Wärt'rin der Natur ist Ruhe,
Die ihm gebricht; und diese ihm zu schenken
Vermag manch wirksam Heilkraut, dessen Kraft
Des Wahnsinns Augen schließen wird!“ —

Die Art, wie König Lear aus dem erquickenden Schlafe erwacht, wie er all-

mählich zu sich kommt, sich seines kranken hilflosen Zustandes bewußt wird, wie er sich durch Fragen zurechtzufinden sucht, schildert uns eine in ihrem Maßhalten wunderbar einfache und doch tief ergreifende Scene. — Aber der alte schwergeprüfte Mann hat noch nicht ausgelitten: er gerät nach einer verlorenen Schlacht mit Cordelia zusammen in Gefangenschaft. Mit Freudigkeit erträgt er dies, denn er ist mit der Tochter vereint. Da wird vor seinen Augen im Kerker dieses Kind, an dem er mit leidenschaftlicher Liebe hängt, meuchlerisch umgebracht. Bei dem Anblick des Todes des Einzigen, das er noch auf der Welt hatte, lodert noch einmal die alte Wut in ihm auf, er erschlägt den Mörder Cordelias. Aber nun ist auch seine Kraft vollständig erschöpft, er bricht zusammen und stirbt. —

Diese Schilderung einer bestimmten Form des Irrsinns wurde in einer Zeit entworfen, in der selbst die gebildetsten Ärzte nur erst die primitivsten Vorstellungen von dem Wesen der Psychosen hatten, — in einer Zeit, in welcher Wahnsinnige als Hexen verbrannt, Besessene ausgestoßen oder mit Ketten gefesselt von Ort zu Ort gepeitscht wurden. — Es bedurfte der mühevollen Arbeit von Jahrhunderten, um nur erst die einzelnen Krankheitsformen, von denen wir hier eine gesehen, wissenschaftlich festzustellen und zu einer bewußten Erkenntnis werden zu lassen.

Im „Hamlet" sehen wir sogar zwei verschiedene Psychosen.

Die vorher angekündigte und deshalb vielfach für simuliert gehaltene Seelenstörung Hamlets wird uns in bestimmt fortschreitender Weise vorgeführt. Auch heutzutage kommt es vor, daß ein „erblich belasteter" Verbrecher Irrsinn simuliert und dabei gegen seine Absicht wirklich geisteskrank wird.

„Hamlet" ist bekanntlich ein Schmerzenskind der Shakespeareschen Muse: mindestens dreimal soll der Dichter diese Tragödie überarbeitet und im Laufe der Zeit darin sich auch viel Persönliches vom Herzen geschrieben haben. — Die Litteratur über „Hamlet" bildet allein eine stattliche Bücherei. Rümelin bezeichnet den Werther als mit dem Dänenprinzen verwandt, Wagner weist auf Manfred hin, und kürzlich ist der Versuch gemacht worden, Hamlet, Faust und Manfred zu einem zusammenzuschmelzen und solcherart aus den räumlich und zeitig weit getrennten Geisteswerkstätten Shakespeares, Goethes und Byrons das Prototyp des „genialen Menschen" hervorzuholen und als lang ersehntes Ideal hinzustellen.*) —

Hamlet ist die personifizierte Abneigung einer feinfühlenden, geistsprühenden Natur gegen die Misere des praktischen Lebens. Er möchte am liebsten als Zuschauer durch die Welt gehen, die Materie und den gemeinen Körper ignorieren und nur in den edelsten Genüssen schwelgen. Für Philosophie, Kunst, die Liebe in ihrer idealsten Form, für Freundschaft ist er begeistert, — aber sobald es sich darum handelt, praktische Erfolge zu erringen, selbst thätig einzugreifen, auch auf die Gefahr hin, zu scheitern, als Mensch mit Menschen zu verkehren, da möchte er lieber von vornherein „nicht mitspielen" und die Partie verloren geben. Er spricht viel von Selbstmord und würde sich wenigstens theoretisch für denselben erklären, „wäre es nicht gegen das Gesetz des Ewigen!" — Ein derartig weltschmerzerfüllter und übermächtig zur Selbstbeobachtung geneigter Mensch ist von vornherein eine abnorme Persönlichkeit. Der nach der eigenen und der Mutter Schilderung zwischen Hamlets Körperbildung und Geistesanlage bestehende Zwiespalt wird von ihm anhaltend bitter empfunden und läßt ihn bald sich selbst bedauern, bald sich selbst grollen. Sein Geist vermag nicht, das „ach! zu feste Fleisch," die ihm „provisorisch zugehörige Maschine" seines körperlichen Organismus zu beherrschen, — und in seinem Schmerz und seiner Enttäuschung über die zweite Heirat seiner geliebten Mutter, in seiner Abneigung gegen den Stiefvater, in seinem Trachten nach Vergeltung für das an seinem angebeteten Vater verübte Verbrechen muß er, derart auf das Mannigfaltigste prädisponiert, in dem wüsten Getriebe des Hofes das werden, das er zuvor als Mittel zum Zweck simulieren will: irrsinnig. Solcherart konnte er weder zu einem thätigen Leben und einem harmonischen Ausgleiche mit sich selbst, noch zum Genuß der Liebe gelangen, und er starb, ohne eigentlich für sich selbst

*) Hermann Türck: „Der geniale Mensch." Jena u. Leipzig. Otto Reßmann. 1897. II. Aufl.

gelebt zu haben. — Es gibt unter den gottbegnadeten Genies viele Hamlets! Wenn das Schicksal sie in günstigen Verhältnissen groß werden ließ, werden sie, verschiedenartige Dilettanten, in ihrem steten Grübeln leicht unglücklich, da ihnen dann meist ein bestimmter Beruf und die richtige regelmäßige Tagesarbeit fehlen. Noch unglücklicher werden solche Dänenprinzen, wenn sie etwa geheiratet haben: „Keiner versteht sie, und die eigne Frau am wenigsten!“ — Gewöhnlich von der Abstammung her irgendwie erblich belastet, macht sie die erste schwerwiegende Gelegenheitsursache, sei sie nun körperlicher oder geistiger Natur, wirklich krank, und sie quälen dann als richtige Hypochonder sich selbst und ihre Umgebung. —

Hamlet hat in Wittenberg fleißig den Studien obgelegen, und er möchte gern wieder zu der deutschen Hochschule zurückkehren! Wahrlich, wenn die Lebensverhältnisse den reichbegabten Jüngling gezwungen hätten, die Früchte seiner Studien praktisch zu verwerten und sich selbst durch irgend welche wackere Berufsarbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen, er wäre ... eben nicht „Hamlet“ geworden! —

Über sein Verhältnis zu Ophelia ist auch vielfach gestritten worden: jedenfalls mangelte es der unglücklichen Jungfrau an dem richtigen Verständnis für Hamlets Interessen, und im kritischen Moment an dem notwendigen Vertrauen. Im Gegensatz zu dem düsteren Kolorit des Lear ist uns Ophelia eine lieblichere Erscheinung. — Sie liebt den Prinzen und wird wieder geliebt. Hamlet empfängt durch den Geist seines Vaters, der die „Marmorkiefern seines Sarges“ verläßt, um den Sohn zur Rache anzufeuern, — d. h. durch die Produkte seiner eigenen kranken Sinne, denn Hamlets Vater ist ebenso wie in „Macbeth“ Banquos Geist eine dramatische Hallucination —, der krankhaft prädisponierte Hamlet empfängt eine vermeintliche Mission, die für ein Gemüt, wie das seinige, gerade so groß ist, um neben der Erfüllung dieser Aufgabe nichts anderes, auch nicht einmal die Liebe, bestehen zu lassen. Der Prinz trennt sich von seiner Geliebten, vergißt sie anscheinend, behandelt sie in seiner Krankheit in verletzender Weise. Ophelia verschwindet eine Zeitlang vom Schauplatz. — Ihr Vater stirbt durch Hamlets Hand — zwar durch Zufall, aber Hamlet bedauert diesen Zufall nicht; Ophelia wird wahnsinnig und stirbt. — Der Dichter läßt uns lange darüber im Dunkeln, ob der Prinz überhaupt Ophelia liebte. Erst an ihrem Grabe erfahren wir, wie sehr er sie geliebt hat. Der Bruder der Ophelia spricht auch in wildem Schmerz von Liebe zur Schwester, da ruft Hamlet:

„Ich liebt' Ophelia; nicht vierzigtausend Brüder
Mit ihrem ganzen Maß von Liebe reichen
An meine Summ' heran!“ —

Soweit Shakespeare Ophelia schildert, war sie die reinste Jungfräulichkeit, und wir verknüpfen mit der Rolle gewiß ausnahmslos die Vorstellung von einer anmutsvollen zartbeseiteten Dame, vielleicht vom ärztlichen Standpunkte aus etwas bleich und anämisch. Ich könnte mir wenigstens keine robuste Heroine als Ophelia denken. — Ihre Liebe findet Widerstand. Zuerst bei ihrem Bruder Laërtes, einem jugendlichen Brausekopf und Kavalier, der von Paris kommt und wieder nach Paris geht, dort seine „Studien“ zu beenden. Daß dieser nicht gerade sehr zart mit der Schwester Liebe umgeht, sondern mit ziemlich „kavaliermäßiger Dreistigkeit“ ihr alle möglichen Eventualitäten dicht vor die Augen rückt, läßt sich von ihm kaum anders erwarten. Und von dem Vater, diesem geschwätzigen, sich in alles mischenden, durch und durch aus Hofluft zusammengesetzten Polonius, läßt sich noch weniger Verständnis für die ideale Liebe des jungen Mädchens erwarten; wir wundern uns nicht, daß er die Schattenseiten und alle nur denkbaren Ereignisse der Tochter recht plump vor die Augen stellt. — Hamlet ist auch nicht mehr der Mann dazu, ein wirksames Gegengewicht abzugeben. Seine Äußerungen der Geliebten gegenüber tragen den kranken Charakter rücksichtsloser Roheit an sich, er warnt sie, sich jedem höheren Aufflug der Liebe hinzugeben, er warnt sie vor den Folgen der Liebe, er beleidigt die Sittlichkeit des jungen Mädchens. Die Empörung hierüber wird allerdings zunächst noch durch den Schmerz der Seele niedergehalten. Aber wenn die unschicklichen Worte auch noch nicht in der Seele haften, der Same der Sinnlichkeit ist durch alle diese Reden in ihr Ohr geträufelt. — Sie trifft den Prinzen noch einmal im Theater, wo sie

wieder zweideutige Redensarten anzuhören bekommt. Dann kommt die Szene, in der Hamlet den Polonius ersticht, indem er ihn „für einen besseren nahm." Es war ein unglücklicher Zufall, aber die Art und Weise, wie sich Hamlet nach der That benimmt, der saure Spott, den er noch mit der Leiche treibt, ist nicht dazu angethan, die Geliebte zu versöhnen und zu trösten. — Es fällt gewiß nicht schwer, sich von dem Ergehen Ophelias in dieser ganzen Zeit ein Bild zu machen. Durch die unfaßbare Verwandlung des Geliebten, den sie dazwischen doch richtig als „geistesgestört" beklagt, durch den jähen Verlust des Vaters, durch das von den verschiedenen Seiten ihr zugetragene Mißtrauen und die andauernde Ungewißheit ist nicht nur ihr Gemüt, sondern auch ihr Körper tief erschüttert. Der Dichter läßt der Phantasie freien Spielraum. Aber sicherlich hat Ophelia in dieser Zeit unruhig geschlafen, unregelmäßig und ungenügend gegessen, — viele Seufzer haben ihr Atemholen unterbrochen, ihr Herz ist vom regelmäßigen Schlage weit entfernt geblieben. Sie erscheint wieder vor unseren Augen als krank, als wahnsinnig. Aber bei dieser zarten Natur geht selbst im Wahnsinn das Zarte nicht verloren. Der Sinn für Schönheit kann bei ihr nicht untergehen. Ihr Haar ist aufgelöst, ihr Haupt mit Blumen geschmückt, sie trägt Blumen in den Händen und verschenkt sie, indem sie jedem ein halb verständliches, einschmeichelndes, liebenswürdiges Wort sagte. Sie spricht nicht bloß, sie singt auch dazwischen! Woher weiß Shakespeare, daß solche Kranke sich entblößen, sich mit Blumen schmücken und sie verschenken, daß sie singen? — Es ist dies wieder einer jener feinen Züge, in welchen sich der Dichter so unendlich wahr zeigt. Und die große Seelenkenntnis Shakespeares geht noch weiter. Sowie durch Ophelias Kleidung und die aufgelösten Haare etwas angedeutet wird, was sie in gesunden Tagen nicht verstand, so verrät sie durch ihre Reden und Lieder jetzt nach ihrer ganzen Erscheinung die erotische und nymphomanische Erkrankung. Das Gift, das zu Anfang ihrer Geschichte von drei verschiedenen Seiten ihr ins Herz geträufelt wurde, hat nachgewirkt und zeigt nun seine schreckliche deletäre Kraft. — In der allgemeinen Verworrenheit, welche solchen Kranken eigen ist, gerät Ophelia tändelnd und spielend in den Fluß und stirbt den Tod in den Fluten. — Aber das Interesse des menschlichen Herzens geht noch über den Tod hinaus. Shakespeare läßt die verschiedenen Meinungen, die bei ihrem Tode laut wurden, an ihrem Grabe auch wirklich aussprechen. Da kommen zuerst die Totengräber, rohe Burschen, welche ihre Schenkenlieder singen, während sie Ophelias Grab graben. „Soll die ein christlich Begräbnis haben, die Selbstmörderin?" „Allerdings," spricht der zweite, „mach' nur das Grab. Die Sache wird wohl nicht ganz in Ordnung sein, aber bei Vornehmen drückt man gern ein Auge zu." — Dann wird die Frage, ob sich Ophelia selbst das Leben genommen und ob ihr nach dieser Voraussetzung ein christlich Begräbnis zugebilligt werden dürfe, in einer höheren Region besprochen. Dem Befehl des Königs wird von seiten der Geistlichkeit Opposition gemacht. Der Priester will ihr zwar ein anständiges Begräbnis zu teil werden lassen, antwortet aber dem Laërtes auf dessen Frage nach einem Requiem:

„Wir würden nur das Totenamt entweihen,
Wenn wir ein Requiem ihr singen wollten
Wie fromm verschied'nen Seelen!"

Da ruft Laërtes aus:

„Senkt ihren jungfräulichen Leib ins Grab,
Und ihm entsprießen Veilchen! Grämlicher Pfaff',
Die Schwester wird im Chor der Engel steh'n,
Wenn du am Boden heulst!" —

Zu völliger Abwehr des Selbstmordverdachtes genügt uns schon die naturwahre Schilderung des Dichters. Er läßt die schuldbeladene, aber doch gemütvolle Königin erzählen, Ophelia sei

— „dort hingegangen, wo
Ein Weidenbaum sich neiget über'n Bach
Und zeigt im klaren Strom sein graues Laub,
Mit welchem sie phantastisch Kränze wand
Von Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Kukuksblumen.
Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Ästen aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig, und niederfielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer. Ihre Kleider
Verbreiteten sich weit und trugen sie
Seejungfrau gleich empor; indessen sang sie,
Unwissend der Gefahr, die alten Weisen fort,
Als wäre sie im feuchten Element geboren,
Bis ihre Kleider sich dann schwer getrunken
Und so das arme Kind hinunterzogen
In ihren nassen Tod." — —

Nach allen diesen Schilderungen müssen wir wohl annehmen, daß Shakespeare Ge-

legenheit gehabt hat, Geisteskranke und die Entwickelung von Geisteskrankheiten zu beobachten. Aber dies haben „Tausende vor ihm und Tausende nach ihm gethan, und sind nicht zu der Tiefe und Wahrheit der Auffassung vorgedrungen, wie er. Selbst wenn er sich in einer Heilanstalt der jetzigen Zeit hätte aufhalten und von deren Ärzten alle mögliche Belehrung hätte erhalten können, würden wir die Genialität anstaunen, mit welcher er alles aufgefaßt und verarbeitet hat!" — Die Benutzung medizinischer Denk- und Redeweise, medizinischer Gleichnisse, medizinischer Geschehnisse konnte er wohl durch den Umgang mit den Ärzten seiner Zeit lernen — in der Auffassung der Krankheiten und speciell der Geisteskrankheiten konnte er von seinen Zeitgenossen nichts lernen, darin ist er durch und durch Genie, darin ist er selbst seinen medizinischen Zeitgenossen um mehr als zwei Jahrhunderte voraus gewesen.

Das alte Haus.

Im Walde steht ein altes Haus,
Drin hat einst Liebe und Glück gewohnt —
Gestorben sind Glück und Liebe.
Die Einsamkeit schaut zum Fenster heraus,
Und nachts hinein schaut der bleiche Mond
Verschlafen und trübe.

Noch rauscht im Hof der Brunnen wohl,
Doch niemand kommt, der Wasser hol' —
Ist alles so still und traurig.
Die Früchte hangen im Gärtchen dicht,
Doch keine Hand ist, die sie bricht,
Und der Wind weht so schaurig.

Nur manchmal nachts im Jahreslauf
Regt sich im dunkeln Hause stumm
Ein seltsamlich Getriebe;
Und Baum und Brunnen hören auf
Mit Rauschen gleich — denn leis geht um
Die gestorbene Liebe!

Richard Zoozmann.

Digitized by Google

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Immer wieder, im Einzelleben wie im Volksleben, in der Kultur- wie in der Staatsgeſchichte folgt auf eine Epache großer Kämpfe, harter Anſtrengung, alles wagender Zuverſicht eine Epache der Abſpannung und Ruhe, auf den Tag, der da pflügt und ſät und erntet, die träumende, ſehnſuchtſpinnende, aber auch Furcht und Zweifel gebärende Nacht. Das iſt eine Alltagserfahrung und Alltagswahrheit, deren Gültigkeit freilich in gewiſſe Grenzen gebannt iſt. Ganz ruhen ſelbſt im Leben des Einzelnen die ſchaffenden und vorwärts treibenden Kräfte nie. Und ſo kann auch im Leben der Völker von einer Epache der That oder der Raſt, des Glaubens oder Zweifelns nur in dem Sinne die Rede ſein, daß in der einen Friſt der Arbeitsdrang, in der anderen die Genußſucht überwiegt, daß einmal die Ringenden, das andere Mal die Geſättigten der Zeit das weſentliche Gepräge geben. Ob aber eine Epoche nach der einen oder anderen Seite ſich neigt, dafür gibt es keinen genaueren „Indikator," als die Litteratur. Und dieſer Zeiger verſagt auch für die Gegenwart nicht. Noch iſt der „Verismus" (ich vermeide abſichtlich den viel weiter gehenden und umfaſſenderen Begriff Realismus) in unſerer heutigen Dichtung nicht abgethan. Jener Verismus, dem es vor allem darauf ankommt, die Erſcheinung in hellem Tageslichte, in ihrer unverſchleierten Wirklichkeit und „Wahrheit" zu erfaſſen, und der infolgedeſſen jede ſubjektive Willkür in der Betrachtung auszuſchließen ſucht und auch in der Form, der Sprache möglichſt treue Wirklichkeitsnachahmung erſtrebt. Dieſer Verismus tritt ſtets in Zeiten jugendfriſchen Wollens und Gärens auf, es weht um ihn wie Morgenluft und herber Erdgeruch, aber die Klarheit, nach der er ſtrebt, ſchlägt oft in Nüchternheit um, ſein Wirklichkeitsſtreben in Rahheit und Kunſtbarbarismus. Im vorigen Jahrhundert, als mit dem ſiebenjährigen Kriege ein großes nationales Haſſen und Sehnen ſich entfaltete, als im Staatsleben jene Kräfte ſich regten, die ſchließlich eine gründliche Umwälzung der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe herbeiführten, da trat alsbald in der Litteratur der Verismus als „Sturm und Drang" in Erſcheinung, und ſeine Loſung klang: Wahrheit und Natur. Dieſelbe Loſung erklingt in unſeren Tagen, ſobald die nationalen Kämpfe entbrannt, die ſocialen Bewegungen in Fluß gekommen ſind und neue Hoffnungen auf eine nationale Blütezeit ſich entfachen. Aber die Loſung hat nur für kurze Zeit einen beherrſchenden Einfluß ausgeübt. Ebenſo wie ſich in die Politik, in das geiſtige Leben der Gegenwart allerlei peſſimiſtiſche, blaſierte oder auch einfach ſtrebensmüde Elemente eindrängen, ſo wird auch in der Litteratur der Verismus mehr und mehr von allerlei ſeltſamen fin de siècle-Strömungen in den Hintergrund geſchoben. Immer neue Gruppen bilden ſich, und wenn auch jede nur drei oder vier Parteigänger zählt, an einem Aushängeſchild fehlt es keiner. Die eine marſchiert mit der Deviſe „Symbalismus," die andere unter dem Zeichen „Äſtheticismus," die dritte wählt ſich als Loſung das Wort „Phantaſtik," und die vierte brüſtet ſich mit dem Namen „Tankoriſten," weil ſie es für einen Genieſtreich hält, die Farben durch Tonbezeichnungen, die Töne durch Farben zu umſchreiben, von einer ſmaragdgrünen Melodie und von einem Gemälde in Bmoll zu phantaſieren. Gemeinſam iſt ihnen allen die Flucht vor der „kalten, grauen" Wirklichkeit, die Flucht ins Land der Träume, gemeinſam auch der Hang nach ſchrankenloſer Subjektivität im Gegenſatz zur Objektivität des Verismus. Will man ſie alle unter dem Geſamtnamen „Neuromantik" zuſammenfaſſen, ſo iſt wenig dagegen einzuwenden, denn in dieſen neuen Strömungen gemahnt in der That vieles an die Romantik, die mit den Namen Tieck, Arnim, E. T. A. Hoffmann verknüpft iſt. Sollte aber dieſer Neuromantik beſchieden ſein, das letzte Wort unſerer Litteraturepoche zu ſprechen, ſo wäre es nach den großen Erhebungen und Kämpfen der jüngſten Jahrzehnte frühzeitig Abend geworden. Denn Abendſtimmung iſt es, die dieſe Romantik durchweht. Mit der gleichen Inbrunſt, wie der Verismus das Helle, Deutlichklare ſucht, ſucht dieſe Romantik das Verſchleierte, Dunkle, Myſtiſche; ſtatt der „grellleuchtenden" Sonne liebt ſie das ſanfte Dämmerlicht des Mondes, der Tag iſt ihr „unbedächtig" und „unſramm," die Nacht aber die geliebte „Führerin in die großen Geheimniſſe," That und Arbeit ſind ihr „Bauern-

ideale," Versenkung und Genußraffinement die einzig würdige Lebensbethätigung des modernen „Übermenschen." Es sind außerordentlich feine Reize und Stimmungen, welche diese „Versenkung" gebiert, für die man denn auch nach ganz neuen „sensiblen" und oft bestrickenden Worten, Bildern und Klängen sucht. Aber die Originalitätshascherei übertreibt vielfach das Feine ins nichtig Spielerische, das Geheimnisvolle ins kindisch Tolle und das Ringen nach neuer Sprache in unreifes Stammeln, so daß schließlich die Wirkung auf unfreiwillige Komik hinausläuft. Das Streben nach Innerlichkeit, das mit der Verachtung der Außenwelt, der „großen Masse da draußen" eng verbunden ist, artet — ganz wie bei der alten Romantik — in eine subjektive Größenwahnsucht, in einen krankhaften Ichkultus aus. Und aus diesem erwächst ganz von selbst kleinliche Koketterie, Theaterpose und Komödianterei.

Ein Typus dieser Romantik, im Guten wie im Schlimmen, ist Peter Altenberg, der Verfasser einer Skizzen- und Novellensammlung, die nach ihrem Hauptstück „Ashantee" (Berlin, S. Fischer) betitelt ist. Der „Herr Peter" — so nennt sich der Verfasser selbst in dem Buche und zwar im Durchschnitt auf jeder Seite ein- bis zweimal — ist ein geistreicher Plauderer und ein sensitiver Poet. Aber im Geistreichen ist er doch noch stärker, als im Künstlerischen, und daher sind seine Skizzen weniger Dichtungen, in denen Gestalten greifbar lebendig werden, als vielmehr feuilletonistische Phantasien, in denen Herr Peter plaudert, phantasiert und reflektiert. Er hat Farben und Töne von berückender Schönheit, aber er hat nur einen Sinn, den Sinn für das Weib, und er spielt auf nur zwei Saiten, wenn er auch als rechter Virtuose diese Saiten manchmal klingen läßt, als habe er ein ganzes Violinorchester zur Verfügung. Die eine heißt Verzückung, die andere läßt sich schwer durch ein einzelnes Wort kennzeichnen: es gibt da Bonhomie, Ironie, Empfindsamkeit, Koketterie, Herzlichkeit, aber das alles ungetrennt, in eins gemischt. Auch ist es zu viel gesagt: Sinn für das Weib; Herr Peter kennt eigentlich nur eine Gattung Weib, die der mondsanften, blumenzarten, sich ganz hingebenden Naturen, die sämtlich — mag nun die schnöde Wirklichkeit sie als Kassiererin ins Kaffeehaus oder als Prinzessin in den Salon verweht haben — jene Gefilde, in denen die blaue Blume blüht, Heimat nennen. Der Inhalt, den die einzelnen Skizzen bieten, ist fast nebensächlich; er ist gleichsam nur der Vorwand für die Form, den Stil. Ich möchte sagen, daß für den Verfasser die Sprache nicht da ist, Empfindungen auszudrücken und Bilder aus der Erscheinungswelt abzuspiegeln, sondern die Empfindungen und Bilder sind für ihn da, um sprachliche Paradestücke zu ermöglichen. Herrn Peters Stil ist mitunter graziös, öfter jedoch kapriziös. Seine Sprache gibt sich hier und da schlicht und ungezwungen, zuweilen fällt sie ins Pathos, besonders wenn Peter Altenberg eine profunde Wahrheit, die er durch Unterstreichen als Neuentdeckung geehrt wissen will, zum besten gibt; zuweilen fällt sie ins Plappern und entzückt dann wieder durch barocke Schnörkeleien. Vielfach aber wirkt sie durch ihre Manieriertheit auf die Dauer unleidlich, wie die Koketterie einer Dame, sobald man ihre kleinen Mittel durchschaut hat. Unleidlich, — oder auch einschläfernd durch allerlei Satzfügungen, die monoton wiederkehren, und durch den gleichmäßigen Tonfall, der fast immer trochäisch (_ ⏑) gleitet und selten jambisch (⏑ _) emporsteigt. Unter jenen Satzfügungen steht in erster Reihe eine Wortstellung, die Herr Peter aus den deutschen Übersetzungen russischer Romane entnommen haben muß, wenn er nicht selbst slavischen Geblütes ist. Im alltäglichen Deutschen sagen wir: Es ist traurig, ich bin krank. Peter Altenberg sagt: Traurig ist es, krank bin ich. „Amüsante Damen sind es, Leben bringen sie;" „kein Enträtseler ist er;" „unbeweglich blieb sie" u. s. w. Diese Wortstellung hat ihren Reiz, wenn sie dann und wann an geeignetem Platz die gewöhnliche Satzfügung unterbricht; aber zu oft gebraucht, ermüdet sie nicht nur, sondern wirkt auch komisch. In seinen Anschauungen, in seiner ganzen geistigen Persönlichkeit ist unser Peter der Romantiker, wie er sein soll. Immerfort mit seinem Ich posierend, erinnert er lebhaft an Friedrich Schlegel, dessen Sinnlichkeit freilich bei ihm stark verdünnt erscheint. Auch spielt er gern mit religiösen Empfindungen und liebäugelt mit dem Christentum, aber nur soweit es ästhetisch auszubeuten ist. Wie bei allen „Modernen," ist auch bei Altenberg die Mischung der Gegensätze ein charakteristisches Merkmal der Persönlichkeit. Ironie und Schwärmerei, Sehnsucht und Skepsis, Kulturmüdigkeit und Kulturraffinerie lagern in seinem Wesen friedlich in- und nebeneinander.

Gleich im ersten Stück des Buches, in den Ashantee, kommt diese ganze Wesensart zum Vorschein. Altenberg plaudert von den Ashanteenegern, die vor einiger Zeit im Wiener Tiergarten (!) zu Nutz und Kurzweil des Publikums sich präsentieren. Er plaudert von ihnen, wie einst Forster von den Kindern der Südseeinseln; diese biederen, „undifferenzierten" Naturmenschen, in der Nacktheit ihres Leibes und der Offenheit ihrer Seele leben im Grunde das irdische Ideal. Ihre Sprache ist mehr als Musik, ist „der tönend gewordene Mensch selbst," ihre Gefühle sind mondeszart, ihre Liebe ist keusch und stark. Herr Peter weiß sicherlich sehr gut, wie empfindsam er hier übertreibt, aber das Thema gibt in dieser Auffassung dem Romantiker die beste Gelegenheit, in naiv sinnlichen Empfindungen zu schwelgen und mit stilistischen Kunststückchen zu paradieren. Und das ist wichtiger als die Wahrheit. Aber in all der Übertreibung welch' eine Fülle feiner Beobachtungen, zarte Klänge, wie hingehaucht, Bilder wie auf Atlas mit Silberfäden eingewebt, so weich und märchenhaft! Sein Bestes gibt übrigens Altenberg — wie in den „Ashantee," so auch in den anderen Skizzen — dort, wo er sich eng ans Leben anlehnt, wo er Beobachtung unmittelbar in Stimmung umsetzen kann. Es ist das wieder einmal ein Beweis, daß Romantik und Realismus nur geschichtlich einen Gegensatz, ästhetisch aber die naturgemäße Ergänzung bilden. Dort, wo Altenberg mehr aus sich heraus erdichtet und komponiert, gerät er leicht ins leere Geistreicheln, wie in dem „Komischen Ballgespräch,"

oder ins allzu Manierierte, wie in der Novelle „Pauline.“ Allerlei Verführerisches in Empfindung und Gedanke findet sich jedoch auch hier. So z. B. die Stelle: „Künstler werden, heißt, mit sich fertig sein, zurückblicken können, hineinblicken in eine Hülse, aus der man geschlüpft ist. Alter und Wein bewirken vielleicht diese Steigerung zum zweiten Leben ...“ Oder die andere: „Wie schön deine Hände sind, Paulina. Sogar aus der Ferne küßt man sie. Küsse mit den Augen sind süßer als Küsse mit dem Munde. Sie sind verschwiegener, kommen aus einer anderen Welt und niemand kann sie verbieten. So, glaube ich, küßten Lenau, Hölderlin ...“ Das ist ganz so blumenhaft empfunden und ausgedrückt, wie wir es sonst nur bei Jean Paul zu finden pflegen. Von der stilistischen Eigenart Altenbergs gibt aber ein einzelner Satz kein genügendes Bild. Ich setze daher eine der Skizzen aus der Bilderreihe „Hausball“ ganz hierher; das kleine Stück ist „Christiane“ überschrieben ...

„Sanft tanzte sie ein bißchen schwerfällig, so für sich — —
Mit ‚Ihm‘ wurde sie eins — —!
Der starke schöne Wille, der in ihr lebte, gab ihr Leichtigkeit, fast Grazie — —
‚Ich schwebe‘ fühlte sie. Und das las man auf ihrem Antlitz. ‚Ich schwebe — —‘
Dann saß sie wieder zusammengekauert in ihrem Fauteuil.
Hier und da kam einer und griff in die Saiten dieses schweren dumpfen Instrumentes ‚Christiane.‘
Etwas Unverständliches, Trostloses kam dabei heraus — — —
Denn nicht alle sind heitere Schalmeien, kichernde Klarinetten.
‚Er‘ aber saß da und sprach gar nichts — —
Da begann das dunkle Instrument leise zu tönen, zu singen, zu klingen, wie die Äolsharfe im Abendwinde — —
Das war wirklich rührend.
Wenn ‚Er‘ wegging, hörte das Musikstück auf. Man vernahm fast deutlich das Einschnappen der Walze. Oder das Springen der Saiten — —
Ein Herr sagte zu ihr: ‚Fräulein kommen mir vor wie ein auf Moll gestimmtes Instrument —‘
‚Ah — —‘ sagte das Fräulein. Wie wenn man sagt: ‚Rede doch keinen Unsinn, mein Lieber —!‘
‚Sie sind wie ein auf Moll gestimmtes Instrument — —‘ sagte ‚Er‘ ...
Sie wurde ganz rot. Sie schauerte fast zusammen — —
‚Wie tief er ist — —!‘ fühlte sie ...“

So bestrickend und prickelnd aber diese Kunst auch ist, ich meine in dieser und jener Einzelheit, — als Ganzes ist sie doch Treibhauskunst, eine Kunst, die schillernd leuchtet, aber nicht entflammt, eine Kunst, bei der unser lebendigstes Wollen und Wünschen leer ausgeht, — eine Kunst — zeugungslos und unfruchtbar.

Ich fürchte, Peter Altenberg sieht in diesem Urteil keine Verurteilung, sondern ein Kompliment, denn er blickt mit milder Verachtung (s. S. 108) auf alles Schaffen herab, das zum Leben, der Seele zur Nahrung und zum Wachstum, statt blaß zum Einschläfern dient. Sein Ideal ist die Kunst, die das Hirn in einen ewigen Traumzustand hypnotisiert, die Kunst des Opiats, die ihr Bestes gibt in Stimmungsbildchen von der Art des folgenden:

„Meine weißen Ara haben
Safrangelbe Kranen.
Hinterm Gitter, wo sie wahnen,
Nicken sie in gelben Ringen,
Ohne Ruf, ohne Sang, schlummern lang;
Breiten niemals ihre Schwingen — —
Meine weißen Ara träumen
Von den fernen Urwaldbäumen.“

Diese safrangelbe Arapaesie hat ja zu Zeiten ihren Reiz, besonders in den Stunden friedlicher Verdauung, aber wenn sie mit ihrer weichlichen Zerflossenheit ganze Bücher erfüllt, dann regt sich schließlich in der Seele des Lesers ein wahrer Heißhunger nach einem markigen Naturlaut, eine wilde Sehnsucht nach kraftvollem Mannestum, nach Wesen, die, statt von dem Ideal zu „träumen,“ das Ideal zu erreichen sich abmühen.

Von solchen Menschen erzählt das neueste Werk Adolf Wilbrandts, und daher möchte ich es dem Buche Peter Altenbergs gegenüberstellen. Wilbrandt ist trotz seiner Römertragödien eigentlich nicht der Dichter, der als Vertreter markiger, blutvoller Lebenspoesie gelten könnte. Seine Art ist mehr fein als stark, und er ist mehr Buch- als Lebenspoet. Aber verglichen mit unseren „Jungen“ vom Schlage Peter Altenbergs erscheint der ältere Meister beinahe robust, jugendlich frisch und kernhaft. Sein jüngster Roman „Hildegard Mahlmann“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) hat nur den einen wesentlichen Fehler, daß er — vollendet und nicht Fragment geblieben ist. In den ersten Dritteln des Werkes erhebt sich Wilbrandt zu dem höchsten Gipfel seines Könnens, im letzten aber verfällt die Dichtung stilistisch wie inhaltlich ins alltäglich Romanhafte: hier kommt der Dichter den Neigungen des Durchschnittspublikums weit entgegen, tief in die Niederung hinab, statt es emporzuleiten. Der Roman ist im gewissen Sinne aktuell. Johanna Ambrasius hat ja in der letztvergangenen Zeit Aufsehen genug erregt. Und eine „Naturdichterin“ von ihrer Art, Bäuerin und Poetin zugleich, ist auch die Heldin Wilbrandts. Wie Hildegard Mahlmann sich geistig und seelisch entwickelt, bis sie reif für die Litteraturgeschichte wird, das legt der Roman dar. Die Gefahr, einen blaßen Litteraturroman zu schreiben, in dem das Menschliche vom Litterarischen überwuchert wird, hat Wilbrandt glücklich umgangen, obwohl auch der männliche Held, dessen Geschick mit dem des Weibes sich verschlingt, zur Gattung Schriftsteller gehört. Der Roman spielt sich fast ausschließlich auf dem Lande, in Mecklenburg, in Wilbrandts Heimat, ab, und schon dadurch ist gesorgt, daß das Buch von übermäßigem Fachgeschwätz und Litteraturgetriebe verschont bleibt. Das rein Menschliche steht im Vordergrund, und aus der Berührung mit dem Heimatboden gewinnt der Dichter urwüchsige Kraft, wie sie nicht oft in seinen Werken sich findet. Es ist Erdgeruch in der Erzählung, Sonnenglanz und Tauesfrische, nicht überall, doch an den Stellen, wo es darauf ankommt. Auch die Sprache hat Saft und Blut;

nur hier und da fällt Willbrandt in dem Bemühen, volkstümlich zu reden, beinahe ins Läppische. Wie es sich für eine Dichtung gebührt, die vor allem seelische Entwickelung geben will, verläuft die Handlung des Romans in ziemlich einfachen Linien; immerhin fehlt es an romantischer Verwickelung nicht. Licht und Dunkel empfängt das Leben Hildegard Mahlmanns vornehmlich durch ihr Verhältnis zu ihrem Jugendgespielen Christian Zöller. Auch er ist ein Bauernsproß, aber von Jugend an flammt in ihm der Ehrgeiz, emporzukommen und einen Platz an der Tafel zu gewinnen, die für jene gedeckt ist, welche sich über die Masse erheben, sei es durch Geist, durch Rang, durch Geld. Alles aber, was an echter, warmer Herzensempfindung in ihm webt, das gehört der Jugendfreundin. Hildegard fühlt jedoch frühzeitig, daß ihr Christian der echten, großen, opferstarken Liebe nicht fähig ist, daß sein Herz unbedingt erliegen wird, wenn es in einen Konflikt mit seinem Ehrgeiz kommt. Daher gibt sie ihn schon als junges Mädchen, als er sich selbst binden will, frei und entsagt. Diese Entsagungsscene, die ein Blitzschlag „stimmungsvoll“ endet, gehört zu den bestrickendsten des Buches. Der Blitz schlägt in den Lindenbaum, unter dem die Liebenden ruhen; beide werden gerettet, aber die verderbliche Flamme war wie ein Symbol, mit dem Blitzschlag endet die Jugend Hildegards, ihr Kindheitsglück, ihr Liebestraum. Christian Zöller geht als Student nach Rostock, Hildegard tritt in den Dienst eines reichen Gutsbesitzers. Aber nicht lange hält sie es in ihrer Stellung aus; der Hausherr bringt ihr ein Wohlwollen entgegen, das mehr ihrer Person, als ihrem Verdienst um den Haushalt gilt, und daher entflieht sie eines Tages. Noch einmal erwacht in ihr Vertrauen auf Christian; er soll ihr helfen, eine Lebensthätigkeit zu finden, die ihrer würdig ist. So wandert sie nach Rostock. Aber Christian hat nur Worte für sie, keine That; er denkt allein an seine Laufbahn, die eben jetzt sich emporzuwinden beginnt. In ihrer Verlassenheit begegnet Hildegard einem anderen Kindheitsfreunde, Fritz Distel, einem Kleinbauern, der durch Gemüt und Biederkeit ersetzt, was ihm an Geist mangelt. Fritz Distel ist ihr von jeher nachgegangen, doch sie hat nie etwas anderes für ihn übrig gehabt, als freundliches Wohlwollen. Diesmal aber kommt er zur rechten Stunde; sie braucht in ihrem Weh jemanden, an den sie sich anlehnen kann; seine milde Art, sein Zuspruch tindert das Gefühl ihrer Weltverlassenheit, und so läßt sie sich vom Augenblicksempfinden überrumpeln und wird Fritz Distels Weib. Daß eine Ehe, die zwei so verschiedene Naturen verbindet, nicht glücklich wird, ist fast selbstverständlich. Aber sie wird nicht einmal erträglich. Nur in der Pflege, in der Erziehung der Kinder findet Frau Distel einigen Ersatz für das Glück, das ihr versagt bleibt. Da tritt noch einmal Christian Zöller in ihr Leben ein. Er ist Schriftsteller geworden und sein Name gehört bereits zu den gefeierten. Im Verkehr mit ihm blüht Hildegard wieder auf, sie nimmt teil an all seinem Schaffen, und seine Persönlichkeit wird ihr, wenn auch nicht wie dereinst zur Sonne, so doch zum Stern ihres armen Lebens. Er aber hat es nicht gelernt, sich zu bescheiden. Die alte Neigung, lodert neu in ihm auf, und eines Tages verlangt er mehr von ihr, als Freundschaft. Sie stößt ihn zurück. Damit hat sie jedoch das letzte verloren, was sie noch aufrecht hielt. Wenigstens glaubt sie es. Bald aber erfährt sie, daß ihr durch den Verlust selbst ein Gewinn geworden ist; das Leid macht sie zur Dichterin. Die Stelle, die von dieser inneren Selbstentdeckung handelt, mag hier auszugsweise folgen ...

„Hilde saß auf dem Herd; sie sah auf das kleine Licht und in die dämmernde Nacht hinaus, in einer Jagd von schwarzen Gedanken. Was sie in all ihrem Elend noch besessen hatte, den dumpfen Frieden im Haus, das Vertrauen, sah sie nun auch zerstört; und das neue, letzte, kurze Glück lag, wie von dem Beil zerschmettert, in trostlosen Trümmern da ... ‚Gott, mein Gott, was that ich dir, daß du mir so hart bist! Hast doch mit all deinen Geschöpfen Erbarmen. Mit mir hast du keins! Hast mir nur die Sehnsucht gegeben und dann nichts mehr, ewig nichts; — nun häng' ich hier an meinem Kreuz, wie dein Sohn — aber wem hilft mein Leid, wen kann ich erlösen? Was hast du mit mir gewollt, Gott, mein Gott! Hast du mich vergessen, hast du mich verlassen?‘ ... Ihre Thränen, die sich lange weigerten, begannen endlich zu fließen; sie stürzten heftiger aus den Augen, die das Licht des Lebens nicht mehr sehen mochten; sie drückte sie zu ... In ihr begann sich etwas zu regen, als wär's eine Antwort; ein unklares, unfaßbares, unaussprechliches Gefühl, aber doch wie der Hauch eines Trostes, von einem leisen Klang umhüllt. ‚Und wenn er etwas mit dir gewollt hat, meinte sie zu fühlen, glaubte sie zu hören, will er es denn nicht mehr? Weißt du, was er will? Muß er wollen, was dir gefällt?‘ Es war ihr, als klänge die Orgel in der Kirche, ... es kam aber Gesang heraus, Worte kamen: ‚O wie du weinst — o wie du weinst‘ in ihr Schluchzen hinein ... Sie weinte auch unaufhaltsam weiter; es schien aber nur ein Teil von ihr zu weinen; ein anderer, besserer, wie dieser Welt entrückt, schien über ihren geschlossenen Augen zu schweben, sich mit Klang zu füllen. Es war wie ein süßer Gesang, der von dem da über ihr kam:

‚O wie du weinst, o wie du weinst,
Deinem verlornen Leben nach,
Weil du noch meinst, weil du noch meinst,
Daß dir dein Schöpfer Glück versprach.‘

Sie horchte erstaunt, daß der zu ihr in Versen sprach; doch ihr war so träumerisch zu Mut: sie wunderte sich noch nicht sehr. ‚Versprach?‘ dachte sie, leiser schluchzend. Nein, er versprach mir kein Glück. Aber, wer kann denken, daß er uns all die brennenden Wünsche gibt und nicht auch das Glück? Das, wonach die Seele lechzt; was ich — —‘ Wie wenn aber wieder die andere Stimme, die bessere, die schönere spräche, ging wie eine Art von Gesang langsam durch sie hin:

‚Was du so nennst, was du so nennst,
Das Glück, nach dem dein Herz geschrien,
Weil du nicht kennst, weil du nicht kennst,
Was Gottes Wille dir verliehn.‘

Sie horchte wieder auf. Etwas wie ein Schreck hielt ihr den Herzschlag an; aber ein wonnig

schauernder Schreck, der sich in raschem, leichtem Klopfen löste. ‚Weil du nicht kennst, weil du nicht kennst,‘ wiederholte sie, ‚was Gottes Wille dir verliehn‘ . . . ‚Das bin ja ich,‘ dachte sie. ‚Das sind meine Verse. Ich mache Verse und weiß es nicht! — O, wie du weinst — o, wie du weinst‘ . . . Und es war, als drängten sich neue Verse zu; und neue, stärkende Gedanken . . . ‚Gott im hohen Himmel!‘ brach ihr nun laut über die Lippen; ihre großen, noch nassen Augen starrten in die Nacht hinaus. Sie fühlte auf einmal, was sich in ihr begab: die Dichterin in ihrer Brust, die schon so lange, so oft emporgestöhnt, noch Erlösung ringend, wie eine Nixe unter dem Eis, die zu den Menschen will, — heut' in dieser tiefsten Pein und Not drang sie herauf an das Licht. Und mit ihr kam Gottes Wille herauf; ‚nein, er hat mich nicht vergessen,‘ fühlte sie, ‚hat mich nicht verlassen! Das, eben das hat er mit dir gewollt! Das hat er dir in die Brust geschrieben — damals schon, in den Kinderzeiten, in die junge Brust —‘

‚Was er dir schrieb, was er dir schrieb
Tief in die frühlingsjunge Brust —‘

‚Ja,‘ dachte sie, ‚so weiterdichten! So, wie ich es angefangen hatte, ohne daß ich's wußte; wie ein halber Gesang; mit der Wiederholung. Ach, es klingt so süß!‘ — Sie lächelte vor trunkenem Glück: ‚Ich will nun, ich will!‘ . . . Es war aber doch nicht viel Wollen dabei; es war mehr ein Sichwollenlassen. Mit immer neuem holden Schauer, in all ihrem Weh, lauschte sie diesem inneren Werdeklang, diesem leisen Singen; wie einst den Weihnachtsglocken als Kind. Sie formte aber mit; ‚was er dir schrieb,‘ dachte sie, ‚also Gottes Finger! Gottes Wille ist nicht so gut!‘ Sie ging zu den früheren Versen zurück, um sie zu verbessern und dann fortzudichten:

‚Was du so nennst, was du so nennst,
Das Glück, nach dem dein Herz geschrien,
Weil du nicht kennst, weil du nicht kennst,
Was Gottes Finger dir verliehn.

Was er dir schrieb, was er dir schrieb,
Tief in die frühlingsjunge Brust,
Was dir auch blieb, was dir auch blieb,
Wie viel auch sonst ins Grab gemußt.

Hör' du nur zu, hör' du nur zu,
Was hier so himmlisch süß erklingt,
Was dir in Ruh', was dir in Ruh'
Den ganzen Erdenjammer singt.

Horch' du nur still, horch' du nur still
In deiner Schmerzen Weihenacht,
Was er noch will, was er noch will,
Als heil'gen Christ dir zugedacht . . .‘“

So weit die Stelle, die von Hildegards „Dichterwerdung“ berichtet. Mit ihr hat der Roman seinen Höhepunkt erreicht. Von da ab steigt er abwärts. Hildegard, die Poetin, erlebt den Tag, an dem die „Welt“ sie feiert. Die Erzählung nimmt hier einen etwas sentimentalen und trivialen Charakter an. Wie es scheint, hat der Dichter kein rechtes Interesse mehr für seine Heldin. Er sinnt nur noch über das eine Problem nach, wie er den Lebenslauf zu Ende bringen soll. Einfach schließen: Frau Hildegard gab von jetzt an jährlich einen Band Gedichte heraus; eine Sammlung wurde für sie veranstaltet, die ihr ein sorgenfreies Dasein ermöglichte; ihre Töchter wuchsen heran, verheirateten sich und Hildegard starb hochbetagt als Groß- und Urgroßmutter — — — Dieser einfache Schluß verbietet sich für einen pathetischen Dichter wie Wilbrandt von selbst. Eine Romanheldin, die zugleich Dichterin ist, hat die Pflicht, in einer nicht allzu gewöhnlichen Weise aus der Welt zu scheiden. Aber Hildegard soll nicht bloß das Ideal einer Poetin, sondern auch ein menschliches Ideal vorstellen. Und darum muß ihr Tod nicht nur effektvoll, sondern auch ein Opfertod sein. Beiden Erfordernissen entspricht der Schluß, den Wilbrandt der Geschichte gibt, aufs beste. Wieder einmal bricht ein Gewitter los. Hildegard ist besorgt um ihren Mann, der noch auf dem Felde weilt. Sie geht auf die Straße hinaus, nach ihm auszuschauen. Da zuckt ein gewaltiger Blitz durch die verfinsterte Luft. Vom ersten Zucken geblendet, reißt Hildegard beim zweiten die Augen auf — und erschreckt so sehr, daß ihr ein Schrei entfährt. Unter einer Eiche, dicht vor ihr, liegt ein kleines Kind, im Schlaf, wie es scheint. Sofort erfüllt sie der Gedanke: ich muß es retten, denn im nächsten Augenblick schon kann das Wetter die Eiche treffen. Sie eilt hinzu, hebt das Kind empor; aber noch ehe sie sich wenden kann, schlägt der Blitz, den sie gefürchtet hat, in den Baum und wirft Hildegard mit dem Kinde zu Boden. Beide sind tot . . . Ein schönes, poetisch gestimmtes Ende. Dieser Blitztod ist doch einmal etwas anderes, als das ewige Erschießen, Ertrinken, Überfahrenwerden, mit dem die Romanschreiber ihre Leserinnen quälen. Nur das eine will mir nicht behagen, daß die arme Hildegard zweimal in ihrem kurzen Leben mit der Wolkenelektrizität in so gefährliche Berührung kommt. Nach der Blitzstatistik muß ein Mensch doch schon ein besonderer Pechvogel sein, wenn er auch nur einmal den heillosen Schlag zu fühlen bekommt. Oder sollte vielleicht der Dichter, gleich dem Wasser, ein besonderes Anziehungsvermögen für den himmlischen Strahl besitzen? Dann wäre es nützlich, diese „Thatsache“ weiteren Kreisen kundzuthun, damit jeder, der im Verdacht steht, auch nur einen Vers verbrochen zu haben, bei drohendem Gewitter sofort aus der Nähe anderer Sterblichen entfernt werden kann. Aber genug der Bosheit. Wie ich bereits oben hervorhob, entspricht der letzte Teil des Wilbrandtschen Romans nicht den Erwartungen, die der Anfang erregt. Davon abgesehen jedoch, hat das Werk wohl einen Anspruch darauf, als ein Muster gesunder Wirklichkeitskunst den Erzeugnissen einer weichlichen Romantik gegenübergestellt zu werden. Es gibt in lebensvoller Form, in einer Darstellung, die Herz und Geist gefangen nimmt, ein bedeutendes Menschenschicksal. Und nur die Kunst, die etwas „Bedeutendes“ zu bieten hat, hat Ewigkeitswert.

Aus der VII. Internationalen Ausstellung zu München 1897: Vestibul.

Zu unseren Bildern.

Mit drei Abbildungen nach Aufnahmen der Photographischen Union in München.

(Abdruck verboten.)

In einem neuen, glänzenden Rahmen ist in diesem Jahre die große internationale Kunstausstellung zu München, in der nach jahrelangem, hartem Kampf Künstlergenossenschaft und Sezession wieder, wenigstens äußerlich, vereint sind, in die Erscheinung getreten. Meister v. Lenbach hatte die Oberleitung übernommen und von vornherein als wichtigste Gesichtspunkte hingestellt: einmal sorgfältigste Auswahl, strenge Sichtung der eingehenden Kunstwerke und zum anderen die Schaffung intimerer Ausstellungsräume. Inwieweit der erste Grundsatz durchgeführt ist, mag dahingestellt bleiben; es zählt die Ausstellung — ach! — immer noch gegen dreitausend Nummern! Der Gedanke aber, anstatt der öden, großen Säle, an deren Wänden Bild an Bild wie die Wäschestücke an einer Leine hängen, künstlerisch vornehme Räume zu schaffen, ist wenigstens für einen größeren Teil der Ausstellung verwirklicht worden. Angebahnt hatte ihn Lenbach persönlich schon bei seinen früheren Sonderausstellungen; diesmal gesellte sich Professor Emanuel Seidl ihm zu, und beide haben, in Anbetracht der immerhin beschränkten Mittel, Staunenswertes erreicht. Die in diesen Text eingestreuten Abbildungen geben wenigstens eine Anschauung von dem, was Lenbach und Seidl wollten, von den Veränderungen, die der Glaspalast erfuhr. Man glaube nur nicht, daß die Aufmerksamkeit der Beschauer durch die dekorative Kunst, die sich hier entfaltet hat, von dem eigentlichen Zweck der Ausstellung abgelenkt wird! Das mag wohl auf jene Besucher zutreffen, welche einmal in einigen knappen Stunden den Glaspalast durchwandern; sie kommen aber wirklich nicht in Betracht. Dem ernsteren Kunstfreund bieten sich hier ganz neue Freuden und neue Anregungen. Er erkennt bald die harmonische Zusammengehörigkeit zwischen dem dekorativen Prunk und den ausgestellten Objekten, und es wird ihm für die letzteren erst recht eigentlich die Bahn zur richtigeren Würdigung erschlossen. Ich zweifele nicht, daß die leitenden Gesichtspunkte Lenbachs auch für unsere anderen großen deutschen Ausstellungen — je länger, desto mehr! — maßgebend werden, daß man erkennt, daß nur

durch sie das Interesse des Publikums für unsere Kunst wieder stärker belebt, die leidigen Kunstjahrmessen des Jahrmarktscharakters entkleidet werden können. Die nach verschiedenen Richtungen hin sehr interessante diesjährige Dresdener Ausstellung läßt übrigens ein ganz ähnliches Bestreben nicht verkennen. Das Bedürfnis war zu offenkundig. —

Auch unser Heft steht zum Teil unter dem Zeichen der Münchener Ausstellung. Wir haben ihm zunächst eine ganze Reihe von Bildern — Olgemälden, Aquarellen, Studien — deutscher Humoristen eingefügt, von denen sich einige auch im Glaspalast befinden. Da ist vor allem das köstliche Aquarell von Oberländer „Humor und Schwerfälligkeit", das dem Meister die längst verdiente große goldene Medaille eintrug; da ist der wundervolle Protzen Harburgers, seine Porträtstudie des Herrn Metzgermeisters; da sind Otto Brombergers übermütig lustige „Bier Temperamente".

Ebenfalls im Glaspalast viel bewundert wurde das große Gemälde „Beim Waisenhaus" von Johan Christiaan Karel Klinkenberg. Der 1852 in La Haye geborene Künstler, mit dem wir unsere Leser zum erstenmal bekannt machen, malte, ein Schüler Bißhops, zuerst Historienbilder großen Stils; am bekanntesten wurde seine „Episode aus der Belagerung von Leyden durch die Spanier 1574", das heute dem städtischen Museum zu Amsterdam gehört. Auf die Dauer vermochte die historische Kunst Klinkenberg aber nicht zu fesseln. Er suchte in den alten, so interessanten holländischen Städten nach anderen Vorwürfen und fand mit seinem klaren Künstlerauge in ihren Ecken und Straßen und Plätzen immer neue Motive. Heute gibt es in seinem Vaterlande kaum eine größere Gemäldesammlung, die nicht eines dieser reizvollen Gemälde ihr eigen nennt, auf denen meist der Sonnenschein über altertümliche Backsteinfassaden hingleitet, die sich im dunklen Wasser der Flüsse und Kanäle wiederspiegeln. —

Zwischen Seite 80 und 81 ist eine interessante Porträtstudie von Alois Erdtelt — wiedergegeben in meisterlichem Holzschnitt — eingeschaltet, welche kürzlich die Münchener Pinakothek ankaufte. Der kraftvoll aufstrebende Künstler gehört zu den Männern, die sich aus engstem Kreise heraus entwickelten. Seine Eltern waren arme Bauersleute zu Herzogswalde in Oberschlesien, wo er 1851 geboren wurde. Sieben Jahre lang arbeitete er in einem Maler- und Vergoldergeschäft, bis endlich der Besitzer von Herzogswalde, ein Herr von Hönika, auf ihn aufmerksam wurde und den schon Zweiundzwanzigjährigen erst nach Berlin zu Professor Steffen, dann nach München zu Professor W. Diez sandte. „München und Diez," schreibt Erdtelt uns, „wurden ausschlaggebend für meine Kunstrichtung." Jedenfalls muß er heute schon in der ersten Reihe unserer Bildnismaler genannt werden. —

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle einige Worte über unser farbiges Titelbild „Römische Blumenverkäuferin" einzuschalten. Gabriel Max ist ja auch ein Münchener. Vielleicht liest der eine oder der andere Leser den Namen mit einigem Erstaunen unter dem schönen Bilde. Der Meister — unstreitig eine der schärfstausgesprochenen Individualitäten unter unseren heutigen Künstlern — ist in weiteren Kreisen fast zu einseitig nur nach jenen seiner Gemälde bekannt, die den freilich für sein Schaffen höchst charakteristischen Zug ins Uebersinnliche, Mystische zeigen. Unwillkürlich denkt man, wenn man ihn nennen hört, an seine „Märtyrerin", an sein „Gretchen im Kerker", seinen „Geistergruß". Und doch entstanden neben jenen Gemälden zahlreiche andere von ganz anderer Art. Nicht nur zahlreiche schöne Mädchenköpfe, die wohl auch, besonders in ihren Reproduktionen, weit bekannt wurden, sondern eigenartige ernste Bilder von ergreifender Eigenart. Ich erinnere an seinen „Herbstreigen", an seine „Nonnen im Klostergarten". Auch über ihnen liegt ein leiser Hauch mystischer Träumerei, aber er drängt sich nicht hervor. Diesen Werken möchte ich am ehesten unsere Blumenverkäuferin anreihen. Man könnte — so einfach die Figur ist — eine Geschichte aus dem Gesicht des Mädchens heraus-

Aus der VII. Internationalen Ausstellung zu München 1897:
Saal der retrospektiven Ausstellung.

lesen. Wie nicht selten bei Gabriel Max, paßt das Kostüm weder recht auf die Antike, noch auf die Moderne. Aber unwillkürlich denkt man an eine römische Sklavin, die, geraubt von glücklicheren Gestaden, von der fernen Heimat und der Freiheit sehnsuchtsvoll träumt, während sie gezwungen ist, den Vorüberschreitenden Rosen anzubieten. —

Einen stark mystischen Zug trägt die originelle Gruppe „Das verschleierte Bild von Saïs" von Ernst Seger (auf der diesjährigen Berliner Ausstellung). Ich gestehe offen, es ist mir versagt, dem Künstler nachzuempfinden, was an dem enthüllten Bilde eigentlich schreckt. In der Figur der Isis liegt für mich nicht der Reiz der Gruppe. Desto mehr Freude aber habe ich an der wundervollen Jünglingsgestalt zu Füßen der Göttin, an dem schwärmerisch verzweifelten Ausdruck im Antlitz des Vorwitzigen — —

„. . . . Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin;
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
‚Weh dem,' dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
‚Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.'"

Zwischen Seite 96 und 97 ist die Holzschnittreproduktion eines Gemäldes „Lautenspielerin" von Alfred Richard Kemplen eingeschaltet; der junge französische Maler ist ein Schüler Detailles, das schöne Werk wurde von uns aus der vorjährigen Ausstellung in den Champs Elysés erworben, wo es, nicht zuletzt durch sein glänzendes, reiches Kolorit, das auch der treffliche, kräftige Holzschnitt wiedergibt, berechtigtes Aufsehen erregte. Die zwei kleineren Genrebilder „Eheglück" von G. Papperitz und „Ja oder nein?" des mit Erfolg auf Alma Tademas Spuren wandelnden Engländers J. W. Godward (S. 84 und 85) mögen sich hier, als inhaltlich in gewissem Sinne verwandt, anreihen.

Einige Studien, die wir dem Hefte einfügten, müssen wenigstens noch mit wenigen Worten als interessante Blätter erster deutscher Meister gewürdigt werden. Es sind drei Zeichnungen von recht verschiedener, aber sehr charakteristischer Eigenart. Da ist zuerst eine Studie von W. Lindenschmit zu seinem großen Gemälde im Rathaus zu Heidelberg (Seite 73) — typisch für den feinsinnigen, sorgsamen Historienmaler; dann eine flotte Zeichnung Max Liebermanns (Seite 77), eine Bewegungsstudie, die trotz ihrer Flüchtigkeit das fast unglaublich scharfe Beobachtungstalent des großen Realisten kennzeichnet. Und da ist endlich (Seite 89) eine wundervolle Temperastudie von Eduard von Gebhardt, dem ernsten, in sich gefestigten Meister — ein köstliches Blatt voll all der herzerfreuenden, schönen Innigkeit, die ihn auszeichnet. H. v. S.

Aus der VII. Internationalen Ausstellung zu München 1897:
Wandelhalle zum Saal der Secession.

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Der Kammermuſiker. Studie von Emil Brack

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 2, Oktober 1897.

Die Schuldnerin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Auch Kalkowski hatte eine verschminkte Hautfarbe. Die ungeheuren Quantitäten von Bier und Wein, die er einem Gerücht zufolge vertilgen sollte, hatten weder Nase noch Wangen gefärbt, noch ihm zu einem Embonpoint verholfen.

„Essen, essen," sagte er eilig und schüttelte nervös mit den Händen.

„Ja doch — wir haben nur Bohnen und Fleisch in einem Topf," sprach seine Frau achselzuckend. „Martina, decke auf."

Martina war schon dabei, ein vielgebranchtes Tuch aus der Tischschieblade zu nehmen und ebendaher vier Bestecke.

„Ich bin bei'n Fleischer 'ran gegangen und hab mir dreiachtel Beefsteak mitgebracht. Die Jette hat's schon," sagte der Komiker. „'n bißken Roquefort oder so was is ja woll im Hause. Und denn 'ne Pulle Sekt, Martina, flink, flink. Ich brauche Stimmung — Fidelität — Ideen."

Er klappte die Hände zusammen mit jener Geste, womit auf dem Theater das Antreiben zur Eile markiert wird.

Einige Minuten herrschte ein großes Laufen, Jette holte den Petroleumkocher, Martina rannte nach Gläsern, die vorn im Wohnzimmer im Vertikow standen, Frau Kalkowski ging hinaus, das Beefsteak zu braten.

Dann saß man zu viert am Tisch, aß Hausmannskost und trank Sekt dazu.

Kalkowski war sehr aufgeregt. Er hatte eine neue Rolle in der Tasche von einer Komik — einer Komik — kreischen sollten die Leute.

„Sie, Greßmann, Ihr Mann ist doch der erste Gehilfe bei Laurier unter'n Linden. In so'n Friseurladen werden alle Tage 'n Haufen Witze erzählt. Wissen Sie keinen neuen?" fragte er.

Die Greßmann kicherte über ihrem Glase, das sie gerade zum Munde führte.

„Jott doch, Herr Kalkowski — ick soll Ihnen Witze erzählen, wo Sie doch der berühmte Witzbold sind! Und denn: die Witze, die in'n Friseurladen schon erzählt werden — det sind merschtendeels olle Ladenhüter."

„Nun, nun — man kann aus alten Witzen immer neue machen. Und denn — für die Couplets sind die bekanntesten Witze die besten."

Asminda Kalkowski sah ihre Tochter an. Sie wechselten einen mißbilligenden Blick. Wie konnte der Mann nur derlei mit der Greßmann sprechen!

„Sag mal, Kind — mir ist so was — sollte nicht heute dein Schatz kommen?" fragte er plötzlich.

„Mein Bräut'jam kommt um drei," sagte Martina. „Philipp holt ihn."

„Und wenn ich als Familienvater mal was fragen darf: hat er geschrieben, wie die Baumeisters seine Heirat aufnehmen und ob sie ihm Geld geben werden?“

„Zum Schreiben war ja keine Zeit, Guy wäre zugleich mit dem Brief gekommen. Aber depeschiert hat er — „Segen und Kapital,“ sagte Martina nachlässig.

„Das ist nett! Das freut mich riesig,“ rief der Komiker und hob sein Glas, um der Tochter zuzutrinken.

„Nun,“ sprach Frau Kalkowski würdevoll, „ich sehe nichts ‚riesig erfreuliches‘ in dem ‚Segen,‘ sondern etwas ganz selbstverständliches. Jede Familie kann sich geehrt fühlen, ein Mädchen wie Martina als Zuwachs zu erhalten.“

An der Majestät der Kalkowski war wirklich etwas unzerstörbares. Trotz der Nachtjacke sprach und gestikulierte sie, als flösse ein Hermelin von ihren Schultern.

„Aber Puselchen,“ sagte der Mann, „bleiben wir mal gerecht. Unterschiede und Vorurteile gibt det ja nun doch mal. Und mit Leute wie die Baumeisters sind, können wir uns doch mal nicht messen.“

„Ich weiß nicht, Papa,“ sprach Martina und hob den Kopf sehr hoch, „in solchen Dingen hab' ich denn doch mehr innere Unabhängigkeit als du. Mir imponiert das Geld dieser Leute nicht sehr.“

„Vorausgesetzt det du selber genug kriegst, auszugeben soviel du willst,“ sagte er und sah sein Kind mit schlauen Augen lächelnd an.

„Aber es ist ja nicht allein das Geld. Sowie ich die Glocken habe läuten hören, scheint es doch, als wenn die Baumeisters mancherlei für deinen Schatz gethan haben.“

„Gewiß,“ gab Martina mit kühler Gleichgültigkeit zu, „es scheint so, wenn Guy, der in manchen Dingen etwas überschwänglich ist, es nicht überschätzt, was ich zur Zeit noch nicht beurteilen kann. Im ganzen muß ich sagen, daß mir dieser Anhang, den er hat, nicht so besonders erfreulich ist.“

„Da hat unser Ninichen nu wieder recht,“ mischte sich die Greßmann ins Gespräch, „ick kann mir in so was 'n Urteil erlauben. Man kommt in zuviele Familjen rum, und wenn man 'n bißken helle is und keen janz dämliches Bejriffsvermögen nich hat, merkt man manches! N' Schwiegermutter is jrade nich immer wat schönes. Aber man steht sozusagen uff'n standesamtlichen Fuß mit ihr und kann mal 'ne Lippe riskieren. Hinjejen so'n Verhältnis, wo bloß von Dankbarkeit und Wahlverwandtschaft die Rede is, wie Schillern sagt — det is heikel. So'ne Leute sind meistens anspruchsvoll und tyrannisch. Da heißt es, nich mucken und sich ducken. Da kann Ninichen noch manche heiße Stunde um haben.“

„Gewiß,“ sagte Martina eifrig, „und ich denke gar nicht daran, mich kritisieren oder wohl gar noch erziehen zu lassen. Wenn diese Charlotte Baumeister einen Narren an Guy gefressen hatte, so war es ihr Privatvergnügen, für ihn soviel als möglich zu thun. Aber sie mußte sich gleich sagen, daß sie daraus kein ewiges Anrecht an ihm gewann. Jetzt gehört Guy mir, zu uns. Seine Gefühle und seine Pflicht sind bei mir! Natürlich habe ich ihm bei der Verlobung versprechen müssen, Frau Baumeister zu lieben und zu ehren. Aber ich nahm mir gleich vor, ihn da allmählich loszueisen. Derlei kann man so zart und fein machen, daß die Beteiligten selber nachher nicht wissen, wie es kam.“

Ihre Augen blitzten. Wohlgefällig sah die Mutter ihr temperamentvolles und zielbewußtes Kind an, sagte aber doch in ihrer ruhevollen Art:

„Ich bin immer gegen das Allmähliche. Wünscht man mit jemandem auseinander zu kommen, so ist es besser, man bricht eine Gelegenheit vom Zaun, einen unreparierbaren Eklat herbeizuführen. — Aber vergessen wir nicht, daß Guy den Herrschaften Dank schuldet, und daß es deine Pflicht ist, liebe Martina, diese Dankesempfindungen zu teilen. — Lieber Mann, schenke noch einmal ein — bitte, nur halbvoll.“

Kalkowski hob zur Antwort die leere Flasche auf, die neben ihm am Boden stand.

„Noch eine?“ fragte Martina. „Nur — dies war die letzte Pommery. Vier Flaschen Burgeff sind noch da.“

„Nee, nee, denn laß nur. Und hilf denken, daß ich welchen bestelle.“

Die Tafel war zu Ende. Frau Greßmann setzte sich alsbald wieder an ihre Nähmaschine, das Ehepaar zog sich zurück in sein Schlafzimmer.

Asminda Kalkowski sollte heute abend spielen, darum bedurfte sie vorher der Ruhe. Kalkowski hatte sich ein ganzes Bündel von Witzblättern mitgebracht, viele deutsche, weniger verbreitete, und dabei auch mehrere Nummern des Gil Blas. Die „Fliegenden Blätter" vermied er. In seinem Schlafzimmer widmete er sich der eingehenden Durchsicht der Journale und schrieb alle Witze sorgsam auf, die sich zu einem „Extempore" eigneten, sei es geradezu in der vorhandenen Fassung, oder in einer Variante.

Unterdessen bereitete Martina sich auf den Besuch ihres Verlobten vor. Das einfache marineblaue Kleid mit dem gelben Seidengürtel vertauschte sie gegen eines von seinem grünlichem Wollstoff auf seidenem Futter, mit weißem Sammetgürtel. Es war erst gestern bei Gerson gekauft worden. Die Greßmann half ihr und behauptete ganz „hin" zu sein, so wunderschön sähe Martina in dem neuen Kleide aus.

Dann ging Martina in die vorderen Zimmer. Sie waren von demselben freundlichen Sonnenlicht erfüllt, das im Hof gegen die Wand des Fabrikgebäudes prallte, und wenn auch die Sonne inzwischen ein gutes Stück am Himmel weiter gerückt war, so konnte sie doch bei der Breite der Chausseestraße auch jetzt noch wenigstens die Fenster schräg treffen.

Hier vorn war es still und nett. Die Thür zwischen beiden Stuben fehlte, eine Chenilleportière auf der einen, eine von dunkelrotem Rips auf der anderen, fiel über die Pfosten. Und in der einen Stube waren Möbel von unechten Kameltaschen, in der anderen solche von dunkelrotem Rips. Die landläufigen Stücke, wie ein Vertikow von Nußbaum, ein Pfeilerspiegel in ebensolchem Rahmen mit Marmorplatte darunter, Tische mit und ohne Decken vervollständigten die Einrichtung. Wenn die Zimmer trotzdem nicht den Charakter der äußersten Banalität trugen, so kam das, weil einige Zierstücke, Nippes und Dekorationsgegenstände ihnen einen besonderen Charakter gaben.

In dem „roten" Zimmer stand zum Beispiel vor dem einen Fenster ein Tischchen von nicht alltäglicher Gestalt. Ein naturgetreues Hündchen von Porzellan trug „sitzend" auf seinen erhobenen Vorderpfoten eine leichte Platte in Kleeblattform, die mit faltigem oliv und rosa Plüsch bezogen war. Martina hatte es einmal zu Weihnacht von einem Schauspieler bekommen, der sie sehr umwarb, seine Bewerbung aber abbrechen mußte, weil ein vieljähriger Kontrakt an einem guten Theater, auf den er gehofft, nicht perfekt wurde und er wohl wußte, daß er mit einer ungewissen Zukunft nicht mehr als beachtenswert galt. Vor dem anderen Fenster stand ein großes Gestell aus Eichenrinde und Tannenzapfen; Frau Kalkowski hatte es, samt den fünf Palmen und Farnen auf seinen Ständern, von ihrem Freund und Kollegen Dobert zum Geburtstag bekommen.

Auf dem Vertikow in diesem Zimmer standen eine Menge Kabinettphotographien, in netten Rahmen, gruppiert um ein großes Dintenfaß von Cuivre, welches Kalkowski in einem früheren Provinzengagement von Verehrern zum Benefiz erhalten hatte. Die Photographien stellten Kollegen und Kolleginnen der Kalkowskis dar, meist in Kostüm.

In der einen Ecke befand sich eine Staffelei von Ebenholz. Eine Riesenphotographie in Ebenholzrahmen mit Bronzeecken, zeigte Asminda Kalkowski in der Blüte ihrer Schönheit. Sie zeigte dem Beschauer den tief enthüllten Rücken und ein über die prachtvolle Schulter gewandtes stolzes Profil. Ihr Haar war griechisch frisiert, und der lose auf dem Oberarm zusammengeheftete Gewandstoff schien auch anzudeuten, daß die Gestalt von irgend einem klassischen Faltenwurf umwallt sei. Allein da man weder durch das Ganze auf Iphigenie noch auf Hero geleitet werden konnte, blieb nur die Annahme übrig, daß dieses Brust- oder vielmehr Rückenbild nur gemacht war, um die Schönheit der Frau zur Geltung zu bringen.

Drei verblichene Lorbeerkränze mit bunten, verblaßten Streifen hingen an der Staffelei: einer über der Krönung, je einer an den Ecken.

An den Wänden gab es sehr viel Photographien, auch meist Kostümbilder, bekannte Künstler und das Ehepaar selbst. Dazwischen billige japanische Fächer und Shawls.

Im anderen Zimmer, wo die Kameltaschen Farbe gaben, sah man ebenfalls viel bunten und sorglich geordneten Kram.

Vor dem Spiegel ein rosa Plüschfächer als Photographieständer; auf dem Tisch sehr viel Albums in olivplüsch, braunem Leder und dergleichen; vor dem einen Fenster eine Art Arbeitstischchen von Bambusrohren, mit sehr viel Plüsch und Troddelbehang; vor dem anderen auf einer Servante ein neusilberner Tafelaufsatz gefüllt mit künstlichen Blumen. Auf dem Vertikow standen Nippes: ein großer Elefant von Porzellan und um ihn herum eine Menge von kleinen Vasen und Porzellanfigürchen. Die eine Wandhälfte, neben der Chenilleportière, war ganz mit Schleifen von Lorbeerkränzen behangen, aus deren goldgedruckten Inschriften man zum Teil ersehen konnten, ob sie einst Martin Kalkowski, oder Asminda Kalkowski-Fabbro geworfen worden waren.

Die beiden Frauen waren sehr eingenommen von ihren beiden Staatsstuben. Sie hielten die Einrichtung für ungemein geschmackvoll und gediegen. Das war gewiß begreiflich, denn in früheren Jahren, als das Ehepaar Kalkowski von Ort zu Ort, in immer neue Engagements ziehen mußte, hatte man in möblierten Zimmern gehaust. Vor fünf Jahren, als es beiden Künstlern fast zugleich geglückt war, das heißersehnte Berliner Engagement zu finden, hatte die Familie angefangen, sich einzurichten. Zunächst wurden alte Möbel bei Gelegenheitskäufen erworben. Dann erstand man die beiden „Garnituren" auf Abzahlung. Gerade erst vor einem halben Jahr war die letzte Rate an den Möbelhändler abgegangen. Sowohl Mutter als Tochter hatten seitdem ein beinahe hochmütiges Gefühl von solider Wohlhabenheit und sprachen verächtlich von Kollegen, die imstande seien, chambre garni zu wohnen.

Philipp zwar machte Mutter und Schwester manchmal darauf aufmerksam, daß einige Stücke in ihren Stuben ganz abscheulich seien. Allein sie glaubten ihm nicht, ganz einfach, weil er der Sohn und Bruder war. Es ging ihnen wie den meisten Menschen: das Wort des unbedeutendsten Fremden hat mehr Gewicht als das der nächsten Verwandten.

Die Ordnung in den beiden Zimmern wurde nie gestört, denn die Kalkowskis gaben keine Gesellschaften. Mit den Schauspielern sah man sich ja mehr als zuviel hinter den Coulissen; mit einigen besonders befreundeten Kollegen und Kolleginnen ging Frau Kalkowski zuweilen nach den Vorstellungen in ein Restaurant und nahm dann stets Martina mit.

Auch Philipp sorgte dafür, daß seine Schwester unter Leute kam. Er führte sie auf Preß- und Künstlerbälle, wo Martina schnell wegen ihrer eigenartigen Erscheinung und durch ihre temperamentsvolle Munterkeit in der Herrenwelt bekannt und beliebt ward. So hatte auch Guy sie kennen gelernt und ihr lange oberflächlich den Hof gemacht, ohne sich mehr dabei zu denken, als das Amüsement der Stunden mit sich brachte — bis er vor sechs Wochen in Martinas Augen etwas las, was seiner Courmacherei plötzlich eine ernste und leidenschaftliche Richtung gab. —

Martina ging im Zimmer umher, arrangierte noch ein wenig die Falten der Portière, guckte zum Fenster hinaus und sah nach der Uhr, die sie an einer reizenden Kette, die jeder für echt halten mußte, im Gürtel trug.

Die Uhr bestätigte, was die vom Fenster sich zurückziehende Sonne schon angekündigt: es war gleich fünf.

Martina rechnete nach: wenn Guy und Philipp schnell am Bahnhof oder unterwegs etwas gegessen, dann in Guys Wohnung vorgewesen waren und alle Wege per Droschke gemacht hatten, konnte ihr Verlobter bald hier sein.

Weitere zehn Minuten vergingen ihr mit Warten. Martina war nicht eigentlich ungeduldig.

Sie hatte vielmehr eine starke Empfindung von Genugthuung, wenn sie sich die Ungeduld Guys, sein verzehrendes Verlangen nach ihrer Nähe vorstellte. Sie fühlte sich als Spenderin von allerlei Gnaden. Es war ein köstliches Bewußtsein, so ein ganzes Mannesherz, ein ganzes Mannesleben zu eigen zu haben. Ihre Persönlichkeit, die ihr von jeher als eine sehr wichtige, viel beachtete und bedeutungsvolle vorgekommen war, schien ihr noch wichtiger geworden.

Unten fuhr ein Wagen vor. Die zwei Treppen waren in rasender Schnelligkeit genommen. Es klingelte, und Martina lief hinaus.

„Nini!“ rief Guy. Schon im dämmrigen Flur hing Martina an seinem Halse.

Sie küßten sich. Guy erbebte vor Glück, das geliebte Mädchen an seiner Brust zu haben, ihre heißen Küsse auf seinen Lippen zu fühlen, in ihre funkelnden Augen seinen Blick versenken zu können.

Als sie im Zimmer einander bei hellem Tageslicht betrachteten, überfiel die Freude des Wiedersehens sie neu.

Wenn Guy so das vor Lebensfreude und Temperament fiebernde Geschöpf wieder und wieder umarmte, kam es ihm vor, als habe er noch nie geküßt und noch nie geliebt und als erstarke er erst in diesem übermächtigen Verlangen, das ihn zu Martina zog, zum wahren Manne.

Endlich saßen sie, etwas ruhiger geworden, zusammen auf dem Sofa.

„Nun erzähle,“ sagte Guy, „was hast du in den fünf Tagen meiner Abwesenheit alles gemacht? Bist du traurig gewesen? Hast du dich nach mir gesehnt?“

Er hatte den rechten Arm um Martinas Taille gelegt, und sie lehnte sich gegen Arm und Sofawand, ein Knie über das andere geschlagen. Guys linke Hand hatte sie mit ihren Fingern umschlossen.

„Gesehnt hab' ich mich schon,“ erzählte sie, lustig in sein vorgebeugtes, ihr zugewandtes Gesicht sehend, „aber das Traurigsein wäre ja völlig unnütz gewesen. Gestern war eine Première im Residenztheater, und da Mama gerade nichts zu thun hatte, gingen wir hin. Nachher trafen wir noch mit Dobert und Brinkmanns — du weißt, die vom Lessingtheater — und Meyers zusammen bei Kempinski. Zu schade, daß du nicht mit warst. So was von Fidelität kannst du dir nicht vorstellen. Und vorgestern — Gott was war noch vorgestern? — ach so, vorgestern spielte Mama, und wir gingen gleich nach Haus. Und den Tag vorher war ja das Winzerfest in Philipps Verein. Du, du kannst eifersüchtig werden: ich habe einen kolossalen Erfolg gehabt als Spanierin.“

Sie tätschelte bei ihrer Erzählung immer Guys Hand und sah ihm so liebevoll in die Augen, daß er ihr nicht sagen mochte, wie er es schöner und taktvoller gefunden, wenn sie während seiner Abwesenheit sich weniger amüsiert hätte.

„Heute hast du auch einen kolossalen Erfolg und zwar bei mir mit dem reizenden Kleid,“ sagte er zärtlich. „Das Grün steht dir vorzüglich. Was neues? Ich meine, ich sah dich noch nicht darin? Und es knistert so schön von Seide.“

Martina strich oberflächlich über die Falten ihres Kleides.

„Ach,“ meinte sie, „es ist ein Gelegenheitskauf, der Stoff. Das seidene Futter stammt von einem abgelegten Kleid der

Aus unserer Studienmappe:

Leonardo da Vinci. Von R. Oskelmann.

Mama, das zufällig in der Farbe paßte. Man muß sich einzurichten wissen. Wir haben eine famose billige Schneiderin und arbeiten ja auch viel mit der Greßmann im Hause."

Guy war entzückt.

„Laß mich die kleinen Feenhände küssen," sagte er. „Wie das eine Frau ziert und ehrt, mit Wenigem Chic und Vornehmheit in der äußeren Erscheinung herstellen zu können."

„Und auch dir ist es gut gegangen?" fragte Martina.

Guy erzählte begeistert.

Und seine Braut hörte zu, sehr genau, sehr klug.

Daß man ihrem Verlobten fünfundsiebzigtausend Mark geben wollte, gefiel ihr sehr, daß sie nach Hamburg ziehen sollte, wenig. Daß Charlotte Baumeister ihre liebevolle, mütterliche, leitende Freundin werden wollte, gar nicht.

„Mache ich dir denn einen so unfertigen Eindruck," fragte sie lachend und küßte ihn, „daß ich noch weiter erzogen werden soll."

„Aber nein — so ist es ja nicht gemeint —" sprach Guy etwas verwirrt. Er konnte doch unmöglich plump heraus sagen, daß manche kleine Einzelheit in Martinas Gebaren und besonders in ihren Anschauungen von ihrer Umgebung weniger — weniger — vornehm beeinflußt sei.

„Ich muß das alles unmerklich abschleifen," dachte Guy, „so daß sie es selbst kaum spürt. Oder vorkommenden Falls ihr liebevoll vorstellen, worin sie sich noch zu ändern hat."

„Und Hamburg ist wirklich unumgänglich?" fragte sie weiter.

„Unumgänglich," erklärte er fest. „In Berlin ist die Konkurrenz derart groß, daß noch ganz andere Kapitalien dazu gehörten, wollte ich mit einem eigenen Neubau Aufmerksamkeit zu erregen versuchen. In Hamburg hingegen liegen die Verhältnisse besser, und ich habe dort den ganzen Baumeisterschen Kreis als Protektion."

„Ach," sprach sie seufzend und schob mit ihren Fingerspitzen seinen Verlobungsring hin und her, denn er ließ ihr noch immer seine Hand zum Spielen. „Ich hänge sehr an Berlin. Sozusagen mit allen Fasern. Es ist 'ne himmlische Stadt. Wenn man nur wenigstens die schwache Hoffnung hätte, daß man mal wieder herziehen kann."

„Aber Nini, wir sind ja nicht mit Hamburg verheiratet. Hab ich mir dort in ein paar Jahren Stellung und Geld gemacht, können wir noch immer thun, was wir wollen."

„Bravo, famos! Und ich darf auch Mama und Papa manchmal besuchen?"

„Sicherlich," sagte er und hoffte auf die lösende Zeit.

Sie bedeckte seine Wangen mit Küssen und wich lustig seinen suchenden Lippen aus.

Dann fiel ihm etwas auf — schwer und ernsthaft.

„Für die ungeheure Güte Charlottens hast du kein Wort?" fragte er mit traurigem Ton.

Auch Martina ward sofort ernst. Es schien plötzlich, als spräche ein anderer, ein reifer und überlegener Mensch aus ihr.

„Wie kannst du fragen?" sagte sie, sich gerade aufrecht setzend. „Ich werde dieser edlen Frau, die soviel für dich gethan, in Verehrung und Dankbarkeit die Hände küssen. Aber daß ich manches objektiver und kühler ansehe als du, ist wohl erklärlich. Sie hat viel für dich gethan, sagst du, sogar schon damals, als sie deines Vaters Nachlaß ordnete. Vergiß aber nicht, daß der Name deines Vaters auch der Name ihrer Mutter war und daß bei dem rasenden Stolz, den die Baumeisters deiner eigenen Aussage nach haben sollen, es der Frau daher gewiß schimpflich vorgekommen wäre, einen Bankerott darüber kommen zu lassen. Hab ich recht?"

„Das kann sein, Nini — indes . . ."

Sie unterbrach ihn.

„Und dann du süßer Schlingel, du mit deiner Dankbarkeitsextase, vergißt auch ganz, daß die Leute dich, den armen Malerssohn, bei Gänseleberpastete und Pommery groß gezogen haben, bildlich gesagt. Na, da war es doch einfach ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, dich als selbständig gewordenen Menschen nicht plötzlich auf Wurst und Bier zu setzen. Sie *mußten* dir ein Kapital hergeben, leihen oder schenken, mit dem du dir den Anfang zum von ihnen dir angewöhnten Leben schaffen kannst. Hab ich recht?"

Guy wurde immer verwirrter.

„So freilich sah ich es nie an. Es

kann schon ein Körnchen Wahrheit in deiner Ansicht liegen. Aber das hebt mein Dankgefühl nicht auf."

„Soll es ja auch nicht," sagte Martina heiter, sprang auf, setzte sich auf Guys Schoß und sprach mit schmeichlerischer Zärtlichkeit nahe zu ihm ins Gesicht:

„Und dann, du thörichtes, blödes Menschenkind du, das ich über alle Maßen lieb habe — knöpf doch deinen Verstand ein bißchen auf! Die Baumeister hat viel, viel für dich gethan! Jawohl, aber sie that es doch auch für sich! Sie hatte keine Kinder und höchstwahrscheinlich einen Greuel von Mann; sie langweilte sich. Da kamst du ihr eben recht in den Wurf. Denk doch bloß, wie heiter und reizend das für sie war, dich immer um sich zu haben, dich, dich!" Sie küßte ihn wild. „Oh ich neide ihr all die schönen Jahre, wo sie dich hatte und ich noch nicht. Und dann, welch Vergnügen, so 'n intelligenten Strick zu beeinflussen, ihn sich ergeben zu wissen! Frag dich bloß mal, was die Baumeister gehabt hätte von ihrem Leben ohne dich, und dann beantworte dir selbst die Frage: bist du ihr, oder ist sie dir Dank schuldig?"

Guy war leichenblaß. Sein Herz klopfte schwer. „Das ist alles, alles wahr, was du da sagst," sprach er mühsam, „aber wenn ich Charlotten ein wenig Freude in ihr Leben brachte, so war das meine Pflicht und entsprang meinem tiefen Gefühl für sie. Aber wieviel es auch war, es wiegt doch nicht entfernt auf, was sie mir gab. Und ewig bin ich ihr verbunden . . ."

„Ach was — du gehörst mir — mir." Martina ergriff ihn an den Schultern und schüttelte ihn zum Spaß. „Gehörst du mir, gehörst du mir?" fragte sie.

„Ja," sagte er heiser, „aber . . . ."

„Aber ich soll auch deine Freunde lieben und ehren. Das versteht sich von selbst. Ich sehe ein, daß du Baumeisters Dank schuldest. Ich werde selbstverständlich Respekt und Ehrfurcht vor Leuten haben, die dir Liebes und Gutes erwiesen."

„Das freut mich. Das Versprechen nimmt mir eine große Sorge vom Herzen. Du mußt auch bedenken, Ninichen — ohne Baumeisters wäre ich gar nicht der, der ich bin. Und also hättest auch du mich nicht. So empfängst du mich eigentlich indirekt aus ihrer Hand. Es wäre mir fürchterlich, wenn du das nicht einsähest," sprach er.

„Sei nur ruhig, Schatz. Deine Nini wird dir immer nur Gründe geben, stolz auf sie zu sein. Ich bin viel zu gut erzogen und viel zu sehr Dame, um jemals taktlos zu handeln."

Er war glücklich. Dazu hatte Martina eine Art von tadelloser, unnahbarer Haltung, wenn sie von ihrer guten Erziehung und ihrem Takt sprach, die Guy entzückte.

Auf ihre „Erziehung" hatten sowohl Martina selbst wie auch das Elternpaar einen ganz naiven und ehrlichen Stolz. Man sah es als eine verdienstvolle und löbliche Thatsache an, die von der Mutter in den Kreisen ihrer Kollegen auch gebührend gerühmt wurde, daß Martina „unschuldig" in die Ehe treten konnte. Auch verstand Martina sehr gewandt und amüsant mit jedermann zu plaudern. Daß sie gute Manieren hatte nnd ganz wie eine Dame aussah und sich benahm, mußte man ihr doch auch lassen. Und kurz und gut, Kalkowskis begriffen nicht, wie ein Mädchen hätte besser erzogen sein können. —

Weil Martina gerade von ihrem Takt gesprochen hatte, fiel ihr ein, daß es ihr oblag, die Eltern zu entschuldigen.

„Du mußt verzeihen," sagte sie, „daß Mama nicht sichtbar wird. Sie spielt heut Abend, und da muß sie bis halb sechs schlafen und dann geht sie still daran. Du wirst sie nach der Vorstellung sehen — wir gehen dann doch irgendwo zusammen hin?"

„Du meinst also," fragte Guy zögernd, „wir sollten heute ins Theater gehen?"

Er hatte sich einen anderen Abend ausgedacht, ähnlich wie die beiden, welche er bei Charlotte verbrachte, angefüllt mit anregenden und wichtigen Gesprächen und nur noch tausendfach verschönert durch die Nähe der Heißgeliebten. Sein Verstand hätte ihm doch sagen sollen, daß dergleichen Abende in der Kalkowskischen Häuslichkeit eine Unmöglichkeit waren.

„Natürlich," sagte Martina eifrig. „allein schon wegen der Mahler. Weißt du, die ist ein Nagel zu Mamas Sarge."

Guy lächelte. Der Eifer stand Martina so gut. „Das ist ja schrecklich!"

„Nein wirklich," versicherte sie, „es ist gar nicht zum Lachen. Du kannst dir die Schändlichkeiten dieser Person nicht vor-

stellen. Mama mag sich die schönsten Toiletten ausdenken: die Mahler hat immer noch schönere. Aber natürlich: die hat immer einen, der zahlt! Voriges Jahr war's ein russischer Attachee. Dem soll sie fast dreißigtausend Mark gekostet haben.

„Und im Sommer hat sie dann ein Baby gehabt — die Greßmann weiß es gewiß — es soll bei einer scheußlichen alten Frau in der Pflege sein, weißt du, bei so einer Art von Engelmacherin. Die Mama sagt auch: wenn man sich die schönen Kleider so zu verdienen weiß, hat man's leicht die Kolleginnen zu übertrumpfen."

Guy war wieder ganz bleich geworden. Auf das schmerzlichste berührt, sagte er innig:

„Das sind Sachen, meine Nini, die du eigentlich nicht kennen solltest. Wenigstens hab ich mir immer gedacht, daß junge Mädchen nichts davon wüßten."

Martina lachte unbefangen und glitt von Guys Knieen. Sie stand vor ihm und sah ihn kopfschüttelnd an.

„Was du dir für 'n Begriff von jungen Mädchen machst! So was weiß man doch. Na, und die Augen und Ohren zuknöpfen kann man sich doch auch nicht."

„Nein," sprach er und zwang sich leicht zur Gerechtigkeit, indem er ein inniges Mitleid mit Martina empfand, „nein, das konntest du nicht. Wenn du andere Sachen kennst und sprichst, als die jungen Mädchen, die ich zum Beispiel im Baumeisterschen Hause kennen lernte, so darf ich dir keinen Vorwurf daraus machen. Die Umgebung, in der du lebst, ist Schuld daran. Später wirst du über manches anders denken lernen."

Er wollte sie liebevoll an sich ziehen, um in ihren Küssen sich Trost und Mut zu holen.

Aber sie entzog sich ihm unwillig.

„Na so was!" sagte sie empört. „Wenn man dich hört, sollte man glauben, ich sei eine verdorbene Person! Hör mal, das laß ich mir weder für mich, noch für meine Mama gefallen. Was soll ich in 'ner andern Umgebung anders denken? Meine Mama ist eine famose Frau, und was die mir für 'ne Erziehung gegeben hat, kann ich ihr gar nicht genug danken. Und die genügt mir vollständig. Wenn sie dir nicht genügt ...."

Sie hielt mit einem Achselzucken inne, Guy war erschüttert.

Daß Martina so fest an ihre Mutter glaubte, rührte ihn. Er nahm es für einen Beweis ihres tiefen Gemütes.

Aber zugleich sah er wohl, daß Martina sich in vollkommener Ahnungslosigkeit darüber befand, daß es noch eine andere Art als ihre Art, noch eine anders gefärbte Erziehung als ihre Erziehung geben könne.

Er hatte es schon oft gemerkt: für Martina beruhte die ganze Welt auf den Kalkowskischen Interessen- und Personenkreisen. Daß es darüber hinaus noch andere, wichtigere Zonen gäbe, in denen Menschen und Fragen von zeitbewegender Bedeutung standen, war ihr ganz fremd oder doch ganz egal.

„Wenn ich sie erst aus diesem Boden herausgenommen habe ...." dachte Guy hoffnungsvoll.

Martina sah, daß etwas in ihm vorging. Aber sie ahnte nicht entfernt seine wahren Qualgedanken, sondern glaubte, ihre letzten Worte und ihr Achselzucken: „wenn sie dir nicht genügt ..." hätten ihn erschreckt, und er hätte sie bei sich als Drohung vollendet: „dann kannst du ja gehen."

Plötzlich schlang sie ihre Arme um seinen Hals.

„Aber dein Ninchen wollte ja gar nichts Böses sagen," schmeichelte sie. „Wenn dir meine Erziehung nicht genügt, wollte ich sagen, na, denn kremple sie um, du alter greulicher Schulmeister du! Dann wird aus deiner lustigen Nini ein säuselndes und zimperliches Altjungferlein."

Guy wollte sie küssen.

„Nein, nein," rief sie lustig, „wohlerzogene junge Damen lassen sich nicht küssen."

Und nun versanken alle Sorgen und Zweifel in einem süßen Getändel von Scherzen und Zärtlichkeiten.

Dann war es aber höchste Zeit zum Theater. Und Martina wollte vorher noch in einer Konditorei Schlagsahne essen und einen Maraschino trinken, denn sie war ein Leckermäulchen.

Auch mußte die Greßmann noch hereinkommen, Guy durfte es nicht abschlagen. Die gute Greßmann hatte es sich so sehr gewünscht, den „Bräutjam" ihres geliebten Ninichens zu sehen.

Mit Geduld ließ Guy die Redensarten

Marc Antonius. Nach der Gruppe von Arthur Strasser.
(VII. Internationale Kunstausstellung in München 1897.)

Digitized by Google

der hochaufgeschossenen, dünnen Person mit dem faden Gesicht und der hochmodernen Pariser Frisur über sich ergehen.

Endlich ging er dann Arm in Arm mit Martina die Chausseestraße hinauf.

Der Abend war so schön. Vom Himmel blickten die ersten Sterne aus noch nicht ganz verdunkelter Höhe hernieder. Ein Atem von Frische ging durch die Luft. In bläulicher Ferne schloß sich die Straße mit der gelben Perlenreihe ihrer Gaslaternen zu einem Punkt zusammen.

Der Straßenlärm war unendlich. In die vor dem Tagesschluß noch einmal fieberhaft aufwallende Eile der Geschäfte mischte sich schon die erste Hast des Vergnügens. So jagte das Leben mit erhöhtem Pulsschlag durch die Adern der Weltstadt.

Guy fühlte sich von solcher Straßenstimmung immer getragen und angeregt. Er wäre gern gegangen.

Aber wenn Martina noch bei Kranzler ein wenig naschen sollte, und wenn man gegen Ende des ersten Aktes im Südendtheater eintreffen wollte, — früher war es nicht nötig, weil Frau Kalkowski in den ersten fünf Scenen nicht beschäftigt war, — mußte man eine Droschke nehmen.

„Nicht wahr, eine Erster und auf Zeit. Es ist besser, sie wartet dann bei Kranzler," sagte Martina. Sie war so froh, daß die Pferdebahn- und Omnibusfahrerei nun ein Ende hatte und haben sollte.

Beim Eintritt in das Theater hatte Guy noch einen peinlichen Moment zu überstehen. Er sollte durchaus mit in die große Theaterloge, wo heute sicher viel Platz sei. Aber Guy hatte keine Lust, mit den unbeschäftigten Kollegen und Kolleginnen der Kalkowski zusammen zu sitzen.

Um Martina nicht zu verletzen, sagte er, sie würden doch mehr voneinander haben, wenn sie fremd unter Fremden im Parkett säßen. Das sah Martina ein und wollte nun ins Bureau, um Freibillets zu erbitten. Guy bestand darauf, die Karten zu kaufen, was Martina eine sinnlose Verschwendung fand.

Endlich saßen sie dann auf bezahlten Plätzen, und Martina hatte nur noch Sinn für die Bühne. Aber keineswegs für das Stück.

In den Zwischenakten erfuhr Guy noch soviel von Fifi Mahler, daß er vor Ungeduld litt.

Kaum sieben Jahre jünger als die Mama war die Mahler und that wie ein Backfisch. Und die Gesellschaftsrobe im ersten Akt sollte von Worth sein. Das war eine elende Prahlerei. Die Greßmann hatte eine Cousine, die bei Rosenthal arbeitete, und wußte daher genau, daß das Kostüm in Berlin und wo gewachsen sei. Und dann dieses Straßenkleid genre tailleur „— na, wenn man sich vermittelst einer stählernen Kurbel ein besonders eingerichtetes Korsett zudrehen ließe, könnte man schon solche Taille haben. . . ."

Man gab Fernande, und Frau Asminda Kalkowski-Fabbro spielte die geistvolle, intrigante Gräfin Clotilde.

Guy mußte sich gestehen, sie spielte mit großer Gewandtheit und wirklichem Esprit und hätte vielleicht ohne ihre kolossale Üppigkeit, die ihr etwas Unfeines gab, auf einer Bühne ersten Ranges ihren Platz behauptet. Aber es war ihm ein eignes Gefühl, eine Frau, die für ihn eine Persönlichkeit voll ernster Würde sein sollte, da auf der Bühne, recht tief dekolletiert, mit flimmernden Brillanten um den weißen speckigen Hals sich bewegen zu sehen, in einer hellen, weinfarbenen Damastrobe mit gelben Rosengewinden.

Und während Martina wiederholt ihm zuflüsterte: „Spielt Mama nicht entzückend? Sieht sie nicht herrlich aus?" träumte er von einer nahen Zukunft, wo er das geliebte Mädchen ihrer seichten und rohen Welt entzogen haben würde.

Und er beobachtete ihr lebendiges Gesicht, in dem er so viele Spuren von Intelligenz und Feuer fand.

Er liebkoste seine Hoffnungen.

Und bei so guter Behandlung wachsen alle Hoffnungen ins riesengroße.

IV.

Die nächsten Monate verrannen für Guy in einer Unrast, die ihm sehr, sehr selten Zeit zum Besinnen ließ.

Sein Anstandsgefühl verbot ihm, eine Lösung des Kontraktes anzustreben, der ihn noch bis zum letzten Februar des neuen Jahres an die Architektenfirma band. Seine Kraft war dem großen Unternehmen nötig, und er wußte, daß seine Chefs, die zu ihm

in freundschaftlichsten Beziehungen standen, vor dem ersten März den Ersatzmann nicht haben konnten, der Guys Nachfolger werden sollte. Martina mahnte ihn zwar fort und fort, sich freizumachen, um im Winter so recht mit ihr noch einmal Berlin zu genießen, ehe man schied. Aber er blieb fest.

Die Chefs, in dankbarer Anerkennung seines Pflichteifers, beurlaubten ihn dafür zu reisen, so oft seine Geschäfte ihn nach Hamburg riefen. Dort mußte immerhin schon viel vorbereitet werden, wenn Guy Anfang März sein Bureau zu eröffnen dachte. Es mußte hierfür eine geeignete Lokalität gefunden werden, am liebsten in Verbindung mit einer Privatwohnung. Dann sollte ein Platz gekauft werden, wo die Spekulationsvilla hingebaut werden konnte. Alle Pläne und Berechnungen für diese ersten Unternehmungen mußten fertig gestellt, Verträge mit den beteiligten Handwerkern geschlossen werden.

Charlotte Baumeister stand ihm eifrig bei. Sogar Herr Konrad Peter interessierte sich hier und da in etwas gnädiger Form und verschaffte Guy einen Auftrag. Guy sollte das alte Patrizierhaus eines Freundes von Konrad Peter Baumeister umgestalten und einen monumentalen Speicher daraus machen. Das war gleich eine verantwortliche und mühevolle Sache, aber Guy konnte Geld dabei verdienen und tüchtiges Können beweisen. Und dann: welch beruhigendes Bewußtsein, neben dem eignen Spekulationsbau, mit welchem er sich vor allen Dingen als Künstler zeigen wollte, gleich einen anderen Bau zu haben, der nüchterne Arbeit zwar, aber auch Verdienst gab. Von jeder Hamburger Fahrt kam er mit einer neuen, angenehmen Nachricht zurück. Für die Villa hatte er auf Baumeisters Rat einen schön gelegenen Garten in Harvestehude, einem eleganten Vorort Hamburgs, gekauft. Es stand in dem Garten noch ein häßliches altes Haus, das erst abgebrochen werden sollte. Guy hatte nur fünfzehntausend Mark anzuzahlen brauchen, der Rest der Kaufsumme blieb als Hypothek stehen, eine weitere Hypothek von fünfundzwanzigtausend Mark war gesichert am Tage, wo das Haus gerichtet ward; so konnte Guy seinen Bauplan in all seiner Schönheit und Üppigkeit ausführen und brauchte noch nicht ganz fünfzigtausend Mark eignes Geld hineinzustecken. Wenn dann die Villa glücklich und schnell verkauft würde, hoffte Guy bei einem Verkaufspreis von etwa zweimalhunderttausend Mark ein annehmbares Geschäft zu machen.

Ein Bureau hatte er in der Ferdinandstraße gefunden und im selben Haus zwei Treppen hoch eine sehr schöne Wohnung, aus deren Hinterfenstern man über einen Garten weg auf die Alster sah.

Diese Wohnung und ihre Einrichtung interessierten Martina mehr als die Bauten, mit denen Guy seine Laufbahn beginnen sollte.

Er hatte einen genauen Plan der Wohnung angefertigt, und oft saßen sie und berieten die Einrichtung, wobei ihnen Philipp Kalkowski mit seinen netten Einfällen treulich zur Seite stand.

Es stellte sich zu Guys Erstaunen heraus, daß Martina einen völlig ungeschulten Geschmack hatte. Ihr Ideal von schöner Wohnungseinrichtung hing mit sehr viel Seide und Plüsch zusammen.

Voll Eifer, ja voll Stolz auf so reizenden Besitz, sagte sie, daß das Plüschtischchen im roten Salon, auf dem der Porzellanhund die rosa- und olivfarbige Kleeblattplatte trug, ihr selbst gehöre und auch der schöne rosa Plüschfächer und der entzückende Arbeitstisch mit den Quasten . .

Sie war ein wenig verdutzt, daß Guy sie auslachte und erklärte, dergleichen Kram dulde er nicht in seinem Hause. Aber sie begriff sofort. Und mit einem erstaunlichen Anpassungsvermögen, welches sich zunächst in vorsichtigem Schweigen den Übergang suchte, änderte sie schnell ihren Geschmack. Bereits nach vier Wochen sprach Martina verächtlich von Leuten, die es in stillos eingerichteten Wohnungen aushielten.

Beglückt sah Guy hierin einen erneuten Beweis ihrer Bildungsfähigkeit, ohne den lächerlichen Anflug, den ein so schnell angemaßtes Richteramt immer hat, zu bemerken.

Die Worte „echt“ und „Stil“ stiegen ihr sogar derart zu Kopf, daß sie die reizenden Einfälle ihres Bruders abfällig kritisierte. Philipp wollte ihr ein Fenster malen ganz im Stil der altdeutschen, farbenbunten, mit den Linien der Verbleiung so wunderlich durchschlängelten Glasmale-

reien. Er hatte eine originelle Methode erfunden, das täuschend nachzuahmen. Martina sagte: „komme uns um Gotteswillen nicht mit solchen Imitationen, das ist mauvais genre.“ Nun setzte Guy ihr wieder auseinander, daß bei diesen und anderen Vorschlägen Philipps doch immer die Technik und der künstlerische Witz zu bewundern blieben, und daß man solche Malereinfälle nicht in eine Linie stellen dürfe mit dem Geschmack, der sich in ihren Plüsch- und Porzellanhundtischchen ausspreche.

Bei dergleichen Belehrungen sah Martina ihn mit ihren großen Augen aufmerksam und ausdrucksvoll an, dachte aber bei sich: „Ach, das ist ja ganz egal. Was mir gefällt, ist schön, und was mir nicht gefällt, ist häßlich.“

An seinen Schwager Philipp schloß Guy sich freudig und gern an.

Philipp Kalkowski war in vielen Kreisen der Berliner Gesellschaft eine populäre Persönlichkeit. Man sprach nicht von ihm ohne hinzuzufügen, „er ist ein so netter Mensch.“ Es war, als sei es sein Metier, ein netter Mensch zu sein.

Die Eltern hatten ihn schon früh bei einer bescheidenen Lehrersfamilie in Pension gegeben. Den Knaben konnte man im Hinblick auf sein späteres Militär- und Berufsleben nicht wie die Tochter von Engagement zu Engagement mitschleppen und alle zwei, drei Winter die Schulen wechseln lassen. So war Philipp getrennt von den Seinen aufgewachsen, die er nur in den Ferien sah, und das auch nur, wenn die Eltern in einem Engagement in Norddeutschland sich befanden. Sonst kostete die Reise zu viel. Philipps Pensionsvater war Zeichenlehrer. Der gute Mann hatte einst in seiner Jugend davon geträumt, ein zweiter Overbeck oder Veit zu werden; die sogenannten Nazarener waren sein künstlerisches Ideal. Nun entdeckte er in seinem Zögling einiges Zeichentalent und bildete es mit großem Eifer aus, soweit er vermochte. Er ließ den Jungen nach Klötzen und nach Vorlagen zeichnen, und Philipp konnte schon mit allen Techniken sämtliche Öldruckbilder in der Nachbar- und Freundschaft seines Lehrers kopieren, als er noch nicht imstande war, eine Kaffeetasse nach der Natur abzuzeichnen. Dabei erfüllte sein Lehrer seine Phantasie mit den märchenhaftesten Vorstellungen von der Schönheit des Künstlerlebens. Eine Berufswahl hatte somit für Philipp nie bestanden. Er mußte, sollte und wollte Maler werden. Früh brachte sein väterlicher Freund ihn in das Atelier eines berühmten Porträtisten, der ein schmunzelndes Interesse an dem Enthusiasten und verkümmerten Manne behalten, mit dem er einst zusammen die Schulbank gedrückt. Der große Mann fand an dem liebenswürdigen, immer gefälligen, bescheidenen und heiteren Jüngling Gefallen und nahm ihn auf. Im Atelier wurde dann Philipps bisheriger Bildungsgang die Quelle zahlloser Anekdoten und Geschichten, bei denen man auf Kosten des alten Zeichenlehrers lachte.

Lange dachte der Porträtist, diese tolle Methode, jemanden für die Kunst vorzubereiten, habe Philipps Talent verkümmert, es werde schon noch frei werden. Allein allmählich sah man wohl: der nette Junge hatte kein Genie, die deutsche Malerei konnte sich vorzüglich ohne ihn behelfen. Aber er war eben gar so ein netter, anständiger Junge, man konnte ihn nicht wegschicken. Er war auch dem großen Meister persönlich einfach unentbehrlich. Dem Philipp konnte man alles sagen, ihm jede Mission anvertrauen. Er war die Diskretion und Verschwiegenheit selbst. Man konnte in seiner Gegenwart schimpfen und kritisieren und klatschen — er trug nie ein Wort weiter.

Und er scheute keine Mühen, um seinem Meister wie dessen Freunden gefällig zu sein.

Bei Künstlerfesten war er der fleißigste, wenn es hieß, sich bei den Vorbereitungen aufzuopfern.

Sein Meister lud ihn in sein großgeführtes Haus als Gast. Von hier aus faßte er Fuß in der Gesellschaft.

Fragte man nach Philipp Kalkowski, so hieß es zuerst: er ist der Liebling des Meisters. Und so ging es weiter. Er war sozusagen voll Etiketten geklebt. Philipp Kalkowski? Natürlich kann man ihn einladen, er verkehrt intim bei X. Kalkowski? Aber sicherlich muß er dabei sein, er ist so intim mit Y. Kalkowski? Vergiß nur nicht Kalkowski einzuladen, er ist eng befreundet mit Z's und kann vielleicht vermitteln, daß wir mit Z's anknüpfen.

Und wenn irgendwo ein Bazar sein sollte, konnten die Vorstandsdamen darauf rechnen, daß Kalkowski ihnen die Buden ausschmücken half und allerliebste Kleinigkeiten zum Verkauf stiftete. In den Häusern, wo er viel verkehrte, fanden die Damen, daß er nie ihren Geburtstag vergaß, sondern immer irgend eine hübsche Sache darbrachte, einen gemalten Bilderrahmen, einen Wandteller oder dergleichen. Der eine oder andere Hausherr kaufte dann, als Revanche für all die Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten Kalkowskis, ihm ein Bild ab.

Auch schickte man junge Söhne und Töchter zu Malstunden in Philipps Atelier.

Zwar gab es den einen oder anderen Künstler, welcher bissig sagte: „Das ganze Licht, in dem der Kalkowski lebt, ist bloß Reflex, der von seinen reichen und angesehenen Bekannten auf ihn fällt — seine Bilder sind fad und mittelmäßig gezeichnet und gemalt obendrein."

Aber im ganzen konnte man doch sagen, daß Philipp Kalkowski keinen Feind habe.

Neidlos pries und bewunderte er die Arbeiten glücklicher Kollegen und wußte für Arme und Unglückliche oft genug das Herz der reichen Bankiers zu erweichen, mit denen er gut Freund war.

Bei seinem ungemeinen Talent zur Anständigkeit und zur glatten Lebensführung sah Philipp mit einiger Sorge die Übersiedelung seiner Eltern nach Berlin.

Aber alles ging besser, als er dachte. Die Eltern waren von ihrem Beruf und den engsten Kollegenkreisen so in Anspruch genommen, daß sie ein Leben ganz für sich führten. Und in Martina fand er ein lebhaftes, amüsantes Mädchen, deren Entschluß, sich eines Tages gut anzubringen und sich um keinen Preis zu verplempern, ihm wohlgefiel.

Ihre Verlobung mit Guy hatte ihn sehr glücklich gemacht.

Die Gesellschaft besprach bei dieser Gelegenheit die Möglichkeit, daß auch Philipp Kalkowski eines Tages heiraten werde. Jedermann war überzeugt, daß er nur eine glänzende Partie machen und seine Frau auf Händen tragen werde, und jedermann gönnte ihm eine reiche Erbin. Ganz gewiß hatte auch Philipp seine kleinen Romane mit Damen aus der Gesellschaft, man raunte sich sogar zu, daß er eine besondere Gabe habe, bei Verratenen den Vertrauten und Tröster zu machen. Aber es kam nie so weit, daß man Namen nannte, und man sah ihn Jahr aus Jahr ein in der immer gleichen herzlich-heiteren Weise mit allen Damen seiner Bekanntschaft verkehren.

Philipp hatte natürlich Guy gebeten, ihn mit nach Hamburg zu nehmen. Wie gern hatte Guy dieser Bitte seines Schwagers entsprochen. Charlotte konnte nur die angenehmsten Vorurteile für die Kalkowskische Familie bekommen, wenn sie zuerst den netten Philipp kennen lernte.

Und in der That, der Mann gefiel Charlotten wohl. Philipp mit seiner mittelgroßen, zierlichen Gestalt, seinem kurzgeschorenen Blondhaar, dem blonden, aufgebürsteten Kaiserschnurrbart und dem regelmäßigen Gesicht, in dem nur ein schwellender Kindermund und ein gerader, heiterer Blick bei näherer Betrachtung bemerkenswert schienen, wirkte so unauffällig und so tadellos. Mit vollkommener Weltgewandtheit hatte er sich bewegt und den rechten Ton zu finden gewußt. Und aus ehrlichem Herzen, eine Thräne der Rührung im Auge, hatte er Charlotten gedankt und sie gebeten, seiner Schwester Führerin zu werden, wenn sie in den neuen Verhältnissen einer solchen bedürfen sollte. Von seinen Eltern hatte er wenig, aber mit vollkommener Achtung gesprochen.

„Das ist ja ein reizender Mensch," sagte Charlotte glücklich. „Ich habe ihn eingeladen, uns im Sommer einige Wochen zu besuchen."

„In der That, ein sehr netter Mensch," bestätigte Baumeister.

Philipp stellte gleich darauf in Hamburg zwei Bilder aus. Beide waren zwei Gemälden großer Münchener Maler außerordentlich nachempfunden, die in Berlin vor einigen Monaten Aufsehen gemacht. Aber diese Gemälde waren noch nicht hierher gekommen. Philipps Werke gefielen und wurden sehr besprochen, denn der Maler war ja mit Baumeisters und Vollrads „sehr befreundet," hatte also persönliche Beziehungen mit ersten Hamburger Familien. Philipp hatte richtig das Glück, das eine Bild an einen Vollradschen Vetter zu verkaufen. Es war auch davon die Rede, daß er im

Sommer vielleicht Herrn Konrad Peter Baumeister porträtieren solle.

So hatten sich denn Philipp und Guy wahrhaft brüderlich zu einander gefunden.

Frau Kalkowski, sehr animiert von dem Erfolg ihres Sohnes in Hamburg, sprach davon, ein Engagement nach dort anzustreben, und sah sich schon im Geiste als gefeierte Größe des dortigen Theaters, der man dann wohl auch an den in Hamburg noch üblichen Benefizabenden kostbare Seidenstoffe und Brillanten zu Füßen legte.

auf das lärmvolle Treiben niederwirbelten, so daß es ein merkwürdiges Bild ohne Einheit gab: in der Luft die Symbole der Stille und unten auf dem braunnassen Straßendamm der laute Lärm des Lebens.

„Warum nicht?" fragte sie eifrig. „Wir bleiben dann alle hübsch beisammen. Ich bin doch so an die Mama gewöhnt."

„Fortan bin ich dein Lebensinhalt."

„Gewiß. Aber die Liebe zur Mama hört doch darum nicht auf."

„Das soll sie auch nicht. Aber weißt

Aus unserer Studienmappe:

Das Sarnthal bei Bozen. Nach einer Momentaufnahme von Ludwig Schuster.

Martina fand die Idee famos und riet der Mama, sofort alle Schritte dafür zu thun.

Als Guy davon hörte, hatte er den ersten wirklich schweren Tag seit seiner Verlobung. Die Füße wurden ihm zu Bleigewichten vor Schreck, die Hände feucht.

„Nini," sagte er mit unsicherer Stimme, „glaube mir, es geht wirklich nicht."

Sie standen gerade Arm in Arm am Fenster und sahen auf die Chausseestraße hinaus, wo eben die ersten Flocken sacht

du, in Hamburg liegen die Verhältnisse doch etwas anders . . . man ist noch nicht so großstädtisch . . . ich meine . . ."

„Aha — du meinst, weil die Mama beim Theater ist. Das geniert deine Baumeisters vielleicht," rief Martina feindselig.

„So ausgesprochen klingt das hart," sagte er sich zur Ruhe zwingend, nach gerechten und zarten Worten suchend, „in der That denke ich, möchten auch deiner Mama manche Lasten aus einem Leben dort erwachsen. Wird sie nicht in den

Baumeisterschen Kreisen aufgenommen, die doch schließlich auch die unseren sind, würde sie das mit Recht kränken. Und wird sie aufgenommen — ich zweifle gar nicht daran, Ninichen, du brauchst noch kein solch Gesicht zu machen — dann erwachsen der Mama wieder Pflichten, die sich schwer mit ihrem Beruf vereinen lassen."

„Ach, Unsinn," sprach Martina, „eine große Künstlerin hat nie Pflichten, sondern immer nur Rechte in der Gesellschaft. Sie braucht keine Besuche zu machen und keine Diners zu geben. Die Leute können Gott danken, wenn sie sich herbeiläßt, zu ihnen zu kommen."

Guy fühlte Schweißtropfen auf seiner Stirn. „Die Welt ist nicht ganz so, Ninichen, wie du sie dir manchmal denkst," sagte er zärtlich, „auch ist die Mama, die ich, wie du weißt, als großes Talent bewundere, doch in Hamburg noch nicht als Künstlerin ersten Ranges bekannt — —

„Kaffern — die Hamburger," schaltete Martina ein.

„Sie müßte sich dort erst eine Stellung machen — und dann die Intriguen — wenn sie wieder gehen müßte . . . wie peinlich für dich — die Leute könnten denken, sie hätte nicht gefallen, und du weißt, wie urteilslos das Publikum in Theatersachen ist."

Guy hatte das Glück gehabt, die richtigen Gegengründe zu treffen.

Eine gemachte oder wirkliche Niederlage der Mama — nein, das hätte Martinas Eitelkeit nicht ertragen. Die Mama freilich konnte dergleichen vergessen, die wandte dann flink Hamburg den Rücken; aber sie, Martina, mußte dableiben und vielleicht lächelnde Blicke ertragen. Nein, nein — es war sicherer, solch Experiment zu unterlassen. Und daß ihre Mama eine große Künstlerin war, konnte sie schließlich den Leuten noch besser beibringen, wenn die sich selbst ein Urteil zu bilden keine Gelegenheit hatten.

„Sprechen wir nicht mehr davon," sagte sie, „wenn du es nicht willst, genügt mir das, die Mama zu bestimmen, den Plan fallen zu lassen."

„Oh meine Nini!" rief Guy dankerfüllt und zog sie an sich.

„Weißt du, Mama," sagte Martina nachher, als sie sich im Zimmer ihrer Mutter den Hut aufsetzte, „Guy meint, mit Hamburg, das ist nichts für dich. An die guten Rollen läßt die Ellmenreich niemand 'ran. Für bloß Mütter seiest du noch zu jung und zu schön. Du setztest dich höchstens in ein Wespennest, und mehr Gage als hier is nich. Und Berlin bliebe doch immer Berlin."

Auch Frau Kalkowski war bemüht, auf ihrem dunklen, kunstvoll frisierten Haar ein Miniaturhütchen von Goldstickerei, rosa Federn und Pelzstreifen festzustecken. Man wollte in die Premiere des Nordendtheaters gehen, wo Kalkowski die komische Hauptrolle hatte.

„Meint er?" fragte sie.

„Und dann, Mamachen, wenn es mir mal zu langweilig in Hamburg wird, ist es doch immer so'n schöner Vorwand, daß wir dich hier besuchen müssen," fuhr Martina fort und rückte ihren Federhut zurecht. Dieser „Vorwand" war ihr nachträglich eingefallen und hatte sie vollends zur Gegnerin des Planes gemacht.

Frau Kalkowski hatte sich aber schon sehr in den Gedanken hineingelebt.

„Ich schrieb bereits an den Agenten dieserhalb," bemerkte sie ruhig.

Martina bekam einen großen Schreck. Sie teilte im Theater leise nachher Guy diese Thatsache mit. Das Brautpaar beschloß, Philipp zur Hilfe aufzurufen.

Philipp war nicht anwesend. Er kam nie ins Theater, wenn seine Eltern spielten. Er war immer ausgebeten. In der That war er ein sehr viel eingeladener Mensch. Aber Guy hatte das deutliche Gefühl, daß hierbei eine Absicht vorläge. Doch weil Philipp den Punkt nie berührte, wagte er auch nicht daran zu tasten. Jedenfalls beneidete er Philipp um diese Freiheit, fernbleiben zu können.

Der heutige Abend war eine Qual. Das Herz bedrückt von der Furcht, daß Frau Kalkowski am Ende doch nach Hamburg gehen werde, mußte er die albernste und ödeste Posse an sich vorüberziehen lassen, die er je gesehen.

Der ganze nächste Tag verstrich ihm in gedrückter Stimmung. Er sollte Martina in die Wiederholung der Posse begleiten, man mußte doch sehen, wie das unbefangene Publikum sie aufnahm; das Premierenpublikum sei nie unbefangen. Guy

weigerte ſich. Aber Martina wollte nicht allein gehen, und die Mama ſpielte doch. Dann ſollte ſie zu Haus bleiben. Das erſchien Martina unmöglich. Lieber wollte ſie allein und zwar in die Schauſpielerloge des Nordendtheaters gehen.

Es wurde verabredet, daß die ganze Familie ſich mit Bekannten zuſammen in einem Bierhaus treffen ſolle, nach dem Theater.

Martina trug Guy auf, alle Morgen- und Abendzeitungen der Reſidenz zuſammenzukaufen und mitzubringen.

„Aber warum denn?“ fragte er erſtaunt. „Ihr leſt ja nie Zeitungen.“ Ihm war längſt aufgefallen, daß man bei Kalkowskis faſt nie eine Zeitung las, und daß die Frauen in Unkenntnis der wichtigſten politiſchen Ereigniſſe waren.

„Aber warum denn?! Menſch — wie kann man ſo fragen! Wir müſſen doch ſehen, was Papa für Kritiken hat!“ rief Martina.

So ſand er ſich denn abends im verabredeten Bierhaus ein und belegte einen Tiſch.

Die Theater waren noch nicht aus, das Lokal daher noch nicht überfüllt.

Aber um die Holzſäulen, die braunbunt den getäfelten Plafond ſtützten und den Raum gliederten, ſchwebten doch bläuliche Rauchlager. Seideldeckel klappten, Stimmen ſurrten, und ein Geruch von Tabak, Eſſen, Bier und Menſchen machte die Luft ſchwer. Solche Dünſte bemerkt man nur nicht, wenn man in heiterer Geſellſchaft die Zeit verplaudert. Guy aber ſaß allein. Aus der Holzwand über ſeinem Kopf ſprang ein Bronzearm hervor, der eine geſenkte Glasbirne trug. Beim grellen Schein dieſes elektriſchen Lichtes las Guy aus Langeweile die Kritiken über ſeinen Schwiegervater. Bis auf zwei waren ſie unbarmherzig ſchlecht. Man warf Kalkowski vor, jeden Witz verloren zu haben und nur noch mit Gliederverrenkungen und Grimaſſen wie ein Clown ſein Publikum zu amüſieren.

Guy legte die beiden guten Kritiken obenauf.

Endlich kam denn auch Martina, mit einem ihrem Vater befreundeten Ehepaar.

Ihre Augen leuchteten, der weiße Federhut ſah ſehr pikant über dem dunklen Geſicht aus. Guy bemerkte wohl, daß alle Leute nach ihr ſahen, und ſein Herz ſchlug vor Stolz. Verliebt wie er war, nahm er das Hinſehen für Beifall und vergaß, daß auch das Auffallende an ſich die Blicke anlockt.

„Cirkus!“ ſagte einer von zwei Herren, an denen Martina vorbeiging.

Guy war glücklich, aus ſeiner Einſamkeit erlöſt zu ſein.

„Mein Bräutjam — Herr und Frau Schulz-Weiler,“ ſtellte Martina vor.

„Äußerſt angenehm — Herr Architekt,“ ſagte Herr Schulz-Weiler.

„Wir haben ſchon viel Jutes und Schönes von Ihnen jehört,“ ſagte Frau Schulz-Weiler. Beide ſchüttelten Guy die Hand.

Herr Schulz-Weiler hatte ein Cigarrengeſchäft und fühlte ſich als flotter Großſtädter. Er hatte einen Cylinder und einen Stock mit goldenem Knopf in der Hand. Seine Bewegungen waren die einer ſchon überwundenen Gigerlmode. Das blonde Haar trug er militäriſch geſchnitten und tadellos glatt anliegend, ſeine Eitelkeit träumte, daß man ihn für einen Reſerveoffizier hielte, der er nicht war. In ſeinem Alltagsgeſicht, das ein hellblonder Schnurrbart zierte, war nur eines merkwürdig: die Augenbrauen. Die linke Braue ſenkte ihre Linie ſchläfenwärts, während umgekehrt die Rechte der Schläfe zu ſchräg aufwärts ſtrebte. Und da Herr Schulz-Weiler obenein die Angewohnheit hatte, das linke Auge oft zuzukneifen, ſo bekam ſein ganzes Obergeſicht eine ſchiefe Richtung, die ungemein luſtig wirkte.

Frau Schulz-Weiler war eine ganz hübſche Frau. Mit einem weißen Häubchen, ſchwarzem Kleid, weißer Schürze und einer Geldtaſche an der Seite, als Kellnerin, würde man ſie ſogar ſehr hübſch gefunden haben. Zu ihrer drallen Figur paßte das enge, mit hellgrauem Pelz beſetzte Jackett nicht ſehr vorteilhaft. Auch ſchwebte auf ihrem öligen Haar, hoch über ihrem friſchen Geſicht mit den Kirſchenaugen, gar zu anſpruchsvoll ein Wagnerbarett von hellgrünem Sammet, mit braunen, ſteilen Federn und einer großen Straßſchnalle garniert.

Und was es ſonſt mit Frau Schulz-Weiler für eine Bewandtnis habe, das er-

fuhr Guy auch alsbald. Sie erklärte sich ihm sogleich vertraulich.

„Wissen Sie Herr Architekt, ik schwärme fürs Theater. Ik bin jeradezu Theaterenthusiast. Wo ein neues Stück is, da muß ik hin. Es läßt mir keine Ruhe. Zu die Premièren kriegt unsereiner keine Plätze. Aber 'n zweiten Abend muß ick dabei sein. Und warum soll ik nich, für die Kinder, die wir nich haben, brauchen wir nich zu sparen. Mein Hausstand macht mir nich ville zu schaffen. Dat is mit 'ne Aufwartefrau in 'n Handumdrehn besorgt. Dat bisken Essen für Guidon und mir kocht sich schnell. Na und abend, wo wir doch so wie so immer im'n Restorang essen, da muß ick ins Theater. Sonst fehlt mir jradezu was."

Guy hörte zerstreut zu und sah auf Martina, welche die Speisekarte studierte.

Frau Schulz-Weiler fuhr fort. Sie gab Guy eine Kritik sämtlicher Stücke, welche seit Jahresfrist über die Berliner Bühnen gegangen waren.

„Ich will erst Hummermayonaise essen und dann Gänsebraten — darf ich?" fragte Martina.

„Wenn du Appetit auf solche merkwürdige Zusammenstellung hast," sagte Guy lächelnd.

Herr Schulz-Weiler sah sich um.

„Wo bleibt denn Kalkowski?" rief er.

In diesem Augenblick wurde der blasse, scharfe Kopf des Komikers über den Köpfen sitzender Gäste sichtbar. Dann sah man seine schlottrige Gestalt sich zwischen Stuhllehnen hindurchdrängen.

Martina, die inzwischen von Guy das Nähere über die Kritiken erfahren, nahm schnell alle Zeitungen auf ihren Schoß und ließ nur die beiden mit den guten Kritiken auf dem Tisch liegen.

„Sag nichts von den Zeitungen," raunte sie und legte ihre Serviette über die bedruckten Papiere, „das dumme Zeug braucht Papa nicht zu lesen."

Guy, der vorher bei sich die Frage erwogen, ob Kalkowski aus den Kritiken nicht eine Anregung schöpfen und sich in schärfere Zucht nehmen würde, hatte keine Zeit, mit Martina zu debattieren. Schon trat Kalkowski an den Tisch, mürrisch, abgespannt, niemanden ansehend.

„'n Abend" sagte er und tätschelte Frau Schulz-Weiler auf den Oberarm, dann klopfte er mit seinem Stock auf den Tisch.

„Bier her, Bier her!"

„Da kommt ja auch die Gnädige," sagte Herr Schulz-Weiler und sprang auf, um durch das volle Lokal sich Frau Kalkowski entgegenzudrängen, die majestätisch nahte, gefolgt von ihrem Kollegen Dobert, einem hohen, schlanken Mann im Paletot mit Krimmerkragen und Manschetten. Herr Dobert hielt den nicht zugeknöpften Paletot ängstlich vorn mit einer schlanken, blassen Hand zusammen. Sein bleicher, verwitterter Römerkopf trug den Ausdruck von Stolz und Selbstgefühl. Er schritt durch die Menge, als sähe er sie nicht.

Man begrüßte sich lebhaft. Guy wurde Herrn Dobert vorgestellt.

„Na, wie sind denn die Kritiken? fragte Frau Asminda.

„Wir haben nur zwei," erzählte Martina eifrig, „aber die sind sehr gut."

Martin Kalkowski über sein Seidel geduckt, sagte verächtlich:

„Ich will das Geschmier auch gar nicht lesen. Wer versteht denn heutzudage in Berlin was von'n Theater? Schmierfinken sind'se. Preßbengels, Dinienjuden. Zahlen muß man. Und wenn man nich zahlt, wird man verrissen. Ich hätt dem Ameyer hundert Mark hinschicken sollen und den Bemeiyer sollen dreimal zu'n Diner bei Dressel laden und dann das dritte Mal 'n fünfzig Markschein in'n Cigarrentasche, da hätten sie mich gelobt. Donnerwetter, der erste Komiker, wat sag ich, der erste Humorist unsers zeitjenössischen Theaters hätten se mich jenannt. Aber ich habe kein Geld zu so 'n Mätzchen na, und da kann ich mir allein schon denken, aus was for'ne Posaune sie blasen. Aus der des Lobes nu mal sicher nich."

Er trank seinen Seidel leer, klappte heftig den Deckel zum Signal für die Bedienung und schloß:

„Das heißt: Ausnahmen zujestanden! Da sind der Cmeyer und der Dmeyer! A la boncoeur. — was die schreiben, hat Hand und Fuß. Was die schreiben, will ich jern annehmen. Das sind unbestechliche Leute, da kann man was von lernen."

Guy begriff: Kalkowski hatte bereits sämtliche Kritiken gelesen, und Cmeyer und Dmeyer, das waren die, die ihn gelob..

Libelle. Nach dem Gemalde von P. Wagner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

„Papa hat recht," sagte Martina zustimmend, „käuflich sind sie fast alle. Und von solchem Pack holt sich das Publikum sein Urteil. — Da Papa, da sind die Kritiken von Cmeyer und Dmeyer. Steck sie ein. Oder besser — lies sie uns vor."

„Nini," sprach Guy halblaut, „wie kannst du in einem öffentlichen Lokal, mit erhobener Stimme die ganze Berliner Kritik der Käuflichkeit zeihen?"

Sie lachte.

„Na — das weiß doch jedes Kind!"

Herr Dobert nahm das Wort und bewies an haarsträubenden Beispielen, die er aus dritter, vierter Hand für gewiß und verbürgt erfahren habe, daß man sich Lob und Ruhm erkaufen könne. Seine sonore Stimme vibrirte metallisch.

Frau Schulz-Weiler, der man unschwer ansah, wie wichtig und geschmeichelt sie sich fühlte, weil sie in einem öffentlichen Lokal mit einigen bekannten Bühnenkünstlern zusammensaß, stimmte Herrn Dobert bei. Das Gespräch ward allgemein.

Und Guy saß dabei wie ein fremder Gast. Was hatte er mit diesen Leuten zu thun, was gingen ihn deren Interessen an?

Allmählich bemerkte Martina, daß er schweigsam war und verstimmt schien. Schnell grübelte sie nach. Ihr schien nur ein Grund möglich: Guy mochte die Schulz-Weilers nicht leiden.

Frau Kalkowski und Martina blickten mit Geringschätzung auf alle Bekannten ihres Familienoberhauptes; nur allein die Schulz-Weilers mochten auch sie leiden, weil es heitere gute Leute waren, die sich mit Kalkowski duzten, ihm schöne Cigarren schenkten und bei jedem Auftreten der Frau Kalkowski vor Bewunderung außer sich waren.

Aber Martina ließ die Leute nun sofort bei sich fallen, ganz und gar. Ihr schien mit einemmal, als wenn die ungebildete Kleinbürgerlichkeit dieser Leute auf sie und die Mama zurückfiele.

Auch sie verstummte und nahm eine gelangweilte Miene an.

Auf dem Heimweg ging sie an Guys Arm eine beträchtliche Strecke hinter der Mama und dem stolzen Herrn Dobert. Kalkowski hatte sich von ihnen getrennt und ging noch mit Schulz-Weilers in ein Café.

„Du hast dich gelangweilt heut abend, mein armer Schlingel," sagte sie zärtlich, „ich auch. Diese Schulz-Weilers sind kein Umgang für uns. Papa hat leider die Neigung zu gewisser Formlosigkeit und Bequemlichkeit. Glaube nur, Mama und ich haben oft darunter gelitten. Ich bin viel zu sehr Dame, um nicht in diesen Dingen sensible zu sein. Hast du bemerkt, daß Frau Schulz-Weiler mit dem Messer ißt?"

Guy drückte zärtlich Martinas Arm an sich. Zwar waren ihm gerade die harmlosen Schulz-Weilers am wenigsten auf die Nerven gefallen. Und er konnte Martina nicht sagen, daß es diese ganze Interessensphäre war und die Art, in ihr sich auszuleben, die ihn peinigte. Aber er freute sich doch, daß die Dame in ihr sich gegen irgend etwas auflehnte, — war es auch nur gegen das Messer, das Frau Schulz-Weiler zwischen den Lippen hinzog.

In dieser Nacht schlief er fast gar nicht. Seine Gedanken richteten sich auf den Tag seiner Hochzeit.

Ihm war, als sähe er in einen langen dunklen Tunnel hinein und fern, am Abschluß desselben, ein lichtschimmerndes Halbrund. Das war der Ausgang, durch den man in ein Land voll Sonnenschein und südlicher Wonne trat. Und von diesem Ausgang her fielen schon Strahlenbündel tröstlich hinein in den Tunnel.

Ach ja, wenn er seine Nini nur erst für sich allein haben würde.

Wie glücklich würden sie sein, wie sich ganz verstehen!

Er rechnete sich zahllose Momente vor, aus denen er sich bewies, daß Martina nicht in ihre Umgebung passe und sich schnell und köstlich entfalten werde, wenn sie auf den ihrer Art gemäßen Boden verpflanzt würde.

Ihn erfaßte eine förmlich fiebrische Eile, alle Vorbereitungen zur Hochzeit zu betreiben.

Schon am anderen Tag fragte er nach den nötigen Papieren.

Philipp war gerade da und man saß im roten Zimmer um den Tisch und trank Kaffee.

Eine Lampe, verhüllt mit einem Schirm von Seide und Spitzen, stand zwischen den Tassen; mehrere Papierrollen lagen auf der Tischdecke.

Guy hatte die Skizzen zu seinen Bauten mitgebracht, um sie Martina zu zeigen.

Sie aber setzte sich auf seinen Schoß und erklärte ihm feierlich, daß sie gar nichts davon verstehe und keine Spur von Interesse für altes oder neues Gemäuer habe, und daß er ihr dies auf der Stelle verzeihen solle.

Guy vergab und küßte und meinte aber dann, er wolle ihr ein schönes Werk schenken, worin Abbildungen der berühmtesten Bauten der Welt seien nebst populären Beschreibungen. Sie versprach, aus solchem Werk ungeheuer viel Bildung zu schöpfen, lachte, zauste ihn an den Ohren und wußte vor Übermut und Verliebtheit gar nicht, was sie anfangen sollte.

Aber Philipp studierte genau die Pläne und war entzückt.

„Das wäre eine Freude," sagte er, „mit dir einmal etwas zusammen schaffen zu dürfen. Du weißt ja, Guy, daß mein Haupttalent wohl ein dekoratives ist. Farben- und Formensinn habe ich — aber nicht die Zauberhand, die ein Menschengesicht mit all seinen tausend feinen Linien und Flächen wiedergeben kann, nicht das Schöpferhirn, neue Ideen auf den engen Raum einer Leinwand zu bringen. Das Schicksal hat mich auf einen falschen Weg gebracht. Oft denke ich daran, ganz was Neues anzufangen, mir aus der künstlerischen Ausschmückung von Räumen eine Specialität zu bilden."

Guy sah seinen Schwager herzlich an. Diese Selbsterkenntnis und Bescheidenheit, mit einer Stimme vorgetragen, durch die die Wehmut der Resignation zitterte, rührte ihn.

„Unsinn," rief Martina, „du — der so beliebt ist. Und alle Jahre verkaufst du deine zwei Bilder! Mach nur keine Dummheiten und schließ deinen Brotschrank nicht zu, ehe du weißt, ob dir ein anderer offen steht."

Frau Kalkowski kam herein, die Papiere in der Hand, nach denen Guy vorher gefragt.

„Hier unser Trauschein," sagte sie, „und hier Martinas Taufschein. Leute, wie wir, die früher so oft den Aufenthalt wechselten, müssen ihre Papiere immer zur Hand haben."

Sie ließ sich an der schmalen Seite des ovalen Tisches Guy gegenüber nieder und schenkte sich mit ihren gewohnten ruhevollen Bewegungen Kaffee ein. Mit zierlich gebogenen Fingern hielt sie den Deckel auf der Kanne dabei fest, den kleinen Finger, an dem bunte Steine funkelten, weit abstehen lassend.

Martina saß auf dem Sofa und nestelte mit beiden Händen an dem Haarknoten an ihrem Hinterkopfe herum. Dabei sah sie Philipp an, der ihr gegenüber noch die Pläne studierte. Plötzlich hatte Guy die Einbildung, daß die Familie Kalkowski verlegen sei.

Und Philipp war in der That etwas befangen, die Frauen nicht.

Mit einem verlegenen Lächeln sagte Guy: „Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß der Vorname unserer lieben Mama nur für den Theatergebrauch erfunden war."

Er dachte, es sei seine Pflicht, den Frauen die Situation zu erleichtern. Dunkel stieg die Furcht in ihm auf, daß die Papiere allerlei Mißliebiges offenbaren könnten.

Aber mit völliger Unbefangenheit sprach Frau Kalkowski, indem sie elegant, wie in einem aristokratischen Salon auf der Bühne, in der linken die Untertasse hielt und die Obertasse am Henkel mit zwei Fingern der Rechten erfaßte:

„Allerdings. Vor einigen Jahren hielt man noch darauf, daß Künstlerinnen auch wohllautende Namen hatten. Heute ist es ja Mode geworden, daß die Bühnenkünstlerinnen sich Gusti, Stasi, Tilly, Otti, Fiffi nennen."

Sie zuckte die Achseln. Das war Kritik genug.

„Aber Fabbro, das war Ihr Mädchenname?" fragte Guy mutiger.

Frau Kalkowski nickte langsam.

„Ja, nur ins Italienische übersetzt; eine Freiheit, die ich schon von meiner Mutter übernahm, der berühmten Amanda Fabbro. Fabbro, der Schmied," sagte sie belehrend.

Guy entfaltete den Trauschein, aus dem er ersah, daß Wilhelmine Schmidt mit Martin Kalkowski vor nunmehr bald achtundzwanzig Jahren in Colberg getraut worden war.

„Wir waren dort im Sommerengagement," sagte sie.

Guy fühlte so etwas wie Rührung. Was für harte achtundzwanzig Jahre mochten das gewesen sein! Von Stadt zu Stadt ziehend, immer von der Hand in den Mund lebend, hatten diese beiden Leute doch so lange treulich bei einander ausgehalten — mochte es manchmal auch Kämpfe und Unordnungen aller Art zwischen ihnen gegeben haben. Und sie hatten es immer fertig gebracht, für den Sohn das Kostgeld zu erübrigen, und dank dieser Fürsorge war er in ruhigen Verhältnissen zu einem feinfühligen, ehrenhaften Menschen erwachsen. Und von der Tochter hatten sie Schuld und Sünde fernzuhalten gewußt.

Mochte man ihrer Welt und ihrem Wesen auch noch so fern sich fühlen, Achtung mußte man ihnen hierfür zollen. Guy stand auf. Er war zum erstenmal von einer warmen Aufwallung für die Eltern seiner Braut erfaßt.

Er küßte die weiße, fleischige Hand seiner Schwiegermutter.

„Na nu," sagte Martina und legte ihre beiden Hände platt auf die Tischkante, „du machst Mama ja förmlich den Hof. Aber das ist nett — das steht dir famos."

Guy nahm sein Taschenbuch heraus, um die Papiere hineinzulegen. Spielend entfaltete er noch vorher Martinas Taufschein.

Frau Kalkowski hustete leicht.

„Martina wurde zwei Monate zu früh geboren," sagte sie dann, „ich mußte mich so sehr schnüren, um noch auftreten zu können."

Philipp stützte den Kopf in die Hand und sah vertieft in die Baupläne.

„Aber Nini," rief Guy erstaunt, „du bist ja schon siebenundzwanzig Jahre alt!"

„Wußtest du das nicht?" fragte sie ihn mit großen Augen, scheinbar sehr erstaunt ansehend.

„Nein," sagte er verwirrt, „ich habe immer von dreiundzwanzig gehört."

„Doch nicht von uns," sprach Martina ruhig, „ich glaube wohl, daß es die Leute gesagt haben. Und es kann ja sein, daß Mama und ich hier und da einfließen ließen, daß ich erst achtzehn sei, als wir vor fünf Jahren herkamen. Was geht fremde Leute mein Taufschein an?"

Guy wollte nicht streiten. Aber ihm war ganz gewiß, als habe Martina vorigen Winter einmal mit ihrem „Alter" kokettiert und gesagt, „wenn man schon zweiundzwanzig ist — —"

Sie sah die Bestürzung auf seinem Gesicht. Sie sprang auf, daß die Tassen klirrten, und hing im nächsten Moment an Guys Hals. „Bin ich dir zu alt? Na dann schick mich weg. Mama, er mag mich nicht mehr. Mama, er hat bloß meinen Taufschein geliebt, nicht mich."

Lachend zog sie, ihre in seinem Genick gefalteten Hände wie eine Fessel brauchend, seinen Kopf zu sich heran und küßte ihn gerade auf den Mund.

„Bitte mich auf der Stelle um Verzeihung," rief sie dann, „du hast mich beleidigt."

„Aber ich habe ja nichts gesagt," verteidigte Guy sich lachend.

„Aber gedacht — gedacht — das ist viel schlimmer."

Die Mama sah lächelnd dem tollen Übermut ihrer Tochter zu.

„Sie ist ein hinreißender Mensch," dachte sie wohlgefällig, „Guy hat ein fabelhaftes Glück."

Weihnachten kam heran. Guy hörte heraus, daß man in früheren Jahren den heiligen Abend gemeinsam mit Schulz-Weilers als deren Gäste und mit Herrn Dobert zusammen in einem Restaurant verbracht hatte und daß Philipp stets in einer seiner vielen Freundesfamilien gewesen. Aber alle hatten die Empfindung, daß man in diesem Jahre, in Rücksicht auf das Brautpaar, das Fest in anderer Form begehen müsse.

Und da war es wieder Philipp, der einen sehr hübschen Gedanken hatte: der Tannenbaum sollte bei ihm im Atelier brennen, das Festessen konnte ein benachbarter Restaurateur liefern. Guy fand sogleich großen Gefallen an der Idee. Martina war ihrer Eltern wegen etwas zweifelhaft. Der Papa würde ungern die Schulz-Weilers vermissen und war es überhaupt seit langen Jahren nicht gewohnt, einen Abend nur mit der Familie zu verleben. Die Mama natürlich würde mit allem einverstanden sein, wenn man Herrn Dobert mit einlade. Das war eben ein so lieber, treuer Freund und hatte so viel Aufmerksamkeiten für die Mama, besonders

hinter den Couliſſen, daß es gar nicht anging, ihn etwa nicht zu bitten.

In die Anweſenheit des Herrn Dobert fanden Guy und Philipp ſich denn auch. Er war jedenfalls ein Menſch, der niemals etwas Verletzendes that oder ſagte und den äußerſten Wert darauf legte, die Manieren eines Kavaliers zu zeigen.

Vermittelſt welcher Überredungen Frau Asminda und Martina dann Kalkowski beſtimmten, ein Opfer zu bringen, erfuhren die beiden jungen Männer nicht.

Das Herz voll froher Gedanken arbeitete Guy mit Philipp zuſammen am Morgen des feſtlichen Tages im Atelier. Seine gute Stimmung kam zunächſt daher, daß ein Rohrpoſtbriefchen Martinas ihn benachrichtigte, alle Verſuche der Mama, ein Engagement in Hamburg zu bekommen, ſeien definitiv geſcheitert.

Damit war eine große Sorge von ihm abgefallen, aber indem er erleichtert aufſeufzte, durchblitzte ihn wie eine Art Erſtaunen der Gedanke:

„Mit was für merkwürdigen Geſchichten muß ich mich doch jetzt abplagen!“

Philipp hatte ein großes neugebautes Atelier in einem Hinterhauſe der Bülowſtraße inne. Neben, unter und über ihm hauſten lauter Maler. Die rote Wand des hohen breiten Baues war von mächtigen Fenſtern durchbrochen, und das Dach trug vier, ein wenig gewölbte Glasdeckel.

Aber Philipp konnte abends das ungeheure Fenſter mit faltenreichen Zeuggardinen verdecken. Sie waren von billiger krêmefarbener Cretonne, aber Philipp hatte farbenſchöne, byzantiſche Muſter auf den Stoff gemalt.

Vor dieſe große bunte Fläche ſtellten ſie den rieſigen Tannenbaum, den ſie mit weißen Lichtern, Silberfäden und künſtlichem Schnee verzierten.

An der einen Wand, deren grauer Cementton kaum mehr in ſchmalen Spalten zwiſchen Skizzen, Bildern und Dekorationsſtoffen hervorſah, ſtellten ſie die Tiſche für die Geſchenke auf. Gegenüber, wo ſich an ebenſo verhängter Wand eine breite Ottomane befand, wurde ein kleiner „Salon“ abgegrenzt. Sie ſtellten Tiſchchen, Stühle, Wandſchirme ſo zurecht, daß die Damen, auf der Ottomane ſitzend, das Gefühl einer gewiſſen Abgeſchloſſenheit in einem gemütlichen Eckchen hatten und doch den ganzen Raum überblicken konnten.

Nahe vor der Thür, die vom Atelier in Philipps kleines Schlafkabinett führte, wurde der Speiſetiſch hingeſtellt. Ein Kellnerlehrling ſtellte ſich früh ein, ihn mit dem Geſchirr aus dem Reſtaurant zu decken.

Bald lief Guy davon, noch eine Beſorgung zu machen, bald mußte Philipp noch etwas holen. Sie rannten den ganzen Tag hin und her und hatten immer neue Einfälle. Etwas abgeſpannt, aber ſehr befriedigt überblickten ſie abends ihr Werk. Es duftete überall von den Frühlingsblumen, die Guy beſchafft hatte. Auf dem Speiſetiſch ſtand ein Korb mit Maiglöckchen, zwiſchen den aufgebauten Gaben blühte es rot, lila und weiß.

Der große, bunte, volle Raum wirkte feſtlich und wohnlich. Sogar die ſchmuckloſen Eiſenrohre der Gasleitung, die in ſenkrechter Steilheit aus der Plafondmitte herabkam und ein Rohr wagerecht unten hielt, an deſſen Enden je eine breitgequetſchte Flamme brannte, hatte Philipp phantaſtiſch vermittelſt bemalter, gebogener, grober Pappſtreifen in einen Kronleuchter unbekannten, aber wirkungsvollen Stils verwandelt.

Nun warteten ſie. Guy ſah oft nach der Uhr. Um ſechs hatten Kalkowskis hier ſein wollen. Es ſchlug ſechs, es ſchlug halb ſieben. Wie war es nur möglich, ſich an einem ſolchen Abend zu verſpäten! Guys Ausdruck war der eines ungeduldigen und geärgerten Menſchen. Philipp ſeufzte.

Gegen ſieben ſchlug er vor, daß ſie immerhin ſchon die Bowle brauen wollten.

Und dann endlich ſchrillte die elektriſche Glocke auf.

Guy ſtürzte hinaus. Auf dem kleinen Flur, der jedes Atelier im Hauſe von dem großen Treppenaufgang völlig abſchloß, war es auch feſtlich hell, denn dort ſollten die Gäſte warten, bis Philipp drinnen die Lichter am Baum entzündet hatte.

Er öffnete und fand Martina mit ihren Eltern und Herrn Dobert.

„So ſpät!“ ſagte er vorwurfsvoll.

Martina zuckte die Achſeln.

„Was ſoll man ſchließlich 'n ganzen Abend machen, der is ſo noch lang genug,“ brummte Kalkowski vor ſich hin.

Man legte ab.

„Denk' dir, Herr Dobert hat mir für

meinen künftigen Hausstand was Schönes geschenkt!“ erzählte Martina. „Zwölf prachtvolle Gläser — und ein Geschmack ... einfach herrlich!“ —

„Ja,“ sagte Frau Kalkowski befriedigt, „ich muß immer wieder sagen: Doberts Geschmack ist einfach exquisit.“

„Gestatten Sie mir, mich dem Dank meiner Braut anzuschließen,“ sagte Guy.

Dobert drückte ihm freundschaftlich die Hand. „Die Damen sind so liebenswürdig, aus der bescheidenen und selbstverständlichen Aufmerksamkeit eines alten Freundes eine besprechenswerte Sache zu machen,“ sprach er, sein wohlthuendes Organ mit väterlichem Wohlwollen durchwärmend.

„Herein,“ schrie Philipp von drinnen.

Guy riß die Thür auf und ließ die Gäste an sich vorbei eintreten.

Sie waren entzückt, besonders Frau Kalkowski und Herr Dobert.

„Das sollte unser Alter sehen,“ bemerkte Dobert zu seiner Kollegin, „da könnte er lernen, was Tapezierregie ist.“

Martina war zu neugierig und voll zu unbändiger Vorfreude auf ihre Geschenke, um viel Sinn für die strahlende Schönheit des Festraumes zu haben.

Jubelnd fiel sie, mit Guy vor ihrem Tisch stehend, dem Verlobten immer wieder um den Hals.

Da war ein rosaseidener Stoff, ein goldenes Armband, ein Dutzend Paar Handschuhe, ein schöner Ledergürtel mit alter Silberschnalle, viele elegante Nippes, Konfitüren und auch ein Prachtband, auf dem mit goldenen Lettern stand: „Die Gotik und die Renaissance.“ Dieser Band bildete sozusagen den Mittelpunkt, um den herum alle anderen Gaben geordnet waren.

Guy hatte sich gedacht, daß Martina sich sehr freuen würde. Aber ihr jubelndes Entzücken schien schier grenzenlos und überflutete ihn mit so heißem Dank, daß sein Herz klopfte, und seine Augen flammten. Welch ein Geschöpf voll Ursprünglichkeit und rasch pulsierendem Leben sie doch war!

Und er war ihr dankbar für ihren Dank.

Aus unserer Studienmappe:

In Gedanken. Kohlestudie von Konrad Starke.

Die anderen ließen ſchonungsvoll das Brautpaar ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigen, Aber endlich mußte doch auch Frau Kalkowski ihren Dank ſagen für die ſchönen Pelzſtreifen, die Guy ihr beſchert. Es war ſchon lange ihr Wunſch geweſen, Pelz zum Beſatz einer großen Geſellſchaftsrobe zu haben.

Ein Viertelſtündchen noch gingen das Nehmen und Geben, das Danken und die erfreuten Ausrufe hin und her. Philipp hatte ſich mit Wandtellern, Skizzen und bemalten Ziergläſern gegen alle ſehr freigebig bewieſen. Obgleich Herr Dobert ſeine Hauptgeſchenke ſchon im Kalkowskiſchen Hauſe dargebracht, hatte er doch noch für die Damen allerliebſte Kleinigkeiten zur Stelle. Für Philipp hatte Guy einen prachtvollen Kelim irgendwo verſteckt gehabt, der nun hervorgeholt und ausgebreitet wurde.

Aber kaum war das vorüber, ſo legte ſich plötzlich etwas über die Geſellſchaft, das wie herannahende Langeweile ausſah. Es wurde mit einemmale ſo ſtill, daß man das Kniſtern der Tannenbaumkerzen vernahm. Nur das Brautpaar ſtand eng aneinander geſchmiegt und beſah noch wieder und wieder Martinas Sachen und war ganz mit ſich beſchäftigt.

Kalkowski ging auf und ab, die Hände in den Hoſentaſchen und fing an zu pfeifen.

Dobert, der wegen ſeiner Eleganz berühmte Salonſchauſpieler, kannte keine hilfloſe Situation. Mit einer höflichen Verbeugung erbat er ſich „Die Gotik und Renaiſſance“ zur Durchſicht. Es ſchien ihm überdies Gebot des Taktes, Intereſſe an Guys Kunſt zu zeigen. Martina, die das Werk kaum flüchtig mit einem Blick geſtreift, gab es gern her.

„Heut komm ich doch nicht dazu,“ ſagte ſie. Dobert trug das Werk an den Tiſch vor der Ottomane, Philipp ſchenkte an einer Servante Bowle in die Gläſer.

„Eine köſtliche Sammlung,“ ſprach er dann zu Frau Asminda gewandt, „willſt du nicht mit hineinſehen?“

Sie ſetzte ſich zu Dobert.

„Martin muß ſeinen Skat haben, ſonſt wird er ungemütlich,“ raunte ſie, indem ſie ſich über den Palazzo Pitti beugte, den Dobert für ſie aufgeſchlagen.

„Es ſcheint mir unmöglich,“ erwiderte Dobert ebenſo. „Dein Schwiegerſohn könnte es wenig bon ton finden, und er hätte nicht unrecht.“ Und dann erhob er laut die ſonore Stimme:

„Wundervoll — dieſe Faſſade — Siena — der Dom von Siena.“

Er ſchlug weiter um.

Das weiße Licht und die ſtrahlende Wärme wirkten vom Tannenbaum her durch den ganzen Raum.

Guy, den Arm um Martinas Taille, ſagte leiſe:

„Sieh mein Lieb — iſt es nicht, als ob Weihe und Glanz vom Banme ausgehe? Und wenn ich bedenke, daß das nächſte Jahr ein ſolcher Baum uns allein, in unſerm eignen Heim leuchtet, zittert mein Herz vor Freude.“

„Ja,“ meinte Martina, „ſo'n Tannenbaum iſt zu was Reizendes. Ich begreife ſelber nicht, daß wir's die anderen Weihnachten ohne einen ausgehalten haben. — Aber ſag mal du, Schatz, wo haſt du das roſa Kleid gekauft? Kann ich es wohl umtauſchen? Ich glaub' die Farbe iſt zu zart für meinen Teint.“ —

„Aber natürlich. Siehſt du, das muß ich erſt lernen, was dir ſteht.“

Philipp hielt ſeiner Mutter das Theebrett vor, auf dem die ſechs vollgeſchenkten Gläſer ſtanden.

„Papa muß ſeinen Skat haben, ſonſt läuft er uns weg,“ flüſterte ſie ihrem Sohne zu.

„Aber heute ... und mit wem? Ich ſpiele doch ſo ſchlecht,“ ſagte Philipp ratlos. Er ging mit dem Theebrett zu dem Brautpaar hinüber. Als Martina ſich bedtente, fiel ihr Blick auf den Papa, der, immer noch die Hände in den Hoſentaſchen, im ganz aufgeknöpften Gehrock, weißer, weitſichtbarer Weſte am Tannenbaum ſtand und leiſe pfeifend in die weißüberflimmerten Zweige ſtarrte.

„Papa langweilt ſich,“ rief ſie lebhaft, „er muß ſeinen Skat haben.“

„Heute, mein Kind, würde es doch wohl nicht ganz dem Empfinden entſprechen,“ begann Frau Kalkowski mit würdevoller Ruhe.

„Nu herrjes — warum denn nich? Skatſpielen iſt doch keine unchriſtliche Sünde,“ ſagte Kalkowski. „Philipp, haſt du Karten?“

„Karten ſchon — aber nicht den dritten Mann.“

„Du kannſt doch woll'n kleinen Skat kloppen?“ meinte ſein Vater. „Dobert und

ich drücken 'n Auge zu. In der Not frißt der Deubel Fliegen."

Dobert wollte vor Guy nicht in den Verdacht kommen, daß er der Aushilfe eines Skats bedurft hätte. Er trug das Prachtwerk wieder auf Martinas Tisch zurück und sagte bedauernd:

„Kalkowski beraubt mich des weiteren Genusses. Aber ich bringe ihm das Opfer, heut zu spielen, der Damen wegen, die uns sonst in Sorge um Kalkowskis Unterhaltung nervös werden."

Nach fünf Minuten saßen die drei Herren an einem Tischchen neben dem Geschenkaufbau und spielten.

Die Mama zog sich in die Plauderecke zurück nnd lehnte sich hier in einen hohen, alten Lehnsessel, der ursprünglich ein ganz gewöhnlicher Lehnstuhl gewesen war, von Philipp jedoch durch selbst aufgenagelten Stoffbezug und eine geschnitzte Krönung, die von einem alten Kirchenbilderrahmen stammte, in einen gotischen Krönungssessel verwandelt worden war.

„Sieh mal, wie majestätisch Mama sich auf dem Sessel macht," sagte Martina und zog Guy neben sich auf die Ottomane.

„Dieser Philipp ist ein Tausendkünstler," meinte Guy ausweichend, „der ist imstande, aus einer Cigarrenkiste einen byzantinischen Kasten und aus einem gewöhnlichen Holzschemel einen indischen Hocker zu machen."

Nun schien es auf einmal wieder gemütlich und festlich zu werden. Die dicken Wachskerzen auf dem Tannenbaum waren erst zwei Drittel herunter gebrannt und strahlten still weiter ihren Stimmungszauber aus.

Von draußen klang kein Straßenlärm herein. Die Herren saßen zufrieden um den Tisch, tranken fleißig Bowle und hatten bald einen kleinen bläulichen Dunstkreis von Cigaretiendampf um sich. Und in der so sorglich zurecht gestellten Saloneeke plauderte das Brautpaar friedlich mit der Mama.

So gut und so traulich war man noch niemals bei einander gewesen. Alles was sonst das Leben dieser Leute so unruhevoll und ihm so fremd machte, schien für Guy verschwunden. Er fühlte sich glücklich. Es war die Stimmung gekommen, in welcher man vertrauensvoll allerlei Familiensachen bespricht, wo die Gedanken aufrichtiger und die Worte freier werden.

Und welches Thema hätte in dieser Stimmung und in dieser Stunde besprochen werden sollen, wenn nicht die Hochzeit? Zwei Monate nur trennten sie von dem Tage.

„Das ist gar nicht mehr lange hin," sagte Martina, „und man sollte anfangen, ernstlich an die Vorbereitungen zu denken. Werden denn all die Sachen wirklich fertig bis dahin?"

Guy hatte alle Möbel in Hamburg bestellt und gekauft.

„Du kannst dich darauf verlassen. Und wegen der Teppiche und Vorhänge können wir nächster Tage einmal hier einen Streifzug durch entsprechende Geschäfte unternehmen."

Eine ganz kleine Pause entstand. Alle drei dachten daran, daß man in einem Hausstand auch Wäsche aller Art braucht, daß eine junge Frau persönlich auch mit neuer und reichlicher Ausstattung in die Ehe geht, wenn es die Mittel ihrer Familie irgendwie erlauben.

Guy drückte Martina stumm die Hand. Ihm war, als wäre er ihr irgend eine tröstliche und ermutigende Kundgebung schuldig, und er fand sie in diesem stillen Händedruck.

Mit einer hoheitsvollen Miene und einer unbewegten Stimme, Guy gerade ansehend, begann Frau Kalkowski zu sprechen. Sie hatte die Art einer Mutter, die dem Schwiegersohn mitteilt, er werde eine Million Mitgift bekommen.

„Mein lieber Guy, wir sind nicht in der Lage, unserer Tochter mehr mitzugeben an persönlicher Ausstattung als das Allernötigste. Martina wird sich bescheiden müssen. Früher, als mein Mann und ich ein Wanderleben führen mußten, waren wir nicht in der finanziellen Situation, zurücklegen zu können. Im Gegenteil mußten wir hier und da Schulden kontrahieren. Seit wir nun in Berlin und in festen Verhältnissen sind, haben wir wohl die alten Sachen regulieren können, aber bei dem erhöhten Verbrauch auch nichts für Martina zusammen zu sparen vermögen. Aber ich denke mir, Sie haben das gewußt, als Sie um meine Tochter warben. Und ich meine, ein Mädchen wie Martina bedarf keiner goldenen Fassung, um wertvoll zu erscheinen."

„Gewiß nicht," rief Guy in überwallendem Gefühl und drückte abermals die Hand seiner Braut.

„Was ſie mir mit ſich ſelbſt gibt, hätte mir keine Millionärin geben können.“

Frau Kalkowski lächelte befriedigt.

„Und ich bitte dich, Nini, laß dir nur alles machen an Kleidern und Wäſche, was ſo eine junge Frau nötig hat. Nimm es von mir an! Bin ich nicht bald dein Gatte? Da gibt es ohnehin keinen Unterſchied mehr zwiſchen dein und mein,“ ſagte er herzlich.

„O du einziger, du himmliſcher Menſch, du geliebter Schlingel,“ jubelte Martina und bedeckte ſein Geſicht mit Küſſen.

Dann ſprang ſie auf und umarmte auch ihre Mutter. Eine Zentnerlaſt war den Frauen von der Seele genommen. Martina wünſchte ſo ſehr mit ihrer Eleganz der „Hamburger Sippſchaft“ zu imponieren. Gern hätte ihr die Mama die Erlaubnis gegeben, ſich ſo viel ſchöne Kleider und moderne Wäſche machen zu laſſen, als ſie wollte; man würde verſucht haben, es nach und nach zu bezahlen. Allein in Berlin gab es nur Kredit für Leute mit größerem Namen und anderen Verbindungen, als die Kalkowski hatten.

(Fortſetzung folgt.)

Traum.

Wohl tauſendſtund hatt' ich an dich gedacht,
Und einmal war's, in einer Sommernacht, —
Die Scheiben klirrten leiſe nur im Buge,
Schwül ſtand im Mondlicht die Gewitterluft
Und heiß und ſchwer durch jede Fenſterfuge
Trieb meiner Roſen ungeſtümer Duft —
Und damals war's — mir blieb das Herz faſt ſtehn,
Dicht neben mir hab' ich dein Haupt geſehn,
Der Roſenduft ſtieg auch aus deinem Haare —
War das noch goldblond? Warſt du ſchön wie einſt?
Die Leute ſagen, daß du oft jetzt weinſt,
Wo blieb der Frohſinn deiner zwanzig Jahre?

O, tauſend Fragen ſtürmten mir durchs Hirn,
In Fieberſchauern glühte meine Stirn,
Und während Furcht noch meinen Atem band,
Fühlt' ich die Rechte plötzlich mir umſchloſſen
Und ſie war feucht und brennend, deine Hand,
Als wär grad' jetzt ein Thränlein drauf gefloſſen.
Da hielt's mich nicht — ein Schluchzen fiel mich an,
Wie einſt der Junge durchgeweint die Nächte,
Und heilig küßt' ich eine lange Flechte,
Die weich und wellig übers Kiſſen rann.
Was fragt' ich nicht! Ob's dich denn zu mir triebe?
Weshalb du kämſt? — Du ſprachſt: „Weil ich dich liebe!“
Und bargſt in Scham die Augen mit der Hand,
Wiewohl mein Zimmer tief im Dunkel ſtand.

— — — — — — — — — — — — — — —

Carl Buſſe.

Kaiser Maximilian, der letzte Ritter.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit neunundzwanzig Textillustrationen und zwei Einschaltbildern.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Inzwischen geschah doch mancherlei zur Lösung des Gefangenen. Es ist bald danach erzählt worden, allerdings bedenklich anklingend an bekannte Muster, Maximilians Narr, Kunz von der Rosen, sei bei seinen verschiedenen Versuchen, den König auf eigne Hand zu befreien, einmal wirklich als Beichtiger zu ihm gelangt, Maximilian aber habe abgelehnt, den treuen Mann den Wächtern zurückzulassen und in dessen Verkleidung davonzuschleichen. Jedenfalls drängten verschiedene Obrigkeiten, sowohl aus den Niederlanden selber, wie auch der Papst durch den Erzbischof von Köln, die Brügger zu einer Verständigung. Der Kaiser rief das Reich und fand auch viel guten Willen, am wenigsten bei den Kurfürsten, welche glaubten mit jenen Rebellen in gütlicher Freundschaftlichkeit paktieren zu können, am meisten in den Städten, die die Schmach am deutlichsten empfanden und damit zeigten, welcher Stand damals am tüchtigsten Herz und Kraft der Deutschen vertrat. Es war doch ein Heer, wie lange keines zusammengekommen war, das sich in Köln sammelte und dann auch rasch vordrang.

So fand Maximilian bei seinen Verhandlungen plötzlich ein beschleunigtes Entgegenkommen. Am 16. Mai kam er los und schwor Urfehde, alles getreulich zu halten und nichts nachzutragen.

Er versprach Entlassung seiner Truppen aus den Niederlanden binnen wenig Tagen, Verzicht für Flandern auf die Vormundschaft über Philipp, Zugeständnis einer jährlich zusammentretenden, „im Namen“ Philipps autonom verfügenden Regierungsversammlung der niederländischen Staaten, und Friedensverhandlungen mit Frankreich. Er vergab alles, verpflichtete sich, Kaiser, Kurfürsten und Papst zur Anerkennung dieses Abkommens zu bewegen, und nahm eine Belohnung, Entschädigung oder wie man so etwas bezeichnen will, von jährlich 1000 Pfund Groschen an. Dann eilte er dem Vater entgegen und traf am 24. Mai mit ihm und dem deutschen Heere bei Löwen zusammen.

Der Alte nahm kein Tischmesser und zerschnitt das Tafeltuch zwischen sich und dem durch Eid zum Frieden genötigten Sohne, sondern schloß ihn in die Arme und überlegte, wie man es nun zu machen habe. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Maximilian zunächst um Achtung seines Eides gebeten hat. Aber als dann die Herren im Rat entschieden, Brügge habe wider Treue und Recht gehandelt und einen nichtigen Eid erzwungen, da ließ auch er es gut sein. Eine Weile blieben Kaiser und König noch beim Heere, dann hat in den Jahren bis 1492 „des Reiches rechter Arm“, der tapfere Herzog Albrecht von Sachsen (der Stifter der Albertinischen Linie), den Krieg zu Ende geführt und schließlich die Niederlande bis auf die letzte Festung ihrem Herrn übergeben. Inzwischen war auch Friede mit Frankreich geschlossen worden, der freilich nicht lange währen sollte.

Anna von Bretagne.
Denkmünze in der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlung zu Donaueschingen.

Im Jahre 1491 begann der bisher

Das Rathaus in Brügge.

unter Vormundschaft stehende Karl VIII. sein eigner Herr zu sein und begehrliche Blicke auf die Bretagne und die Hand ihrer Herrin, der Herzogin Anna, zu richten. Daß er selbst mit Maximilians Tochter Margarete verlobt und daß Anna sogar vermählt war und zwar mit Maximilian, beirrte ihn nicht. Zur Erklärung dieser Verhältnisse greifen wir etwas zurück.

So reich die vollen Ernten der habsburgischen Heiratspolitik erscheinen mögen, so stellen sie immerhin nur ein aufgegangenes Bruchteil ausgestreuter Saat dar. Alles herzuzählen würde zu weit führen. Im Jahre 1488 sandte der Witwer Marias von Burgund zu den „katholischen Königen" von Spanien, Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragonien, die seit 1469 vermählt waren und dadurch ihre Reiche in eine engere Verbindung gebracht hatten. Er warb um zwei

ihrer Töchter, für sich um die 18jährige Isabella, für seinen Sohn Philipp, der also sein Schwager werden sollte, um die neunjährige Juana oder Johanna. Man wies ihn ab. Danach stellte er seine Hoffnung auf die Bretagne, deren letzter Herzog Franz II. sein Verbündeter in seiner niederländischen und antifranzösischen Politik gewesen war. Das spätere XV. Jahrhundert bedeutet für Frankreich die Zeit des Aussterbens der großen, der Krone auffässigen oder von ihr fast unabhängigen Herzogtümer: Provence und Anjou waren durch „König" Renés Tod und Vermächtnis 1480 heimgefallen, kurz vorher Burgund (im engeren Sinne) durch Karls des Kühnen Tod, jetzt war auch in der Bretagne nur noch eine Erbin übrig. Ihr also trug Maximilian (1490) seine Hand an, und sie ward angenommen. Dem Verspruch folgte alsbald die Vermählung durch Stellvertretung, Anna betrachtete sich als Maximilians Frau und nannte sich Königin der Römer.

Nun begann Karl sie zu bekriegen, und zugleich warb er eifrig um sie. Die Franzosen hatten zahlreiche Parteigänger und erkaufte Helfer im Lande und waren bald überall die Herren; Anna blieb nur ihre Stadt Rennes. Sie war ein mutiges junges Weib, fast noch Kind, und Maximilian, der ihr so anziehend geschildert worden, war ihr von Herzen lieber, als der ungestalte und unliebenswürdige Karl von Frankreich. Sie wartete treu in ihrer Not und spähte unablässig, gerade wie einst die burgundische Maria, nach ihrem Ritter aus. Sie wollte, da gar nichts mehr übrigblieb, die Deiche durchstechen lassen und das Meer rufen, damit es ihr die Franzosen vertreibe. Aber da erlebte sie auch das Leid, daß ihr niemand mehr gehorchte. Ihre Räte, Feldhauptleute, Hofbeamten, alle waren von Frankreich gewonnen. Und von Maximilian kam keinerlei Nachricht. Da gab sie unter dem Druck ihrer eigenen Stände endlich nach und schloß am 15. November 1491 einen Vertrag, der an Karl die Bretagne vorläufig überließ, bis über diese schiedsrichterlich gesprochen sein würde, und ihr selber freies Geleit durch Frankreich nach Deutschland

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Denkmal: Empfang der Tochter Margareta.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

gewährleiſtete. Sie konnte ſich nicht anders denken, als daß ſie ſich zu ihrem Gemahl flüchten ſolle. Dann aber — und wir atmen faſt auf für ſie — ließ ſie ſich ihr Vertrauen doch ausreden und ſagte Karl zu, der die nötigen Dispenſe und Ungültigkeitserklärungen des gefälligen Papſtes Innocenz VIII. längſt bei ſich führte. So konnte ſeine Vermählung mit der Angetrauten Maximilians am 5. Dezember 1491 auf Schloß Langeais in der Touraine erfolgen. Die Bretagne ging ehekontraktlich an Annas Gemahl über, und ſie ward in Saint Denis als Königin von Frankreich gekrönt.

An jenem Hochzeitstage ging im entlaubten Schloßgarten von Amboiſe eine andere in trüben Gedanken und ratlos umher: Margarete, Karls Braut. Und nicht einmal frei wollte der Verlöbnisbrecher ſie geben, ſondern mit ihr ihr Heiratsgut zurückbehalten. Es mußte erſt durch Waffen und Unterhandlung mühſam errungen werden, daß nach ſo viel Schmach Maximilian im Frieden von Senlis 1493 nebſt ſeiner Tochter deren Mitgift, die Freigrafſchaft und Artois, wiedererhielt.

Jede Kläglichkeit hat ſchließlich ihre Urſache, die darum noch nicht Entſchuldigung iſt. Im April 1490 war König Matthias Corvinus von Ungarn geſtorben, und Maximilian ſuchte ſich auf Grund eines Erbvertrages von 1463 des Landes zu bemächtigen. Mit der Hilfe des Schwäbiſchen Bundes, die ſich jetzt bewährte, mit Rittern und geworbenen Fußknechten ging es im hellen Zuge nach Ungarn hinein; die Krönungſtadt Stuhlweißenburg ward erobert, der böhmiſche Prätendent König Wladislaw, ein Enkel Kaiſer Albrechts II., welcher ja auch König von Ungarn und Böhmen geweſen war, war weit überflügelt; dann aber brachte der hartnäckigſte und ausdauerndſte Widerſacher, den Maximilian im Leben gehabt hat, der Geldmangel, die Unternehmungen ins Stocken, und man begann zu verhandeln. Dieſe Unterhandlungen zogen ſich ins Jahr 1491 hinüber, wo ſich Karl VIII. daran machte, Maximilian die Bretagne abzujagen, und zwar noch bis in den November hinein. Da wurde es denn aller Welt klar, daß der König, über Ungarn verhandelnd, die Bretagne verloren und doch Ungarn ſelbſt nicht gewonnen hatte; Wladislaw ward König der Magyaren, und dem Hauſe Habsburg blieb nur eine ſehr unſichere Erbausſicht.

Tod des Kaiſers Friedrich III., des Vaters Maximilians I.
Aus dem Holzſchnittwerk Hans Burgkmairs „Der Weißkunig."

Dann ſchloß am 19. Auguſt 1493 der Tod die müden Augen Friedrichs III. und legte das Reich in die

Hand desjenigen, der darauf brannte, es für die Pläne seiner ehrgeizigen Phantasie zu gebrauchen. Im November 1493 heiratete Maximilian, wieder durch Prokuration, Bianca Maria Sforza, die Nichte des Herzogs Ludovico Sforza, der der Mohr genannt wurde, von Mailand. Sie kam alsbald, von Markgraf Christoph von Baden und Graf Eitelfritz von Zollern geleitet, über die Alpen herüber, aber erst im März traf Maximilian, der bei all seiner Schwäche gegenüber den Frauen es immer am wenigsten eilig hatte, die ihm angetrauten Gemahlinnen kennen zu lernen, zu Hall mit ihr zusammen und hielt in Innsbruck abermals eine königliche Hochzeit.

Aus dem Gebetbuch der Bianca Maria Sforza.
Original im Kaiserl. und Kgl. Hofmuseum in Wien.

Seine politischen Gedanken weisen seit dieser Zeit, nicht nur durch die Mailänder Heirat, sondern noch viel mehr durch das Beispiel der französischen Politik gezogen, eine neue und wenig glückliche Hauptrichtung auf, nach Italien. Wir werden indes seine italienischen Angelegenheiten in dieser Skizze nur sehr flüchtig berühren, weil erstlich Deutschland an sich nichts mit ihnen zu thun hatte und Maximilians fast immer verfehlte Unternehmungen nach dieser Seite hin derart persönlich waren, daß er z. B. auch nur, um als Feldhauptmann Venedigs und Mailands in deren Solde zu kämpfen, über die Alpen ging, und zweitens weil nur eine weit ausführlichere Schilderung, als sie hier der Raum erlaubt, das ganze wirre, wenn auch an sich vielfältig anziehende Getriebe der venetianischen, mailänder, florentiner, päpstlichen, neapolitanischen, französischen, aragonesischen und sonstigen Interessen, die auf dem Boden Italiens gegeneinander rangen, einigermaßen klar und verständlich auseinanderlegen könnte.

Im Reiche war allmählich allgemeine Abkühlung gegenüber der Person Maximilians eingetreten, und die Kreise, die die „Reichsreform“ betrieben, gedachten sie nun sogar in viel weiterem Umfange durchzubringen, als zuvor.

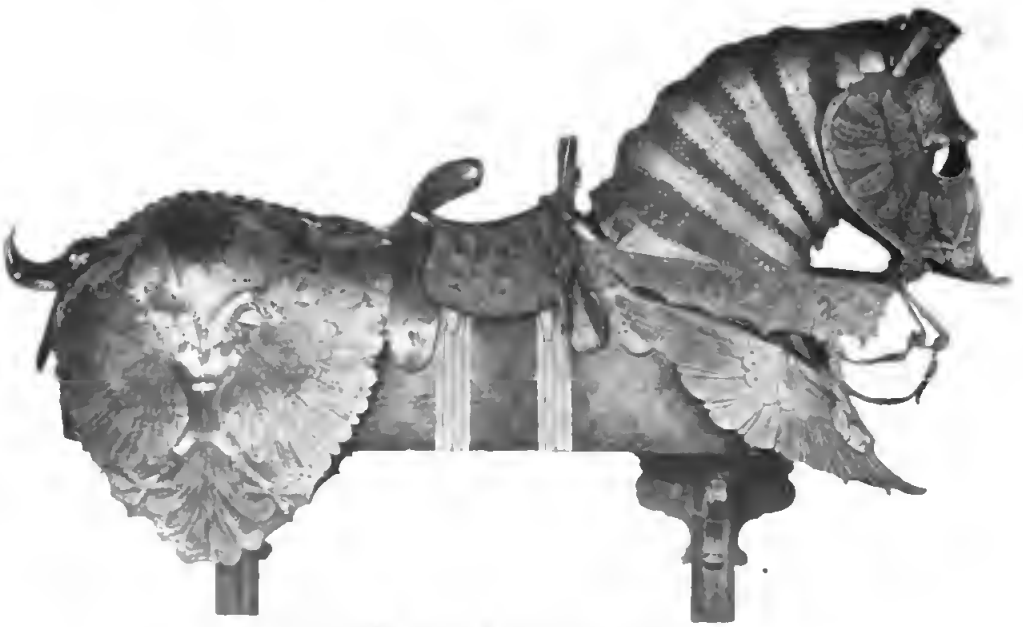
Das Haupt der Reformpartei war Berthold, Graf zu Henneberg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, ein einsichtsvoller, in seinem Kurfürstentum als Regent wohlbewährter Mann. Reichsreform war ein

altes Schlagwort des XV. Jahrhunderts, welches überhaupt an Programmen und Reformbroschüren auf weltlichem und kirchlichem Gebiet reicher als irgend eines ist und sich damit als eine jener bekannten Übergangszeiten ausweist, wo die Not und der Überdruß überreif, aber der Mut und die Thatkraft zur Besserung noch immer nicht groß genug gewachsen sind. Zur „Reichsreform" gehörten von älteren Programmpunkten ein wirklicher Landfriede, eine allgemeine, direkte Reichssteuer („gemeiner Pfennig") und eine Kreiseinteilung des Reiches, die dessen Zusammensetzung aus ganz ungleichen Territorien, von den großen Kurfürstenstaaten oder den habsburgisch-österreichischen Ländern bis herab zu den Molekülargebilden der Reichsunmittelbarkeit zwar nicht aufhob, aber für gewisse Zwecke eine systematische Gruppierung darüber legte. Manche Reichseifrige, wie Kurfürst Albrecht Achilles, forderten auch schon „rechtes Gericht und einmütige Münze". Es waren Pläne, die wieder Leben

Geschlossener Helm um 1500.
Versuch Kaiser Maximilians zur Verbesserung der Harnischtracht.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

und straffes Wesen in den alten unlustigen Reichskörper hineinbringen und mit Hilfe von geordneten Reichsfinanzen auch ein tüchtiges Reichsheerwesen schaffen konnten; so war es nicht unbillig, wenn man durch ein kollegiales „Reichsregiment" von Seite der Fürsten auch die Verwaltung und Verwendung der neuen Reichseinrichtungen zu überwachen beabsichtigte, wobei freilich einzelne Wünsche schon so weit griffen, daß sie endgültig die eigene Herrschaft bei dieser Gelegenheit an die Stelle der des Reichsoberhauptes zu setzen beabsichtigten und sich durch des Königs bisherige Leistungen darin allerdings nicht wenig ermuntert erachteten.

Kaiser Friedrich hatte mit seiner bewundernswerten Aufschiebekunst verstanden, auch um die Reichsreform, solange er lebte, herumzukommen; nun, im Jahre 1495, auf dem Reichstage zu Worms, trafen zum erstenmale jene Bestrebungen und Maximilians Herrscherauffassung aufeinander. Der 1486



Schwerer Roßharnisch Maximilians I. 1508.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

auf zehn Jahre verkündete Landfrieden wurde leicht und zwar für „ewig“ erneuert und damit in der That endgültig die Aufhebung des altgermaniſchen Fehderechts zu Gunſten der höheren Friedenszwecke des Staates durchgeführt. Als Inſtitut zur Überwachung des Landfriedens, ſowie als oberſtes Gericht im Reiche überhaupt und als gerichtliche Inſtanz der Reichsunmittelbaren wurde das Reichskammergericht eingeſetzt, das ſich in Frankfurt a. M., alſo nicht am Hofe befinden ſollte, und welches den Ärmeren durch Zuſammenſchluß mehrerer, einen Gulden ſteuern, ein Beſchluß, der einfach am paſſiven Widerſtande der Bevölkerung, beſonders deswegen, weil niemand traute, ob auch der andere wirklich werde zahlen müſſen, zu ſchanden geworden iſt. Die Errichtung des Reichsregiments mißlang von vornherein, denn der von ſeiner Majeſtät hoch erfüllte König weigerte ſich um jeden Preis und erteilte, da gerade hier in der alten Burgunderſtadt Worms die Erinnerungen aus der großen deutſchen Sage vor

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Denkmal: Belehnung Ludovico Sforzas mit Mailand. Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

nach allerhand Stillſtand und Neueinrichtung 1527 nach Speier, 1693 nach Wetzlar verlegt worden iſt. Die ſechzehn Beiſitzer des höchſten Gerichts, durch die Stände ernannt, ſollten zur Hälfte ritterbürtige Leute, zur Hälfte Doctores, d. h. ſtudierte Juriſten, ſein. Das gelehrte römiſche Recht hatte eine neue überaus wichtige Poſition auf ſeinem Siegeseinzuge in Deutſchland errungen. Ferner ward ein „gemeiner Pfennig“ beſchloſſen, je tauſend Gulden Beſitz — nicht Einkommen — ſollten, bei

ſeinen Gedanken beſonders lebendig waren, die Antwort, er vermöge kein König zu ſein, der ſich an Händen und Füßen binden und an einen Nagel henken laſſe.

Fünf Jahre ſpäter hatten ihn die Ereigniſſe ſo tief herniedergedrückt, daß er ſich nicht mehr ſträubte: Mißgeſchick und offenkundige Schmach in Italien, wo er im Solde der franzoſenfeindlichen Verbündeten vergeblich das von Karl VIII. als Stützpunkt für ſeine Flotte benutzte Livorno belagerte, und dann in Deutſchland der Schwei-

zerkrieg von 1499 oder, wie die Schweizer selber ihn nennen, der Schwabenkrieg.

Auf dem Boden der heutigen Schweiz, also des früheren südlichen Alamannien oder Schwaben war einst der größte Landes- und Grundherr das Haus Habsburg gewesen. Die Geschichte der Eidgenossenschaft ist fast identisch mit der Abwehr der Übergriffe und danach mit der Austreibung Österreichs. Die Gründung des Schwäbischen Bundes, der Habsburg freundlich war, mußte dessen Mitglieder in scharfen Gegensatz zu dem älteren Eidgenossenbunde setzen; gegen das Reich waren jene längst lau gewesen, seit 1488 glaubten sie sich nun auch durch kein landsmannschaftliches Gefühl mehr gefesselt. Nun verlangte der Reichsbeschluß von 1495 von ihnen den „gemeinen Pfennig" sowie die Anerkennung des Reichskammergerichts, und ihre Antwort war kahle Weigerung. Dazu hetzte noch obendrein der neue König Ludwig XII. von Frankreich, der Maximilian beschäftigen wollte, um ganz freie Hand in Italien zu haben. So war es denn kein Wunder, wenn schon 1498 auf schwäbischen Bundestagen über einen der allgemeinen Empfindung nach bevorstehenden Schweizerkrieg im Sinne der Abwehr verhandelt wurde.

Bis 1499 schleppte sich der Friede noch hin. Dann aber nahm es mit Häkeleien und Häuseleien seinen Anfang. Als des Frühlings Pracht über den wunderbaren Landen am Bodensee lag, zogen die Schweizer mit Plündern durchs Hegau, und standen sich auf der langen Linie des Rheins von Chur bis nach Basel die Gegner in feindlicher Aufstellung gegenüber, hier Graubündner und Tiroler, dort Eidgenossen und schwäbischer Bund.

Mehr Zuversicht und Tapferkeit waren bei den Schweizern als bei dem Schwäbischen Bunde, dessen geworbene Knechte der Feldhauptmann des Bundes, Graf Wolf von Fürstenberg, als ein „flüchtig, schnöd, ehrlos Volk" bezeichnet, während die tadellose Tapferkeit der aber allzu einseitig geschulten Ritterschaft nur zu oft schon an jenen harten Bauern nutzlos zu schanden geworden war. Die Schweizer blieben überall im Vorteil, und auch als Maximilian selbst und vereinzelter deutscher Zuzug am Rheine erschienen, ward es nicht besser. Am Schwaderloch bei Konstanz wollte Maximilian am 18. Juli einen Hauptschlag thun, aber es kam nicht einmal ein ordentliches Gefecht zustande. Dagegen erlag seine westliche Hauptmacht vier Tage später bei Dorneck im Solothurnischen in völliger Niederlage, und damit gab der König den Kampf auf. Ein vorläufiges Abkommen mit den Schweizern zu Basel ließ den Hauptpunkt, die Anerkennung der Reichsbeschlüsse von 1495, zunächst unentschieden; aber dabei und bei faktischer Nichtanerkennung blieb es. Der Westfälische Friede von 1648 hat dann formuliert, was man sich das ganze XVI. Jahrhundert hindurch im öffentlichen Reichsrecht zu verbergen gesucht: daß das Reich seine ehemaligen Glieder in der Eidgenossenschaft seit 1499 stillschweigend aufgegeben hatte.

Maximilian und Bianca Maria Sforza.
Denkmünze in der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlung zu Donaueschingen.

Auf dem Augsburger Reichstage von 1500 widersetzte sich der König dem „Regiment" der Stände nicht mehr, das über alle Reichssachen mit Einschluß der auswärtigen Angelegenheiten befinden sollte; der König verfügte mit Österreich und Burgund nur über drei Vertreter von einund-

Kaiser Maximilian I.
Gemälde von A. de Predis im Kaiserl. und Kgl. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Die Mutter Maria inmitten von Heiligen mit der Familie Moro.
Nach dem Gemälde von Bernardo Zenale in der Pinakothek zu Mailand.

zwanzig, d. h. über eine wahrhaft ungerecht kleine Minderheit. Es war seine thatsächliche Abdankung und war ja auch so gemeint.

Die Fürsten hatten mit der Einsetzung des Regiments, das nun in Nürnberg sich einrichtete, etwas unternommen, was dem Anscheine nach die ganze deutsche Geschichte hätte in neue Bahnen lenken können. Aber hier zeigt sich, daß es schließlich doch immer, unter allen Regierungsformen, auf die breiteren Schichten ankommt. Und bei diesen behielt trotz allem der vielplanende, kriegerische, unermüdliche König mehr Liebe, als das Rätekollegium des Regiments mit seiner sofort gezeigten geruhsamen Sparsamkeits- und Nur-ja-keinen-Entschluß-Politik. Maximilian konnte beginnen, dem Regiment durch alle mögliche Querpolitik und heimliches Beinstellen das Leben sauer zu machen, und fand dafür eine gewisse populäre Anerkennung. Im Jahre 1502 hatte er sowohl die Räte vom Regiment, wie auch die Beisitzer vom Kammergericht so weit, daß sie einfach auseinander gingen; für ihre ausgesetzte Besoldung zu

ſorgen, war von Anfang an niemandem eingefallen, und irgend ein Erfolg ihrer Beſchlüſſe war nicht wahrzunehmen.

Nach der tiefen Depreſſion von 1499 und 1500 geht es wieder einmal eine Weile mit Erfolgen aufwärts in Maximilians Regentenlaufbahn. Er hatte im Jahre 1496 die früher verweigerte Hand der Juana von Spanien für ſeinen Sohn Philipp doch noch erlangt; dann waren 1497 und 1498 unvermutet Juanas zwei ältere Schweſtern und 1500 auch der eine überlebende Sohn geſtorben; ſo war Juana in die Stellung der Erbin eingerückt, und als 1504 die alte regierende Königin Iſabella von Kaſtilien ſtarb, trat Philipp von Burgund im Namen ſeiner Gattin und ſeiner Söhne die Regentſchaft an über das größte und blühendſte Königreich der hiſpaniſchen Halbinſel und über die geheimnisvollen Fernen des für Kaſtilien neuentdeckten „Indien“ jenſeits des Oceans. Es ſchien erfüllt, was Friedrich III. in der kabbaliſtiſchen Myſtik ſeines A. E. I. O. U. einſt erträumt hatte, erfüllt durch Fügungen, die keine menſchliche und politiſche Berechnung je hatte ahnen können. Und das gleiche Jahr 1504 brachte ſogar in Deutſchland einen Triumph der Krone und die Demütigung fürſtlicher Widerſacher.

Am 29. November 1503 war Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut geſtorben, und um ſein Erbe ſtritten ſich Herzog Albrecht von München als nächſter und durch Erbvertrag noch beſonders berechtigter Agnat, und Ruprecht, der zweite Sohn des Kurfürſten Philipp von der Pfalz, als Schwiegerſohn; beide Wittelsbacher. Während Albrecht ſich klug zu Maximilian hielt, wollte der Pfälzer von Reichstag und königlichem Spruch nichts hören, begann Krieg und geriet darüber in Acht und Aberacht und mit ihm ſchließlich als Helfer ſein Vater, der erſte weltliche Kurfürſt des Reiches.

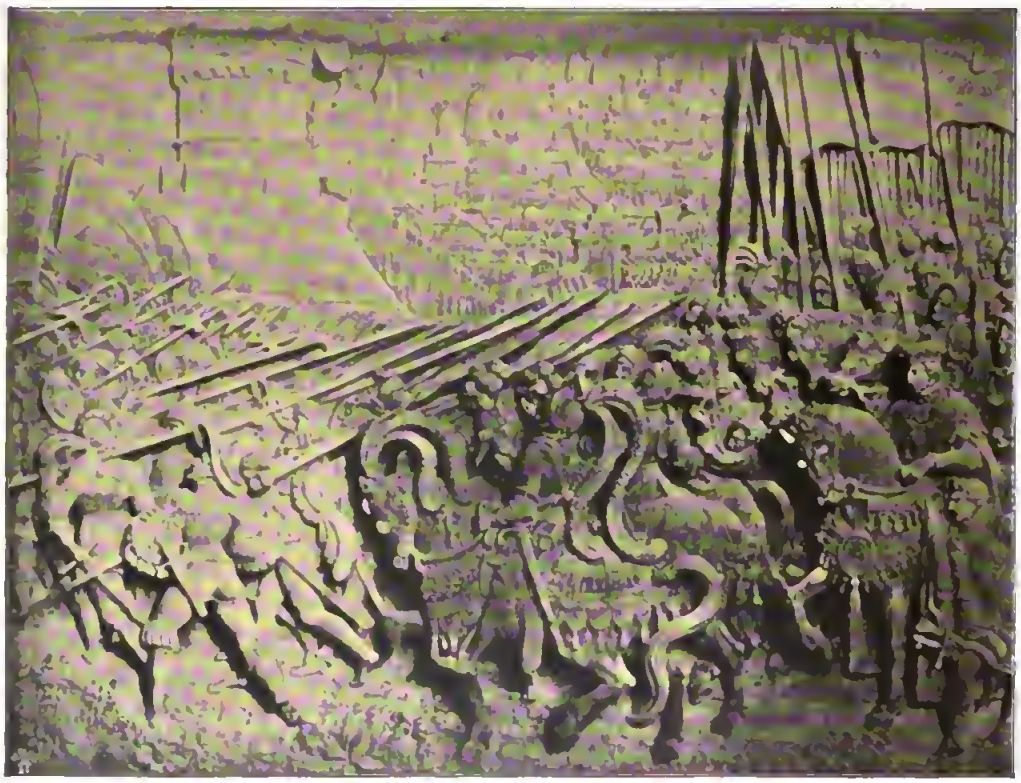
Im Landshutiſchen, im heutigen Nordtirol, in der heutigen Rheinpfalz und in der Ortenau ward der Krieg geführt, den das junge Pfälzer Paar mit unerſchrockenem Mut gegen die Übermacht des Königs und der mit ihm Verbündeten aushielt. Mit Ruprecht, der das bayriſch-münchneriſche Kufſtein einnahm, war ſeine Gemahlin Eliſabeth im Feldlager, ſie ging in Stiefeln und Rüſtung unter den Landsknechten umher, trug ſelber die Waffe und feuerte mit lebhaften Worten zu Mut und Ausharren an. Indeſſen ſchon im Auguſt 1504 raffte ein plötzlicher und früher Tod Ruprecht und dann im September das gleiche Geſchick auch Eliſabeth hinweg, und damit war der pfälziſchen Partei die Kriegsfreudigkeit genommen.

Grabmal des Ludovico Sforza und der Beatrice von Este.
Von Andrea Solari in der Certoſa bei Pavia.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Maximilian brachte in den Rheinlanden den alten Kurfürsten zum Stillstande, und als er dann auf dem bayrischen Kriegsschauplatze das von dem wackeren Pienzenauer in unerschütterlichem Mut verteidigte Kufstein mit Hilfe seiner beiden mächtigsten Stücke, die er von Innsbruck auf dem Flusse herabkommen ließ, des „Purlepaus“ und des „Weckauf von Östreich“ zusammengeschossen und die letzten 42 Verteidiger zur Übergabe gezwungen hatte, war der Krieg zu Ende. Jetzt stand dieser vielbesiegte König als Sieger vor dem Reiche da, jetzt konnte er einmal — um so unbehinderter, als Ende 1504 auch Berthold von Mainz gestorben war — befehlen und fandringsumher stumme Scheu. Und wenn der Kölner Reichstag von 1505, der die Landshuter Angelegenheit ordnete, für die Kinder Ruprechts und Elisabeths nur die „junge Pfalz“ (Pfalz-Neuburg an der Donau) schuf und das übrige an Bayern überwies, so brachte der Ausgang für Maximilian die Erfüllung von allerlei verstreuten, aber gar nicht unerheblichen territorialen Wünschen und eine dauernde Vorrückung des tirolischen Gebietes nach Norden, wo fortan das neubefestigte Kufstein die Grenzwacht für Habsburg hielt.

Ludwig XII.
Medaille in der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlung zu Donaueschingen.

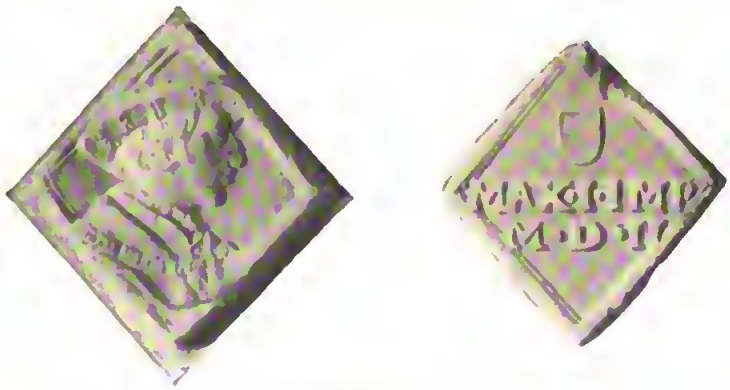
Noch auf dem Konstanzer Reichstage von



Darstellung aus den Kriegen in Italien am Innsbrucker Denkmal.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Denkmal: Schlacht gegen die Venezianer bei Murano.
Nach einer Photographie von Felix Gratl in Innsbruck

1507 erwies ſich die ungemein verſtärkte Stellung, die die tiefe Demütigung des ſtolzeſten Kurfürſten dem Könige verliehen hatte. Man ſieht zugleich, wie Maximilian doch bis zu einem ziemlichen Grade dazu angethan war, vom Reiche und zumal vom Volke als ein rechter Herrſcher aufgefaßt und als ſolcher erhöht zu werden. Der Reichstag bewilligte ihm jetzt leicht eine ſehr anſehnliche Reichshilfe nach Italien zum Römerzuge und zur Kaiſerkrönung, wonach der König längſt ſehnend verlangte; aber — nun kommen wieder die kleinen Kalamitäten, mit denen er nicht fertig wurde: Venedig und Frankreich (als Herr von Mailand) ließen ihn einfach nicht aus den Alpen heraus. Im deutſchen Grenzbistum Trient kam der romfahrende König zum Stillſtand und überhaupt nicht mehr weiter. Er freilich in ſeiner Ungeduld und planenden Vielſeitigkeit kam raſch und bequem auf eine einfache Löſung: am 4. Februar 1508 ließ er in der Peters-



Maximilian I.
(Neuere) Denkmünze in der Fürſtlich Fürſtenbergiſchen Sammlung zu Donaueſchingen.

kirche zu Trient vor den Feldhauptleuten verkünden, daß er den Titel Römischer Kaiser angenommen habe. Ebenso ward durchs Reich verbreitet; nur solle, wenn kaiserlicher Majestät schriftlich gedacht werde, „erwählter römischer Kaiser" geschrieben werden. Das war eine Rücksicht auf den Papst. Dieser selbst war sehr zufrieden, daß Maximilian fern blieb, und hieß alles gut.

Auf diese Weise haben die längst überlebten Romfahrten deutscher Könige ohne Sang und Klang ihr Ende genommen, und der Kaisertitel ist fortan von den deutschen Herrschern von ihrer Thronbesteigung ab getragen worden, wenn auch Karl V. noch einmal eine nachträgliche Krönung hat vollziehen lassen.

In diesen Jahren gesellt sich zu den bisherigen europäischen Mächten eine neue hinzu, die Eidgenossenschaft, die eine eigene große Politik, zunächst wegen Mailands gegen die Franzosen, zu führen beginnt. Unter diesem Eindruck erwachte auch die Franzosengegnerschaft Maximilians lebhafter denn je; am 5. April 1513 schloß er zu Mecheln ein Bündnis mit England ab, und einige Monate später kam er persönlich am Aire mit König Heinrich VIII. zusammen, der die Stadt Teroanne in Artois belagerte. Der Kaiser — nur die deutsche Geschichte kennt so schlimme Abwesenheit der geringsten Selbstachtung — erklärte voll Eifer dem ihn mit Geschenken demütigenden Könige der Engländer: am Tage der Schlacht kein eigen kaiserlich Banner neben dem von England entfalten, sondern nur des Königs und des heiligen Georg Diener sein zu wollen.

Johanna von Spanien.
Nach dem Gemälde eines zeitgenössischen vlämischen Meisters.

Es war dieselbe Gegend, wo Maximilian vor 34 Jahren seine erste große und seine glücklichste Schlacht geschlagen hatte. Nun jagte er zum zweitenmale bei Guinegate, am 16. August 1513, die französischen hommes d'armes in wilder Eile vor sich her; sie brauchten die Waffen gar nicht und nur ihre Sporen mit solcher Vehemenz und die Verfolger hinterdrein desgleichen, daß die Schlacht den Namen der Sporenschlacht behalten hat. Aber bald genug wandte sich Heinrich VIII. zu Ludwig XII. hinüber, und in Unlust ging das Bündnis mit Maximilian auseinander, mit ihm auch die geplante Verlobung des jungen Karl von Spanien, Philipps und Juanas Sohn, mit Maria von England, die später den Namen der blutigen Maria erwarb. Und als am 1. Januar 1515 König Ludwig XII. starb und sein Verwandter und Schwiegersohn Herzog Franz von Angoulême der Nachfolger ward, erlitt damit die beherrschende Stellung Frankreichs in den Welthändeln keine Einbuße, um so weniger, als noch im gleichen Jahre, im September, König Franz seinen berühmten Sieg über die Schweizer bei Marignano erfocht und damit wieder Herr von Mailand und die in Oberitalien maßgebende Persönlichkeit wurde. Maximilian hat 1516 noch einmal einen flauen Vorstoß gegen Mailand gemacht, dann aber hier Ruhe gegeben. Mehr als zwei Jahrzehnte lang hatte er, bald in der Hoffnung, in und um Mailand etwas zu erreichen, bald in der Absicht, Venedig zu berauben, in den italienischen Händeln gesteckt und sich allen möglichen Kombinationen der dortigen Partei-

ungen und Bündnisse anzupassen gesucht. Etwas hat er schließlich durch sein Abkommen vom 26. August 1518 mit Venedig immerhin erlangt: Roveredo und das schöne Riva am Gardasee, sowie das Ampezzothal. Aber ein Lohn für die aufgewendete Last von Kosten, Schulden und — Erniedrigung war das nicht. Es ist zu bitter, wir wollen es nicht weiter verfolgen: was wäre möglich gewesen, wenn dieser Kaiser, hochfliegend, begabt und bei den Deutschen beliebt, der Kraft des Reiches, die vielzerrissen und geschwächt, aber immer noch ansehnlich war, den kaiserlichen Adler vorangetragen hätte zur Unterstützung deutscher Ziele im Norden, im Bereiche der Hanse, oder im Osten, wo der Deutsche Orden um sein Dasein rang, anstatt voll zarter Rücksicht auf etwaige Heiratsmöglichkeiten Habsburgs übermütige Jagellonen und Dänenkönige bei ihrer nur allzu guten Laune zu erhalten!

Freilich dieser seiner Heiratspolitik blieb das Glück treu. Im Jahre 1515, nach langen Verhandlungen und viel Abneigung der Magyaren, kam folgende Verabredung zustande: des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen Sohn Ludwig verlobte sich mit Maximilians Enkelin Maria, und für seine Schwester Anna ward als Gemahl bestimmt: entweder Maximilians Enkel Ferdinand oder — der Großvater selber. Ferdinand war der zweite Sohn Philipps des Schönen, der schon im Jahre 1506 ins Grab gesunken war, während Juana unheilbarem Wahnsinn, der sie schon bei Lebzeiten ihres Gemahls umdüstert hatte, verfallen war. Auch hier im Osten hat, wenn es Maximilian auch nicht mehr erlebte, rasch mähender Tod Habsburgs kühnste Hoffnungen erfüllt: der junge Ludwig II. von Böhmen und Ungarn, der 1516 seinem Vater nachfolgte, fiel 1526 bei Mohacz gegen die Türken, und nun kamen seine Kronen nebst Mähren, Schlesien und den Lausitzen an Anna und an Ferdinand, der inzwischen ihr Gemahl geworden war, den späteren Kaiser. —

Maximilian war eine Natur, die zu allem, was die Zeit trieb, eigne engste Be-

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Denkmal: Vermählung Philipps mit Johanna von Spanien.
Nach einer Photographie von Fritz Grall in Innsbruck.

ziehung haben mußte. Mit den ersten Persönlichkeiten unter den Humanisten und Gelehrten der Zeit in Verkehr zu stehen, war ihm genau so wichtig, wie der nahe Umgang mit kunstfertigen Meistern der Plattnerei oder Harnischschmiedekunst und der Stückgießerei. Konrad Celtes und Spießheimer, der sich Cuspinian latinisierte, berief er nach Wien, mit Willibald Pirckheimer, dem feingebildeten Ratsherrn von Nürnberg, und Konrad Peutinger, Ratsherrn zu Augsburg, dem Untergange. Den trostlosen Kampf um die weitere Existenzberechtigung führt insbesondere der eisenklirrende Ritter der alten Jahrhunderte. Das Fußvolk der neueren Kriegsführung, das sich zudem der besonderen Pflege durch den Kaiser erfreut, die eigene, nur allzu einseitige Ausbildung mehr zum Turnier als zum Kriege, die neuen studierten Beamten bürgerlicher Abkunft: alles das schiebt unaufhaltsam den Stand der reisigen und lehnsfähigen Ritter bei

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Denkmal: Die Belagerung von Kufstein.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

unterhielt er vielfältige Beziehung; sie haben ihm auch oft zur Vermittelung gedient, Goldarbeiter und Holzschneider zu bestellen, Gelder zu schaffen und Gläubiger hinzuhalten. Kam Maximilian in die genannten Reichsstädte, so verbrachte er in den Werkstätten der dortigen Künstler mit wirklichem Interesse und Behagen manche Stunde.

Den Städten und ihren Bürgern gehörte damals die Zukunft. Was einst in mittelalterlichen Zeiten maßgebend gewesen, ist entweder schon verschwunden oder ringt mit Seite. Noch winkt ihnen nicht aus weitester Ferne ein neuer Beruf im Offiziers- und Beamtenstande; sie erleiden zunächst nur das ganze Elend des mählichen Untergehens, und um die Kraftgestalten eines Götz und eines Franz von Sickingen hat daher verständnisvolles Mitempfinden des Volkes die tiefe Tragik solchen Geschickes und des trotzigen, vergeblichen Sichaufbäumens herumkrystallisiert.

Die Welt geht in die Städte und steigt zu ihnen herab. Welcher Fürst oder große

Bildnis der Bianca Maria Sforza, ersten Gemahlin Kaiser Maximilians I. Ölgemälde von A. de Predis in der Kaiserl. Gemäldegalerie in Wien.
(Nach einer Originalphotographie von J. Löwy in Wien.)

Maximilian und Anna von Ungarn.
Denkmünze in der Fürſtlich Fürſtenbergiſchen Sammlung zu Donaueſchingen.

Herr ein neues Schloß baut, verlegt den Bau in oder zunächſt an die hauptſächliche Stadt, die nun Reſidenz wird. Die Burgen auf den ragenden Höhen verfallen und veröden, nur in wenigen hauſen noch, von allem neuen Leben geiſtig und räumlich getrennt, verſchollen und verbittert die alten Beſitzer.

Aber der Bürger iſt und kann jetzt alles. Sein Handel, ſein Gewerbe beherrſchen den Verkehr, die Fugger und die Welſer werden die Machthaber der Zeit, um

Aus den Marmortafeln am Innsbrucker Denkmal: Zuſammenkunft Maximilians mit Heinrich VIII. von England.
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

Helmentwürfe mit dem Bildnis Maximilians.
Nach einer Federzeichnung von Albrecht Dürer im Königl. Museum zu Berlin.

deren Credit die Könige und Kaiser buhlen, der Bürger hält Turnierspiel und üppige Feste, und statt des romantischen Ritterepos und des süßen Minneliedes, die einst in Pallas und Söller der Burgen erklungen, ertönt jetzt nicht minder eifrig eine bürgerliche Poesie, aber in feierlichen Zunftstuben als handwerksmäßiger Meistergesang. Viel praktischer, nüchterner, phantasieloser mutet die neue Welt an als einst des Minnesangs Frühling und die Zeit des höfischen Rittertreibens — das ist die Wandlung, die immerhin sich mit der Eroberung durch das Bürgertum verbindet. Man möchte sagen, die neue Zeit verhält sich zur alten, wie ein Inkunabeldruck mit bürgerlicher Kompendienweisheit sich zur Miniaturen- und Initialengeschmückten, mit Gold und glühenden Farben zezierten, von Blattgewinden mit phantastischen Vögeln darin umrahmter Liederhandschrift verhält, in der in ihrem Fenstersitze die Burgfrau liest.

Auch der deutsche Humanismus findet seine Hauptsitze in den Städten: in Nürnberg, Augsburg, Basel, Straßburg, Wien, selbst in kleineren wie Schlettstadt, um nur eine der lebensvollsten zu nennen. Der italienische Humanismus ist durchaus aristokratisch, und ihn tragen die Höfe der Medici, der Sforza, der Päpste; in Deutschland steht ganz vereinzelt ein Ritter, wie Hutten, unter den Humanisten, die ganze große Zahl besteht aus den Bürgersöhnen der Städte; ihr Wirken ist viel weniger ein durch freiheitspendenden Mäcenatensinn der Werktagssphäre entrücktes, wie in Italien, wo ein so wundervolles Sichausleben vergönnt ist; sie sind durchweg oder bis auf wenige Pädagogen, und ihre Stätte sind die Universitäten und die Schulen in den Städten. Und städtisch, bürgerlich ist ja eben auch die in ihrer Art so hochstehende Kunst der deutschen Renaissance.

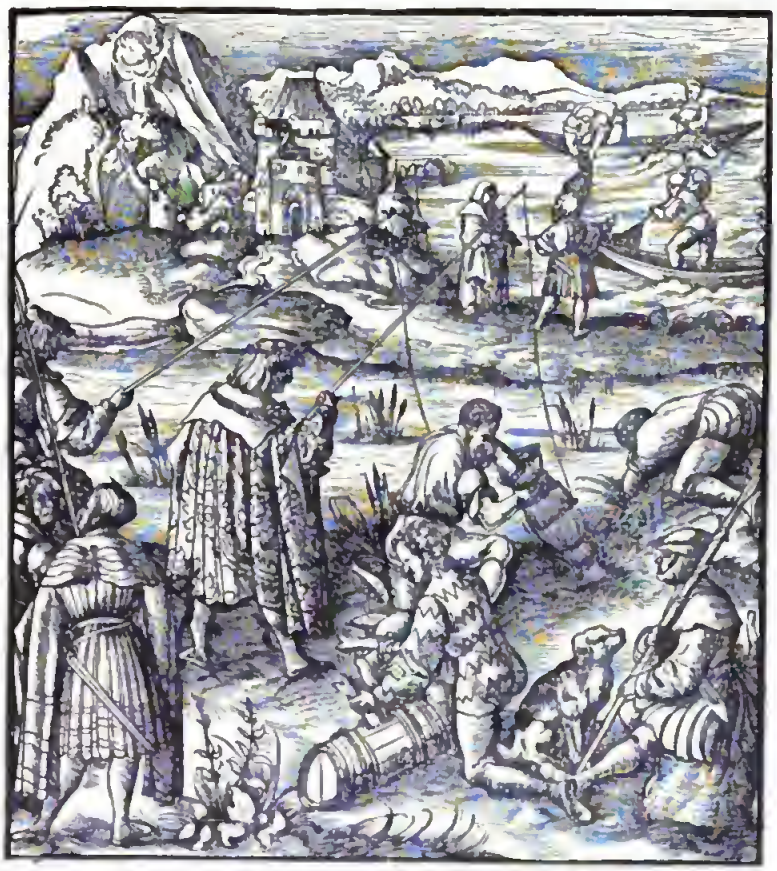
Immerhin zwang die Natur und Richtung Maximilians auch alle Kunst in ein höchst persönliches Verhältnis zu ihm und seiner Regierung. Was ihm das Leben brachte, waren ja nur sehr kümmerliche Bruchstücke von dem, was seine rastlos thätige Phantasie an Glanz und Großthat fortwährend in sich erschuf. Und wie er nun war: bald sah er die Dinge wieder

an, wie er sie geträumt hatte, als ob sie inzwischen so geschehen seien. Dafür aber, die trübselige Wahrheit aus dem Gesamtbilde seines Lebens fern zu halten und die Auffassung, die in ihm sich komponierte, auch der Mit- und Nachwelt zu fixieren, hat er Dichtung und Kunst unablässig in Anspruch genommen. Dürer hat für ihn von 1512 bis 1515 an der „großen Ehrenpforte" gearbeitet, einem Leben Maximilians in Holzschnitt, dessen einzelne Blätter zusammengesetzt als fertiges Werk nach des Kaisers monströsem Plan die Gestalt eines mächtigen Triumphbogens haben sollten. Fertig sind 92 Einzelblätter geworden und nach dem Tode Maximilians, der den Künstler niemals bezahlt hat, einzeln verkauft worden. Ähnliche Zwecke und ebenfalls möglichst weite Verbreitung verfolgte der „allegorische Triumphwagen", den der Kaiser 1517 bei dem Nürnberger Meister bestellte. Dürer hat auch das Gebetbuch des Kaisers illustriert, ihn selber öfter gezeichnet und gemalt, besonders im Jahre 1512, wo der Kaiser länger in Nürnberg verweilte; er hat überhaupt noch eine ganze Anzahl weiterer Einzelarbeiten für ihn ausgeführt.

Ein anderer Triumphzug stammt von Hans Burgkmair, dem die Idee dazu 1512 mitgeteilt wurde. Es ist ein schönes Werk von 137 großen Blättern, das der fleißige Augsburger geschaffen hat. Alles, was je den Kaiser interessiert hat — und was hätte in diesem Kreise gefehlt? — sammelt sich im Zuge um ihn: nicht bloß aller Ritter- und Turniersport der alten Zeit, nicht bloß die Aufgebote und Fahnen der Reichskontingente und Nebenländer, nicht bloß Landsknechte und neues Fußvolk jeglicher Art, sondern auch Jagd, Tanz und Mummenschanz, Wissenschaften und alle Techniken, die Allegorien aller und jeder kaiserlichen und menschlichen Tugenden und Weisheiten dazu, gruppiert auf gewaltige Festzugswagen, zu deren mechanischer Fortbewegung der erfindungsreiche Meister stets neue experimentelle Wunder vollbringt.

Von des Kaisers eigenen oder halbeigenen Werken sind die wichtigsten der Weißkunig und der Teuerdank. Für beide hat Maximilian selber Entwürfe und Material beigesteuert, womit freilich die mit der Redaktion betrauten Sekretäre ersichtlich oft ihre liebe Not gehabt haben.

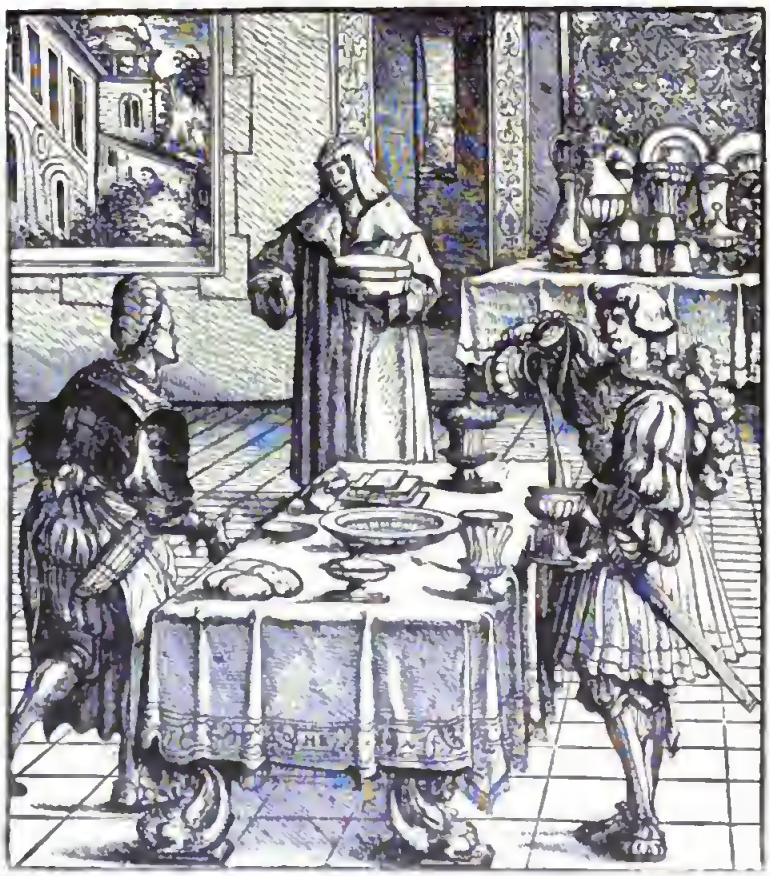
Der Weißkunig (die sprachlich gewaltsame Bildung soll an „wissen" und „weise" denken lassen) ist ein Prosaroman und, soweit er überhaupt vollendet ist, von Markus



Maximilian beim Filchfang.
Aus dem Holzschnittwerk Hans Burgkmairs „Der Weißkunig."

Melchior Pfinzing. Medaille im Königl. Museum zu Berlin.

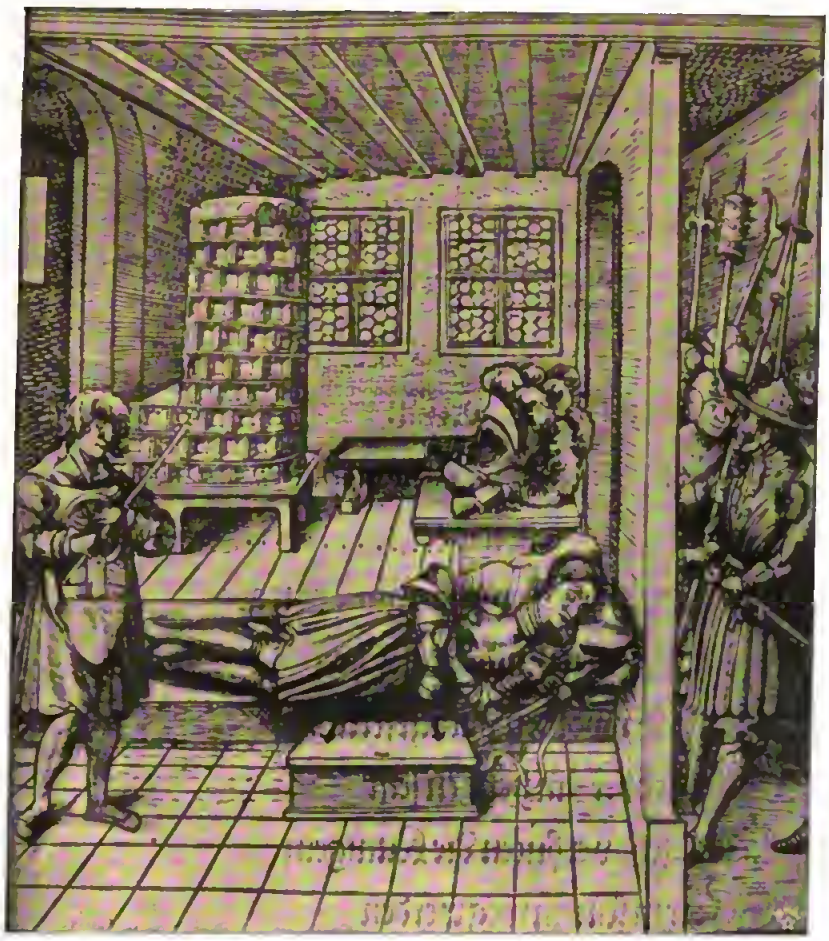
Treitzsauerwein, der aus einer Familie Innsbrucker Harnischschmiede stammt, überarbeitet und nach des Kaisers Angaben verfaßt. Der alte Weißkunig ist Friedrich III., dessen Leben erzählt wird, der junge, auf dessen Erziehung, Brautfahrt und Thaten die Erzählung dann als Hauptsache übergeht, Maximilian selber. Aus der Schilderung dessen, was der junge Weißkunig alles kann, ersieht man in drastischer Weise, mit welcher Wichtigkeit sich Maximilian — und das paßt allerdings zu seiner ganzen Natur — in einem encyclopädischen Dilettantismus gefällt. Der Kaiser auf jedem einzelnen Gebiete kundig, auf den meisten überlegen — das ist das für uns deprimierende Ideal, welches dieser hohe Herr in sich von Menschenwert und Herrschergröße erarbeitet hat und — worin er stecken geblieben ist! So fängt denn der junge Weißkunig, wenn er angelt, mehr Fische als andere, guckt in die Töpfe und unterweist den Koch, kuriert Rosse, wo kein Tierarzt mehr aus und ein weiß, kennt sich in Bergwerken aus, schmiedet und schlossert wie keiner ꝛc. ꝛc., und wie alles andere lernt und versteht er natürlich auch aufs allervortrefflichste das Regieren, wovon als Hauptfach die „Secretarikunst", die zielbewußte Aktenmacherei sich dem erschrockenen Leser präsentiert.



Maximilian ergründet die Kochkunst.
Aus dem Holzschnittwerk Hans Burgkmairs „Der Weißkunig."

Im Jahre 1514 ist eine Reinschrift vom Weißkunig gemacht worden; inzwischen zeichnete Hans Burgkmair zahllose Holzschnitte dafür und sorgte für die Übertragung aufs Holz. Dann aber blieb das Ganze liegen, bis man es erst 1775 gedruckt und mit den vorhandenen alten Holzstöcken illustriert hat.

Dagegen hat Maximilian den Teuerdank, die Schilderung seiner Brautfahrt, abgeschlossen gesehen. Er ist 1515 begonnen und ein Nürnberger Geschlechtersohn, Melchior Pfinzing, um die Verse zu machen, angestellt worden. Wer den Teuerdank nur von Hörensagen kennt, hat gewöhnlich eine gewisse romantische, ja poetische Vorstellung von ihm. Es ist aber auch ein Secretariwerk der eine einzige Tochter, ein Wunder von Tugend und Schönheit; dem ausgezeichnetsten der zahllosen Freier, die das Leben daran wagen, soll sie gehören. Der König stirbt aber vor der Entscheidung, und Prinzessin Ehrenreich ersieht aus dem Testament, daß nur der Ritter Teuerdank ihrer würdig ist. Sie sendet zu ihm, und er macht sich flugs auf, nur hat er das Bedürfnis, schon um



Mordanschlag auf Teuerdank. (Maximilian.)
Aus dem Exemplar von 1517 zu Donaueschingen.

hölzernsten Art. Zugeben muß man, daß ein redlicher Charakter aus dem Verfasser spricht, und zuweilen blickt auch wohl ein Stückchen von Maximilians eigener reicher Phantasie hinter den gleichförmigen Wendungen seines Helfers, man möchte sagen, wie Königsbrokat hinter Sackleinwand, hervor.

Die Erzählung fängt an, wie ein Märchen: Ein unermeßlich reicher König hat seines Namens willen („der auf Abenteuer denkt"), unterwegs sich noch mit recht viel tapferen Thaten aufzuhalten, um ihrer würdiger zu werden. Diese seine Absicht unterstützen die neidischen Großen an Ehrenreichs Hof und werben drei Hauptleute gegen ihn an: den Fürwittig, Unfalo und Neidelhart. Teuerdank besteht aber all deren Machenschaften mit beneidenswerter Ausdauer,

gelangt nebst dem Knappen Ernhold zu der Ersehnten, überwindet dort noch sechs Ritter im Turnier und fügt auf Ehrenreichs Wunsch und auf die Mahnung eines himmlischen Boten, ehe sie sein wird, noch einen Krieg gegen den ins Land gebrochenen Feind des christlichen Glaubens hinzu — den Türkenkrieg, Maximilians zeitlebens gehegten, doch nie zu konkreten Vorbereitungen geförderten Traum.

Der Teuerdank erschien mit schönen Holzschnitten Hans Schäuffelins und Hans Burgkmairs zuerst 1517 in prächtigem Privatdruck auf Pergament, dann 1519 und 1537 auch im Buchhandel. Die sonstigen Werke Maximilians, so auch das mit vielen Abbildungen versehene Turnierbuch Freydal, sind meist erst in den letzten Jahrzehnten aus den Kaiserlichen Sammlungen zu Wien allgemeiner bekannt gemacht worden. —

Im Jahre 1518 war Maximilian auf dem Augsburger Reichstag gewesen, der sehr kühl gegen des Kaisers Türkenkreuzzugsidee beschied. Auch seinen Enkel Karl, den Erben von Burgund, Kastilien und Aragonien, wollte man nicht ihm zu Liebe zum römischen König wählen. Noch einmal führte der Kaiser, wie er immer so gerne gethan, die Augsburger Patrizierfrauen im Tanze, aber er brachte die rechte Freude nicht mehr auf, und als er am 28. August davon und übers Lechfeld ritt, winkte er wehmütig hinüber und sagte: „Segne dich Gott, liebes Augsburg, und alle frommen

Teuerdank (Maximilian) gefährdet durch ein Pulverschiff.

Teuerdank (Maximilian) bei einem Jagdabenteuer.

Bürger darin! Wir haben wohl manchen guten Mut in dir gehabt, wir werden dich nun nicht mehr wieder ſehen!“

Der Kaiſer war ſchon fort, als Luther auf dem Reichstage eintraf. Man hat wohl gedeutet, als ob ſich zarte innere Fäden zwiſchen beiden angewoben hätten, die nur die Parze des Todes zu früh durchſchnitten. Ein müßiger Verſuch, denn Kaiſer Maximilian und Luther ſind ſo verſchiedene Leute wie nur möglich. Maximilian hat nur geſorgt, daß ſein kaiſerlich Geleit dem Mönche gehalten werde, und hat Cajetan zur Milde gemahnt.

Am 12. Januar 1519 iſt der Kaiſer, noch nicht 60jährig, zu Wels verſchieden. In Wieneriſch-Neuſtadt, wo er geboren worden, liegt er in der Kirche Sankt Georgs, der als ein rechter Heiliger im Leben vor ihm geſtanden, prunklos begraben.

Wir dürfen ihn darum nicht geringer als andere ſchätzen, weil er nichts verbarg und nicht poſierte. Gerade, daß er ſo unmittelbar und tapfer war, das hat ihn unſerem Volke wert gemacht. Die deutſche Nation empfand viel von ihrer eigenen Art in ihm; Maximilian verkörpert mit einem

guten Teil seines Wesens manches von den allgemeinen Vorzügen und Schwächen unserer Geschichte. Ihn als einen Patrioten, als einen Erneuerer des Reiches anzusehen, wie man vor Zeiten gethan hat, ist nicht zulässig; was errichtet wurde als fürs Reich und was überhaupt sich mit dem XVI. Jahrhundert auf politischem und kirchlich-religiösem Gebiet an Neuem und Deutschem regte, ist ohne oder gegen ihn geschehen. Viel aber, sehr viel hat Kaiser Maximilian I. in seinem zähen Planen und durch ungewöhnliche Glücksfälle für Österreich erlangt. Dadurch, daß er die österreichisch-burgundisch-spanische Verbindung unter habsburgischem Scepter herstellen konnte, hat er den Jahrhunderten der mit ihm beginnenden „neueren Geschichte" ihren Inhalt vorgezeichnet. Freilich konnten dieser kommende Inhalt und diese Interessen der habsburgischen Zukunft nur noch europäische, keine deutschen mehr sein. Insofern und im Gegensatze zu den Nachfolgern aus seinem Hause ist es richtig und auch im eignen tieferen Charakter Maximilians begründet, wenn von der Erinnerung der Nachlebenden seine Persönlichkeit als die eines letzten Kaisers von alter deutscher Art empfunden und aufgefaßt worden ist.

Abbildung einer Seite aus dem Werke Freydal: „Mummereien."
Original im Kaiserl. und Kgl. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien.

Kaiſer Maximilian I. Ölgemälde von Albrecht Dürer in der kaiſerl. Gemäldegalerie in Wien
(Nach einer Originalphotographie von J. Löwy in Wien.)

Die Bodenkammer.

Das war auf unſrer Bodenkammer,
Wo ſchräg das Dach darüber lief.
Ach, was verſchloß die roſtige Klammer
Der ſchweren Thür! Von keinem Brief
Wurd' je ein Siegel weggebrochen
Mit ſo erhöhtem Herzenspochen
Als wir zum Paradies dort oben
Die ſchwere Luke keuchend hoben.

Da gab es einen Tannenbaum,
Vom letzten Feſt noch aufgehoben,
Der fuhr als Schlitten durch den Raum,
Daß Staub und trockne Nadeln ſtoben.
Da gab es eine Wäſchemangel,
Die rollend an zu kreiſchen fing,
Wie noch in keiner roſtigen Angel
Je eine alte Thüre ging.

Da gab es eine leere Kiſte,
Ganz wie gemacht zum Höhlenhaus,
Ein morſches Ding, ein Wurmgeniſte,
Und Spinnen tapezierten's aus.
Doch Kinderſinn hat Zauberkraft
Mehr als die Lampe Aladins,
Ein Wunſch — da baut ſich Schaft an Schaft
Das ſchönſte Schloß, Fürſten beziehn's.

Dann war da eine alte Wanne,
Die, leck, ſchon längſt kein Waſſer ſah,
Und eine alte Gärtnerkanne,
Durchlocht und ganz zerbeult, war da.
Das war ein Trommeln und Trompeten!
Herr Hauptmann und Herr General'
Das ganze Bataillon antreten!
Zu Pferde ſtieg der Feldmarſchall.

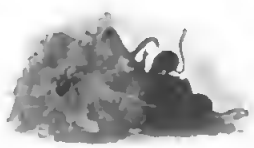
Und ja das Pferd! Kein Blücher drückte
Ein beſſres unterm Siegeslaub.
Dort floß der Rhein, der überbrückte,
Dort das Kartoffelfeld war Raub.
Der alte brave Schaukelſchecke
Fiel vom Galopp in pleine carrière
Und mitten in der Feinde Heer,
Kam er dabei auch nicht vom Flecke.

Ach Gott, was ſchloſſen dieſe Wände
Nicht alles ein, die ganze Welt,
Von einem bis zum andern Ende,
War zwiſchen ihnen aufgeſtellt.
Im ſchiefen Dach das kleine Fenſter
Warf Licht in ein unendlich Land,
Wo Räuber, Könige und Geſpenſter
Das Kind in jedem Winkel fand.

O könnt' ich einmal noch im Leben
Die knarrenden Stufen da hinan,
Die alte ſchwarze Luke heben
Und in die Bodenkammer dann
Noch einmal auf dem Schaukelpferde
Napoleon in Ägypten ſein,
Und mit tyranniſcher Geberde
Die Welt in Grund und Boden ſchrei'n.

Aus manchem Sattel mußt' ich gleiten,
Drin ich ein Feldherr mich geglaubt,
Und mußte ſtill zu Fuß dann ſchreiten,
Ein Wandrer, den der Weg beſtaubt.
O Rößlein meiner Knabenſpiele,
Du trugſt mich ſchlank an alle Ziele,
Die mein Papierhelm vor ſich ſah —
Ein Gartenſchlag: Viktoria!

Guſtav Falke.



„Zu Licht."

Von

Hermine Villinger.

(Abdruck verboten.)

Der ſtille Forſt lag eingeſargt in ſeinem weißen Schneebett; dann und wann krachte es in den Zweigen der ſchwer belaſteten Tannenrieſen, über denen der Vollmond ſtand; er drang mit ſeinem ſilbernen Licht bis hinunter in die ſchmale Thalmulde mit ihren faſt der Erde gleichen Häuschen.

Am letzten derſelben, ganz zu Anfang des Thales, knarrte eine Thüre, und zwei vermummte Geſtalten traten heraus; ſie ſtiegen mühſelig durch die hohen Schneemaſſen längs der ziemlich weit auseinander liegenden Höfe, deren helle Fenſterchen traulich in die Winternacht leuchteten. Oben, vor dem höchſtgelegenen Haus, hinter dem ſich der Wald aufbaute, machten ſie Halt, traten in den dunklen Flur und tappten ſich zur Stubenthüre.

„Eh, ſchau' auch daher," rief ihnen eine freudig bewegte Stimme entgegen; „das iſt geſcheit, daß ihr zu Licht kommt, Bergmänne, wo zur Zeit die Abende ſo gar kein End' nehmen wollen." —

Die Sprecherin, eine bläßliche Frau mit noch hübſchen Zügen, nahm den Gäſten die dickwattierten Mäntel ab und hing ſie an einen Haken nahe beim Ofen, deſſen grüne Glaſur aus dem Dunkel glänzte. Hier ſaß der Bauer, von dem man aber weiter nichts ſah, als eine weiße Zipfelkappe und die roten Fünklein, die in ſeiner Pfeife glimmten.

Der Sohn, ein ungefähr vierundzwanzigjähriger Burſche, ſaß unter der kleinen Hängelampe am Tiſch, die ihr Licht nur dieſem und der nächſten Umgebung ſpendete. Der junge Menſch hatte ein Buch vor ſich liegen, in dem er laut las, als die beiden Frauen eintraten. Nun ſchwieg er, allein vom Kachelofen her bewegte ſich der weiße Hemdsärmel des Vaters mit drohender Gebärde gegen den Burſchen, ſo daß dieſer raſch ſein Buch wiederaufnahm und weiterlas, aber ſo leiſe und undeutlich, daß ihn kein Menſch verſtehen konnte.

„Ich," ſagte die Bergmann, eine hohe Fünfzigerin mit wettergebräuntem Geſicht nnd lebhaft funkelnden Augen, „ich ſetz' mich in's Eckle zur Großmutter — wir zwei, gellet," wandte ſie ſich an dieſe, „wir haben unſre Stricket im Griff!"

„Jo jo, freilich," kam's ganz unten aus der Tiefe, denn der Kopf der alten Frau, von dem man nichts ſah als das weiße Haarſchwänzlein, das ſich hinten aus der Haube gelöſt hatte, befand ſich unterhalb eines hochgewölbten Rückens, der das ganze übrige Weſen faſt zu erdrücken drohte.

„Aber da, 's Bärbel, das muß an's Licht," ſagte die Bergmann und griff mit der Hand nach der Schürze des jungen Mädchens, das mit ſeinem Spinnrad unter der Thüre ſtehen geblieben war; dunkelrot vor Verlegenheit, zerbiß ſie ſich die Lippen, ſchielte nach rechts, ſchielte nach links und machte ganz den Eindruck eines Geſchöpfes, dem's in ſeiner Haut ſo unbehaglich wie möglich iſt.

„Haſt gehört, herſitzen ſollſt," befahl die Bergmann und zerrte das Mädchen zum Tiſch, wo ſie es auf die Bank niederdrückte, grad vor den leſenden Burſchen hin:

„Die muß auf ihren Faden ſchauen, die weiß, warum." —

Mit tiefgeſenktem Haupt ſetzte das

junge Ding sein Rädchen in Bewegung, und eine Weile hörte man nichts als den friedlich surrenden Laut des Spinnrads und die leise lesende Stimme des Burschen. Er und das Mädel hatten sich noch mit keinem Blick gestreift, und es wäre schwer zu sagen gewesen, welchem von ihnen die Verlegenheit am deutlichsten auf dem Gesicht geschrieben stand; das Licht der Lampe beleuchtete ihre roten Köpfe gleich unbarmherzig.

Die Alten saßen im Dunkeln, das heißt, die Bäuerin hatte sich mit ihrer Flickarbeit ein wenig der Lampe zugekehrt, so daß deren Licht eben noch ihre Hände beschien und ihr vorgebeugtes Profil.

„Ja, da hab' ich nun's Bärbel bei mir — ihr werdet staunen," sagte die Bergmann, „'s ist eine lange Geschicht', ich werd sie euch erzählen — du lieber Gott, wer so viel in der Welt herumkommt wie ich, Dorf auf, Dorf nieder, von einem Haus ins andere und überall die kleinen Schreihälf' auf die Welt bringen hilft, da sieht man so viel Elend, so viel Jammer, so viel Dummheit und auch wieder so viel Glück, daß man ein bißle ruhiger wird im Gemüt als die andern Leut', und nit gleich schreit: 's ist alles aus! wenn's einmal mit einer Sach' schief 'gangen ist.

Nur nit verzag'
Glück kommt all' Tag —

heißt's." —

Sie lachte, daß ihre großen weißen Zähne beinahe unheimlich aus ihrem dunklen Gesicht herausleuchteten:

„'s Bärbel, wie ihr's da seht, ist halt in Gottesnamen ein bißle vom geraden Weg ab'kommen, und jetzt meint jeder in seinem Ort, er könn' einen Stein auf's werfen; da hab' ich's halt zu mir genommen. Wie's zugegangen ist, das will ich euch erzählen: im Sommer, wie unsre Landsmutter in St. Blasien drunten war, hat sie einen Preis ausgesetzt für die beste Spinnerin, und die Maidle haben müssen in ihrem Staat und mit dem Garn, das sie 's Jahr durch gesponnen, im Amtshaus erscheinen. Da hat unser Bärbel 's feinst' Garn gehabt von allen, und der Herr Amtmann hat sie sehr belobt darum wegen. Aber nun sollten sie ihm auch alle einmal was vorspinnen, hat er verlangt, und jetzt, was geschieht? 's Bärbel mit seinem schönen Garn, spinnen kann's nit! Nun freilich, den Preis hat ein anderes Maidle kriegt, und es hat die Schand' gehabt. Ich bin gleich zu seiner Mutter 'gangen, die Sach' hat mich interessiert, und da hab' ich's denn gehört: sie war's, die dem jungen Ding ihr Garn zugesteckt, und d'rum hätt' man sie müssen an Pranger stellen, aber wie die Leut' sind in ihrer Unvernunft, 's hat alles aufs Bärbel 'neingehackt und kein einzig's Kamerädle mehr mit ihm gehen wollen. Notabene, wohl aufgemerkt: die Mutter ist eine wohlhabende Witwe mit Haus und Feld und schönem Vieh im Stall; 's könnt gerad' einer 'nein sitzen; aber auf einmal war der Segen fort mit dem guten Namen; 's hat nit einmal nix zu tanzen kriegt, wie's Öhmt vorbei war."

Die Bäuerin hatte, während die Frau sprach, das auf ihre Flickarbeit gesenkte Gesicht ein wenig erhoben und zu ihrem Sohn hinübergeblickt; es war eine eigentümliche Veränderung mit ihm vorgegangen, als habe sich in seinem Innern ein Druck gelöst, als sei da plötzlich etwas Tröstliches, Hoffnungsvolles eingezogen — ja, der Blick, mit dem er zu dem jungen Ding hinübersah, das völlig geknickt hinter seinem Spinnrad saß, hatte geradezu etwas Freudiges, Triumphierendes. Da gewahrte er ihre Thränen, er hörte die bangen Seufzer, die ihrer Brust entstiegen, und das tiefste Mitleid schwellte ihm die Seele. Er hustete ein paarmal, um sich dem Mädchen bemerkbar zu machen, er streckte den Fuß aus und suchte den ihren, um sie auf diese Weise von seinem Mitgefühl in Kenntnis zu setzen. Aber da kam wieder jener weiße Hemdsärmel aus dem Dunkel der Ofenecke, drohender noch als zuvor, und der Bauer sprudelte etwas zwischen der Pfeife und seinem einzigen Vorderzahn hervor, das sich wie das dumpfe Grollen des Donners anhörte.

Der Bärbel stockte vor Schreck das Rädchen, während der Bursche sofort wie ein Häufchen Unglück zusammensank und sein Lesen von neuem aufnahm.

„Gott versprich mir, ich hab' den Bauern kein Wort verstanden," sagte die Bergmann. „Ihr vielleicht?" wandte sie sich an dessen Weib.

Diese hatte einen kurzen zornigen Blick nach der Ofenecke geworfen, allein, bevor

sie die schmalen, festgeschlossenen Lippen zu einer Antwort geöffnet, erhob die Großmutter ihr kleines verrunzeltes Gesicht: „Aber ich hab' ihn verstanden — ich hab' ihn verstanden, wie er noch keinen Zahn gehabt, da werd' ich ihn nit verstehen, wo er noch einen hat! — Der" — sie deutete mit der Stricknadel nach dem jungen Burschen hin, „der dort schmiedet die Nägel zu unserm Sarg; vom Vater hat er's nit, er hat's von ihr." —

In das blasse Gesicht der Schwiegertochter stieg eine dunkle Röte, und um ihre Mundwinkel zuckte es heftig, aber sie sagte nichts, sondern seufzte bloß tief auf, während die Alte zu sprechen fortfuhr:

„Zwei Monate lang hat er in St. Blasien sitzen müssen fürs Wildern — er, der den braven Vater hat und so einen braven Großvater gehabt, denen man nie ein Brösele hat nachsagen können. — Bet'," herrschte sie den Enkel an, „laß' nit ab, dein Gebet für reumütige Sünder aufzusagen, damit dich Gottvater nit dereinst in der Höll' braten läßt." —

„Bald drei Wochen sind's," murmelte die Bäuerin, „daß er alle Abend ein paar Dutzend Mal denselben Spruch 'runterbeten muß."

„Eh, du grundgütiger Heiland," rief die Bergmann aus, „wie gehen auch die Leut' mit den armen Würmle um, die man ihnen munter zappelnd in den Schoß gelegt hat! Stundenlang beten, so ein kräftiger Bursch' — laßt ihn Holz hacken und sich regen und müd' machen, das ist die best' Medizin für ein übermütig's Blut." —

„Sie sollten Euch zum Doktor machen," sagte die Bäuerin.

Die Großmutter überschrie sie:

„Der bös Feind ist alleweil nur durchs Beten zu vertreiben gewesen." —

„Auch mit dem Schaffen kann man ihm zu Leib gehen," sagte die Bergmann, „der goldene Mittelweg ist halt immer 's Best' auf der Welt; ihr nehmt die Sach' zu ernst, und dem Bärbel seine Mutter hat's zu leicht genommen; um's zu trösten, hat sie's wollen nach Waldshut zu einer Tante schicken; da soll's tanzen und im Frühjahr mit einem schönen Bräutigam zurückkommen, da wären die bösen Mäuler still. Ja, wollt Ihr denn Euer Maidele mit Gewalt zu Grund richten, hab' ich gesagt, spinnen soll's und nit reisen, bis es wirklich das schönste Garn hat, weit und breit, und kriegt's dann den Preis, so sind die Mäuler auch still, denn dann hat's seine Ehr' wieder rein gewaschen; das ist meine Meinung; und zum Bärbel hab' ich gesagt: So, jetzt wähl' zwischen der Buß' und dem Sündenfall — 's hat die Buß' gewählt — ohne sich zu besinnen, ist's zu mir her'kommen und hat gesagt: ‚Ich möcht meine Ehr' wieder rein waschen.'" —

„Ich muß Euch nur bewundern, wie Ihr Euch um fremde Leut' verdient macht, Bergmänne," sagte die Bäuerin.

Jene lachte: „'s ist nit der Müh' wert, ich bin selber am wenigsten schuld dran, denn ich war nit immer so. Aber da hat mir unser Herrgott einen hohen Lehrmeister geschickt, damals, wie unsre guten Herrschaften 's erste Mal nach St. Blasien 'kommen sind; da hab' ich's so recht erfahren, was es heißt, einem Menschen wohlzuthun; da war kein Kummer, keine Sorg', aus der mir unsre Landsmutter nit 'rausgeholfen hätt'; alles hab' ich ihr anvertraut, auch daß der Doktor mir gesagt, ich sollt' Zähn' haben wegen meinem Magen. Nun, da schaut her, was in meinem Mund ist, das ganz' stattlich' Gebiß, ein Präsent ist's von unsrer Landsmutter! — Und so über einmal hat's mir keine Ruh' mehr gelassen — Bergmänne, hat eine innere Stimme zu mir gesagt, steh' nit da wie der Ochs am Berg, gib's weiter; wenn's auch kein Geld ist, ein guter Rat und eine gute That sind auch was wert. Und ich kann's euch versichern, wenn man einmal angefangen hat, dem lieben Gott so ein bißle ins Handwerk zu pfuschen, man kann's gar nimmer lassen."

Unter der Lampe am Tisch hatte sich während der langen Rede der Bergmann alles mögliche zugetragen. In dem Maße nämlich als der Bursche, wie es über seine Sünden losging, kleiner und verlegener geworden war, hatte sich das junge Mädel gestreckt, und nun schaute sie mit einemmal ganz anders aus den Augen; was glänzte da nicht alles drin an Freudigkeit, Überraschung und Dankbarkeit, nicht länger allein das räudige Schaf in dieser Versammlung sein zu müssen, einen Leidensgefährten zu haben, der sich auch schämen

mußte und darum keinen Grund hatte, verächtlich von ihr zu denken. Wie anders surrte mit einemmal das Rädchen, so lebendig, ja beinahe lustig, als sei in das junge Ding plötzlich ein Kobold gefahren und habe alle Trübsal in ihrem Herzen in die Flucht geschlagen. Und siehe da, nun hustete auch das Bärbel, ja, ganz ernstlich überkam sie's, und ihre Blicke flogen über den Tisch, erst verstohlen und unsicher, dann immer länger und dringender, endlich hafteten sie fest und voll herzlichen Mitgefühls auf der gesenkten Stirne des Burschen, der stockend sein Gebet las und mit der Rechten in seinem Haarschopf wühlte. Da zog's ihm plötzlich wie mit Gewalt die Wimpern in die Höhe und —

„Daß ihr's nur wißt, ihr junges Volk," unterbrach die Bergmann das Freudenfest, das eben vier Augen in aller Stille und Weltvergessenheit miteinander zu feiern im Begriff waren, „daß ihr's wißt, gut machen — aufstehen, wenn man auf die Nas' gefallen ist, das ist jetzt eure nächste Aufgab'; 's Vertrauen müßt ihr euch wieder gewinnen, und habt ihr's, dann bleibt auch die Belohnung nit aus. — Und jetzt, ich bitt' Euch, Bauer, laßt's genug sein mit der Beterei, ich kann das Gemurmel nimmer länger mitanhören; schickt den Buben lieber 'naus, er soll Schnee schaufeln, da kommt doch was dabei 'raus." —

Der junge Mensch blickte erwartungsvoll nach der Ofenecke, und da es dort still blieb, warf er das Gebetbuch zu, sprang in die Höhe, daß die Stube dröhnte, riß Jacke und Mütze, die an der Thüre hingen, vom Nagel und stürmte hinaus.

„Eigentlich," meinte die Bergmann, „könnst du dich auch ein bißle nützlich machen, Bärbel, du weißt, wie beschwerlich wir's hatten, den Weg herauf, mach', daß wir's 'runter leichter haben; will sehen, was ihr leisten könnt miteinander." —

Das junge Ding ließ alles liegen und stehen; es vergaß sogar seinen Mantel, den ihm die Bergmann lachend nachwarf.

„So," meinte sie, auf ihren Platz zurückkehrend, „wenn man über Erziehung red', müssen die jungen Leut' aus dem Weg sein; die Fehler der Eltern gehen sie nix an. Du lieber Gott, als ob nit jeder einmal ein bißle gewildert hätt', wie er jung war" —

„Der Sohn nit," fiel ihr die alte Frau ins Wort, „und der Großvater auch nit." —

„Nun ja, das ist ja aller Ehren wert," gab die Bergmann zu, „aber wenn so ein junger Bursch' grad' vom Dienen kommt, da hat er halt das Schießen noch so im Gelenk; darum muß man nit gleich verzweifeln." —

Der Bauer kam jetzt aus der Ofenecke und nahm am Tisch Platz, gerad' unter der Lampe, die sein treuherziges Gesicht hell beleuchtete. Er gab sich alle Mühe, verstanden zu werden, indem er die Pfeife weglegte und ganz langsam die Worte hervorstieß, als habe er es mit lauter Tauben zu thun:

„Eine gute Heirat hätt' er machen können — da hinten, im Blasiwald — eine Wirtstochter — aber der Alt' will nimmer — einen Schwiegersohn, der gesessen hat, dafür, sagt' er — bedank' er sich. —"

„Er hat's verscherzt," jammerte die Großmutter, „er hat's verscherzt — Jesus Maria, er wird keine brave Frau mehr kriegen." —

Jetzt erhob die Bäuerin das Haupt und rasch, beinahe heftig, stieß sie die Worte hervor: „Brav — nun ja, ich sag' nit, daß es um's brav sein nit was Gut's ist, aber wie einem die braven Leut' 's Leben verbittern können, das glaubt Ihr nit, Bergmänne! Ich hab' nie nix gesagt, ich hab' alles geschluckt, ich hab' denkt, 's muß so sein, weil ich's verdient hab'! Ich war keins von den besten Früchtle in meiner Jugend, die erst' und die letzt' auf dem Tanzboden, und Flatusen waren mir auch lieber als Grobheiten. Wie der 'kommen ist," — sie deutete auf ihren Mann — „und hat mich wollen, da hat meine Mutter gesagt: ‚Jetzt hast aber einen Braven erwischt, aber für seine Mutter wird die Freud' nit groß sein, wenn du ins Haus kommst.' — In Weg gelegt hat sie mir nix, aber wenn der Bub nit gut mit'kommen ist in der Schul', gleich hat's geheißen: das hat er von seiner Mutter, das ist ihr Leichtsinn, der muß ihm ausgetrieben werden. — So ist noch kein Kind gehauen worden wie der Bub; er hat oft nimmer reden können, so hat er sich heiser geschrien. — Kaum war er beim

Militär, war er recht; nach zwei Jahren haben sie ihn schon freigegeben wegen seiner braven Führung — er kommt nur heim und gleich geht's wieder los." —

Der Bauer wollte etwas sagen, sie fiel ihm ins Wort: „Nein, nein, reden muß ich — ich muß einmal reden — nit mucksen hat er sich sollen und ist doch ein ausgewachsener Mensch; hätt' er nur ein bißle Freiheit gehabt, sich austoben dürfen wie die andern Burschen auch, er wär' gewiß nit aufs Wildern gekommen; 's hat halt wo 'naus müssen. ‚Schau, Mutter,' hat er zu mir gesagt, ‚wann ich nit den paar Hasen eins aufgepfeffert hätt', ich wär verrückt 'worden bei dem trübseligen Zusammenhocken und der ewigen Predigerei.' — Ich hätt' weiter geschwiegen und von meinen Gedanken nix vermerken lassen, aber nun hab' ich gerad', weil ich's nit vertragen könnt, wenn der Bub auch so eine Brave bekäm' und hätt's einmal später wie seine Mutter." —

Sie schwieg.

Der Bauer aber hatte sich erhoben und ging unruhig in der Stube auf und ab; die Pfeife war ihm ausgegangen, und er fuhr sich immerfort mit dem Finger in den Hemdenkragen, als beenge ihn da etwas. Die Worte der Frau erschreckten und kränkten ihn zugleich; er hatte dies Weib genommen gegen den Willen seiner Mutter und sich alle Mühe gegeben, es jeder von den beiden recht zu machen. Nun sah er, es war ihm doch nicht ganz gelungen.

„Mutter," sagte er, die Hand auf den hohen Rücken der alten Frau legend, „Ihr seid doch nit bös, Ihr wißt, sie ist nur ein bißle rasch manchmal." —

„Ich misch' mich in nix, ich misch' mich in nix," murmelte die Alte.

Sie pflegte das immer zu sagen, so oft Mann und Frau uneins waren und sich über den Buben stritten, und allemal hatte der Sohn erklärt: „Nein, Mutter, Ihr seid die Hauptperson, auf Euch kommt's an." —

Heute nahm die Bergmann für ihn das Wort: „Ja, Großmutter, Ihr redet klug, ja wohl, Ihr wißt's halt — der Mann gehört zur Frau, und die Frau gehört zum Mann, und was sich dazwischen drängt, das ist vom Übel. Ihr habt halt dem Leben auch schon eine Weil' zugeschaut, da weiß man, wie's geht, gellet? Und daß man die Sonn' nit aufhalten kann in ihrem Lauf und zwei Herzen gar erst auch nit, wenn sie durchaus zueinander wollen. Mir käm's zum Beispiel wie die reinst' Fügung Gottes vor, wenn die zwei da draußen" — sie zeigte mit dem rechten Daumen nach dem Fenster — „aneinander Gefallen fänden." —

„O um Gotteswillen nit," stöhnte die Großmutter auf, „So eine! Nein, nein, das geb' ich nit zu!"

„Freilich," sagte die Bergmann, „Ihr mögt ja recht haben, aber er hat's auch einmal nit leicht, der arm' Kerl, denn wo soll denn die Frau 'rausschlupfen: brav wie ein Engele Gottes, mit einem netten Vermögen doch auch, natürlich — die an ihm nix auszusetzen hat und ihm aber auch recht ist — und noch den Eltern — und der Großmutter dazu! Sonst in der Welt helfen die Alten immer den Jungen — am End' aber macht Ihr auch keine Ausnahm', Großmutter, und ich red' mich umsonst heiser. Herrgott, da schlagt's achte! schon zwei Stunden 'rum — wenn man sich aber auch so gut unterhalten thut, kein Wunder!"

Sie fuhr in ihren Maniel, ohne dabei die Großmutter aus den Augen zu lassen, die in ihrem Winkel saß und sich nicht rührte.

„Hm ja," meinte die Bergmann, „so geht's, da fallen einem über einmal wieder die alten Geschichten ein — Jesses, was hab' ich auch für eine gute, gute Großmutter gehabt! Der Vater selig war oft ganz wütig, weil sie mir immer beigestanden hat — wann ich Schläg' kriegt hab' oder daß sonst ein Unglück über mich 'reinbrochen ist, allemal ist sie mir so mit der Hand über den Kopf gefahren und hat gesagt: ‚Gang, Maideli und hol' dir ein Äpfeli.' — Das hör' ich noch, ich glaub' in meiner letzten Stund' — so eine gute Großmutter, das ist rechter ein Segen für ein Kind." —

„Der Mutter ist was," unterbrach sie der Bauer, „he, Mutter, warum schnaufet Ihr auch so, ist Euch was?"

„He, freilich," sprudelte die Alte heraus, indem sie sich aufrichtete und die tiefliegenden Augen auf die Anwesenden richtete, „'s wird mir nix sein — ich werd' mir

nachſagen laſſen, daß ich eine Ausnahm' mach' — daß ich nit auch ſo eine gute Großmutter ſei, wie's die andern ſind! Kann ich mehr thun, bei Gott, als daß ich eine zum zweitenmal in dem Haus willkommen heiß', die ich nit auch brav heißen kann." —

Die Bergmann ergriff ſofort die zitternde Rechte der alten Frau: „Ihr macht's halt, wie ſie's auch im Himmel machen, Großmutter, dort iſt auch die allergrößt' Freud' über einen ſchlimmen Sünder, der Buße thut."

„Bergmänne," ſagte der Bauer, „ſie ſollten Euch zum Pfarrer wählen!"

Die Bäuerin ſagte nichts, ſie geleitete den Gaſt bis vor die Thüre, wo ſie auf einen kurzen Augenblick das Geſicht gegen die breite Schulter der robuſten Frau drückte: „Ihr habt ein gutes Werk gethan," flüſterte ſie leiſe, „vergelt's Euch Gott, Bergmänne."

Dieſe ſchritt mit einem: „Jo jo, ſchon recht" — in die ſtille Nacht hinaus. Rechts und links lag der Schnee in hohen Haufen, und ein ſchön gebahnter Weg that ſich vor ihr auf. Sie ſchritt wohlgemut dahin, über ſich den ſternenklaren Himmel.

„Schau, ſchau," ſprach ſie nun laut, „was die ſchon ein ſchönes Stück Schnee weggeſchafft haben miteinander — wenn ſie das ſo weitertreiben im Leben, dann brauch' ich mich auch meiner Hinterliſt nit zu ſchämen, und daß ich heut ſchon mit dem abgekarteten Spiel in der Taſch' zu Licht heraufgekommen bin."

Die Nacht.

Von

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

Über den Bergen hingegossen,
Ruht eine königliche Gestalt:
Die Nacht.
Auf ihrem Haupte
Funkelt die Sternenkrone;
In ihrer Hand
Schimmert ein Lilienscepter,
Aus bleichen Mondes
Strahlen gewoben;
In ihrem Gewande buhlen
Weiche, kosende Lüfte.

Aber sie weint.

Sie weint und seufzt:
„Allewiger, warum gabst du mir
Die dunkle Pracht
Und diese funkelnde Krone
Und dieses schimmernde Scepter?
Und nahmst mir alles:
Meine Kinder!
Hab' ich sie nicht mit Schmerzen geboren,
Meine kraftvollen Söhne,
Die ragenden Bäume,
Und meine lieblichen Töchter,
Die süßen Blumen?
Sind sie nicht alle, alle
Aus meinem Schoß emporgestiegen:
Die weichen begrünten Thäler,
Die stolzen schneegekrönten Berge,
Die klaren Seen?
Und alles, Herr,
Wofür die Menschen,
Meine verlorenen Kinder,
Dir täglich danken?
Und ich darf sie nicht sehen,
Wenn sie offenen Auges
In strahlender Fülle
Sich freuen des Daseins,
Das ich ihnen schenkte!
Und sie vergessen der Mutter
Und wollen mich nicht kennen
Und verachten mich! —
Nur im Traum darf ich sie besuchen
Und muß mich von hinnen stehlen
Wie eine Diebin vor deinem Morgen,
Und sie sind d o c h meine Kinder!"

„Aber ich weiß:
Einstmals,
Wenn sie müde und elend,
Getäuscht von dem falschen
Glanze des Tages,
Nach Ruhe und Frieden sich sehnen,
Dann kehren sie wieder
An meinen Busen zurück,
Und ich wiege sie ewig
In meinen Armen,
Ich, ihre verachtete
Mutter, die Nacht."

Und die Königin seufzt.
Und im Hauch ihres Seufzers
Erschauert der See
Und pocht mit träumender
Welle ans Ufer.
Und ergatmend wiegt
Der Wald seine Wipfel
Und flüstert im Traum.

Und die Königin weint,
Und weinend küßt sie
Zum Abschied die schlafenden Blumen,
Und ihre Thränen fallen
Mit heimlichem Klingen
Auf die blühenden Wangen
Ihrer lieblichen Töchter,
Der süßen Blumen.

Und sie schwindet auf leisen
Sohlen von dannen.

Im Purpur prangend
Erscheint der Tag,
Der junge König.
Und eifersüchtig
Will er schnell
Die Thränen verwischen
Der verbannten Mutter,
Der Nacht.
Aber den erwachenden Blumen
Ist's so selig-süß,
So heimlich-sehnsuchtsvoll
Und so wundersam
Ums Herz.
Ach, noch länger möchten sie schlafen und träumen!
Sie ahnen:
Ihre Mutter war bei ihnen im Traum
Und hat über ihnen geweint
Und hat sie geküßt,
Ihre Mutter und unsre:
Die Nacht.

Herbst. Nach dem Gemal

e von Ludwig Munthe.

Digitized by Google

Bilder aus Sofia.

Von

Ludwig Pietsch.

Mit neun Abbildungen nach Aquarellen von **Fr. Schlegel.**

(Abdruck verboten.)

Bauer aus der Umgebung von Sofia.

Die Hauptstadt Bulgariens ist in letzter Zeit wieder in den Vordergrund des Interesses getreten; ein abscheulicher Skandalprozeß erst, in dem einer der Günstlinge des bulgarischen Fürsten als gemeiner Mörder verurteilt wurde; eine unqualifizierbare Äußerung des leitenden Ministers, die Österreich fast zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Bulgarien veranlaßt hätte; endlich die mit großen Erwartungen in Szene gesetzte zehnjährige Feier der Thronbesteigung des Fürsten Ferdinand, welche aber die erhoffte völlige Unabhängigkeit und die ersehnte Königskrone nicht brachte — das alles hat Anlaß zu vielen Erörterungen über Bulgarien, seinen Fürsten und seine Hauptstadt gegeben. Wie sich die Zeiten ändern! Bis vor fünfzehn Jahren konnte Sofia überhaupt als eine der am wenigsten bekannten Städte Europas gelten. In keinem Reisehandbuch war ihrer Erwähnung gethan. Durch keine normale Landstraße, geschweige denn eine Eisenbahn, war sie mit der übrigen Welt in Verbindung gesetzt. Der damals einzige große binnenländische Verkehrsweg mit dem äußersten Osten Europas und dem Schwarzen Meer, die Donau, fließt fast 170 Kilometer nördlich von Sofia dahin. Ein politisches Leben, welches die Blicke der civilisierten Welt auf die Stadt gelenkt hätte, war nicht möglich unter der, jede nationale Regung erstickenden Gewaltherrschaft der Türken über das Land. Man wußte in Nord- und Westeuropa kaum etwas von der Existenz einer Stadt Namens Sofia.

Dem Namen Sofia, „Weisheit," hat die Stadt, wenn auch in ihr, dem alten Ulpia Serdica, 344 n. Chr. ein sehr heiliges Konzil abgehalten worden ist, während ihrer ganzen Existenz nur geringe Ehre gemacht. Weder unter der Herrschaft der bulgarischen „Kaiser," welche sie zu Anfang des IX. Jahrhunderts den

Bäuerin aus der Umgebung von Sofia.

Byzantinern entrissen, und sicher noch weniger unter der ein halbes Jahrtausend währenden Herrschaft der Türken, von denen sie 1382 erobert wurde.

Aber plötzlich, in den Jahren 1876 und 1877, war der Name Sofia in aller Munde. Für die „Bulgarian Atrocities," mit deren haarsträubenden Schilderungen die englische Presse und das britische Parlament die ganze Kulturwelt Europas in Aufregung, Schauder, Grauen und leidenschaftliche moralische Empörung gegen die türkische Barbarei versetzten, hatte die Hauptstadt des unglücklichen Landes einen der am reichlichsten mit dem Blut der Opfer getränkten Schauplätze gebildet. Aber die Folgen der unmenschlichen Thaten fielen auf das Haupt der Türken, die sie begangen hatten, zurück. Nach einem kühnen glorreichen Übergange über den in Schnee und Eis begrabenen Balkan rückte General Gurko mit seinen Russen als Befreier der bulgarischen Glaubensbrüder am 4. Januar 1878 in Sofia ein, und nun begann ein furchtbar rächendes Strafgericht über deren bisherige Bedränger. Auch der an jenen „Greuelu" völlig schuldlose friedliche Teil der türkischen Bevölkerung mußte mit den Schuldigen büßen. Fünftausend türkische Einwohner wurden erbarmungslos im eisigen Winter von Haus und Hof vertrieben, nahe an tausend türkische Häuser zerstört und dem Boden gleich gemacht. Damit begann eine neue Zeit wie für ganz Bulgarien, so auch für die Stadt Sofia. Der endliche Sieg Rußlands in jenem blutigen Kriege kam Bulgarien noch viel mehr zu gute, als seinen Befreiern, die mit ihren ungeheueren Opfern an Geld und Menschenleben im Grunde nur verschwindend geringe Vorteile und Entschädigungen für das eigene Reich errungen hatten; Bulgarien wurde als unabhängiges Fürstentum erklärt, über das dem Sultan eine fast nur nominelle Oberherrschaft, die „Suzeränität," und das Recht auf bestimmte jährliche Tributzahlungen zuerkannt wurde. Zum Fürsten wurde ein deutscher Prinz aus einem nicht regierenden Hause, ein Vetter des Großherzogs von Hessen und besonders beliebter Schützling des russischen Kaiserhauses, Prinz Alexander von Battenberg, erwählt. Am 13. Juli 1879 hielt er seinen Einzug in die von den traurigen Spuren der Verwüstung einigermaßen gesäuberte Hauptstadt Sofia.

In ihr wie im ganzen Lande fing eine rege Reformarbeit an. Mit den meisten alten, an die Türkenherrschaft erinnernden Sitten, Gewohnheiten, Lebenseinrichtungen wurde entschieden gebrochen. Ein nationales Heer wurde geschaffen, für dessen Organisation, Uniformierung und Bewaffnung das russische das Muster bildete. Eine Verfassung mit frei gewähltem Abgeordnetenhause wurde eingeführt, die Verwaltung wurde nach westeuropäischem Vorbilde eingerichtet. Sofia selbst sollte seinem neuen Rang gemäß nach dem Zuschnitt einer fürstlichen Residenzstadt in den alten Kulturländern Europas umgebaut werden. Man ging energisch an das Werk. Für den Fürsten wurde ein Konak ganz in der Form eines stattlichen Schlosses im neuen wienerischen, bezw. parisischen Stil mit zwei vorspringenden Flügeln errichtet,

Aufgelassener türkischer Friedhof bei Sofia.

Türkiſche Zigeuner auf der alten Türkenſtraße.

deren Pavillons, wie der Mittelbau der Hauptmaſſe des Gebäudes, von ſteil anſteigenden ſchiefergedeckten Louvredächern gekrönt werden. Vor dem Gitterthor des Vorgartens breitet ſich bald ein weiter Platz aus, der zum öffentlichen Volksgarten mit Promenadenwegen, Muſik- und Kaffeekiosken ausgeſtattet und von den meiſt modernen und meiſt eleganten Straßenzügen eingefaßt iſt. Aber auch überall ſonſt machte ſich die Wirkſamkeit des neuen, geordneten, verſtändigen Regiments wohlthätig fühlbar. Das Ansſehen der Stadt wandelte ſich raſch. An der Straße nach Konſtantinopel wurde das ſtattliche Haus für die Volksvertretung, die Sobranje, erbaut. Neugepflaſterte Straßen wurden angelegt, und in den alten entſtanden immer häufiger ſolide Gebäude nach europäiſchem Muſter. Aber trotzdem blieben während des nächſten Jahrzehnts die Teile der ehemaligen Türkenviertel, die nicht nach der Beſetzung durch die Ruſſen zerſtört worden waren, in ihrer maleriſchen Eigenart noch ziemlich erhalten. Sie gruppteren ſich um die alte Moſchee Boejuek Dſchami in der Nähe des Stambulthors: ein intereſſantes Gebäude mit ſchlankem Minaret und neun ſchön gewölbten Kuppeln. In der Nachbarſchaft einer zweiten Moſchee, der Janobaſchi Dſchamiſi, liegt im Türkenviertel auch das Gebäude des türkiſchen Bades, deſſen großes Baſſin mit natürlichen Quellen von 38° C. Hitze geſpeiſt wird; hier kann man die ganze Wonne eines ſolchen völlig unverfälſcht echten alla Turca-Bades nach Herzensluſt genießen.

Die gleiche wunderliche Miſchung von orientaliſchen und weſteuropäiſchen Elementen iſt wie in der architektoniſchen Erſcheinung Sofias auch in der etwa 45000 Seelen zählenden Bevölkerung zu beobachten. Türken und Bulgaren in ihren altherkömmlichen Trachten, ſlawiſche Juden, deren Menge man auf 5000 ſchätzt, Zigeuner und Angehörige aller weſteuropäiſchen Nationen, unter denen die Deutſchen nicht am wenigſten zahlreich ſind, bilden ein merkwürdiges Völker- und

Rassengemenge, dessen Beobachtung für den Freund ethnographischer und völkerpsychologischer Studien, wie für den Maler von hohem Interesse ist. Alle diese Gegensätze mögen während der letzten Jahre, seit ich Sofia zum letztenmal besucht und bewohnt habe, merklich abgeschliffen und ausgeglichen worden sein, und die damals schon ziemlich weit vorgerückte Europäisierung der Stadt und Einwohnerschaft mag noch sehr viel größere Fortschritte gemacht haben, als in dem ersten Jahrzehnt nach der Befreiung von der türkischen Herrschaft. Als ich zum erstenmal dorthin verschlagen wurde, in dem für Bulgarien und Sofia so denkwürdigen August 1886, waren alle Zuer die Lust an der Fortsetzung seiner Regierungsthätigkeit für immer verlor. Er dankte am 7. September ab und verließ Hauptstadt und Land, in die er, nach seiner gewaltsamen Entführung durch verräterische Offiziere und Kadetten in der Nacht des 22. August, bestürmt von seinem getreuen Volk, am 3. September seinen festlichen Wiedereinzug gehalten hatte — leider nur um dauernd von ihr Abschied zu nehmen.

Nähert man sich Sofia auf der Landstraße, die über den Balkan führt, so sieht man unten im Süden die Stadt mit den Kuppeln und Minarets ihrer Moscheen und den Kuppeltürmen ihrer griechisch-orthodoxen

Bauer aus der Umgebung Sofias zu Markte fahrend (Furi im Stadtbach).

stände noch unvergleichlich primitiver und eben dadurch, für meinen Geschmack wenigstens, sehr viel anziehender, als ich sie drei Jahre später fand. Welche Schicksale und Wandlungen hatten während dieses Zeitraums das Land und die Hauptstadt aber auch durchgemacht! Damals fügte es mein gutes Glück so, daß ich Zeuge der Ereignisse sein durfte, durch welche Fürst Alexander I. für alles, was er für das Land gethan hatte, für seine unablässige Wirksamkeit für das Wohl des bulgarischen Volkes, für die Anschließung Ostrumeliens an das Fürstentum, für seine siegreichen Kämpfe gegen die das Land mit Krieg überziehenden serbischen Nachbaren, mit so schmählichem Undank belohnt wurde, daß Kathedrale, die hoch über die umgebenden Dächer der Häuser und öffentlichen Regierungsgebäude emporragen, inmitten der, gewundenen Lauss vom Iskarfluß durchströmten, breiten fruchtbaren Ebene ausgebreitet liegen. In weitem Umkreis wird diese Ebene von den hier völlig kahlen Höhenzügen der Balkankette umrahmt oder wie von natürlichen Wällen umschirmt. Im Westen von jenen Ausläufern derselben, auf deren Bergen und in deren Thälern Alexander 1885 die siegreiche Entscheidungsschlacht gegen die serbische Armee bei Slivnitza ausfocht. Im Süden, eine Meile von der Stadt entfernt, erhebt sich plötzlich aus dieser weiten Fläche eine prächtig aufgetürmte, zum Teil reich bewaldete, zum

Teil nackte felsige Bergmasse, der Witosch, der bis zu Höhen von 2291 m ansteigt. Er und jene Balkankette gewähren von allen Punkten der Stadt, welche einen freieren Ausblick gestatten, und von allen Stellen der Wege vor den Thoren gesehen, eine ungemein reizvolle, fesselnde Schau. In den zarten Duft der Ferne getaucht, erscheinen jene Waldhöhen bald in tiefem Blau wie die fernen Berge auf den landschaftlichen Hintergründen tizianischer Gemälde; bald bei bestimmten Sonnenbeleuchtungen im hellen, goldigen Grün ihrer grasigen Hänge aufleuchtend; bald finster beschattet, von tiefziehenden Wolken umbraut. Die kahlen Kalksteinklippen und Hänge der Balkankette aber kleiden sich in immer wechselnde Töne von größter Feinheit, in alle Farbennuancen, die zwischen dem Blauviolett und dem warmen Rosiggelb liegen, welches die hinter den Bergen von Slivnitza niedersteigende Abendsonne auf den Felsgipfeln entzündet. So sah ich sie aufleuchten und den ganzen Horizont wie in goldenen Flammen in jener Stunde des 7. September 1886, als Fürst Alexander seiner Hauptstadt und seinem Reich für immer den Rücken kehrte und im offenen Phaëton, dessen Vierergespann sein Kutscher in prächtiger

Kloster am Witosch.

Montenegrinertracht lenkte, neben Stambulow sitzend, hinter den vorausſprengenden, in dichte Staubwolken gehüllten, weißröckigen und weißmützigen Reitern seines „Convoy“ auf der Landstraße zum Balkan in die selbstgewählte Verbannung fuhr, hinter ihm seine Minister und Getreuen, die ihm bis Lom Palanka das Geleit gaben.

Bis zum 7. Juli 1887 ist der von ihm verlassene Fürstenthron im Konak am Volksgarten unbesetzt geblieben, und

Brunnen am Fuße des Witosch.

das fürstenlose Land war von Stambulow und der von ihm geleiteten Regentschaft klug und energisch allen Machinationen Rußlands zum Trotz regiert worden. Dann bezog der zum Fürsten gewählte, wenn auch damals offiziell von keiner der Mächte als solcher anerkannte Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary den leeren Palast. Das lebensgroße Bildnis Alexanders, welches der damit 1883 beauftragte Berliner Künstler Conrad Dielitz gemalt hatte, machte dem des mit einer Nase von imposanter Länge begabten, neuen Herrn Platz. Zwei Jahre später war die, die Türkei und die Balkanländer mit Westeuropa verbindende Schienenstraße, auf welcher nun der Orientexpreßzug von Paris daherbraust, vollendet, war Sofia eine Bahnstation geworden. Seitdem ist die äußere Umwandlung der Stadt mit Riesenschritten vorwärts gegangen.

Die noch tief im Volkscharakter wurzelnde Barbarei aber konnte durch alle Reformen und europäischen Einflüsse nicht ausgerottet werden. Die Niedermetzelung Stambulows am hellen Tage auf offener Straße im August 1895 gab einen neuen grauenhaften Beweis dafür, welche ungebändigten Leidenschaften in dieser halbasiatischen Volksseele schlummern und gelegentlich noch immer wieder den dünnen Kulturfirnis sprengen; der Mordprozeß Boitschew enthüllte jetzt ein Schreckensbild von der sittlichen

Fäulniß gerade auch der ſcheinbar gebildeten Kreiſe.

Durch die Vollendung der Eiſenbahn iſt die Straße zur Donau über den Balkan mehr und mehr verödet. Die reizvollen aufregenden langen Fahrten im Phaëton mit vier Pferden breit, die man früher auf ihr zurücklegte, ſcheinen ganz außer Gebrauch gekommen zu ſein. Als ich, von Konſtantinopel kommend, im November 1889 ein paar Tage in Sofia Halt machte, fand ich keinen einzigen Vierſpänner mehr in den Straßen. Die Sofianer hatten gefunden, daß auch ein Zweigeſpann ſehr wohl dazu hinreichte, die leichten Droſchken zu ziehen.

Aber vieles Alte und Charakteriſtiſche war dennoch damals und iſt auch wohl heute noch unverändert geblieben. Seine herkömmliche maleriſche Volkstracht mochte das eigentliche Volk in der Stadt und auf dem Lande nicht aufgeben. Die Männer tragen wohl auch jetzt noch im Sommer, wie im Winter die ſchwarze Pelzmütze, den pelzbeſetzten und gefütterten Lederrock oder einen umgekehrten Fellrock, aus deſſen kurzen Ärmeln die weiten Hemdärmel, die bis über das Handgelenk reichen, hervortreten; auch die ſtarkfarbige weit übergeknöpfte Weſte, die den ganzen Bauch bedeckende bunte Gürtelſchärpe ſind gewiß noch im Gebrauch. Die Unterſchenkel werden mit dünnen Riemen umwunden, die Füße ſtecken in verſchnürten Baſtſchuhen oder in Lederſchuhen mit nach oben gekrümmter Spitze. Der derbe weiße, braune oder blaue pelzbeſetzte Mantel aus ſtarkem Frieſsſtoff mit zierlich und farbig ausgeſtickten Nähten ſchützt vortrefflich gegen Näſſe und Kälte. Auch die Frauen aus dem bulgariſchen Volk, die ſich im Gegenſatz zu den Serbinnen nur äußerſt ſelten durch Schönheit auszeichnen, haben ihre hübſche nationale Tracht noch nicht aufgeben mögen. Sie erſcheinen noch immer mit dem, vom Scheitel bis tief über den Rücken hinabwallenden, befranzten Kopftuch, im weitärmlichen, zierlich in Rot und Blau geſticktem Hemde, im Bruſtlatz, Wollenrock, Schürze und Schürzenbändern, alles mit Stickereien in einfachen, gefälligen Muſtern und in paſſendſter Farbenzuſammenſtellung geziert. So bekleidet ſieht man ſie häufig auf den ſtädtiſchen Märkten und begegnet ihnen auf dem Felde, im Gehen mit der Spindel den Flachs vom Wocken abſpinnend, oder ihre Herde zur Weide treibend.

Die Straße, die von dem außerhalb

Alte türkiſche Brücke an der alten Konſtantinopeler Straße.

Sofias gelegenen Bahnhof zur Stadt führt, wird von einem Flüßchen, dem sogenannten „Stadtbach," durchschnitten, der im Sommer zuweilen gänzlich austrocknet, nach häufigen Regengüssen aber recht breit und tief werden kann. Wohl führt eine steinerne Brücke über ihn, aber wenn der in seinem Leiterwägelchen mit gefüllten Säcken zu Markt fahrende Bauer vom Lande herkommend den Bach passieren muß, zieht er, wie unser Bild (S. 188) zeigt, die ihm bekannte Furt meist der Brücke vor.

Wenn auch, vor den Ausbrüchen des fanatischen Volkshasses flüchtend, die türkischen Bewohner zu Tausenden auswanderten, so entbehrt doch die Bevölkerung Sofias auch heute noch nicht gänzlich des türkischen Elementes. So fehlt es in den Straßen nie an solchen Bekennern des Propheten, welche die alttürkische Tracht, den Turban, den langen farbigen Kaftan, die gestreifte seidene Unterweste, die breite seidene Gürtelschärpe, die dunkeltuchenen Pluderhosen und gelben weichen Stiefeln beibehalten haben, wie der Türke auf dem Bildchen unseres Zeichners (S. 186). Vielleicht ist er auch nur auf einer Reise aus einer türkischen Stadt nach Sofia gekommen, um hier pietätvoll die Gräber seiner Eltern oder Verwandten aufzusuchen, die in der Erde dieses arg verfallenen und vernachlässigten, alttürkischen Kirchhofs ruhen. Die mit dem gemeißelten Turban gezierten Grabsteine der frommen Moslim neigen sich schon bedenklich gegen den Boden hin, die hölzerne Gitterumfriedigung des Kirchhofs ist schwankend und brüchig. —

Einen interessanten Teil der Bevölkerung Sofias bilden die seßhaften Zigeuner. Sie bewohnen einen an der südlichen Grenze der Stadt gegen den Witosch hin gelegenen Stadtteil, in dem es, wenigstens vor sechs Jahren, noch echt zigeunerisch wüst und unglaublich schmutzig aussah. Die Zigeunergesellschaft, welche unser Bild (S. 187) darstellt, gehört zu den umherschweifenden türkischen Zigeunern, welche nicht selten in Sofia einwandern und sich der seßhaften Bevölkerung jenes Viertels anschließen. Aber auch diese Seßhaftigkeit ist gewöhnlich nicht von allzu langer Dauer. Ein starkes Heimatgefühl kennen sie nicht, und ohne Bedauern und langes Erwägen wandern sie mit ihrer Familie und all ihrer Habe aus, wie sie gekommen sind. Ein Paar jener kleinen schwarzen Büffel, die unter einem plumpen roh gearbeiteten Joch eingespannt sind,

Bulgarische Artillerie auf dem Exerzierfeld bei Sofia.

ziehen den zweirädrigen aus dicken Brettern gezimmerten Wagen, auf dem die junge Zigeunerfrau mit ihren beiden jüngsten Kindern und ihrem armseligen Hausrat sitzt.

Der „orthodoxe" griechisch-katholische Glaube ist die in Bulgarien herrschende Religion. Sofia ist Sitz eines Erzbischofs, und an Kirchen, deren Kuppeln und Giebel das griechische Kreuz schmückt, wie an Klöstern ist in der Stadt und der Umgebung kein Mangel. Die berühmtesten Klöster in letzterer sind das tief im Walde gelegene Kloster Rielsko, ein vielbesuchter Wallfahrtort, in größerer Entfernung von Sofia, wo um die Mitte des August ein großes Kirchenfest begangen zu werden pflegt, und das Kloster Dragalevtzi, etwa 8 km von der Stadt in einer Waldschlucht des Witosch, 1041 m über dem Meer. Unser Bild (S. 189) stellt die von einer Mauer umgebene Gruppe von Klostergebäuden an einem sonnigen Wintertage dar, wo die herrlichen Buchen entlaubt dastehen und Schnee den Boden deckt. Die Winterkälte aber hat drei fromme bulgarische Frauen aus Sofia nicht abgeschreckt von einer Wallfahrt dahin. Mit den schönsten Festkleidern angethan, haben sie sich nach dem Kloster aufgemacht. Vor dem Thor seiner Mauer begegnen sie dem weißbärtigen Abt mit der hohen schwarzen Röhrenmütze der griechischen Mönche auf dem langen weißen Haar, im langen pelzgefütterten Kaftan über dem violetten Unterkleide. Mit tiefen Verbeugungen nahen sie sich, um dem heiligen Mann ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen.

Der Witosch ist auch für die Weltkinder von Sofia eines der beliebtesten Ziele sonn- und festtägiger Ausflüge zu Wagen und zu Fuß. Seine schattigen Buchenwälder und sonnigen Matten an den breiten Hängen und in den traulichen Thälern erscheinen um so reizender, als die Ebene, in welcher Sofia liegt, sonst nur spärlichen Baum- und Graswuchs aufweist. In einem solchen Thal der mächtigen waldigen Bergmasse entspringt im Laubschatten eine klare und reichlich strömende Quelle, welche das beste Trinkwasser spendet. Sie ist in einen Brunnen gefaßt und von diesem aus in einen steinernen Trog geleitet, welcher den dort grasenden Schafherden zur willkommenen Tränke dient. Mit der Gestalt des Hirten einer solchen Herde in seiner charakteristischen nationalen Tracht und eines mit ihm beim Rieseln der Quelle und beim Flüstern und Rauschen der Blätterzweige plaudernden Bauern in Pelzmütze und Pelzmantel belebt der Zeichner (S. 190) das liebliche Landschaftsbild dieses Witoschthales. —

Ein noch erhaltenes Überbleibsel aus der Zeit der Türkenherrschaft zeigt ein anderes unserer Bilder (S. 191), die alte seltsame, von einem Breiterdach auf Holzpfeilern beschatteie, türkische Brücke über den Boganofluß in der Umgebung Sofias. Sie ähnelt einer Pontonbrücke, ruht aber in Wahrheit nicht auf verankerten Fahrzeugen, sondern auf aus Bohlen und Balken gezimmerten kubischen Pfeilern. Die beiden Reiter, welche wir dort am Ufer halten sehen, gehören zu der gefürchteten Polizeitruppe der berittenen Gendarmen. Wie die Uniformen des ganzen bulgarischen Heeres gleichen auch die ihren im Stil und Zuschnitt genau denen der bewaffneten Macht Rußlands. Sie tragen flache weiße Militärmützen, lederbraune Waffenröcke und ziemlich weite Reithosen aus Tuch von der gleichen Farbe, bis zum Knie reichende Stiefel, den Revolver an der rechten Seite; den gekrümmten Säbel an schmalem, von der rechten Schulter zur linken Hüfte gehenden, unter dem breiten Ledergurt durchgezogenen Riemen, mit der konkaven Seite der Krümmung nach vorn, also umgekehrt wie der deutsche Säbel getragen wird.

Bei Paraden wird die flache weiße Zeugmütze mit dem niedrigen schwarzen Pelzkalpak vertauscht, der über der Stirn mit dem bulgarischen Wappen geschmückt ist.

Unser letztes Bild zeigt bulgarische Artillerie auf dem sogenannten Exerzierfelde (nicht dem näher bei Sofia gelegenen Exerzierplatz für die Infanterie) manövrierend. Mannschaften und Offiziere tragen weiße flache Mützen, weiße leinene Waffenröcke, blaue weite Reithosen, kniehohe Reiterstiefel, Revolver und Säbel gleich den Gendarmen. Das Pferdematerial ist vortrefflich, verhältnismäßig klein von Gestalt, aber ungemein zäh und ausdauernd.

Bulgarien mag sich mit dem Gedanken schmeicheln, sich selbständig gemacht, von der russischen Vormundschaft befreit zu haben, der Oberherrschaft des Sultans

ſpotten zu können. In Wahrheit wird das dem kleinen Staat ſchwer je gelingen. Das Genie und die unbeugſame Energie Stambulows haben es nicht vermocht — wie ſollten ſeine Nachfolger es erreichen! Rußland zumal kann warten und ſicher ſein, daß die reife Frucht ihm ihrer Zeit ohne große Anſtrengungen ſeinerſeits in den Schoß fällt. Daß Sofia wirklich dauernd die Hauptſtadt und Herrſcherreſidenz eines Rußland trotzbietenden und überhaupt ganz unabhängigen Staates bleiben wird, — die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Am Grabe Karl Stielers.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

(Abdruck verboten.)

Es war am blauen Tegernſee, ein Sommertag voll Licht und Duft.
Auf ſonnigem Friedhof ſtanden wir ſtill ſinnend vor Karl Stielers Gruft
Und dachten an das deutſche Herz, das allem Schönen fröhlich ſchlug,
Das alles Gute warm und friſch in ſeine Lieder übertrug.

Am Grab das kleine Weihgefäß war vollgefüllt bis an den Rand
Mit roter Alpenroſen Pracht, geſpendet wohl von Freundeshand:
Vielleicht gepflückt auf ſteilem Grat, den oft beſchritt des Dichters Fuß,
Von ſeines Hochlands Sommerflur ein taubenetzter Morgengruß.

Ein altes Weiblein kam heran, das fragt ich: „Habt's ihn aa gekannt
Den Stielerkarl?" — „Dös will i moan! Ja — den nit kennen waar a Schand —
Dös war a recht a liaber Herr — den hatt' a Jeder girn — ja g'wiß!
Mi hat's halt jammert allewil, daß er ſo gar bal' g'ſtorben is.

Jetz' ſchloft er drent ſcho' manchs Jahr — vergeſſn abrr is er nit;
A jedes bringt, wann's dader kimmt, nahm für ſei' Grab a Buſch'n mit.
Um oans nur dauert er mi arg: daß er koa Weihwaſſer nit hat.
Der Kreſſrl ſtaht von Bleameln voll, und koaner g'ſegnet nahm die Statt."

Da dachte ich bei mir: fürwahr, du brauchſt die fromme Spende nicht!
Geweiht der Boden, da du ruhſt, am Tegernſee, im Sonnenlicht.
Des Bayernvolkes Liebe hält dir Schwingen ſegnend ausgeſpannt
Ob drinem Hügel, und du lebſt unſterblich fort im Vaterland!

Willibald Menz.

Von

Ernst Eckstein.

(Abdruck verboten.)

1.

Mit dem Sechs-Uhr-Zuge traf Willibald Menz im Hauptbahnhofe zu Dresden ein. Er stieg, wie gewöhnlich, im Europäischen Hof ab, wo er auch diesmal für die Wintersaison zwei Zimmer gemietet hatte, obschon er seit Anfang Dezember nicht mehr von Oberloßberg herübergekommen war. Jetzt endlich hatte er sich durch den pomphaft angekündigten Ball der Fraternität verlocken lassen.

Es war ein prächtiger frostklarer Februarabend. Der Mond stand leuchtend im Blauen. Die etwas beschneiten Straßen wimmelten von Wagen und Fußgängern. Wie er so zwischen den vielstöckigen Häuserreihen der Pragerstraße dahinfuhr, hatte Menz das Gefühl, als tauche er nach langer Traumexistenz endlich einmal in die Flut der lebendigen Wirklichkeit. Da er ja vollauf Zeit hatte, gab er im Europäischen Hof nur sein Gepäck ab und schlenderte, ohne erst einzukehren, wohl eine Stunde noch über die breiten Granitplatten. Mit dem schaulustigen Blicke des Provinzialen musterte er die Auslagen der Buch- und Kunsthändler, die funkelnden Glaswaren, die schimmernden Seidenstoffe. In wachsender Feststimmung atmete er die großstädtische Luft ein. Es war ihm zu Mut, als müsse sich heut' noch irgend etwas Besonderes ereignen, — etwas recht Liebenswürdiges, Hübsches und Angenehmes. Wer konnte denn wissen . . .?

Kurz vor halb acht kam er zurück ins Hotel, aß eine Kleinigkeit und machte dann rasch Toilette. Punkt halb neun rollte der Taxameter vor.

Willibald Menz freute sich wie ein Kind. Mehr als acht Wochen lang hatte er jetzt auf dem einsamen Herrensitze von Oberloßberg in strengster Zurückgezogenheit ausgehalten. Eine fachwissenschaftliche Arbeit über die Zukunft der deutschen Landwirtschaft hatte diese Zurückgezogenheit nötig gemacht. Die Arbeit sollte bis Anfang März um jeden Preis fertig werden. Willibald Menz fühlte, daß er in Dresden doch zu nichts kommen würde. Kurz entschlossen, gab er den Winteranfenthalt in der Residenz auf, setzte sich mit rühmlichem Heroismus in Oberloßberg fest und schaffte energisch drauf los, ohne auch nur ein einziges Mal auf Dresden hinüberzuschielen. Ein Ritt in das Oberloßberger Tannengehölz war seine Mittagserholung; ein Skat mit dem alten Inspektor und dem Vikar seine Abendzerstreuung. So hatte sich schließlich eine Art Heißhunger nach eleganter Geselligkeit und vor allem nach Frauenschönheit bei ihm entwickelt; denn Frau Plöhm, seine dreiundvierzigjährige Wirtschafterin, das einzige weibliche Wesen von Distinktion auf Schloß Oberloßberg, war in dieser Beziehung schmerzlich von der Natur vernachlässigt worden, und die benachbarten Güter, mit denen im Sommer ein leidlich reger Verkehr blühte, standen um diese Jahreszeit völlig verwaist.

In solcher Gemütsverfassung betrat Willibald Menz den Ballsaal. Die Polonaise hatte jetzt eben begonnen. Der Anblick so vieler jugendlicher Mädchengestalten in duftigen, blumenfrischen Gewändern, das Schwirren der Fächer, das Blitzen der Uniformen, die brausenden Klänge des gut-

besetzten Orchesters — alles das wirkte nach so monatelanger Einsamkeit doppelt verführerisch. „Reif zum Verloben!“ dachte der junge Mann im lichten Moment einer kritischen Selbstbetrachtung.

Vorläufig wollte er sich einmal recht nach Herzenslust amüsieren, sich einmal austanzen wie ein flotter, lebensfreudiger Fuchs, — trotz seiner dreißig Jahre. Das Tanzen und Plaudern im lichterglänzenden Festsaal — vorausgesetzt, daß seine Partnerin liebenswürdig und hübsch war — dünkte ihm heute noch wie am ersten Tag ein überaus reizvoller Genuß. Er war nichts weniger als blasiert.

Willibald Menz begrüßte zunächst einige ältere Damen und hielt dann von einer Saalecke aus Umschau, bis die langstilige Polonaise und der sich daranschließende Walzer zu Ende waren. Dann stürzte er sich engagementlüstern in das Gewühl der sich lösenden Paare. Es herrschte ein wenig Mangel an Herren. Willibald Menz fand also Tänzerinnen mehr als genug. Zwei Nummern der Tanzkarte ließ er sich frei für unvorhergesehene Fälle und Extratouren.

So verstrich eine Stunde. Menz amüsierte sich königlich. Da, am Schluß der Française, machte er eine Entdeckung, die ihn bedauern ließ, daß er nicht gleich bei Eröffnung des Balles pünktlich zur Stelle gewesen. Im dritten Karree links tanzte nämlich Fräulein von Gasny, das anmutigste, liebenswürdigste Mädchen, das Menz jemals bei einer flotten Tirolienne im Arm gehalten, die Tochter des vielgenannten Leipziger Professors Benno von Gasny. Willibald kannte das reizende Püppchen vom Neustädter Kasino her, wo er im vorigen Winter mehrfach ihre unnachahmliche Grazie und die flotte Beweglichkeit ihres Geistes bewundert hatte. Sie war damals, wie vermutlich auch jetzt, bei den Verwandten ihrer Mama zu Besuch. Hätte Willibald Menz ahnen können, daß er sie hier in der Fraternität treffen würde, so hätte er nicht so lang in der Pragerstraße die kostbare Zeit vertrödelt. Er wußte ja aus früheren Erfahrungen: die Karte dieser stürmisch begehrten Tänzerin war im Augenblick überzeichnet. Man hatte Fräulein von Gasny damals sogar im voraus auf etliche Tänze für den nächsten und selbst für den übernächsten Ball engagiert, so daß wohl schließlich ihr ganzer Vorrat bis zum Schluß der Saison vorausbestellt worden wäre, wenn sie nicht doch einen Strich gemacht und diese Zumutungen als zweckwidrig abgelehnt hätte.

Willibald Menz war bei der freudigen Aufregung, die ihm der Anblick Meta von Gasnys hervorrief, beinah erschrocken. Sollte er wirklich . . .? Bald aber ward er sich klar darüber, daß hier durchaus kein ernsthaftes Interesse des Herzens vorlag. Seine Begeisternng galt ausschließlich ihrem sprühenden Unterhaltungstalent, ihrem köstlichen Tanzgenie, ihrer leichtblütig-vornehmen Eleganz. Obgleich sie außerordentlich hübsch war, entsprach der Ausdruck ihrer unruhigen Züge doch nicht dem, was Willibald Menz von dem Angesicht seiner Zukünftigen forderte. Im Spiel ihrer Mienen leuchtete zu viel Geist, zu viel streitbare Weltklugheit — aber zu wenig Seele. So wirkte sie auf Willibald Menz trotz ihres unleugbaren Reizes doch in gewisser Beziehung nur äußerlich. Nach jenen Festlichkeiten im Neustädter Kasino, wo er sich so brillant mit ihr amüsiert hatte, war ihm auch nicht das Geringste zurückgeblieben, was wie Sehnsucht oder nur wie ein bedauernder Wunsch ausgesehn hätte. Solange sie da war, übte sie kraft ihrer ungewöhnlichen Vorzüge den süß-bethörenden Zauber der Ballkönigin aus. Die Erinnerung aber hatte bei Menz kaum über den nächstfolgenden Tag hinaus vorgehalten. Die Sache war also vollständig ungefährlich. Daß er sich über die Gegenwart dieses Mädchens so unbändig freute, entsprang nur seiner feurigen Sympathie für weibliche Grazie, Gewandtheit und Lebhaftigkeit im allgemeinen. Es war ja doch etwas anders, mit einer jungen Dame beim Rauschen des Donauwalzers rhythmisch dahinzuschweben, als sie zur Freudens- und Leidensgefährtin für diese ganze Lebensreise zu wählen. Dazu gehörte, nach Willibalds Meinung, ein wesentlich vollerer Einklang.

Die letzte Figur der Française löste sich in den bekannten planlosen Galopp auf. Willibald Menz führte seine gelangweilte und langweilige Partnerin, eine junge Bankiersgattin, rasch auf den Platz zurück, ohne dabei Fräulein von Gasny aus dem Auge zu lassen. Die Bankiers-

gattin merkte das und schien etwas pikiert. Menz verbeugte sich tief, murmelte etwas zwischen die Zähne und war im nächsten Moment schon drüben bei dem Gegenstand seiner ungeduldigen Aufmerksamkeit.

Meta von Gasny lächelte überaus liebenswürdig. Ihr Händedruck hatte etwas Vertrauliches, Kameradschaftliches.

„Hocherfreut, meine Gnädigste, Sie nach so langer Zeit einmal wiederzusehen! Schade, daß ich erst jetzt ... Nach einem Tanz werd' ich wohl gar nicht mehr fragen dürfen? Alles besetzt — natürlich! Bis auf den fünfzehnten Eingeschobenen!"

Mit übermütig blitzenden Augen gab sie zur Antwort:

„Leider — ja! Weshalb kommen Sie auch so spät?"

„O, ich platzte noch just in die Polonaise hinein. Merkwürdigerweise sah ich Sie erst vorhin — vor zwei Minuten vielleicht."

„Ja, ja, die Gesellschaft ist groß. Und wenn man nicht gerade ein ganz besonderes Interesse hat ..."

„Paßt nicht auf mich!" versetzte Willibald Menz ritterlich. „Wenn ich geahnt hätte ...! Aber ich wußte ja überhaupt nicht, daß Sie in Dresden sind. Ich komme direkt vom Land, und gute Genien, die mir so etwas zuraunen, habe ich nicht. Nun, vielleicht gewähren das gnädige Fräulein in Anbetracht der besonderen Umstände ausnahmsweise die Gunst einer Extratour ...?"

Sie neigte ein wenig das griechisch frisierte Köpfchen.

„Bedauere," sprach sie gedehnt. „Sie wissen ja, Extratouren tanze ich principiell nicht. Durch diese Extratouren verbittert man nur seine rechtmäßigen Tänzer. Die stehen dann immer allein und haben das Nachsehen — oder es gibt unangenehme Erörterungen und Streitigkeiten. Auch möchte ich nicht aus purer Höflichkeit mir die Lungen zu Grunde richten."

„Freilich. Wenn man so sehr begehrt ist ..."

„Das klingt nun wie Spott," sagte sie ruhig. „Aber es ist thatsächlich der Fall. Warum, weiß ich ja selbst nicht. Trotz all meiner Fehler muß ich doch wohl ein recht nettes Geschöpf sein. Oder liegt's vielleicht daran, daß ich nicht ganz so plump walze wie Fräulein Grandner und die steifste Wally Thrönhoff? Auf dem Leipziger Subskriptionsball hab' ich mir wirklich fast einen Schaden geholt! Dies ewige Aus-der-Kolonne-tanzen! Papa hat's mir denn schließlich auch streng untersagt. Und ich bin froh darüber. Man will doch gelegentlich mit seinem Partner auch mal ein Wort plaudern! Nicht wahr, Herr Menz?"

„Natürlich. Aber das hindert nicht, daß ich mich schwer benachteiligt fühle."

„Sehr schmeichelhaft. Auch ich hätte fürs Leben gern gerade mit Ihnen ... Wir haben uns damals doch so großartig unterhalten."

In diesem Augenblick trat ein Infanterieoffizier zu den beiden heran, der schon seit einer halben Minute ein paar Schritte abseits gestanden und, wie es schien, das Gespräch mit einer nicht ganz diskreten Aufmerksamkeit verfolgt hatte. Jetzt erst erkannte ihn Menz. Es war der Premierleutnant Granzdörfer, ein blonder, blühender junger Mann mit der stattlichen Figur eines Majors. Granzdörfer, der mit Menz nur ein paarmal flüchtig zusammengetroffen war, grüßte ihn etwas kühl und wandte sich dann verbindlich zu Fräulein von Gasny. Die Musik hatte jetzt eben eingesetzt. Die Paare ordneten sich zum Rheinländer. Und Meta von Gasny hatte den Tanz mit Granzdörfer.

Ehe sie dem Leutnant folgte, wechselte sie noch ein paar freundschaftliche Worte mit Willibald und drückte ihm zur Verabschiedung herzlich die Hand.

„Auf Wiedersehn!" klang ihre frische, helltönige Stimme. Sie schaute ihm einen Augenblick nach, wie er im Saalgewühl seine Dame suchte. Dann trat sie mit Granzdörfer in die Kolonne.

2.

Der Ball nahm seinen ordnungsgemäßen Verlauf bis zum zweiten Walzer, den sich Willibald Menz absichtlich frei behalten. Er hatte bis dahin flott und mit großer Ausgiebigkeit getanzt. Nun lehnte er etwas erhitzt am Pfeiler der Hauptestrade und spielte den Zuschauer. Die ersten Paare wirbelten schon zu den Klängen der unvermeidlichen Gigerlkönigin lustig dahin, als Willibald zu seinem höchsten Erstaunen

unweit der Eingangsthüre des Speisesaals Fräulein von Gasny gewahrte, die ohne Partner dastand und etwas nervös mit dem goldblitzenden Fächer spielte. Besetzt war dieser zweite Walzer; das litt keinen Zweifel. Ihr Partner hatte sie also im Stich gelassen.

Willibald Menz ging rasch auf sie zu.

„Wer ist denn der Treulose, der sein Glück so mit Füßen tritt?"

„Der Leutnant von Enkenberg," sagte sie mißmutig. „Das hat man davon, wenn man einmal von seinen Grundsätzen abgeht und sich wochenlang voraus engagieren läßt."

Menz erbot sich, augenblicks auf die Suche zu gehen.

„Sehr liebenswürdig!" versetzte Meta von Gasny. „Herr von Enkenberg weiß, wo Tante ihren regelmäßigen Platz hat. Aber ich fürchte, er ist überhaupt noch nicht hier. Vor dreiviertel auf zehn konnte er nicht, wie er mir gestern bei Ottmanns sagte . . ."

Sie hob den Blick nach der großen Wanduhr über der Orchestertribüne.

„Es ist ja freilich schon fast halb elf . . ."

Menz verbeugte sich.

„Darf ich einstweilen an seiner Statt . . ?"

Meta zögerte einen kurzen Moment. Noch einmal schweifte ihr Auge mit den langen tiefschwarzen Wimpern durch den menschengefüllten Saal. Dann sagte sie lächelnd:

„Warum nicht? Ich seh' in der That nicht ein . . ."

Willibald Menz bot ihr den Arm. Gleich danach flogen die zwei über das glatte Parkett wie Schwalben über die spiegelnde Wasserfläche. Menz spürte sofort wieder die alte Begeisterung, die jedesmal in ihm aufglühte, wenn er den Arm um diese biegsame Taille schlang. Meta von Gasny war wie ein Hauch, eine Elfenkönigin von fast unwahrscheinlicher Leichtigkeit.

„Köstlich!" raunte der junge Gutsbesitzer — und seine Tänzerin, obschon sie an Schmeicheleien jeglicher Art vollauf gewöhnt war, lächelte doch vor stiller Genugthuung. Dies „köstlich" klang so naiv-elementar, so ungekünstelt und urwüchsig, daß ihr zu Mute war, als fühle sie jetzt zum erstenmal die ganze Unwiderstehlichkeit ihrer Grazie.

Kaum hatten sich Menz und Fräulein von Gasny wieder in die langsam dahinpromenierende Schar der Tanzpaare eingereiht, als der Leutnant von Enkenberg — ein auffallend hübscher, energisch dreinschauender Mann im Alter Willibalds — höflich grüßend zu den beiden herantrat.

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste," sprach er mit unverkennbarer Aufregung. „Ich bin untröstlich, aber ich trage nicht Schuld an dieser schandbaren Verspätung. Werde Ihnen das klar auseinandersetzen. Herr Menz, meinen verbindlichsten Dank, daß Sie mich in so liebenswürdiger Weise vertreten haben. Wenn Sie jetzt freundlichst erlauben . . ."

Er machte nun Anstalten, von seinem halb schon verscherzten Rechte Gebrauch zu machen. Willibald Menz mit seiner zierlichen Partnerin war beim Erscheinen des Leutnants gleich aus der Tanzreihe getreten, da er es für loyal hielt, Fräulein von Gasny ohne Widerspruch freizugeben. Sie selbst aber, die sich vielleicht geärgert hatte oder auch nur eine harmlose Neckerei plante, ließ ihre Hand nach wie vor im Arme des jungen Gutsbesitzers.

„Thut mir ganz außerordentlich leid," sagte sie mit entzückender Schalkhaftigkeit. „Ich zweifle ja nicht, daß Sie an dieser Verspätung unschuldig sind: aber ich kann doch Herrn Menz, der mich vom Sitzen gerettet hat, jetzt nicht so ohne weiteres kassieren. Nein, nein! Das wäre der schnödeste Undank."

Herr von Enkenberg, dem eine unverkennbare leidenschaftliche Neigung für Meta von Gasny auf der Stirne geschrieben stand, erbleichte ein wenig. Dem gutherzigen Willibald that er in diesem Augenblick ordentlich leid. Aber es wäre doch seinerseits unartig gegen die junge Dame gewesen, hätte nun Menz ihrer ausgesprochenen Willensmeinung zum Trotze Verztcht geleistet. Er suchte also nach einer vermittelnden Wendung und sagte mit größter Artigkeit:

„Vielleicht begnügt sich Herr Leutnant von Enkenberg mit einer Extratour?"

„Geht ja nicht!" erwiderte Meta. „Sie wissen doch, ich fange das nicht mehr an.

Sei'n Sie nicht böse, Herr Leutnant! Ein andermal!"

Richard von Enkenberg warf dem arglosen Menz einen etwas verstimmten Blick zu, verbeugte sich tief und machte dann rasch kehrt. Fräulein von Gasny warf ihrem Partner einen fragenden Blick zu, der so viel hieß wie: Haben Sie Lust? Und Willibald Menz hatte, ungeachtet seines lebhaften Mitgefühls mit dem verschmähten Leutnant, im höchsten Grad Lust. Sie tanzten noch fünf bis sechs Runden. Meta von Gasny hatte noch nie so hingebungsvoll und feurig gewalzt. Dann plötzlich brach die Musik mitten im Takte ab. Ein prasselnder, langgezogener Tusch verkündigte die Souperpause.

3.

Bei Tisch hatte Willibald zwei recht uninteressante Nachbarinnen, dafür aber ein desto erwünschteres Gegenüber. Da saß nämlich zwischen den hübschen Töchtern des Ministerialrats Feldhaus ein lieber Schulkamerad von ihm, der frische, fröhliche Doktor Adolf Gesenius, ehedem Assistent des Hofrats von Ledebur, seit kurzem selbständig und auf dem besten Wege, der künftige Modearzt der Dresdener Damen zu werden. Menz und Gesenius hatten sich schon kurz nach der Polonaise flüchtig begrüßt. Jetzt verstand es Gesenius meisterhaft, den alten Freund ins Gespräch zu ziehen und gelegentlich ein paar akademische Reminiscenzen zu feiern, ohne doch die sehr niedlichen Ministerialratstöchter dabei zu vernachlässigen. Nach und nach entwickelte sich zwischen den vieren eine zwanglose, überaus wohlthuende Heiterkeit, von der sich sogar Willibalds Nachbarinnen, eine stark verblühte Engländerin und ein gar unbedeutendes Mädchen aus Großenhain oder Kipsdorf, gegen Ende der Tafel anstecken ließen.

Ehe der Tanz wieder anhub, zogen sich Menz und Doktor Gesenius für ein paar Augenblicke ins Rauchzimmer zurück.

Das Gespräch fiel auf Meta von Gasny.

„Du," sagte der junge Arzt, „ich hab' dich beobachtet. Du scheinst hochgradig enthusiasmiert. Verbrenn' dir die Flügel nicht!"

„Wieso . . .?"

„Nun, Fräulein von Gasny hat eine etwas kokette Art. Ein harmloser Jüngling wie du könnte sie mißverstehen."

„Meinst du? Aber ich darf dich versichern . . ."

„Offen gestanden, war mir die reizende Meta heute ein Rätsel. So vor der ganzen corona civium . . .! Ich habe nämlich die Sache mit angehört. Ich stand unmittelbar hinter euch. Fräulein von Gasny hätte das ihrem treuesten Verehrer nicht anthun sollen. Um so weniger, als ihre Neigung zu ihm fast publik ist. Gestern bei Ottmanns hieß es sogar mit aller Bestimmtheit, Enkenberg sei mit ihr einig . . ."

„Nun dann mag er sich Glück wünschen. Die Gasny ist wirklich ein Ausbund von Hübschheit und Grazie. Das bißchen Koketterie, oder was du meinst, wiegt wohl nicht allzu schwer."

„Der Ton, in dem du das sagst, beruhigt mich. Es wäre doch schade um dich . . ."

„Keine Sorge, Gesenius! Zum Werther hab' ich durchaus keine Anlage. Besonders hier nicht. Obwohl ja Enkenberg in gewisser Beziehung stark zu beneiden ist."

„Da steht sein Intimus Granzdörfer. Was der Kerl wieder für eine tolle Figur hat! Noch in den Zwanzigen — und eine solche Trommel. Und er pafft wie ein Schlot. Das ist bei Granzdörfer immer ein Zeichen von Aufregung. Was mag ihm passiert sein?"

Gesenius ging auf ihn zu.

„Nun, Herr Leutnant? So in Gedanken versunken?"

Das gutmütig-breite Gesicht des Hünen verzog sich zu einem krampfhaften Lächeln.

„Bin heute nicht recht im Schuß, Herr Doktor. Noch etwas Kater von gestern. Verwünscht viel Bowle getrunken — und schon um sechs wieder auf . . ."

„Sehn Sie, die Bowlen! Ich hab's immer gesagt. Nichts geht über den unverkünstelten Rheinwein. Das Panschen mit Zucker und Ananas taugt nichts. Aber Ihr Freund Enkenberg will ja nicht hören. Er hat den armen Kommerzienrat wieder verführt. Übrigens — wo treibt er sich denn herum, Ihr Jonathan? Sonst fehlt er doch nie beim Ranchopfer?"

Granzdörfer ward rot wie ein Backfisch.

„Er hat . . . Er ist heimgefahren."

Aus unſerer Bildermappe:

Ein Feinſchmecker.
Nach dem Gemälde von E. von Blaas.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Wohl auch die Folge der geſtrigen Ananasbowle?“

„Schon möglich. Aber verzeihn Sie, Herr Doktor. Es geht wieder los — und ich habe Verpflichtungen.“

Er neigte ein wenig den Kopf und ſchritt nach dem Saal zurück.

„Siehſt du?“ wandte ſich Adolf Geſenius an Willibald Menz. „Das hat ſie davon, die kleine Schalksnärrin! Enkenberg hat ſich über ihr dummes Gebaren augenſcheinlich gefuchſt.“

„Hm! Das thut mir ja außerordentlich leid! Noch dazu, wenn die beiden ſich lieb haben! Hätt' ich das ahnen können...“

„Schwatz' keinen Unſinn! Du haſt völlig korrekt gehandelt. Wenn's den Mädeln zu gut geht, werden ſie übermütig. Die kleine Lektion iſt der verwöhnten Gasny zu gönnen. Komm jetzt!“

4.

Am Schluß des Balles fand nochmals eine kurze Begegnung zwiſchen Willibald Menz und Fräulein von Gasny ſtatt, wobei des Leutnants von Enkenberg keine Erwähnung geſchah, obwohl Fräulein von Gasny gleichfalls um das frühe Verſchwinden ihres gekränkten Anbeters wußte. Sie betonte ſogar mit großer Lebhaftigkeit, daß ſie ſich heute ganz beſonders gut amüſiert habe, — und wiederum hörte der allgegenwärtige Granzdörfer dieſe vielleicht gerade mit Rückſicht auf ihn ſo nachdrücklich formulierte Bemerkung. Dabei ſchaute ſie in ihrem weißen Alpaccagewand mit dem hellgrünen Aufputz wirklich ſo außerordentlich friſch und vergnügt aus, daß niemand ihr den geheimen Verdruß über den Weggang des Leutnants von der ſtrahlenden Stirne las. Sie war eben Meiſterin weltkluger Selbſtbeherrſchung, routinierte Salondame vom Wirbel zur Sohle, trotz kleiner akademiſcher Extravaganzen, die ihrer Vornehmheit keinen Abbruch thaten.

Um drei, halb vier kam Willibald Menz in ſein Hotel. Auch er hatte ſich gut amüſiert. Doch lag ihm jetzt die Verſtimmung des Leutnants von Enkenberg, der ihm von jeher ſtark ſympathiſch geweſen war, wie ein leicht ſchattendes Wölkchen auf dem Gewiſſen. Willibald Menz beſaß ein durchaus gutartiges, wohlwollendes Herz, dem nichts ferner lag, als einem Mitmenſchen Übles zu thun oder ſich an dem Verdruß anderer zu weiden. Dabei fühlte er eine Art heiliger Scheu vor jeder wirklichen Neigung.

Unter dem Auskleiden hielt ſich Willibald Menz eine Strafpredigt. Es war unrecht von ihm, daß er der neckiſchen Laune des jungen Mädchens ſo bereitwillig nachgegeben, daß er nicht ſeinem Inſtinkt gefolgt war, der ihn ſofort den Platz räumen hieß. Die Eitelkeit, die unbewußte, verwünſchte Eitelkeit! Er nahm ſich vor, wenn er dem Leutnant von Enkenberg im Lauf ſeines drei- oder viertägigen Dresdener Aufenthalts nochmals begegnen ſollte, den albernen Mißgriff durch eine ganz beſonders liebenswürdige Art der Behandlung wettzumachen. Es ging wohl

nicht an, geradezu auf die dumme Geschichte zurückzukommen. Das hätte so ausgesehen, als ob Willibald Menz die scherzhafte Bevorzugung, die ihm zu teil geworden, unverhältnismäßig hoch anschlüge. Aber im ganzen Ton, in der Art, wie man ihn grüßte und mit ihm sprach, konnte man etwas Herzliches und Freundschaftliches zum Ausdruck bringen, was ihn über die gute Gesinnung des scheinbaren Rivalen aufklärte.

Für den nächstfolgenden Abend hatte sich Willibald mit seinem Schulkameraden Gesenius auf ein Glas Wein verabredet. Er holte den jungen Arzt ab. Nach einer kurzen Wanderung über den Altmarkt und die König-Johann-Straße betraten die zwei ein viel besuchtes Lokal der Seestraße.

Die Stuben im Erdgeschoß waren sämtlich schon überfüllt. Im ersten Stock aber befand sich ein Extrazimmer, wo sich soeben drei Bekannte von Doktor Gesenius niedergelassen: der Leutnant Golz, der Amtsrichter Udo von Redwitz und der Assessor Hugo von Steub. So vermeldete mit diensteifriger Aufmerksamkeit der Wirt. Da Willibald Menz und Doktor Gesenius keine Geheimnisse zu verhandeln hatten und das Gleiche von den drei Herren im Extrazimmer voraussetzten, schickten sie den Kellner hinauf, um anzufragen, ob man gütigst gestatte. Es kam der Bescheid, man werde sich selbstverständlich außerordentlich freuen.

„Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus," citierte der Amtsrichter Udo von Redwitz mit seiner breit schnarrenden Stimme, als Menz und Doktor Gesenius Platz genommen. „Der Mann wird nächstens seine ganze Privatwohnung mit ins Geschäft schlachten."

Der hochblonde Assessor von Steub, ein blasser, abgespannter Aristokrat, mit einem Stich ins Frivole, sah sich pikant-lächelnd in dem kleinen Gemach um, musterte ein paar Photographien, die sich kleinbürgerlich und geschmacklos um den eirunden Spiegel gruppierten, und sagte bedeutungsvoll: „Ich glaube, das ist hier das Wohnstübchen der beiden Töchter, — etwas ad hoc hergerichtet."

„Mag wohl sein!" versetzte der Amtsrichter. „Ja, ja, dort hängt ja was wie ein goldumrahmter Konfirmationsschein. Wirkt wohl irritierend auf Ihre Nerven, liebster Assessor? Hier brütetest, Natur, in stillen Träumen — die eingebornen Engel aus . . . Oder wie heißt's im Faust?"

Aus unserer Bildermappe:

Eine südliche Schönheit.
Nach dem Gemälde von S. Melton Fisher.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright, 1894, by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

„So ungefähr!“ lachte Gesenius. „Aber ich glaube, Herr Amtsrichter, Sie taxieren unseren verehrten Steub doch um etliches zu romantisch.“

„Allerdings!“ näselte Steub mit unvergleichlicher Überlegenheit.

„Was trinken wir?“ wandte sich Menz an Gesenius.

„Mir ganz gleich. Etwas Ruhiges, Gediegenes . . .“

Willibald Menz überflog die Weinkarte. Nach flüchtigem Suchen bestellte er eine Flasche Montrachet.

Eben ward diese Flasche entkorkt, als sich die Thür nach dem Korridor weit öffnete. Auf der Schwelle erschien säbelklirrend der Leutnant Granzdörfer und hinter ihm, wie man das anders ja kaum gewohnt war, sein Busenfreund, der Leutnant von Enkenberg. Augenscheinlich kamen die zwei Offiziere nicht unerwartet.

Willibald Menz nahm wahr, daß beide, besonders Enkenberg, bei seinem Anblick ein wenig stutzten. Doch stand er — eingedenk dessen, was er sich vorgenommen — sofort auf, um die Herren mit großer Artigkeit zu begrüßen. Die Herzlichkeit, deren er sich befliß, erstreckte sich auch auf Granzdörfer, dessen Persönlichkeit ihn sonst wenig begeisterte.

Granzdörfer sowohl wie Enkenberg erwiderten seinen Gruß mit auffallender Kälte. Menz fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Doch beherrschte er sich. Sein scharf ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, die Milde und Nachsichtigkeit seines Temperaments ließ ihn verschmerzen, was ihn eigentlich schwer hätte kränken sollen. Er führte instinktiv alle Entschuldigungsgründe ins Feld, die er für Enkenbergs unverbindliche Art auftreiben konnte. Immer ja noch kam er sich vor wie Enkenbergs Schuldner. Und zudem hatten die übrigen Herren ja nicht bemerkt, wie schlaff dieser Händedruck war und wie abweisend. Man konnte die Sache also getrost ignorieren. Enkenberg würde im Laufe der Unterhaltung schon merken, wie wenig der vermeintliche Nebenbuhler gewillt war, ihm ins Gehege zu kommen. Und dann mußte der Mann ja Vernunft annehmen und einsehen, wie völlig sinnlos jede Regung von eifersüchtigem Groll war.

Menz hatte die ehrlichste Absicht. Enkenberg aber lohnte ihm diese Gutherzigkeit schlecht. Niemand wußte nachher sich genau zu erinnern, wie sich der Zwist angesponnen: mit einemmal war er da, — unerquicklich, peinlich, jede Verständigung ausschließend. Doktor Gesenius hatte den Eindruck, als habe Granzdörfer seinen Freund durch eine sehr unwirsche Glossierung des gestrigen Vorfalls aufgestachelt. Auch meinte er, Enkenberg sei just durch die Ruhe und formvolle Höflichkeit Willibalds, die er für Hohn gehalten, so maßlos gereizt worden. Kurz, nach einigem Hin und Her, das sich noch in den Grenzen eines etwas gespreizten Salontons hielt, war man glücklich so weit, daß Richard von Enkenberg rundweg den Krieg erklärte.

„Es scheint, Herr Menz, daß Sie geflissentlich darauf ausgehen, sich mir unangenehm zu machen.“

Ein vielsagendes Murmeln ging durch die kleine Gesellschaft. Der Leutnant Golz wandte sich freundschaftlich zu dem Aufgeregten und klopfte ihm auf die Schulter.

„Junge, was fällt dir bei? Du ruinierst uns ja die ganze Gemütlichkeit! Nimm das augenblicklich zurück und poniere dann eine Versöhnungsbowle!“

„Ja, das denke ich auch!“ schnarrte der Amtsrichter. „Himmel, Herrgott, wir wollen doch hier keine Ehrenhändel. Nicht wahr, Steub?“

Hugo von Steub zuckte die Achseln und zwirbelte mit unnachahmlicher Vornehmheit seinen rötlichen Schnurrbart.

„Wenn sich die Sache beilegen läßt, gewiß nicht . . .“

Willibald Menz hatte inzwischen wortlos dagesessen. Die rechte Erwiderung auf die empörende Unart Enkenbergs war ihm nicht eingefallen. Er wollte den Gegner um keinen Preis überbieten, da er noch immer etwas wie Mitleid fühlte. Andererseits durfte er doch die dreiste Bemerkung nicht ungerügt lassen. Nun sprach der Assessor von Steub etwas vom Beilegen. Das griff Willibald auf.

„Ich bin bereit, Herr von Enkenberg, Ihre nicht sehr höfliche Äußerung friedlich ad acta zu legen, wenn Sie versichern, daß Ihnen jede Absicht einer Beleidigung fern lag.“

„Bravo!“ brüllte der Amtsrichter und leerte sein Glas bis auf die Neige.

Richard von Enkenberg nagte die Unterlippe.

„Ich weiß nicht,“ sagte er mürrisch, „ob in der Wendung: ‚friedlich ad acta zu legen‘, nicht eine Provokation liegt, die uns vollständig quitt macht.“

„Gewiß nicht,“ meinte Doktor Gesenius.

„Das finde ich auch nicht,“ näselte Steub. „Dies ‚friedlich‘ konstatiert nur eine selbstverständliche Thatsache. Herr Menz ist Reserveleutnant und wird sich darüber klar sein, daß ein friedlicher Ausgleich nur möglich ist, wenn Herr Leutnant von Enkenberg sein Bedauern ausspricht.“

„Also doch eine Drohung!“ rief Enkenberg. „Unter diesen Verhältnissen . . .“

Leutnant Golz raunte ihm etwas ins Ohr. Enkenberg sträubte sich.

„Aber zum Henker, ich lasse mich nicht wie ein Schuljunge behandeln. Und nun gerade von dem da . . .“

Er machte mit dem halbgefüllten Glas eine rasche Bewegung, wie jemand, der deuten will. Der Wein schwappte heraus. Vielleicht war es Absicht; vielleicht nur ein unglücklicher Zufall: Enkenberg selbst hat sich niemals darüber geäußert . . . Thatsache ist, daß etliche Tropfen bis zu Willibald Menz hinüberspritzten und ihm die rechte Hand näßten.

Menz erbleichte. Im ersten Moment war ihm zu Mute, als solle er auf den Leutnant zustürzen und ihn zu Boden schlagen. Zur rechten Zeit noch besann er sich. Würdevoll stand er auf, gab seinem Freunde Gesenius ein Zeichen, grüßte mit einer stummen Verbeugung und schritt hinaus. Doktor Gesenius folgte. Man hörte noch auf der Treppe, wie Leutnant Golz dem Leutnant von Enkenberg Vorwürfe machte, während Hugo von Steub geistreich bemerkte:

„Kinder, wozu dies furchtbare Echauffement? Ein Kavalier kann sehr wohl Veranlassung haben, derartige Zwischenfälle auf allerlei Umwegen herauszubeschwören. Muß man denn seine Beweggründe immer gleich an die große Glocke hängen?“

„Eine verdammte Geschichte!“ murmelte Doktor Gesenius, als er mit Willibald Menz auf die Straße trat. „Dieser Krakehler! So etwas lebt nicht! Und ich sehe nicht ab, wie sich die Sache ausgleichen soll. Wär's eine bloße Verbalinjurie! So aber . . . Jede Berührung, auch die leiseste, kommt einem Schlage gleich. Und ich gesteh' dir auch offen: gerade dies Anfindeln mit einem Weinrest . . .“

„Lieber Junge, das weiß ich so gut wie du! Im Grunde ist ja der ganze Duellkram nur ein veraltetes Vorurteil: aber man steckt nun einmal drin — und als Reserveleutnant hab' ich kein Recht, über die Schnur zu hauen. Willst du also die Güte haben, meinen Kartellträger zu machen?“

„Mit dem größten Vergnügen. Das heißt, lieber wär's mir schon, ich könnte dir mit was anderem gefällig sein. Aber das ist nun leider ja nicht zu ändern. Morgen in aller Frühe such' ich den Herrn auf. Inzwischen laß uns den Abend nicht ganz vertrauern. Vor übermorgen geht's ja nicht los. Du kannst also heut' getrost noch ein paar Stunden drangeben, ohne die Situation zu gefährden. Gehn wir ins Löwenbräu!“

„Gut!“ sagte Willibald Menz. „Aber nun auch kein Wort mehr über den Kram! Reden wir lieber Landwirtschaft oder ärztliche Praxis!“

„Wie du befiehlst. Vorwärts! Rechts ab in die König Johannstraße!“

5.

Gleich am nächstfolgenden Nachmittag zwischen vier und fünf trat der Ehrenrat zusammen, der einstimmig der Ansicht war, das Duell sei in dem vorliegenden Fall nicht zu umgehen. Und für den Tag darauf ward die Begegnung festgesetzt.

Willibald Menz verbrachte die Zeit bis zur Entscheidungsstunde in größter Erregung. Je klarer sich Menz bewußt war, daß er nichts, auch nicht das geringste, zu diesem frivol vom Zaun gebrochenen Konflikt beigetragen, um so mehr fühlte er seine ursprünglichen Sympathien für Enkenberg sich in Erbitterung und Haß verwandeln. Wie konnte sich dieser Thor erdreisten, ihn so ohne jede Veranlassung vor seine Kugel zu nötigen? Und was würde der Ausgang sein? Bei dem rabiaten Verhalten des Leutnants war es nicht ausgeschlossen, daß ihm der Mann ernstlich zu Leibe ging, ihn schlankweg zum

Krüppel schoß oder ihm gar das Lebenslicht ausblies. Willibald Menz aber spürte durchaus keine Lust, schon jetzt in die Grube zu fahren. Frisch, jung, reich und unabhängig, glaubte er noch etliches auf dieser Erde genießen und schaffen zu sollen ...

Und umgekehrt: wenn er den Leutnant hinwegfegte? Abgesehen von allen sonstigen Mißlichkeiten: welch eine schauderhafte Erinnerung! Du sollst nicht töten! Dies erste Gebot aller Kulturentwickelung klang ihm jetzt in der Seele wie dumpfdröhnendes Glockengeläute. Und immer von neuem regte sich ihm die Wut über den leichtsinnigen Fant, der ihn so freventlich in dies Abenteuer verwickelt hatte.

Zu Anfang war Willibald Menz fest entschlossen gewesen, den Leutnant zu schonen. Die Bedingungen, unter denen der Zweikampf stattfinden sollte, waren nicht sonderlich scharf. Es war nur einmaliger Kugelwechsel verabredet; und zwar sollte gleichzeitig auf das Kommando ‚Eins, zwei, drei!' gefeuert werden. Die Tötung des Gegners konnte also den Töter nicht retten. Willibald sagte sich das, und so fehlte ihm jedes Motiv, da ja der Trieb der Selbsterhaltung nicht in Betracht kam ... Bald aber bäumte sich sein Gerechtigkeitssinn auf, und der wachsende Zorn über den Urheber dieser Gemütsbewegungen. Ganz leer durfte der schnöde Angreifer nicht ausgehen. Menz war ein Pistolenschütze von hervorragender Treffsicherheit. Als er am Abend vor dem Duell ganz erschöpft vom Sturm seiner Aufregungen zu Bette ging, war es beschlossen: er wollte den übermütigen Leutnant wenigstens zeichnen. Der Mann sollte praktisch darüber belehrt werden, daß es unklug ist, friedliche, aber wehrhafte Leute mutwillig zu reizen und mit ihrer Gesundheit — wenn nicht mit ihrem Leben — ein leichtfertiges Spiel zu treiben.

Die halbe Nacht hindurch beschäftigte ihn dieser Gedanke im Traum. Ein Schuß in den Oberschenkel — das war vielleicht das Entsprechende. Oder eine nicht gar zu oberflächliche Streifung der Hüfte. Seiner Kugel war er ja sicher, — selbst da, wo er nur eine Viertelsekunde lang zielte ...

Um sieben hatte sich Menz wecken lassen. Auf punkt neun war das Rencontre festgesetzt. Er hatte erbärmlich geschlafen. Rasch zog er sich an und bestellte sein Frühstück. Er trank eine Tasse Thee mit viel Arak, würgte zwei Bissen Rauchfleisch hinunter und schob dann schwer atmend den Teller zurück. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Gleich danach kam Doktor Gesenius.

„Guten Morgen, mein alter Junge!" sagte er volltönig. „Recht so, daß du dich ordentlich stärkst! Man kriegt sonst leicht ein nervöses Frösteln. Bist du so weit?"

„Im Augenblick. Wo hast du den Herrn Assessor?"

„Herr von Steub wartet unten im Wagen."

„Schön."

Menz warf sich in seinen Pelzrock und setzte den Hut auf, während Gesenius sich in das unberührte Likörglas einen Schluck Arak goß.

„Ausgezeichnet!" sprach er mit Kennermiene. „Jammerschade, daß wir den nicht in voller Gemütsruhe als steifen Grog konsumieren können. Heute ist ganz das Wetter danach. Nun, ich hoffe, das läßt sich nachholen, wenn ihr euch wieder versöhnt habt."

„Vielleicht ..."

„Leutnant von Enkenberg wird dir bestimmt die Hand bieten ... Ich weiß das von Granzdörfer ... Er sieht ja vollkommen ein, daß er im Unrecht ist ..."

„Gehen wir!"

6.

Der Wagen, mit zwei tüchtigen Grauschimmeln bespannt, durchrollte im schärfsten Trabe die Altstadt, erreichte das Elbufer und schlug dann die Richtung nach der Osthälfte der Dresdener Heide ein. Hier — zwischen der Heidemühle und Ullersdorf — lag die kleine versteckte Lichtung, wo das Duell stattfinden sollte.

Beide Parteien betraten den Schauplatz fast gleichzeitig. Richard von Enkenberg hatte — außer seinen zwei Zeugen, dem Leutnant Granzdörfer und einem älteren Regimentskameraden, Göldner mit Namen — einen befreundeten Oberstabsarzt mitgebracht. Der Leutnant Golz übernahm die Rolle des Unparteiischen.

Nachdem die üblichen Formalitäten erfüllt, das vorschriftsmäßige Protokoll aufgenommen, die Waffen geprüft und ver-

teilt waren, stellten sich beide Gegner in Positur.

Willibald Menz bemerkte, daß Richard von Enkenberg eine fast herausfordernde Kaltblütigkeit zur Schau trug. Das Antlitz des stattlichen Offiziers blühte ordentlich unter dem Einfluß der Winterluft. So auffallend hübsch und sympathisch waren ihm die regelmäßigen Züge des jungen Mannes noch nie vorgekommen. Dabei hatte er das Gefühl, als spiele er diesem nervenstarken Apoll gegenüber eine recht klägliche Rolle. Es fehlte ihm ja gewiß nicht an Mut: aber die herzbeklemmende Aufregung, die ihn jetzt heimsuchte, ließ sich durch rein theoretische Selbstgespräche nicht wegschaffen. Hätte es eine Sache gegolten, die wirklich ein Opfer lohnte: Willibald Menz wäre trotz seiner Überarbeitung vielleicht Herr dieser Empfindung geworden. Wie er damals mit höchster Lebensgefahr die alte Bürdnerin aus den Flammen rettete, war ihm der Puls nicht schneller gegangen als bei jeder normalen leiblichen Kraftanstrengung. Das Bewußtsein aber, daß er hier vollständig zwecklos in eine Situation versetzt war, die sehr wohl mit einem schauderhaften Ergebnis abschließen konnte, trieb ihm das Blut stürmisch durch alle Adern. Und mit heiß aufquellender Bitternis entsann er sich seines Vorsatzes: dem mutwilligen Anstifter, dem das alles so gleichgültig schien, einen gründlichen Denkzettel mit auf den Weg zu geben.

„Eins —!" erscholl das Kommando des Unparteiischen. Langsam hoben sich die Pistolen.

Jetzt ward Willibald Menz mit einem Mal ruhig. Das Herannahen der Entscheidung gab ihm die Herrschaft über sich selbst zurück. Blitzschnell überflog er die Lage. Enkenberg hatte die linke Schulter, die eigentlich ganz zurückgedreht werden muß, etwas nach vorn gedreht. Eine gutsitzende Kugel konnte ihm da eine tüchtige Fleischwunde beibringen, die ihm wenigstens drei oder vier Wochen zu schaffen machte. Und Willibald Menz fehlte ja nie.

„Zwei — drei!"

Die Schüsse krachten. Die Kugel des Leutnants schlug rechts von Willibald Menz in den glattschimmernden Stamm einer Buche ein. Granzdörfer behauptete später, sein Freund Enkenberg habe absichtlich fehl geschossen. Göldner bestritt das — aber vielleicht nur aus Gutmütigkeit, um den verzweifelten Menz zu trösten. Der Leutnant von Enkenberg stürzte nämlich beim Knall der Pistolen mit einem dumpfen Klageruf rücklings zu Boden, zuckte ein paarmal wie ein verendendes Wild und lag dann starr und lautlos auf der schneeüberkleideten Moosfläche. Die Kugel war ihm ins rechte Auge gedrungen.

Willibald Menz sah alles, was nun geschah, wie im schwer lastenden Traum. Er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Die Worte des Oberstabsarztes, der das Furchtbare konstatierte, klangen ihm wie Geräusche ohne Sinn und Bedeutung. Er suchte zu zweifeln; er begriff nicht: und doch — die Thatsache war nicht aus der Welt zu schaffen. Er, Willibald Menz, der von Wohlwollen überfloß, der ohne Bedenken sein jungfrisches Leben in die Schanze geschlagen, um eine alte, humpelnde Bäuerin aus ihrer brennenden Hütte zu holen, er hatte jetzt einen Menschen getötet, einen blühenden Mann in der Fülle der Jugendkraft! Richard von Enkenberg war einer der hoffnungsvollsten Offiziere gewesen, dazu noch der einzige Sohn einer sechzigjährigen Mutter, die ihn abgöttisch liebte. Und Meta von Gasny...!

Willibald Menz schauderte. Daß er ja diesen gräßlichen Ausgang weder gewollt noch vorausgesehn hatte, daß es ein völlig unfaßbares Unglück war, für den meisterhaften Pistolenschützen geradezu rätselhaft: das milderte seine Trostlosigkeit nicht im geringsten. Alles, was er gegen den Toten auf dem Herzen gehabt, die unleugbare Schuld Enkenbergs, der ihn doch über Gebühr provoziert hatte, — wie klein und hinfällig erschien ihm das jetzt angesichts dieses blutüberströmten Körpers da vor dem beschneiten Tannicht! Und herzzerreißend klang durch das ratlose Gemurmel der übrigen das dumpfe, elementare Aufschluchzen Granzdörfers, der sich trotz aller Anstrengung nicht mehr beherrschen konnte.

Was nun weiter geschah, insbesondere wie Menz an diesem unglückseligen Tag heim ins Hotel kam, davon wußte er sich später kaum Rechenschaft abzulegen. Er sah nur immer das bleiche, entstellte Antlitz Enkenbergs mit der entsetzlichen Schuß-

wunde. Alles übrige floß ihm in grauer, lichtloſer Unwirklichkeit zuſammen. Als er dann wieder fähig war, Eindrücke aufzunehmen und ſich in dieſe greifbare Welt zurückzufinden, ſah er ſich mit Doktor Geſenius in dem Zimmer des „Europäiſchen Hofs“ und faſt in der nämlichen Situation wie heute früh. Thee, Arak, Rotwein ſtanden auf dem gedeckten Tiſch; dazu etwas kalte Küche. Doktor Geſenius hatte den Wirt gemacht und dem Freund Speiſe und Trank vorgelegt.

„Komm jetzt einmal zur Vernunft!“ ſagte der junge Arzt eindringlich. „Was nutzt es, über geſchehene Dinge den Kopf zu hängen? Du haſt dieſen Unglücksfall nicht gewollt — das muß dir genügen. Und nun laß uns erwägen ...“

„Was?“ ſtammelte Menz. „Gibt es noch was zu erwägen, nachdem — —? Allmächtiger Gott, es iſt grauſenhaft!“

„Schrecklich! Das räum' ich dir ein. Aber das Schreckliche wird nicht beſſer durch dein Lamento. Im Gegenteil. Dieſe traurige Selbſtanklage lähmt deine Willenskraft. Du verſäumſt ſo vielleicht eine koſtbare Zeit. Raffe dich auf, Willibald! Alſo zunächſt: biſt du nun klar darüber, was du zu thun haſt?“

„Wie ſo?“

„Nun, ich meine: willſt du die Folgen dieſes Duells auf dich nehmen? Oder hältſt du es für geratener, über die Grenze zu gehen? In deiner vollſtändig unabhängigen Situation zög' ich die Flucht vor. Oberloßberg wird ja nicht gleich verwahrloſen, wenn du dich ein paar Jahre lang in Frankreich oder Italien aufhältſt. Mit der Zeit kömmt doch ſicher einmal eine umfaſſende Amneſtie, — etwa beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Königs — und ein freiwilliges Exil iſt immer noch angenehmer als die langweilige Sitzerei auf der Feſtung.“

Willibald Menz gab keine Antwort. Doktor Geſenius zog ſeine Uhr.

„Ich muß fort. Die Praxis ruft mich nach dieſer Verſäumnis doppelt ſtürmiſch. Alſo entſchließe dich! Gerne bring' ich dich noch zur Bahn. Um halb zwölf geht der Expreßzug nach Prag. Wenn du dich eilſt, kömmſt du noch gerade recht. Du brauchſt ja nur das Notwendigſte mitzunehmen. Alles übrige ſchick' ich dir nach ...“

„Unmöglich!“ verſetzte Menz.

„Wieſo unmöglich?“

„Nun, ich bin nicht gewillt, mich dem gerichtlichen Urteilsſpruch zu entziehen. Dann hätt' ich erſt recht keine Ruhe mehr. Ein derartiger Fall muß geſühnt werden.“

Doktor Geſenius zuckte die Achſeln.

„Wie du meinſt. Jeder nach ſeiner Auffaſſung. Ich meinesteils ſehe nicht ein ... zumal du doch ſelbſt erklärſt, daß dir nichts ferner lag ...“

„Einerlei. Der Menſch büßt auch für Nichtgewolltes. Und ich hatte ja doch in der That eine ſtrafbare Abſicht. Ich wollte ihn zeichnen. Und das furchtbare Unheil war nur die Folge hiervon ...“

„Aber ich bitte dich! Das Duell als geſellſchaftliche Inſtitution einmal zugegeben, hatteſt du doch das Recht ...“

„Vor der Geſellſchaft, ja. Aber nicht vor mir ſelbſt. Ich fühle mich ſchuldig. Und deshalb will ich verurteilt werden. Nur ſo kann ich noch hoffen, nach und nach wieder mein ſeeliſches Gleichgewicht zu erlangen.“

„Dagegen läßt ſich nichts einwenden. Alſo gehab dich wohl!“

Menz drückte dem alten Schulfreund ſeufzend die Hand.

„Verzeih' mir nur, daß ich auch dich als Zeugen mit in die Sache verwickelt habe ...!“

„Pah, das hilft nun nichts. Schlimmſtenfalls nehm' ich die paar Wochen Freiquartier auf dem Königſtein dankbar hin im Intereſſe meiner litterariſchen Ausbildung. Daheim kömmt man ja ſo nicht zum Leſen. Übrigens haben wir uns pro forma ja doch ernſtlich bemüht, die Angelegenheit zum friedlichen Ausgleich zu bringen. Das rechnet man uns vielleicht an.“

7.

Noch an dem nämlichen Tage ſtellte ſich Willibald Menz der Behörde. Von ſeiner Feſtnahme, die er vorausgeſetzt, ward mit Rückſicht auf dieſe freiwillige Meldung abgeſehen. Auch verlangte man keine Kaution.

Zu Anfang April fand die öffentliche Gerichtsverhandlung ſtatt. Willibald Menz wurde wegen Herausforderung zum Zweikampf mit tödlichen Waffen unter Berückſichtigung des erſchwerenden Umſtandes, daß ſein Gegner gefallen war, zu zwei

Jahren Festung verurteilt. Die Kartellträger Adolf Gesenius und Hugo von Steub wurden im Hinblick auf ihre angeblichen Vermittelungsbestrebungen freigesprochen.

Vielleicht noch niemals hatte der Dresdener Gerichtssaal einen Verurteilten gesehen, der sein Schicksal mit so augenscheinlicher innerer Befriedigung aufnahm.

Während der ganzen Zwischenzeit war der Gemütszustand Willibalds trübselig und elend gewesen. Halbe Nächte hindurch hatte er schlaflos mit dem Bewußtsein gerungen: du hast einer zärtlichen Mutter den einzigen Sohn, du hast einem liebenden Mädchen das Glück seines Lebens geraubt. Dieser Gedanke ließ ihn nicht los — und tiefer und tiefer wühlte sich sein erregtes Gemüt in die Vorstellung einer gräßlichen Missethat ein, die ihn verfolgen würde bis an das Ende der Dinge. Fand er dann wirklich für ein paar Stunden Schlaf, so ängstigten ihn die furchtbarsten Träume.

Ein Traum, der beinah' in jeder zweiten Nacht wiederkehrte, war ihm besonders qualvoll. Er sah sich am Rand eines breitgähnenden Abgrunds. Der Leutnant von Enkenberg stand ihm tieftraurig zur Seite und sprach mit fremdartig klingender Stimme: „Es hilft nichts: wir müssen da beide hinabklettern!“ — Und dann bot er dem herzklopfenden Menz einen mächtigen Strick zum Anseilen. Menz schlang sich das eine Ende des Stricks um die Hüften und er das andere. Und so begann der gemeinsame schwindelerregende Abstieg. Die Wand war senkrecht. Mit unsäglicher Anstrengung klammerte sich Willibald an die spärlichen Felsvorsprünge, tastete mit den Füßen abwärts nach einem Halt, klemmte die blutig zerschundenen Kniee krampfhaft in jeden Spalt, der sich ihm darbot, — immer von der entsetzlichen Angst gepeinigt: im nächsten Moment hören die Spalten und Vorsprünge auf, und das Gestein wird so glatt wie ein Spiegel. Dann plötzlich erscholl ein mark- und beinerschütternder Aufschrei. Der Leutnant war ausgeglitten und hing nun an dem strafffschnürenden Seil zwischen Himmel und Erde. Schaudernd krallte sich Willibald fest, unfähig weiterzuklettern, von der Erkenntnis gefoltert, daß er nur noch für Augenblicke imstande sein würde, der zuckenden Last, die ihn so wuchtig hinabzerrte, zu widerstreben. Endlich trat der mit Grausen erwartete letzte Moment ein. Die krampfenden Finger lösten sich, — und beide Gefährten sausten pfeilschnell ins Bodenlose. — Das Herz zuckend vor Todesangst, wachte dann Willibald auf, noch halb zweifelnd, ob das Erlebte Täuschung war oder Wirklichkeit.

Dieser Traum — das fühlte Menz bei Verkündung des Urteilsspruches mit unmittelbarer Gewißheit — war nun ein für allemal weggetilgt. Und auch der ruhige, gesunde Schlaf, der die ganze Nacht währte, und die Fähigkeit zu gedeihlicher Arbeit würde nun wiederkehren, — und das alte, glückliche Ebenmaß der Gemütsstimmung. Willibald Menz hatte ja nun mit der Vergangenheit abgerechnet. Es war ihm geworden, was ihm von Gottes und Rechtes wegen gebührte, und wenn diese zweijährige Festungshaft auch mit dem, was er auf sich geladen, nicht ganz im Verhältnis stand: die Sühne war doch nun da, und die Möglichkeit, das Geschehene auch vor dem eigenen Gewissen zu Grabe zu tragen. Deshalb leuchteten Willibalds Augen mit so eigentümlichem Glanze, als ihm der Vorsitzende fast im Ton mildherziger Teilnahme das Urteil verkündete.

Schon am nächstfolgenden Morgen trat er die Haft an. Von jetzt ab spürte er Tag für Tag eine Art innerlichen Genesens und Aufblühens. Zuletzt kam er zu der verständigen Auffassung, daß es im Grunde ja nicht viel anders sei, als wenn ihm etwa ein Jagdunglück passiert wäre. Von diesem Standpunkt aus konnte er schon nach Verlauf weniger Wochen auf sein trübes Erlebnis mit leidlicher Seelenruhe zurückblicken. Der Traum von dem gräßlichen Abstieg kam in der That nicht wieder.

8.

Nachdem Willibald sieben Monate auf der Festung Königstein zugebracht und sehr fleißig Nationalökonomie und Staatswissenschaft studiert hatte, ward ihm der Rest der Strafzeit durch einen Gnadenakt des Königs erlassen. Wie er später erfuhr, hatte er diese Wendung vorwiegend dem Leutnant Golz zu verdanken, dessen Vater eine sehr einflußreiche Persönlichkeit und der specielle Freund zweier Minister war.

Übrigens hatte sich auch der Vorsitzende des Gerichtshofs für die Angelegenheit interessiert.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte in Dresden, wo er Gesenius besuchte und allerlei Geschäftliches ordnete, begab sich Willibald Menz um die Mitte des Monats November nach Oberloßberg. Er war entschlossen, wie zur Vollendung seiner frühzeitig unterbrochenen Sühne vorläufig ganz der Arbeit zu leben und die Großstadt mit ihrer lauten Geselligkeit bis auf weiteres zu meiden.

Alles ging gut. Er fand Oberloßberg, dank dem ehrlichen Diensteifer seines Inspektors, in brillanter Verfassung. Frau Plöhm, die aristokratisch veranlagte Wirtschafterin, empfing ihn mit Freudenthränen. Sie hatte ihm etlichemal, zugleich im Auftrage des Herrn Inspektors, nach der Festung geschrieben, aber doch nicht den Mut gehabt, ihn die schmerzliche Teilnahme, die er ihr einflößte, so vollständig merken zu lassen, wie dies ihrem treufühlenden Herzen Bedürfnis war. Von Doktor Gesenius, der unmittelbar nach der Verurteilung zweimal herüberkam, um Verschiedenes für seinen Freund zu besorgen, wußte sie, wie außergewöhnlich schwer Willibald unter der Last seiner Trübsal gelitten hatte. Nun überkam sie's mit unwiderstehlicher Inbrunst. Sie war selig darüber, daß Menz von seiner qualvollen Niedergeschlagenheit glücklich befreit war, daß sie ihn wieder hatte, und daß er gewillt war, vorläufig da zu bleiben, ohne sich um das abscheuliche Dresden zu kümmern.

(Schluß folgt.)

Kleines Bild.

(Abdruck verboten.)

Die düstere Glocke dröhnt hernieder. —
Wie lustig wiegt sich das kleine Boot!
Ein junges Ehepaar fährt seeüber
Von dem Kloster her durch das Abendrot.

Sie fassen sich fest bei den warmen Händen,
Sie glühn noch beide vom Klosterwein.
Sie sprechen von uralten Liederbänden,
Die sie gesehn in den Bücherei'n,

Von den uralten Fenstern, die die Sonne
Mit so blutigem Licht durchfloß,
Von dem Taubenvolk und der stillen Nonne,
Die im Kreuzgang die Rosen goß!

Frida Schanz.

Das Orakel. Nach dem Gem.

ilde von Céſar Pattein.

Abb. 1. Eingangsthor des Belvederegartens.

Barock-Wien.

Von

Carl von Vincenti-Wien.

Mit achtzehn Originalzeichnungen von **Anton Lewy.**

(Abdruck verboten.)

Die Kaiserstadt an der Donau zeigt vier große Entwickelungsperioden: Alt-Wien, Barock-Wien, Neu-Wien, Groß-Wien. Aus der ersten sind ein Dutzend Kirchen und zwei Dutzend Häuser übrig; ihren Höhepunkt bezeichnet der Sankt Stephansdom. Die Barockzeit baute Adelspaläste, ließ Kuppeln über Wien emporsteigen, die Meister Neu-Wiens schufen eine eklektische Monumentalstadt, die Baumeister der vierten Periode endlich werden die Verkehrsstadt zu schaffen haben. Als Künstler sind sie vorwiegend Neobarockisten. Man hat also in Wien eine alte, anerkannte und eine neue, noch umstrittene Barocke. An Berührungspunkten und traditionellen Beziehungen zwischen beiden fehlt es nicht. So werden also beide in dieser Studie zu behandeln sein.

Abb. 2. Figurengruppe an der Pestsäule am Graben.

Es wird viel geredet und geschrieben über die Barockbauten Wiens, aber, wenige Kirchen und öffentliche Paläste ausgenommen, kennt sie der Fremde nicht und der Einheimische schon gar nicht. Man bewundert nach Maßgabe der Empfänglichkeit den stellenweise recht banalen, in allen Stilarten geschmückten Prachtgürtel, welchen die Stadterweiterungskünstler nach 1859 der alten Vindobona umgelegt haben, man absolviert hastig gewissenhaft die „Sterne" am Wiener Baedekerhimmel, aber in die historische Dämmerung der alten, stillen Palaststraßen mit ihren intimen Seitenblicken verliert sich selten der Schwarm der Besucher. Dort jedoch blüht

Abb. 3. Das rechtsseitige Minaret vor der Karlskirche.

keln wirkt entzückend; trifft ein Mondstrahl die Atlanten und Telamone, welche die kraftstrotzenden Schultern unter der Wucht der Balkone und Thorgebälke krümmen, so scheinen diese Steinriesen zu leben, und die verzückte Madonna, die auf blinkender Himmelssichel über steinernes Gewölk hinschwebt, lächelt aus ihrer Ampelnische wie mondverzaubert ....

Barock hat bekanntlich unter den zünftigen Besorgern der Kunstgeschichte der grimmen Gegner genug. Es gab eine Zeit, wo viele, die den Acker der Kunstkritik bestellten, die Barocke gern bis auf die Spur hinausgepflügt hätten. Wir wollen nicht mit ihnen streiten. Es weiß ja alle Welt, daß Barock zuzeiten ein ungebärdiger, sprudelnder Unband gewesen, nicht minder wahr jedoch bleibt es, daß er in seiner besten Zeit, wo er die ihm eigne Fülle von Kraft, Phantasie und malerischem Bedürfnis künstlerisch zu meistern und mäßigen

die reizendste Barocke Wiens. Betritt man diese malerisch verschnörkelte Welt des baulichen „Schiefrund“ — so soll ja das Barock zu verdeutschen sein — an Schneetagen oder in Mondnächten, dann kann sich der Eindruck bis ins Zauberische steigen. Schneesilber auf diesen reichen Profilen und kräftigen Simsen, Wappenschildern und Wappentieren, Kronen und Fürstenhüten, Vasen und Trophäen, Schnecken und Steinschnörverstand, eine heiter bewegte, formenreiche, lebensstrotzende Kunst geschaffen hat, die sich nicht zum wenigsten durch ihren Widerwillen gegen die Langeweile auszeichnete. Kein Stil entsprach vielleicht mehr dem von südlichen Lebenskeimen durchtränkten Wiener Kunstklima, als die Barocke. In ihrer Üppigkeit, ihrem Prachtbedürfnisse vermochten jene Kriegshelden und Staatsmänner der Spätrenaissance, welche als Meister

der Schlacht, Macht und Pracht so ausgiebig in das nationale Leben eingriffen, sich voll auszuleben. So entstanden Wiens Barockpaläste, meist Prachtsitze fürstlicher und gefürsteter Geschlechter.

Nachdem der letzte Türkenansturm abgeschlagen war, erhob sich Wien langsam aus der Verwüstung. Frisch und heiter, neu erblühte das Leben aus der wiedergewonnenen Daseinssicherheit. Wien war gefeiert, die österreichische Kunst wuchs als deutsche Kunst, die Lebensvolles aus dem Süden in sich aufgenommen hatte und glücklich verarbeitete. Und als der Kunstkaiser Karl VI., der spanisch Erzogene, den Habsburger Thron bestieg, war es für eine Verwelschung deutschen Wesens bereits zu spät. Das im Ringen erstarkte Deutschtum der Ostmark brachte zwei Künstler hervor, welche als Hauptvertreter des nationalen Barockstils fortleben sollten: den jüngeren Dientzenhofer und Fischer von Erlach. Hatte der Norden Schlüter, so hatte der Süden Fischer, kunstgeschichtliche Zeitgenossen, die größten deutschen Architekten ihrer Zeit. Johann Bernhard Fischer von Erlach war ein geborener Prager und kam zu Adel und hohen Ehren, wurde Landbaumeister und später Lehrer des Kaisers Josephs I., des Trägers des deutschen Gedankens der Zeit. Die Feder war ihm fast so willig, wie der Baustift. Gewisse Merkmale unterscheiden den Baumeister des Wiener Hofes von der Kunstart seiner böhmischen Kunstgenossen. Gurlitt hebt dies mit dem ihm eigenen feinen Verständnis richtig hervor. Auch das zusammenfassende Urteil des genannten Kunstgelehrten über die Kunst Fischers und die Sonderheit seiner Bauten leuchtet dem in Wien Lebenden, der Augen dafür hat, durchaus ein. Was bei Fischer so starke Wirkung übt, ist die freigestaltende, an die Bologneser Schule gemahnende Größe des Entwurfs, die mühelose Bewältigung der baulichen Massen durch

Abb. 4. Portal am K. K. Finanzministerium.

gesundes Schönheitsgefühl, der sichere Fluß der Linien, die geschickte Einfügung bildnerischer Kunst in die Architektur, der Blick endlich für das Malerische. Und diese Merkmale gingen der Schule ins Blut über.

Was Fischer und seine Schule schufen, ist, von Sankt Stephan abgesehen, jenes Monumental-Wien gewesen, welches sich der Erinnerung des Besuchers sofort einprägte. Mochte der gotische Dom der

Abb. 5. Fassadenschmuck am heutigen K. K. Finanzministerium.

deutschen Donaukaiser, jenes ersehnte Abendziel der Islamsstürmer, noch so wahrzeichenhaft aufragen, Barock-Wien haftet am lebendigsten in der Phantasie. Der Spaziergänger stößt auf unseren öffentlichen Plätzen zunächst auf Votivbarockstücke, am „Hof," am „Graben," auf dem „hohen Markte." Weiter zurück als das XVI. Jahrhundert besitzt Wien nur ein plastisches Denkmal, nämlich Fischers Grabmonument des Kaisers Friedrich III. zu Sankt Stephan. Mitte des XVII. Jahrhunderts wurden dann italienische Barockkünstler berufen, unter welchen der Hofarchitekt Burnacini den größten Einfluß erlangte. Er lieferte die Zeichnungen zu der Marienſäule am Hof und der Dreifaltigkeitssäule am Graben, welche 1668 und 1693 errichtet wurden. Die erste war der unbefleckten Empfängnis gewidmet, mit der zweiten stattete Kaiser Leopold I. der Dreifaltigkeit seinen Dank für die Befreiung von der Pest ab. Die Grabensäule führte Fischer nach Burnacini aus. Es ist ein 60 Schuh hohes frommes Dekorationsstück verwegenster Sorte aus Marmor und Gold — ein riesiges Bilboquet, meinte Gerard de Nerval —: ein Fels als Sockel, worauf der Glaube ruht, zu dessen Füßen das Pestscheusal vom Cherub niedergeschmettert wird (s. Abb. 2). Über diesem Absturz kniet der Kaiser, darunter vergualmt eine Wolkensäule, von vergnügten Engelein umgaukelt, und hoch oben in der Glorie schwebt

Abb. 6. Detail am Marienbrunnen am „Hohen Markt."

Abb. 7. Figuren vom Marienbrunnen am „Hohen Markt."

die Dreifaltigkeit. Auch der Marienbrunnen am hohen Markt, ein leopoldinisches Gelöbnis, das erst der sechste Karl zu Marmor und Erz werden ließ, ist ein Fischerscher Entwurf mit Figuren des Venezianers Corradini (s. Abb. 6 u. 7). Unter schlanksäuligem, heiter-schönem Tempelaufbau steht der Hohepriester, welcher Maria und Joseph miteinander verbindet. Anmutig schwingt sich der Baldachin, mit ehernen Palmzweigen geschmückt, über der gebenedeiten Gruppe hinan.

Der herrlichste Frontbau Fischers erhebt sich gleichfalls zwischen Votivstücken: die Karlskirche auf der Wieden (1716—1737). Wir reproduzieren eine der beiden Votivsäulen (s. Abb. 3). Es ist ein Minaret-Campanile mit einem, in der Art wie an der Trajanssäule, emporgewundenen Band in Hocharbeit — wohl eines der malerisch wirksamsten Bauwerke diesseits der Alpen und Pyrenäen. Wer kennt nicht die gewaltige Ovalkuppel, welcher diese skulpierten Ehrensäulen mit ihren goldenen Adlerbalkonen als Wache dienen? Der ganze malerisch-lebendige Entwurf weist in der Formengebung nach Bologna, nichts aber ist Nachahmung, alles freie Gestaltung. Die Kuppelkirche zu Sankt Peter in der inneren Stadt war Fischers Vorstufe zu diesem Carolusdom, dessen Vollendung der große Baumeister nicht mehr erleben sollte.

Als Palasterbauer hat Fischer ein schier unerschöpfliches Werk hinterlassen. Manches gehört indes seinem Sohne, wie beispielsweise die Hofbibliothek. Anderes wurde ihm irrtümlich zugewiesen. Keine Kunstgeschichte steht ja heute noch auf so schwachen Füßen, wie die österreichische. Beglaubigt gehören ihm die Entwürfe zum Reichskanzleitrakt der Hofburg, zur Winterreitschule, deren edle Verhältnisse und feine Gliederungen Friedrich den Großen veranlaßt haben mögen, diesen Bau als Vorbild zur Königlichen Bibliothek in Berlin zu wählen, wie derselbe auch das Motiv zu

Abb. 8. In der Einfahrtshalle des Palais der Ungarischen Leibgarde.

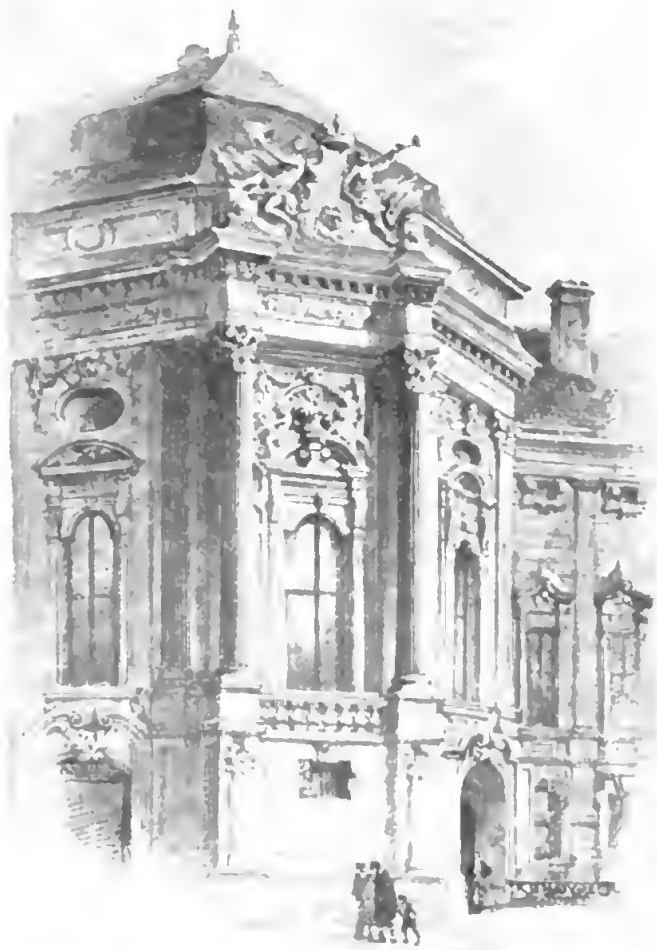


Abb. 9. Mittelpar
des Fürstl. Auers-
pergschen Palais.

dem schönen, vor wenigen Jahren vollendeten Portaltrakt der Burg nach dem Michaelerplatze zu geliefert hat; dann der Eugenpalast (Finanzministerium), das Palais der ungarischen Leibgarde, das Schwarzenbergsche Gartenpalais, das Ministerium des Innern, das Palais Rofzano-Auersperg (s. Abb. 9), die „Mehlgrube" (Hotel Munert), die einem Neubau weichen mußte. Fischer, welcher auch die Pläne für das Kaiserliche Lustschloß Schönbrunn entwarf, wurde vor Vollendung vieler seiner Entwürfe aus dem Leben abberufen. Unser Zeichner hat als besonders überzeugend für Fischersche Palastbauten zwei Motive des Eugenpalastes und die Einfahrtshalle des ungarischen Gardehofes (s. Abb. 4, 5 u. 8) gewählt. Das vor kurzer Zeit restaurierte Eugenhaus in der Himmelpfortgasse ist leider durch die Enge der alten Straße in der vollen Entwicklung seiner Reize für den Beschauer gehemmt. Die mächtige Portalanlage mit Altan und massiven Pfeilern in Reliefschmuck, das reiche Mittelfruchtstück mit Karyatiden, Standbildern und pomphafter Fensterbekrönung, die stattlich geschmückte Attika des Palastes würden in Freisicht noch ganz anders wirken. Alles ist fürstlich angeordnet in diesem Barockprachtstück. Die Treppenatlanten als Balkenträger, die Treppenwangen aus aufsteigenden Steinschnörkelwerk sind beliebte Motive, denen sich in der Einfahrtshalle des ungarischen Gardepalastes (früher Palais Trautson) noch prächtige Sphinxe zugesellen. Der populärste Fischersche Palastbau nach dem Eugenhause ist eigentlich der reizende Gartenpalast der Schwarzenberge, welcher mit dem eigenartig vortretendem Mittelrisalit, weitem Vorhof und tiefer vorlagerndem Square über Brücke und Denkmalplatz, die den Namen Schwarzenberg führen, nach dem Ring hereinschaut. Eines der drei fürstlich gehaltenen Interieurs, welche wir bringen, ist diesem anmutigen Bau entnommen (s. Abb. 10). Die sinnbildlichen Melodien in den Lünetten, die Karyatiden in Stucco, die Marmorvertäfelung bilden die vornehmreiche Dekoration des imposanten Ovalsaales.

Von beherrschender Höhe blickt, den Schwarzenbergen über den Kopf hinweg, das Kaiserliche Belvedere, das ehedem des Prinzen Eugen Sommerschloß gewesen.

Johann Lucas von Hildebrand ist sein Erbauer. Ein etwas jüngerer, viel beschäftigter Nebenbuhler Fischers, gilt Hildebrand als der zweite große Wiener Barockbaumeister. Weder sein Kriegsruhm noch das Fernkornsche Reiterbild, noch selbst das Eugeniuslied haben den Prinzen Eugen in Wien so volkstümlich gemacht, wie das Belvedere und sein Garten. Vier Jahre vor dem Zentasieg begann Hildebrand das Werk, sechs Jahre nach dem Passarowitzer Frieden brachte er es zu Ende. Dazwischen also liegt das Siegeswerk Eugens. Der Baumeister baute und schmückte, während der Bauherr siegte und erbeutete. Zwölf Jahre nach der Vollendung starb hier der Türkenbesieger als Hagestolz. Undank von oben blieb dem Manne, welcher zuerst den seither so oft mißbrauchten Wahlspruch „Österreich über alles" geführt, nicht erspart, das Volk aber blieb ihm treu. Das heranwachsende Wien tummelt sich auf den Terrassen seines Barockparks, zwischen den hohen, geschorenen Laubwänden, den Taxushecken, Kastanienbäumen, Blumenbeeten und springenden Wassern. Wie viele Geschlechter haben diese steinernen Nymphen und Sphinxe heranwachsen sehen! Hier prägt sich dem Wiener Kinde der erste Blick auf die weitgelagerte Stadt und in den geliebten Wiener Wald ein. Wer vom Süden kommt, erhält vom Belvedere mit seinen kupfergrünen Kuppeln den ersten Gruß der Wiener Kunst. Der heiterschöne Bau nimmt sofort für die Stadt ein, und der Eindruck bleibt haften. Seit der Übersiedelung der Habsburgschen Bilderschätze aus dem „oberen" und den Ambraser Kabinetten, aus dem „unteren" Belvederepalaste in den Musealbau am Ring ist zwar der Besuch der beiden Belvedere aus dem Touristenpensum einigermaßen ausgeschaltet, aber doch kennt die ganze Welt dieses Barockkleinod der Baukunst wenigstens im Bilde. Unser Zeichner hat sich deshalb mit der Wiedergabe eines jener Prachtgitterthore in Schmiedeeisen (s. Abb. 1) begnügt, welche in so pompöser Weise Stimmung für die fürstliche Palastanlage machen. Sie bieten einen Motivenschatz, aus welcher die neuaufgeblühte Wiener Kunstschlosserei nur zu schöpfen brauchte. Vor Jahren war die Rede davon, das Belvedere zu einer Residenz des Kronprinzen herzurichten, mit dem tragischen Heimgang Rudolfs jedoch ward das Projekt, wenn es überhaupt bestand, mitbegraben.

Meister Hildebrand, dem Salzburg sein Mirabellschloß verdankt, wird in Wien mit einiger Sicherheit nur noch das Palais Daun (jetzt Kinsky) an der Freiung zugeschrieben. Sein Bau fällt in die Jahre 1709 bis 1713. Bauherr war John Graf Daun, Sprößling eines uralten Eifelgeschlechts, der Turin und Pavia verteidigte, das Fürstentum Teano erhielt, Vizekönig von Neapel, Kommandant von Wien, Gouverneur in den Niederlanden und in Mailand gewesen ist und in Ungnade starb. Sein Wiener Palais kam an die Khevenhüller und erst Ende vorigen Jahrhunderts an die Kinsky. Der Palast, dessen schmale Front

Abb. 10. Saaldekoration im Fürstl. Schwarzenbergschen Palais.

bei auffallend tiefer Hofeinsicht den Passanten sofort fesselt, ist eines der künstlerisch gelungensten Barockhäuser Wiens. Durch frische, heitere Ursprünglichkeit und Schmucksinn erinnert es sofort an das Belvedere. Unser Zeichner gibt (s. Abb. 11 und 12) die Treppenvorhalle und ein Stück Stiegengeländer wieder, welches manchen Leser aus dem Mirabellschlosse bekannt sein dürfte. Die nicht große, aber wirkungsvolle Treppe ist voll vornehmen und doch intimen Reizes, das Geländer als aufsteigendes in durchbrochenen Steinplatten hergestelltes Bandwerkornament höchst eigenartig, für die Wiener Barockpalasttreppen nahezu typisch.

Als dritter großer Wiener Künstler im Barockbau gilt Domenico Martinelli, der angebliche Erbauer des stolzen Liechtensteinschen Majoratshauses in der vorderen Schenkengasse. Wir sagen „angeblicher," weil die Kunstforschung auf mannigfache Zweifel gestoßen ist. Es wurde für diesen Bau auf den Roveredaner Gabrielis und den Innsbrucker Christiani hingewiesen. Gleichwohl wird der Bau, welcher in die Jahre 1699—1711 fällt, vorläufig noch Martinelli zugeschrieben. Der Grundzug des ersten Entwurfs ist italienisch, insbesondere auch der rechtwinklige Hof, ebenso die Teilung des Vorhauses durch Säulen- und Pfeilerreihen. Ein Prachtstück ist die Treppe des Spaniers Bibiena mit Bildwerken von Giuliani und Stuccaturen Bussis. In den fünfziger Jahren ließ der regierende Liechtenstein diesen schönsten Wiener Adelspalast mit ungeheurem Aufwande restaurieren und stilgerecht neu dekorieren. Die verschwenderisch reich dekorierte Ecke mit den Palmenkandelabern aus dem großen, durch zwei Stockwerke reichenden Festsaale, welche wir geben (s. Abb. 14), dürfte aus jener Zeit stammen. Weiß und Gold sind die Grundtöne, die Decke ist von blendender Pracht, der figurale Schmuck deutet auf Tanz und heiteren Lebensgenuß hin. Aus der kriegskräftigen Spätrenaissance in Österreich

Abb. 11. Aus der Treppenvorhalle im Fürstl. Kinskyschen Palais.

Abb. 12. Stiegengeländer aus dem Fürſtl. Kinskyſchen Palais.

(Ende des XVII. Jahrhunderts) ſtammt auch das wuchtige Palais Harrach, das allerdings in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts umgebaut wurde. Wir entnehmen demſelben ein reich in Stucco geſchmücktes Interieur, das Arbeitszimmer Seiner Erlaucht (ſiehe Abb. 13). Ähnliche ſtrengere Formen zeigen noch andere Barockpaläſte aus dieſer Zeit, das Palais Starhemberg (Unterrichtsminiſterium), das Majoratshaus der Eſterházy, das Palais des Savoy'ſchen (adeligen) Damenſtifts, deſſen reizende Niſchenmadonna (Bleiguß) unſere Illuſtration wiedergibt (ſ. Abb. 15), das Palais Lobkowitz (früher Dietrichſtein), in dem jetzt die franzöſiſche Botſchaft ihren Sitz hat. Die Architekten dieſer Bauten ſind ungewiß, nur beim letztgenannten gilt Carnevale ziemlich ſicher als Erbauer. Das Palais des Fürſterzbiſchofs, von deſſen Hauptfront wir die reiche Fenſterbekrönung mit dem Kardinalshut reproduzieren (ſ. Abb. 16), wurde ſchon 1638 unter Biſchof Wolfrath begonnen und von deſſen Nachfolger Graf Breuner weitergebaut, erhielt jedoch erſt durch den erſten Wiener Erzbiſchof, Grafen Kolonitſch, ſeine jetzige Geſtalt. Um dieſelbe Zeit endlich, beim Aufſchwung nach der Türkenvertreibung (1732), erhielt das bürgerliche Zeughaus „am Hof" (ſ. Abb. 17) ſeine gegenwärtige eigenartige Faſſade,

Abb. 13. Interieur aus dem Palais Harrach.

Abb. 14. Aus dem Festsaal im Palais des Fürsten Liechtenstein.

die Anton Ospel zugeschrieben wird.

Die theresianische Zeit blieb noch meist unter den Anregungen und Traditionen Fischers. Der künstlerisch hervorragendste Bau aus jener Epoche ist der frühere Universitätspalast, seit 1857 Gebäude der zehn Jahre früher gegründeten Akademie der Wissenschaften. Im Palastbau jener Zeit tritt alsbald der französische Einfluß immer maßgebender hervor. Die äußere Form zeigt eine gewisse schematische Eleganz, die innere Ausschmückung ein etwas unruhiges Rokoko. Das Innere des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn bietet in dieser Hinsicht den Gipfelpunkt, während die Außenseite nur dem Hofe zu Spuren des Fischerschen Entwurfs aufweist, im übrigen von den Architekten Pacassi und Valmagini recht nüchtern formenrichtig gestaltet wurde. Kunstfreude an der großartigen Schönbrunner Schloßanlage macht denn auch eigentlich nur die „Gloriette“ auf der Parkhöhe (s. Abb. 18), jener wundervolle, wie von Feenhänden emporgetragene Arkadenbau, welcher allein genügt hätte, den Namen des bedeutendsten Baukünstlers der Zeit, Ferdinand von Hohenberg, der Nachwelt zu überliefern.

Dann kam die „klassische“

Abb. 15. Madonnenbild an der Fassade des adeligen Damenstiftes (Bleiguß.)

an der viel mißbrauchten, oft verpöbelten Renaissance erinnerte wieder an die unverwüstlichen Reize des alten Wiener Palaststils. Man sehnte sich förmlich nach der Barocke mit ihren heiteren, phantasiereichen Üppigkeiten. Albert Ilg, der Dezember 1896 verstorbene Wiener Kunsthistoriker, welchem die heimische Forschung fast ebenso viele Ergebnisse, wie die moderne Kunst Angriffe verdankt, übernahm die Führung. Unleugbar ließ sich dieser Barocksanatiker, dem Maßhalten so oft versagt war, zu Überschwenglichkeiten hinreißen, welche die Puristen ausnützten, aber die Strömung erwies sich bald als so kräftig, daß sie alle Bedenken hinwegschwemmte. Und so wird seit zehn Jahren in Wien wieder barock gebaut.

Nicht allemal glücklich, aber im ganzen sichtlich auf dem Wege nach den Traditionen. Wir haben dürftige und maßlose unter den modernen Barockisten.

Zeit, welche, die ersten Jahrzehnte dieses Säkulums beherrschend, in Wien die Burgpropyläen und den Theseustempel Nobile's zuwege brachte. Hierauf Oede und Langeweile über ein Menschenalter hinaus, bis am ersten September 1859 der Basteiengürtel fiel, welcher der inneren Stadt den Atem raubte. Das war der Geburtstag von Neu-Wien. Mit jubelnden Hoffnungen begrüßt, hat es manche unerfüllt gelassen. Der Stadterweiterungsplan war nicht glücklich. Die Baukunst aber nahm einen mächtigen Aufschwung. Die Eklektiker — vielfach Mischkünstler — dieser Zeit bauten in allen Stilen, monumental Imponierendes, das Wien neue, große Bauzüge einprägte, aber auch Verfehltes. Der alte Wiener Palaststil, die Barocke, blieb verpönt. Erst der Überdruß

Abb. 16. Fensterbekrönung am Erzbischöflichen Palais.

Abb. 17. Frontiſpice des alten Arſenals, an der jetzigen Kaſerne der ſtädtiſchen Feuerwehr.

Gerade da zeigt es ſich, wie ſehr es dem modernen Wiener an Sinn für das vornehme Bürgershaus fehlt, welches nicht mit den Anſprüchen alter Adelspaläſte auftritt, ſondern einfach Zweckmäßigkeit mit Kraft und maßvollem Schmuck verbindet. Wie Neu-Wien ſeine Zinsburgen gern mit Motiven Brunelleschis und Sanſovinos überkleiſterte, ſo kleben Groß-Wiener Architekten ihren Putzbauten nicht ſelten Ornamente à la 1700 auf. Die Zaghaften, Schüchternen ſind da faſt beſſer, als die Uebermütigen. Erfreulicherweiſe fehlt es in neueſter Zeit nicht an ernſten und erfolgreichen Verſuchen, ſich zwiſchen der alten Barocke und der modernen Renaiſſance nach einer guten modernen Barocke durchzufinden. Mit einem liebevollen Eingehen auf dieſe Verſuche wird der modernen Entwickelung der Wiener Baukunſt weit mehr gedient ſein, als mit dem abweiſenden Doktrinarismus der ſogenannten Puriſten, deren Äſthetik mehr oder minder im zünftleriſchen Dogma zu erſticken droht.

Abb. 18. Die Gloriette in Schönbrunn.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Gymnasium und Universität.

Biographische Mitteilungen

von

Ernst Wichert.

(Abdruck verboten.)

Zu Anfang des Jahres 1843 wurde mein Vater zum Oberlandesgerichtsrat in Königsberg ernannt. Mit achthundert Thalern Gehalt! Er verschlechterte sich pekuniär erheblich, wollte aber auf die amtliche Stellung, zu der ihn das sogenannte große Examen berechtigte, nicht verzichten. Seitdem quälten ihn, zumal die Familie sich noch um zwei Köpfe vergrößerte und die Mutter viel kränkelte, trotz der bescheidensten Ansprüche an das gesellschaftliche Leben unausgesetzt die schwersten Nahrungssorgen. Er mußte Schulden machen; die Zinsen und die Prämien der zur Deckung der Gläubiger genommenen Lebensversicherungen nahmen einen immer größeren Teil des sich nur langsam erhöhenden Gehalts in Beschlag. Er war oft in verzweifelter Stimmung, dann wieder ausgelassen lustig, wenn die augenblickliche Not beseitigt war. Die Verhandlungen über diese traurigen Verhältnisse erfolgten zwischen den Eltern meist in meiner Gegenwart, verschüchterten mich und machten mich früh zu einem bedächtigen, über seine Jahre reifen Menschen.

Nachdem ich einige Monate nur lateinischen Unterricht erhalten hatte, wurde ich in die Quinta des Altstädtischen Gymnasiums aufgenommen, um schon ein Vierteljahr später nach der Quarta versetzt zu werden. Bis zur Sekunda erfolgte dann mein Aufrücken ganz regelmäßig, allerdings unter beständiger Nachhilfe meines Vaters, der ein guter Philologe war und nicht nur jede Aufgabe mit mir durchnahm, sondern mich immer schon im voraus auf die folgende Lektion vorbereitete, so daß ich in der Schule gerüstet war, freilich auch das beängstigende Gefühl nicht los wurde, eigentlich doch über meine Kenntnisse zu täuschen. In der Mathematik, wo ich auf mich angewiesen war, kam ich auch nie recht mit, außer in der mir anschaulicheren Geometrie. Ich bin stets sehr ungern in die Schule gegangen und habe sie als eine Zwangsanstalt zur Vorbereitung auf das unvermeidliche Abiturientenexamen betrachtet.

Das Gymnasium war die mittelalterliche Lateinschule, ein klosterartiger, düsterer Bau, der erst etwas Licht bekommen haben konnte, nachdem die vorliegende Kirche abgebrochen war, an deren Stelle jetzt ein grüner Platz, um den Grabstein eines Sohnes Luthers herum, das Auge erfreute. Der Quarto erinnere ich mich als eines niedrigen Raumes mit schwerer, von einem Pfeiler gestützter Balkendecke. Vielleicht bestärkte diese Umgebung unser romantisches Gelüste, „eine heilige Fehme“ zu errichten, welche allerhand Ungebühr zu ahnden hatte. Ich wurde damit betraut, die Fehmbriefe zu schreiben und mit den schauerlichen Zeichen des heimlichen Gerichts zu bemalen. Sie wurden dann dem Missethäter in die Kleider gesteckt, und jeder durfte ihn nun ungestraft „hauen.“ Einmal wurde ein solcher Brief, der hinten aus dem Gürtel eines wegen seines zu geschniegelten Wesens verfehmten Jungen verräterisch vorschaute, vom Direktor entdeckt. Ich machte mich auf eine exemplarische Strafe gefaßt, aber der Inhalt gab ihm und den anderen Lehrern herzlich wie über einen Spaß zu lachen, und so kam ich mit einer leichten Verwarnung davon, solche Allotria künftig zu unterlassen.

In der Tertia erhielten wir einen Mitschüler, der uns an Jahren erheblich voraus war und sich auch wie ein Erwachsener kleidete. Er hatte eine auffallend große Nase und erhielt deshalb sogleich den Spottnamen Ovidius Naso oder Naso schlechtweg. Er wurde viel gehänselt, und in jeder Zwischenstunde hatte er einen Kampf mit dem kleineren Volk zu bestehen, dem er wie ein ungeschlachter Riese erschien. Diese Kämpfe schilderte ich in einem Heldengedicht in der Weise des Nibelungenliedes und auch in dessen Strophe. Es fand großen Beifall und selbst bei den Herren Sekundanern einige Beachtung.

Auch sonst beschäftigte ich mich schon damals mehr, als meinen Schulstudien zuträglich sein mochte, mit allerhand poetischen Versuchen, namentlich Dramatisierungen von Märchen in Reimversen und von Historien aus der alten Geschichte in fünffüßigen Jamben. Ich besuchte das damals von Arthur Waltersdorff in seiner besten Zeit geleitete Theater, so oft Klassizitäten oder Novitäten von dichterischem Gehalt aufgeführt wurden — immer auf der obersten, Olymp oder Bullerloge genannten Galerie, wo der Platz vierzig Pfennige kostete — und las diese Stücke leidenschaftlich gern vor, wenn nicht anders, den Wärterinnen meiner kleinen Brüder oder auch in der Küche. Zu gleicher Zeit zeigte sich eine starke Neigung zur Herstellung von allerhand Räderwerken zu Mühlen, Wagen, selbst Uhren, und von physikalischen Instrumenten. Ein Fallschirm, auf den große Hoffnungen gesetzt wurden, verschlang mein und meiner Freunde Taschengeld für Monate; als er fertig war, fehlte uns nur die Höhe, von der wir uns an ihm hätten hinablassen können, um seine Tragkraft zu prüfen. Wer hätte auch im voraus an so etwas denken sollen?

Den Religionsunterricht erhielt ich bei dem sehr beliebten Prediger Dr. E. Heinel, bekannt als Verfasser einer populär geschriebenen Geschichte Preußens und vieler sehr ansprechender, als „Kränze und Urnen preußischer Vorzeit“ ge-

sammelter Gedichte. Es war dies ungefähr die Zeit, in der Julius Rupp sein Predigeramt in der evangelischen Kirche aufgab und in Königsberg eine freie Gemeinde gründete. Dieses energische Vorgehen wurde viel besprochen und regte auch bei mir das Nachdenken über die höchsten Dinge sehr stark an, so daß ich mich bald mit argen Zweifeln quälte. Heinel galt für freisinnig; ich scheute mich nicht, sie in den Unterrichtsstunden und auch bei Besuchen in seiner Studierstube vorzubringen und meine ketzerischen Ansichten übereifrig zu verfechten. Ich fand in ihm immer den gleichmäßig freundlichen, duldsamen, von echt humanem Geiste erfüllten Ratgeber und Nothelfer, der zwar den kirchlichen Standpunkt wahrte, aber blinden Glauben nicht forderte und überhaupt mehr das ethische als das dogmatische Element der christlichen Religion betonte. Mein Glaubensbekenntnis durfte ich mir selbst ausarbeiten. Ich wagte auch, ihm meine Gedichte zu bringen, und erhielt darüber sein freimütiges Urteil. So war die geistige Anregung, die ich von dem liebenswürdigen Manne empfing, nach beiden Richtungen nicht unbedeutend.

In diesem Winter begegnete es mir, daß ich beim Schlittschuhlaufen auf dem Pregel einbrach und dem Ertrinken nahe war. Ich hatte eine offene Stelle nicht bemerkt und sank dicht vor derselben im dünnsten Eise ein. Nun konnte ich zwar ein wenig schwimmen, aber die voll Wasser gesogenen Winterkleider und die Schlittschuhe an den Füßen erschwerten die Bewegung gegen den starken Strom, die Hände, mit denen ich die Schollen losschlug, um das festere Eis zu erreichen, wurden bald starr. Mit größter Anstrengung gelang es mir endlich doch, so weit vorzudringen, daß ich den Zipfel eines mir zugeworfenen Rockes fassen und mich daran auf die Eisfläche ziehen lassen konnte. Merkwürdig war's, daß ich keinen Augenblick die Besinnung verlor, mir ganz klar vornahm, mich bis zu gänzlicher Erschöpfung gegen das Versinken zu wehren, zugleich aber ganz ernstlich an den Tod mit der beruhigenden Zuversicht dachte, daß sich ja dann bald alle Zweifel über Gott und Unsterblichkeit lösen müßten. Das Winterbad schadete mir nicht. Die Errettung aus Lebensgefahr übte aber einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Es knüpfte sich daran die fatalistische Vorstellung, es müsse aus mir durchaus etwas werden, da ich ja sonst lieber gleich hätte zu Grunde gehen können. Wenn ich es im Leben recht kümmerlich hatte und alle Anstrengungen, festen Halt zu gewinnen, erfolglos schienen, hat dieser Gedanke mich wieder zu neuem Hoffen und neuer Thätigkeit aufgerichtet. Mein Lebensretter war ein Mitschüler, eines Pfarrers Sohn, den die Eltern dann gegen die sehr mäßige Pension, die er bisher bezahlte, ins Haus nahmen. Er wurde später Seemann und ist früh verstorben.

Auf der Sekunda scheiterte ich in der Mathematik gänzlich an den Inventa des Hippokrates. Da damals auch ein jüngerer Bruder meines Vaters, ein ausgezeichneter Lateiner (gestorben als Direktor des Domgymnasiums in Magdeburg), als Oberlehrer am Kneiphöfischen Gymnasium angestellt wurde, so schien ein Wechsel der Schule vorteilhaft. Er äußerte aber kaum auf meinen Lerneifer eine nachhaltig günstige Wirkung; doch gewann er mir einen Kreis von sehr lieben Freunden, der dann noch lange zusammengehalten hat. Ich hatte zu viel andere Dinge im Kopf, als daß ich ein fleißiger Schüler hätte sein können; auch mußte ich damals schon selbst Nachhilfestunden geben, um mir ein Taschengeld verdienen zu können, was meine Aufmerksamkeit noch mehr abzog. Meine Zeugnisse ließen daher viel zu wünschen.

Das Kneiphöfische Gymnasium lag hinter der Domkirche, dicht neben der von Herzog Albrecht gestifteten, recht altertümlichen Universität. Es gehörte zu ihr ein kleiner ummauerter und von Kastanien beschatteter Platz, auf welchem die Herren Primaner in der Zwischenstunde tollten, sich auch im Fechten mit Rapieren übten. Es fanden sich da gewöhnlich auch Studenten von verschiedenen Couleuren ein, und die Primaner mit blauweißen Mützen und Bändern, Fechthüten, gelben Paukhandschuhen und blanken Rapieren, die übrigens in der Schulstube an den Knaggen hängen durften, hatten selbst schon etwas Studentenhaftes und reizten nicht wenig unseren Neid, wenn wir sie aus den Fenstern unserer Klasse beobachteten. Wer erst wenigstens unter denen wäre!

Nicht nur auf der Prima, sondern auch schon auf der Sekunda bestanden geheime, nach studentischen Vorbildern eingerichtete Verbindungen, „Comment" genannt. Seit einer Reihe von Jahren wurde der Primanercomment durch die Corps der Albertina beeinflußt, die denn auch von dort nach jedem Abiturientenexamen ihre Füchse holten. Er war ja corpsartig eingerichtet und hatte ungleich berechtigte „Alte" und „Füchse." Von dort suchte man auf der Sekunda einen ähnlichen Geist zu nähren, um des Zuzugs sicher zu sein. Doch war hier bei dem noch recht jugendlichen Alter der meisten Schüler und der großen Abhängigkeit vieler von Eltern und Pensionshaltern immer nur eine beschränkte Zahl „zuverlässig" genug, in die Geheimnisse eines Bundes eingeweiht zu werden, der Statuten, Versammlungen, Kneipereien hatte, und sich's wohl auch zur Aufgabe machte, gegen vermeintliche Übergriffe der Lehrer fest zusammenzustehen. Während in der Prima nur wenige ausgeschlossen waren, befand sich in der Sekunda die Mehrzahl außerhalb der Verbindung. Die Zeitströmung bewirkte aber auch, daß im Sekundanercomment mehr und mehr eine freigeistige, auf volle Gleichberechtigung der Mitglieder zielende, den Burschenschaften zugeneigte Richtung herrschend wurde. Wir kneipten recht bescheiden monatlich einmal in Kalteschale mit einem mäßigen Zusatz von Rum oder einem ähnlichen, aber warmem Getränk, „Flibbe" genannt. Ein alter Kandidat, der in einer abgelegenen Gasse ein sehr ärmliches Quartier bewohnte (in der einen Ecke stand ein wackeliger Klimperkasten, in der anderen lag ein Haufen Kartoffeln), gab dasselbe zu diesen Bacchanalen her. Meine Eltern wußten von meiner Beteiligung und erlaubten später sogar, daß diese monatlichen Zusammenkünfte auf meiner „Bude" stattfinden durften. Sie überzeugten sich so we-

nigstens leicht, daß wir zwar tüchtig Tabak aus langen Pfeifen dampften, kräftig sangen, auch wohl ein wenig über den Durst tranken, aber nichts Böses thaten. Übrigens sorgte der Comment auch für geistige Bethätigung seiner Mitglieder; er unterhielt eine Art von geschriebener Zeitung, zu welcher Aufsätze beigesteuert werden mußten, die dann zur Lektüre und Kritik herumgingen.

Das „tolle" Jahr 1848 brachte auch uns Sekundaner in revolutionäre Stimmung. Ich war mit meinen Freunden auf der Straße, als gleich nach den Berliner Märzereignissen eine Feier mit Illumination und Fackelzug veranstaltet wurde; ich besuchte die Siegelsche Konditorei, um Berichte aus den neuesten Berliner Zeitungen vorlesen zu hören; ich ließ mich in die Bürgerwehr einreihen und erhielt ein Gewehr mit rotem Riemen; ich beteiligte mich bei den Versammlungen des Turnvereins, in denen stürmische Reden gehalten wurden, und ging wohl auch abends in den Schanklokalen herum, Sackträger und andere Arbeiter von meinem Taschengelde zu traktieren und zu Heldenthaten zu begeistern, wenn es auch bei uns zum Straßenkampf kommen sollte. Auch versäumten wir die Volksversammlungen unter freiem Himmel nicht, bei denen der Oberlehrer Witt, die Studenten Albert Dulk (später bekannter Schriftsteller), Karl Schmidt (später Referendar, Maurermeister, Schwiegersohn Ruppius und dessen Nachfolger als Prediger der freien Gemeinde), Referendar Brausewetter u. a. als Redner glänzten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß unter solchen Umständen auch die Schulzucht eine Weile arg gelockert war. Bezeichnend dafür ist folgender Vorfall. Unser Lateinlehrer gefiel uns nicht, weil er auch auf der Quinta Unterricht erteilte und es uns so schien, als ob er gewisse schulmeisterliche Manieren von dort her sehr ungehörig auf die Sekunda übertrug. Es wurde daher im Comment beschlossen, seine Beseitigung herbeizuführen, dabei aber mit aller Offenheit vorzugehen, wie es freien Männern geziemte. Nach getroffener Verabredung erhob sich denn eines Morgens die ganze Klasse, und unser Präses hielt ihm eine Rede, in welcher er ihm versicherte, daß wir kein Vertrauen zu seiner Lehrmethode hätten, seinen Ton ungehörig fänden und den Wunsch hätten, er möchte freiwillig den Unterricht in der Sekunda aufgeben. Und was geschah? Er wurde bleich, stotterte eine Entschuldigung und versprach, sich alle Mühe geben zu wollen, uns künftig besser zu befriedigen. Das genügte uns, und er blieb. Am anderen Tage erschien der Direktor, ein sehr gutmütiger Mann, und wegen seiner Größe „der lange Junge" genannt, und hielt uns väterlich die Ungehörigkeit solchen Vorgehens vor; an eine Untersuchung und Bestrafung der Rädelsführer wurde nicht gedacht.

Meine Muse ließ sich zu einigen „Freiheitsliedern" begeistern, die in den von Rudolf Gottschall redigierten Baltischen Blättern Aufnahme fanden. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt auch ein komisches Heldengedicht in mehreren Gesängen: „Leiden eines Fähnrichs." Angeregt war es durch einen etwas geckenhaften jungen Menschen, der einen altadeligen Namen hatte, aber in den dürftigsten häuslichen Verhältnissen lebte, sich meine Einsegnungskleider (damals stets Frack!) lieh, wenn er in Gesellschaft gehen wollte, und dann als Avantageur eintrat. Einer meiner Freunde hatte, ich weiß nicht wie, die Bekanntschaft eines intelligenten Leierkastenmannes gemacht, der auf seine Veranlassung dieses Opus in Verlag nahm und sogar zwei Thaler Honorar dafür bezahlte.

Nicht zum Druck gelangte glücklicherweise ein „republikanisches" Schauspiel in fünf Akten, „Washington oder der Freiheit Sieg," worüber ich an anderer Stelle („Geschichte des Erstlingswerks") nähere Mitteilung gemacht habe. Es ging aus der Stimmung des Revolutionsjahres hervor; daß ich mich aber gerade dieses Stoffes bemächtigte, hatte doch auch noch einen anderen Grund. Mein Vater, von Sorgen gedrückt und seines juristischen Scharwerksdienstes um unzulänglichen Lohn müde, beschäftigte sich allen Ernstes mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern und dort Landwirt zu werden. Er brachte daher eine Anzahl Bücher zusammen, um sich über Land und Leute, Ackerbau und Viehzucht drüben zu unterrichten, und wußte bald ganz genau, wo er sein Haus erbauen, wie dasselbe beschaffen sein und was der Acker tragen würde. Es fehlte nur noch der Lotteriegewinn, von dem die Überfahrt und der Ankauf der Farm bestritten werden sollten. Sein utopistischer Eifer steckte mich an; schon die Vorstellung, nicht mehr in die Schule gehen zu dürfen, hatte etwas Berauschendes. Ich las also alle diese Bücher auch und dann auch noch andere, die speciell auf die Geschichte Nordamerikas Bezug hatten. Der Kampf um die Unabhängigkeit begeisterte mich, und Washington wurde mir das Ideal eines Republikaners, ein dramatischer Held.

Wenn ich noch hinzufüge, daß wir auch das Komödienspiel nicht vernachlässigten und uns sogar an Fünfakter wie Kotzebues „Wirrwarr" und Lessings „Minna von Barnhelm" (ich spielte den Wirt) wagten, so wird gewiß niemand überrascht sein zu erfahren, daß ich nach Ablauf der zwei Jahre nicht nach Prima versetzt wurde. Länger auf der Klasse zu bleiben, war mir aber unmöglich. Ich ging deshalb ab und „privatisierte" ein halbes Jahr mit Beistand meines Onkels, der mit mir den ganzen Homer durchlas, was mir zum erstenmal einen alten Dichter wirklich genußreich werden ließ. Meine Lücken in der Mathematik waren groß und konnten auch nur mangelhaft ausgefüllt werden. Als der Fachlehrer mich geprüft hatte, schrieb er etwas auf ein Blatt Papier, siegelte und schickte mich damit zum Direktor. Der zeigte ein verdrießliches Gesicht, wippte nach seiner Gewohnheit den Kopf auf, lachte und — reichte mir das Blatt. Ich las: „Der W. taugt in der Mathematik gar nichts. Wenn Sie ihn aber unseres Kollegen wegen nach Prima nehmen wollen, so habe ich nichts dagegen." Der „lange Junge" ließ Gnade vor Recht ergehen.

In der Prima habe ich dann nur anderthalb Jahre bis zum Abiturientenexamen gebraucht, das halbe Jahr also eingeholt. Der Unterricht

interessierte mich hier mehr. Lehrer im Lateinischen war mein Onkel, im Deutschen Professor Dr. Leo Cholevius, ein ungemein anregender Lehrer, übrigens Verfasser eines trefflichen Leitfadens „Dispositionen zu deutschen Aufsätzen“ und eines lange nicht genug gewürdigten, mit erstaunlichem Fleiße geschriebenen Buches über die klassischen Elemente in der deutschen Litteratur. Er unterrichtete auch in der philosophischen Propädeutik und hat von allen meinen Lehrern den stärksten Einfluß auf mich geübt. Alles Überschwengliche, Phrasenhafte, rein Rhetorische und Unklare im Ausdruck der Gedanken war ihm zuwider, und ihm vornehmlich habe ich es zu danken, wenn ich schon früh bemüht war, klar zu disponieren und anschaulich darzustellen. Auf seine Anregung verfaßte ich schließlich eine poetische Ausführung des Schillerschen: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ und trug die Verse auch bei dem Festakt der Entlassung vor.

Obgleich ich nun aber eifriger hinter den Schulwissenschaften her war, versäumte ich doch durchaus nicht, mich bei den Bestrebungen der Gleichgesinnten zu beteiligen, welche zunächst auf eine Reform des Primanercomments gerichtet waren, bald aber, da wir nicht durchdrangen, zu einer Spaltung führten, die nach einiger Zeit die Auflösung des alten Comments zur Folge hatte. Bis dahin bestanden beide Verbindungen friedlich nebeneinander, was aber gerade in unser oppositionelles Unternehmen einen frischen Zug brachte. In den Versammlungen ging es ganz parlamentarisch her; rednerische Kräfte hatten Gelegenheit sich auszubilden, und die Leitung war eine gute Schule für die Präsides; auch der Selbstbesteuerung zu gemeinsamen Zwecken rechne ich eine erzieherische Wirkung zu. Wir bereiteten uns damals auf die Aufgaben vor, die uns in dem neuen Staatswesen erwachsen mußten, und nahmen auf fortschrittlicher Seite Partei.

Durch einen älteren Mitschüler, welcher der Freien Gemeinde angehörte, wurde ich zu dieser in Beziehung gebracht und nahm mehreremal an den Besprechungen über religiöse und philosophische Fragen im Hause Rupps teil, ohne mich jedoch für die Art, wie sie behandelt und nach meiner Meinung hyperidealistisch zu lösen versucht wurden, sonderlich begeistern zu können. Ich erhielt auch Zutritt in die Familie eines Mitgliedes, das entschieden schon kommunistischen Grundsätzen huldigte, zu denen ich mich nun kritisch zu stellen Anlaß hatte. Ebenso waren einige Damen der Gemeinde in der Frauenfrage ihrer Zeit weit voraus. Was sich mir hier an geistiger Anregung in politischer und religiöser Hinsicht so früh entgegenbrachte, hat dann nach und nach bis in mein spätes Alter hinein der Entwickelung des öffentlichen Lebens gegenüber seine Nachwirkung geäußert.

Nach der großen Gerichtsorganisation 1849 wurde mein Vater als Kreisgerichtsdirektor nach dem ermländischen Städtchen Heilsberg versetzt. Ich kam in Pension zu einem Handwerker, welcher eins von den hohen und nur zwei Fenster breiten Häusern in der Altstadt unter der Schloßmauer besaß und mir ein Stübchen einräumte, in dem ich frei wie ein Student hausen konnte. Er hatte auch sonst noch ähnliche Einwohner und liebte „die tollen Geisterchen.“ Ich habe später dem wunderlichen Kauz, seiner Frau und einem sehr drolligen Dienstmädchen, das allgemein nach einem selbstgebrauchten Ausdruck „das junge Leben“ genannt wurde, in meinem Schauspiel „Unser General York“ ein Gedenken gestiftet.

Von meinen vielfachen Wanderungen durch die Provinz, den Ferienaufenthalten bei den Eltern lieber Freunde auf Gütern und in kleinen Städten, endlich den ersten Begegnungen mit meiner künftigen Frau, die ganz in der Nähe des alten Handwerkerhauses wohnte, erzähle ich hier nicht. Im Herbst 1850 bestand ich glücklich das Abiturientenexamen, nachdem es mir gelungen war, bei den schriftlichen Arbeiten zu zwei selbstgelösten eine mathematische Aufgabe zu „schmuggeln,“ was ich mir auch heute noch zu einer großen Sünde nicht anrechnen kann. Ich durfte nun die rote Mütze mit dem silbernen Albertus tragen und war sehr froh über diese schwere Errungenschaft.

Ich habe drei Jahre in Königsberg studiert. Leider nur in Königsberg! Mein Vater erhielt bald das dortige Kreisgericht, so daß ich in seinem Hause Wohnung und Kost haben konnte. Er war außer stande, mich auswärts zu unterhalten. Für meine sonstigen Bedürfnisse schaffte ich mir das Erforderliche durch Stundengeben, was mir an einem anderen Orte auch schwer möglich gewesen wäre. Auf den Gedanken, Schulden zu machen, um eine fremde Universität beziehen zu können, kam ich nicht einmal, was mir später oft leid gethan hat; es hätte sich aber auch schwerlich ein vertrauensamer Wohlthäter gefunden. Und doch handelte es sich nur um drei- bis vierhundert Thaler fürs Jahr! Damit konnte man damals „im Reich“ auskommen, während in Königsberg ein Jahreswechsel von zweihundert Thalern schon eine ganz behäbige Existenz schaffte. Auf so viel wurde ich, als ich in eine Verbindung eintrat, alles in allem eingeschätzt.

Diese Verbindung hieß „die Palmburg“ nach einem kleinen Orte in der Nähe Königsbergs, in dem sie ganz kürzlich hauptsächlich von den früheren Kneiphöfern gestiftet war. Sie hatte burschenschaftlichen Charakter, wennschon ohne politischen Grundzug, und trug die Farben rotgold-weiß. Sie wurde ebenso von den Corps wie von den Landsmannschaften scharf angegriffen, wußte sich aber durch eine nicht gewöhnliche Zahl intelligenter Köpfe Achtung zu verschaffen und wurde ohne äußere Nötigung schon nach drei Jahren von uns wieder aufgehoben, da uns der Nachwuchs nicht mehr genügte. Fast alle ihre Mitglieder haben es im Leben zu etwas gebracht, sei es in hohen amtlichen Stellungen, sei es in wissenschaftlichen Würden. Einen einzigen Theologen hatten wir unter uns; er wendete sich aber früh einem bürgerlichen Gewerbe zu und hat nie die Kanzel bestiegen. Es war eine frohe Zeit, die wir miteinander im traulichsten Verkehr verlebten, und die Sommerfahrten zu den Stiftungsfesten — einmal nach der Klosterruine Kabienen am Frischen Haff — werden allen Beteiligten in wärmster Erinnerung geblieben sein.

Vor dem Spiegel. Gemälde von Frans van Mieris d. Älteren in der Dresdener Galerie.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Ich beabsichtigte, Geschichte zu studieren, wozu mich die Neigung stark trieb, gab diesen Plan aber bald auf, vornehmlich weil es für dieses Fach in Königsberg an bedeutenden Lehrkräften fehlte und die unglaublich trockene Behandlung des Gegenstandes mich abschreckte, und ließ mich nach einem halben Jahre in die juristische Fakultät einschreiben. Besonders anregende Lehrer gab es auch hier nicht (Eduard Simson war seiner parlamentarischen Thätigkeit wegen meist auswärts), die Kollegia wurden deshalb sehr unregelmäßig besucht, die Hefte selten ordentlich nachgetragen. Es blieb mir sehr viel freie Zeit nicht nur zu Vergnügungen, sondern auch zum Besuch anderer Kollegien, die mich interessierten (so der von Karl Rosenkranz über Ästhetik, von August Hagen über Kunstgeschichte und von Ludwig Friedländer, der damals erst zu docieren anfing, über römische Altertümer), zur Vervollständigung meiner Litteraturkenntnis und zu eignen dichterischen Versuchen. Ich schrieb ein fünfaktiges Drama „Johannes Huß," das mein Vater, um mich zu sorgfältiger Feile zu veranlassen, Satz für Satz mit mir durchging und dann sehr sauber abschreiben ließ. Das Manuskript ist verloren gegangen. Huß war mir der Kämpfer für die freie religiöse Überzeugung; sein Schüler Hieronymus von Prag wurde unversehens der eigentliche Träger der Handlung.

Vom Oktober 1851 bis dahin 1852 genügte ich meiner Militärpflicht. Was ich von diesem Dienst zu erzählen habe, wird der heutigen Generation sehr sonderbar erscheinen müssen. Es darf nicht vergessen werden, daß wir damals noch die alte Friedensarmee hatten, mit der erst König Wilhelm aufräumte. Ich trat bei der Artillerie ein, weil man da, wie es hieß, als einjähriger Freiwilliger „anständiger behandelt" wurde. Den Offizieren schrieb man größere Bildung und freiere Lebensanschauung zu. Meine ganze Ausrüstung an Kleidern und Waffenstücken kaufte ich von einem Kommilitonen, der eben sein Jahr abgedient hatte, für wenig mehr als dreißig Thaler; dazu ließ ich mir in der Schneiderwerkstätte noch einen neuen Kommißanzug für weniges Geld anfertigen. Meine besonderen Ausgaben für den Militärdienst haben das ganze Jahr über noch keine hundert Thaler betragen. Sobald ich vom Exerzieren kam, zog ich den blauen Rock aus und die Pikesche an; ich blieb Student, außer den meist nicht allzu zahlreichen Stunden des Tages, in denen ich mich in den Artilleristen verwandelte. Daß jemand sich einen sogenannten Extraanzug anschaffte und gar in solchem Gesellschaften besuchte, war etwas ganz Ungewöhnliches, mir überhaupt nicht Erinnerliches.

Wir waren in einem Jahre dreißig Freiwillige bei der Fußartillerie, wurden erst zusammen sechs Wochen lang einexerziert, dann in die Batterien verteilt; die Instruktionsstunden aber blieben gemeinsam. Unser Instrukteur war ein älterer Sekondeleutnant, der den Spitznamen „Silberblick" erhalten hatte. Er spielte sich gern als strammen Soldaten auf, war aber viel zu gutmütig, um die Disziplin sonderlich strenge zu nehmen, strafte nie und ging immer darauf aus, uns „beim Ehrgefühl zu fassen." Er hörte sich gern reden und sprach in gewählten Ausdrücken, öfters etwas pathetisch. Er wurde in jenem Jahr Premier und kündigte uns dieses Ereignis hoch vom Pferde herab an, als er uns eines Tages nach dem Schießplatze hinausführte. Dabei ließ er nicht unerwähnt, daß er nun schon neunzehn Jahre Militär sei. Ein gutes Avancement! Sein Pferd hatte die Gewohnheit, über eine gewisse Brücke nicht gehen zu wollen. Wir mußten dann hinter ihm unsere Faschinenmesser kräftig in die Scheiden stoßen, um einen kriegerischen Lärm zu erregen, der seine Wirkung nicht verfehlte. Silberblick hat es übrigens später doch zum Major gebracht.

Einmal wollte ich mir einen Urlaub von ihm erbitten und besuchte ihn zu diesem Zwecke in seiner Wohnung — im Schnurrock und die Farbenmütze in der Hand. Er empfing mich ganz freundlich, nötigte mich zum Sitzen und unterhielt sich mit mir eine Weile wie eben mit einem Studenten. Erst am anderen Tage, als ich im Soldatenrock steckte, rief er mich heran und hielt mir „dienstlich" unter vier Augen vor, daß ich ein militärisches Versehen begangen hätte. Es geschah das aber ganz freundschaftlich mit einer kleinen Vorlesung über militärische Erziehung und ihre Bedeutung fürs ganze Leben.

Nach sechs Monaten wurden die tüchtigeren von uns „Bombardier," eine Vorstufe zum Unteroffizier. Wir trugen in dieser Charge Tressen an den Ärmelaufschlägen und eine schwarzweiße Troddel am Faschinenmesser. Wir verrichteten nun auch den Dienst der Bombardiere, der sich jedoch am Geschütz von dem der Gemeinen nicht wesentlich unterschied. Am Schlusse des Jahres wurden wir zu Unteroffizieren ernannt und hatten als solche ein paar Jahre später eine vierzehntägige Landwehrübung mitzumachen, worauf unsere Wahl zum Offizier erfolgen konnte. Der junge Offizier der Landwehr übte ein paarmal vier Wochen lang.

Jeder Freiwillige hatte, wenn ich nicht irre, sechs Wachen zu leisten. Die erste war allemal sehr lustig. Hatte sie ein Student, so war gewöhnlich nachts über die ganze Couleur zum Besuch; es wurden Bowlen gebraut und Lieder gesungen, wie auf der Stammkneipe, obgleich das Wachtlokal mitten in der Stadt, wenn auch nicht in besuchter Gegend, lag. Wir hatten vor dem Hause des Obersten, nur ein paar Straßen weiter, Posten zu stehen. Wer an die Reihe kam, erhielt ein Fläschchen Grog zur Stärkung mit. In einer kalten Winternacht ging es besonders toll zu. Zwei Studenten, die nie gedient hatten, wurden in die Wachtmäntel gesteckt, und der eine führte den anderen auf. Er stand wirklich seine zwei Stunden ab, ohne daß glücklicherweise etwas passierte, und hat sich dieses „Studentenstreichs" noch oft als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat lachend erinnert. Ich glaube, die Wache wurde in solchen Nächten absichtlich nicht revidiert; sonst wär's doch schwer begreiflich, daß der wachthabende Unteroffizier, der freilich mitkneipte, dergleichen Unfug zuließ. Wir Einjährige hatten aber auch keineswegs das Bewußtsein, etwas besonders Strafwürdiges zu thun. Wenn es herauskäme, meinten wir, würde es nicht ver-

gessen werden, daß wir Studenten seien. Daß der Lärm nicht unbemerkt geblieben war, erkannten wir daraus, daß unser Leutnant, nachdem jeder seine erste Wache gethan hatte, uns eine Rede hielt und ermahnte, uns künftig stiller zu verhalten und nun auch „des Ernstes des Lebens eingedenk zu sein."

Es wurde auch im Reiten Unterricht erteilt, doch brachte man's dabei zu keinem festen Sitz. Am Schluß des Jahres hatten wir ein schriftliches und praktisches Offiziersexamen zu bestehen. Zu letzterem gehörte auch, daß wir auf ein Pferd gesetzt wurden und die Aufgabe erhielten, als Zugführer mit zwei bespannten Geschützen gewisse Evolutionen auszuführen. Ich erinnere mich, daß mir dabei himmelangst wurde; ich hatte die größte Anstrengung nötig, mich auf dem Gaul zu halten, und dabei bohrte sich fortwährend das als Säbel gezogene Faschinenmesser in die Achselhöhle ein. Sobald das Marschkommando gegeben war, rasselten die beiden Geschütze hinter mir her, und ich weiß nicht, ob ich noch irgend ein Wort herausbrachte, das Halten und Abprotzen zu befehlen. Zum Glück wußten die Unteroffiziere und Fahrer besser Bescheid und thaten von selbst, was zu thun war, so daß ich gut bestand. Erst viele Jahre später bei einer fünfmonatlichen Mobilmachung erlangte ich im Reiten und Kommandieren die erforderliche Sicherheit.

Übrigens bot mir das Dienstjahr manchen interessanten Einblick in militärische Verhältnisse. Mit den Gemeinen zusammen standen wir in Reih und Glied; wir hörten ihre Gespräche bei den Märschen nach dem Schießplatz, lernten ihre Soldatenlieder mitsingen. Hatten wir auch mit den Unteroffizieren keinen eigentlichen Umgang, so würden sie es doch als eine Beleidigung angesehen haben, wenn wir Bombardiere uns von ihnen ferngehalten hätten. So lernte ich die künftigen Gerichtsboten, Exekutoren, Postschaffner, Steuererheber, Gendarmen und kleinen Magistratsbeamten kennen. Unter den Offizieren, namentlich der Festungsartillerie, waren noch einige wunderliche Exemplare der alten Art, wie uniformierte Schullehrer aussehend, ohne militärische Haltung, den damals noch sehr hohen Helm im Genick, die Halsbinde lose, Rock und Hose zu weit, den Säbel fortwährend zwischen den Beinen, die Epaulettes von den abschüssigen Schultern nach der Brust hin verrutscht; übrigens sehr brave und meist kenntnisreiche Leute. Sie legten besonderes Gewicht darauf, keine „Paradesoldaten" zu sein. Ich habe aus der Erinnerung heraus so einen in meinem Einakter „An der Majorsecke" zu gestalten versucht; als aber das Stückchen erschien, fehlten schon zu sehr die Modelle. Weitaus die meisten Offiziere dieser Waffe waren bürgerlich, die wenigen vom Adel spielten keine hervorragende Rolle. Die jüngere Generation empfand es aber schon mit Verdruß, daß die Artillerieoffiziere von den Kameraden der Infanterie und Kavallerie nicht ganz für voll angesehen wurden, und drängten zur reitenden Artillerie, die einen etwas besseren Stand hatte. Wer bei der Festungsartillerie eingestellt wurde, hielt sich für zurückgesetzt. Es herrschte im ganzen ein ungezwungener Ton, den Gemeinen gegenüber viel Wohlwollen. Von roher Behandlung der Soldaten, auch durch die Unteroffiziere, war wenig zu bemerken. Natürlich fehlte es an den üblichen Koseworten auch hier nicht. Wurde aber auch einmal einer Schlafmütze der Helm unsanft zurechtgesetzt oder das Kinn aufgerichtet, so hatte das keinen bösartigen Charakter und wurde auch nicht übel genommen.

Mein letztes Universitätsjahr wendete ich hauptsächlich dazu an, mich aus Büchern zum Examen vorzubereiten. Für römisches Recht galt zu diesem Zweck das Lehrbuch von Mackeldey für ausreichend, für deutsches Recht das von Eichhorn. Doch wurden auch die Puchtaschen Pandekten durchgenommen, sowie Werke über Staats-, Lehn- und Kirchenrecht, Rechtsgeschichte und Prozeß. Eine wissenschaftliche Grundlage konnte hierdurch nicht gewonnen werden. Unsere Examinatoren für das erste (Auskultator-) Examen waren nicht Universitätslehrer, sondern allein Räte des Oberlandesgerichts. Darunter befanden sich Herren, die in dem Ruf standen, sich auffällig an ihren Fragebogen zu klammern. Übrigens hatte ich schon während des Studiums an meinem Vater eine sehr dankenswerte Stütze, wenn es darauf ankam, mir irgend ein Rechtsinstitut, auch aus entlegenster Zeit, vorstellbar, also in praktischer Thätigkeit denkbar zu machen, indem er mir die fremden Formen in die jetzt gebräuchlichen umsetzte. Auch mein Onkel, der Justizrath Marenski, ein sehr beliebter und vielbeschäftigter Anwalt, war ein tüchtiger Jurist und feiner Kopf. Die Schwäger konnten an Sonntagen nicht leicht zusammenkommen, ohne daß über interessante Rechtsfälle aus der Praxis verhandelt und disputiert wurde. Ich hörte allemal gern zu, mit wachsendem Verständnis. Es war da gleichsam ein juristisches Fluidum um mich gebreitet, in dem ich atmete und für den praktischen Beruf heranreifte, ohne daß ich genötigt war, meine Gedanken von den Dingen abzuwenden, die mir näher am Herzen lagen.

Dazu gehörte, von der dichterischen Produktion abgesehen, die Beschäftigung mit Geschichte und Litteratur. Ich erinnere mich nicht, wie ich in das Haus des russischen Generalkonsuls empfohlen war, das zu einem der ersten in Königsberg gehörte. Die sehr kluge und kenntnisreiche, dabei gesellschaftlich feingebildete Frau ließ ihren Töchtern Privatunterricht erteilen. Ich übernahm ihn zunächst bei den beiden jüngsten und dann auch, beschränkt auf neuere Geschichte und Litteratur, bei den beiden älteren Fräuleins, schon erwachsenen Mädchen. Natürlich hatte ich hier, um lehren zu können, selbst erst noch fleißig zu lernen, und dieser Zwang war für mich sehr wohlthätig. Für die Litteraturgeschichte aus der Zeit nach Schiller und Goethe (wo ich anzufangen hatte!) fand ich wenig brauchbare Hilfsmittel vor; ich war genötigt, mir alle die neueren Autoren, die einen Namen hatten, selbst anzusehen, namentlich auch die noch lebenden oder jetzt erst lebendig werdenden aus ihren Werken heraus zu Persönlichkeiten zu gestalten und einzureihen. Wahrscheinlich vorteilte ich davon mehr, als meine Schülerinnen; doch muß ich wohl verstanden

haben, die sehr lebhaften und kritischen jungen Damen zu fesseln. Auch die Übung im mündlichen Vortrage schätzte ich nicht gering. Den „Vorlesungen" wohnte gewöhnlich eine ältere, etwas verwachsene, aber ungemein liebenswürdige Französin bei, die schon seit vielen Jahren Erzieherin im Hause war und nun auch mir in sanftester Weise etwas mehr gesellschaftliche Politur zu geben suchte, was ich dankbar aufnahm. An den Sonntagen im Winter öffnete sich der Salon allen im Hause Vorgestellten ohne besondere Einladung. Man konversierte, musizierte und aß an kleinen Tischen, wie man sich zu einem engeren Kreise zusammengefunden hatte. Es gab in Königsberg kein zweites Haus, in welchem ein so freier und geistig anregender Verkehr möglich war. Im Sommer bewohnte die Familie eine hübsche Villa „auf den Hufen" vor dem Steindammer Thor; auch dort bin ich häufig Gast gewesen.

Die Provinz Preußen lag damals noch ziemlich isoliert von dem Hauptkörper der Monarchie und gar von deren westlichen Bestandteilen. Sie hatte unter dem Deutschen Orden und später unter polnischer Oberhoheit bis tief in das XVII. Jahrhundert hinein ihre eigne, sehr interessante Geschichte gehabt, an welche noch viele Baudenkmäler erinnerten, besaß in den Littauern, Masuren und Palen beachtenswerte Reste der ursprünglichen Bevölkerung und zeigte in mancherlei sozialen Einrichtungen und Gewohnheiten eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den benachbarten russischen Ostseeländern. Die Söhne der reichen Kur- und Livländer studierten jedoch nicht mehr, wie ehemals, in Königsberg. Auch diese Stadt hatte in ihrem äußeren Ansehen noch vieles, was an eine viel frühere Zeit erinnerte, als sie sich noch aus drei Städten mit selbständigen Magistraten und ihren Vorstädten und Freiheiten zusammensetzte. Es wurden überall noch Überbleibsel der alten Mauern, Türme und öffentlichen Gebäude sichtbar. Teile des hochgelegenen Schlosses wiesen auf das XIII. Jahrhundert zurück. Auch die Universität befand sich noch ungefähr in der Beschaffenheit, die ihr der Stifter, Herzog Albrecht von Brandenburg, gegeben hatte. Die grauen Häuser hinter dem alten, langgestreckten Dom mit ihren kleinscheibigen Fenstern, durch welche die niedrigen Hörsäle ihr nicht allzu reichliches Licht erblickten, und mit den Steinwappen über den Thüren machten aber doch einen anheimelnden Eindruck. Die an den Dom gebaute Stoa Kantiana, allerdings durch ein Gitter abgesperrt und auch für die Professoren nicht im Gebrauch, enthielt die Grabstelle des Philosophen, der vor erst fünfzig Jahren der ganzen Welt eine Leuchte gewesen war und nicht aufhörte, sie mit seinem Ruhm zu erfüllen. Hieß doch von ihm Königsberg „die Stadt der reinen Vernunft," welchen Namen sie sich durch ihre politische und religiöse Freigeistigkeit zu erhalten suchte. Weiter hinaus erinnerte die Kneiphöfische Langgasse mit dem „Grünen Thor" und der über dem Pregel erbauten Börse an Danzig. In den schmalen Häusern der Magisterstraße und der Altstädtischen Wassergasse wohnten die Studenten, gewöhnlich zwei zusammen in einem Zimmer, das für vier bis fünf Thaler monatlich zu mieten war. Hier in der Nähe hatten die Verbindungen auch ihre Fechtböden, wie übrigens auch die Handwerker ihre Gesellenherbergen, durch uralte Schilder mit allerhand Bildwerken und Sprüchen kenntlich. Königsberg, obgleich eine ansehnliche Handelsstadt und von einer zahlreichen Beamtenschaft bewohnt, war doch nicht so groß, daß sich der Student in ihr verlor. Ganz im Gegenteil spielte er immer noch eine Rolle. Jeden Winter wurden „im Junkerhof" von der vereinigten Studentenschaft mehrere Bälle gegeben, die von der besten Gesellschaft besucht waren, und zu denen die Spitzen der Behörden von den in offenen Kutschen vorfahrenden Entrepreneuren in studentischer Weise eingeladen wurden. Es galt den jungen Damen als eine besondere Ehre, diese Bälle zu eröffnen. Am Schluß stellten sich im Ballsaal die Chargierten in einen Kreis und sangen das Gaudeamus igitur unter Zusammenschlagen der Schläger. Auch waren studentische Aufzüge in Equipagen, die von den Besitzern gern hergeliehen wurden, mit Vorreitern an der Spitze, nicht selten. Alle Studenten, nicht nur die in derselben Verbindung, duzten sich; der silberne Albertus an der Mütze war das Erkennungszeichen.

An alledem hat sich bald darauf schon viel geändert. Die Eisenbahn, welche Königsberg mit Berlin verbinden sollte, war bereits im Bau begriffen, die Festungswerke wuchsen rund um die Stadt, ein prächtiges Universitätsgebäude, zu welchem der Grundstein 1844 von König Friedrich Wilhelm IV. gelegt war, erstand auf dem früheren Königsgarten, während für ein neues Kneiphöfisches Gymnasium der Platz auf dem alten Universitätshofe freigelegt wurde, die Zahl der Studenten verdoppelte sich, aber die frühere Einmütigkeit war hin. Mit steigendem Wohlstand der Provinz wurde auch viel auswärts studiert und das nur sich selbst nicht lächerliche närrische Unwesen von dort eingeführt. Ich freue mich, das alte herzhafte Studentenleben noch kennen gelernt zu haben.

Von der Stadt Königsberg, wie sie einst war, hatte ich nach genug gesehen, um sie lange Zeit später in meinem Roman „Der Große Kurfürst in Preußen" anschaulich schildern zu können.

Prospekters im Camp.

Die neuen Goldfunde im Yukongebiet.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit vier Zeichnungen von **Albert Richter** nach Momentphotographien.

(Abdruck verboten.)

In Seattle, Tacoma und Victoria, diesen drei wichtigsten Häfen des herrlichen Pugetsunds hatten wir eine ganze Menge von Miners als Passagiere auf unseren Dampfer bekommen. In ihren charakteristischen breitkrämpigen „Slouch hats," roten Wollhemden, die Hosen in den hohen Stiefeln und die Hände in den Hosen, standen sie gruppenweise, tabakkauend und spuckend, auf dem Verdeck, und ich ärgerte mich gründlich über sie, denn sie nahmen mir die Aussicht auf die wunderbare Schneepyramide des Mount Baker, die wie eine weiße Insel aus dem fernen Wolkenmeere im Osten hoch in den blauen klaren Himmel ragte. Ich dachte, die wilde Goldsuchergesellschaft wäre auf dem Wege nach Vancouver, in Britisch Columbien, um von dort die reichen Goldfelder des Fraserflusses zu erreichen, und kümmerte mich nicht weiter um sie. Das ganze Felsengebiet längs der Küsten des Stillen Oceans, von Südamerika durch Mexiko, Californien, Oregon bis hinauf in den „Eiskühler der Vereinigten Staaten" Alaska ist ja eine einzige ungeheure Goldmine; überall wird das gleißende, gelbe Metall gefunden, nur daß es sich nicht überall lohnt, es zu graben. Gerade vor zwei Sommern, als ich meine letzte Pugetsundreise machte, war das „Fraser River Excitement" wieder durch neue Goldfunde in die Höhe gegangen, und der Zuzug von Miners in diese gesegnete Gegend war mir erklärlich.

Ihre Bestimmung war aber eine andere, denn als wir an den hölzernen Docks von

Vancouver, dieſer aufblühenden Endſtation der großen kanadiſchen Pacificbahn anlegten, ſtieg die verwahrloſte Goldſuchergeſellſchaft nicht nur nicht aus, es kamen ſogar noch einige Dutzend anderer hinzu, mit Spaten und Schaufeln, mit Sack und Pack, augenſcheinlich für eine längere Reiſe vorbereitet. Dem „Ticket agent," der nun die Runde unter ihnen machte, wieſen ſie „Tickets" vor, die alle nach Juneau lauteten.

Juneau iſt wohl nicht die Hauptſtadt, aber die größte Minenſtadt von Alaska, mit wahren goldenen Bergen und den ausgedehnteſten Quarzmühlen des Erdballs, aus denen jährlich Goldbarren im Wert von ſechs bis ſieben Millionen Mark hervorgehen. Die Gegend rings um Juneau iſt aber längſt abgegraſt. Das erſte Fieber iſt verflogen, die Minen ſind in feſten Händen. Juneau konnte alſo nicht das Endziel der Miners ſein.

Ein alter bärtiger Kerl mit langem graublondem Haar hatte ſich neben mir auf einen Steamer Chair niedergelaſſen. Die Geſchichte intereſſierte mich, und ſo waren wir bald im Geſpräch miteinander. „Juneau?" meinte er. „Juneau be d . . . d. Ich weiß nicht, wohin die anderen Fellows gehen, ich gehe in den Yukondiſtrikt. Sind Sie auch auf dem Weg dahin? Junger Thunichtgut, he? S'geht zu Hauſe nicht mehr weiter? He? Hab's auch ſo gemacht, green horn! („Grünhorn," die Bezeichnung für neue Ankömmlinge.) Aber jetzt iſt mein Glück gemacht. Der Yukon ſchlägt ganz Californien in Stücke. Das reichſte Goldgebiet der Welt! . . ."

Ich erinnerte mich, in Schwatkas Schilderung ſeiner gefahrvollen Reiſe von der Quelle des Yukon bis zur Mündung dieſes „Miſſiſſippi des Nordens" von Goldfunden geleſen zu haben. Auch hatte ich in Portland und anderen Städten des Nordweſtens allerlei Gerüchte über das neue Eldorado gehört. Aber der Yukon liegt mit ſeinem Mittellaufe Tauſende Kilometer weiter nördlich, im arktiſchen Gebiete, und es mußten doch ganz beſtimmte Nachrichten eingelaufen ſein, ſonſt hätten ſich gewiß nicht ſo viele Goldſucher aus allen Gegenden der Stillen-Ocean-Küſten gefunden, um dieſe entſetzlich lange und ſchwierige Reiſe dorthin anzutreten.

„Gewiß, beſtimmte Nachrichten," ſagte mein Nachbar und ſpie übermütig ſeine Tabakprime hoch in die Luft. „Kommen Sie nur mit, Mann, Sie machen Ihr Glück. Haben Sie nicht in Seattle die glücklichen Fellows geſehen mit ihren ſchweren Säcken voll Duſt (Goldſtaub)? In Petro-

Goldſucherflöße auf dem Yukon, von Indianern gelenkt.

leumkannen und Kiſten ſchleppten ſie's mit, alles gutes Gold, ſiebzehn Dollars die Unze. Das war Yukongold. Hunderte Millionen, Mann, liegen dort, nur zum Aufheben. Ich weiß, was ich thue."

„Aber die Reiſe erfordert ja Monate? Und wo wollten Sie in der unbewohnten Schnee- und Felſenwüſte wohnen und eſſen?"

„‚Mein Grub' (Futter) nehm ich mit. Und ſind andere hingekommen und reich geworden, werd ich's auch!"

Thatſächlich waren all die Miners auf dem Weg nach Juneau, um von dort über den ſchneebedeckten Chilkootpaß quer durch Alaska an die kanadiſche Grenze zu wandern!

Seit der Sommer 1897 angebrochen, kommen immer mehr Goldſucher von Yukon zurück, alle mit Schätzen ſchwer beladen. Manche führen dreißig-, vierzigtauſend Dollars in Goldſtaub und „Nuggets" (Goldkörner) mit ſich. Die amerikaniſchen Tagesblätter von San Francisco bis nach New York und Montreal ſind gefüllt mit Depeſchen aus dem neuen Goldlande, und ſelbſt ernſte Zeitungen, wie die „New York Sun" und „New York Times" bringen täglich ſpaltenlange Berichte darüber. Man kann kein Blatt der großen Yankeerepublik zur Hand nehmen, ohne in Rieſenlettern die Worte „Yukon," „Klondike," „Dawſon City," „Wunderbare Goldfunde," „Millionen Goldſtaub" und dergl. zu leſen. Das Goldfieber hat ſich der ganzen Bevölkerung bemächtigt, in Klubs, auf der Straße, in Bierkneipen und Whiskeyſchenken wird von nichts anderem geſprochen. Tauſende und Abertauſende ſind auf dem Wege nach Alaska.

Daß der Yukondiſtrikt im fernen Alaska in der That die reichſten Goldſchätze enthält, die ſelbſt jene Californiens übertreffen, darüber kann heute gar kein Zweifel mehr beſtehen, denn in den letzten Monaten ſind die offiziellen Berichte der kanadiſchen wie der amerikaniſchen Regierung darüber erſchienen, und in den großen Münzſtätten der Union ſind ſchon Goldmaſſen im Wert von mehreren Millionen Dollars eingetroffen, das Ergebnis einjähriger Arbeit von Seite der wenigen Miners, die ſich an Ort und Stelle befinden. Sind alle Goldlager einmal erforſcht und hat ſich die moderne Völkerwanderung, die ſich heute auf allen möglichen Wegen dorthin bewegt, darüber ergoſſen, dann wird die jährliche Goldproduktion im Yukongebiet vielleicht auf vierzig bis fünfzig Millionen Dollars ſteigen, alſo auf ein Viertel der jährlichen Geſamtproduktion der Erde.

Der Chilcoot oder Perrierpaß bei Juneau.

Und das ſollte ſich etwa nicht der Mühe verlohnen? Sind dieſe glänzenden Ausſichten nicht ganz dazu geſchaffen, Tauſende aus ihrem gegenwärtigen Berufe herauszureißen und nach dem fernen Alaska zu locken? Selbſt wenn ein

halbes Hunderttausend moderner Argonauten den Zug nach dem Yukon unternehmen sollte, müßte doch ein ansehnliches Sümmchen auf jeden entfallen? Fünfzig Millionen Dollars jährlich! Bei solchen Summen hört jedes Denken auf, und blind eilen die vom Goldfieber Ergriffenen dem fernen Polarkreise zu, um ihren Anteil an diesem Reichtum zu erbeuten, ihre Zukunft, ihr ganzes Leben zu vergolden! Es geht aber damit wie bei einer Lotterie — einer gewinnt, Tausende ziehen Nieten. Aber während es sich bei der Lotterie um kleine Summen handelt, sind die Nieten bei der Jagd nach dem Golde Verlust von Kapital, Gesundheit, Stellung, Beruf, Zukunft, ja von Leben.

Landschaft am oberen Yukon.

Besehen wir uns die Sache näher: Angenommen, der Ertrag des Yukondistrikts würde jährlich die vorgenannte Summe von fünfzig Millionen Dollars erreichen, und es würden nur zwanzigtausend Goldsucher daran teilnehmen, so entfielen auf jeden durchschnittlich 2500 Dollars im Jahre. Das wäre ja immerhin gar nicht zu verachten. Aber wo ist denn die Bürgschaft dafür, daß wirklich jeder auf reiche Goldlager stößt? Nach dem, was ich in verschiedenen Ländern selbst gesehen, hat vielleicht unter Hunderten einer dieses Glück, zehn werden hinreichend Gold finden, um sich ein kleines Sümmchen zurückzulegen, der große Rest wird darben und schließlich, von Hunger getrieben, das fabelhafte Goldland verlassen oder bei anderen gegen Taglohn Arbeit suchen.

Dieser Taglohn ist augenblicklich im Yukondistrikt so bedeutend, daß er, auf das Jahr berechnet, unsere Ministergehalte weitaus übertrifft. Zwanzig, dreißig Dollars — also achtzig bis hundertzwanzig Mark im Tage! Wenn er nur dem Arbeiter wirklich erhalten bliebe! Er muß aber den weitaus größten Teil für Wohnung und Lebensmittel opfern, denn ein Sack Mehl kostet dort augenblicklich hundert Dollars, Kaffee, Thee, Brot, die tägliche notwendigste Nahrung, wenn sie überhaupt vorhanden ist, verschlingen den Rest des Taglohns!

Man besehe sich doch die Landkarte: Im äußersten Nordwesten des nordamerikanischen Kontinents bildet der 141. Meridian die Grenzlinie zwischen Kanada und dem Territorium Alaska, das Rußland vor etwa drei Jahrzehnten den Vereinigten Staaten für etwas über sieben Millionen Dollars verkauft hat — ein wahres Linsengericht, wenn man bedenkt, daß Alaska so groß ist, wie Deutschland, Frankreich, England, Belgien, Holland und die Schweiz zusammengenommen! Der Yukonstrom entspringt etwa auf dem sechzigsten Breitengrad in Kanada und tritt nach der ersten Hälfte seines Laufes in Alaska ein, das er, in westlicher Richtung fließend, in zwei nahezu gleiche Hälften schneidet, um sich dann in das Behringsmeer zu ergießen. In seinem Mittellaufe fließt er eine mehrere hundert Kilometer lange Strecke nahe der Alaskagrenze auf kanadischem Boden nach Norden, und diese Strecke enthält den in wenigen Wochen so berühmt gewordenen Golddistrikt von Klondike.

Wie kann man dorthin gelangen? Schon im vorigen Jahrhundert drangen die kühnen „Voyageurs" der Hudsonbay-Gesellschaft bis an den Yukon, aber die Reise erforderte Jahre an Zeit. Vereinzelte Trapper, Jäger, Händler überschritten in den Sommermonaten von Juneau aus die Pässe, zwei Handelsgesellschaften, die „Alaska Company" und die „Northern Trading Company," sandten während des letzten Jahrzehnts auch kleine Dampfer den gegen 3000 Kilometer langen Yukonstrom

aufwärts, um mit den Indianerstämmen in seinem Gebiet Tauschhandel zu treiben und einzelne Handelsposten zu gründen; diese letzteren sowie die Blockhäuser der kanadischen und amerikanischen Sicherheitstruppen bildeten bis vor drei Jahren die einzigen weißen Ansiedelungen in dem ungeheuren Gebiete. Da fanden einige „Prospekter" (Goldsucher) in den Nebenflüssen des Yukon, hauptsächlich im Klondike-, Stewart- und Pellysluß, ungeheure Goldlager, so reich, daß in manchen Fällen aus einer einzigen Pfanne Flußsand über hundert Dollars Gold gewaschen und von manchem Goldwäscher an einem Tage zweitausend Dollars Gold gefunden wurden! Natürlich hielten sie ihren Fund geheim, bis sie mit Schätzen beladen in die civilisierte Welt zurückkehrten. Nun verbreitete sich die Kunde von den Goldlagern wie ein Laufseuer über ganz Amerika und Europa. Die Kommissäre, welche die kanadische Regierung nach dem Yukondistrikt sandte, bestätigten diese Nachrichten und gaben ausführliche Mitteilungen über das ganze Gebiet. Wohl berichteten sie auch über das arktische Klima, die Abwesenheit von Ansiedelungen, die Unmöglichkeit, an Ort und Stelle hinreichend Lebensmittel aufzutreiben, die Schwierigkeiten der Reise. Aber wie können solche Einzelheiten jene aufhalten, die vom Goldfieber erfaßt worden sind? Tausende machten sich sofort auf den Weg, viele kamen auf der langen Reise durch die vereisten unwirtlichen Gebiete am Oberlauf des Yukon um, aber der Rest erreichte das Klondikethal. Binnen wenigen Monaten war an der Mündung des Klondikeflusses in den Yukon eine Zelt- und Hüttenstadt, Dawson mit Namen, entstanden, eine zweite, „Forty Mile" genannt, wuchs weiter unterhalb, an der Mündung des Forty Mile-Flusses in den Yukon, sozusagen über Nacht aus dem Boden, und von diesen Mittelpunkten des neuen Golddistrikts aus werden die Entdeckungsreisen die verschiedenen Flußthäler aufwärts in die Gebirge unternommen. Das Klondikethal selbst ist natürlich längst in festen Händen: die ersten Ankömmlinge sicherten sich ihre „Claims," und all die Tausende, die in den nächsten Monaten noch eintreffen, müssen in anderen Thälern ihr Glück suchen, wollen sie nicht Tagelöhner werden und für andere Gold waschen.

Dieses Goldwaschen geht im Yukongebiet ganz anders vor sich, als in den südlicher gelegenen Goldgebieten, in Oregon, Californien u. s. w. Der Boden ist ja im Yukongebiet während sieben bis acht Monaten im Jahre ebenso wie das ganze Flußnetz fest zugefroren und mit Schnee bedeckt, so daß man weder mit Schiffen, den einzigen Verkehrsmitteln, in das Goldgebiet eindringen, noch dort Gold suchen kann. Schon die ungeheure Kälte, welche monatelang 40° R. anzeigt und sogar Whisky gefrieren läßt, macht jede Thätigkeit im Freien ungemein beschwerlich. Und doch müssen die Goldsucher dann arbeiten, wollen sie überhaupt das kostbare Metall gewinnen. Dieses liegt in Körnern verschiedener Größe, vom Staub bis zur Nußgröße, mit Sand und Steinen vermischt, in den Flußthälern, herabgeschwemmt von den Gebirgen. Nun sind diese Flußthäler zur Sommerzeit, wenn die ungeheuren Eis- und Schneemassen der Gebirge schmelzen, vollständig unter Wasser. Es muß also im Winter gearbeitet werden, wenn die Schmelzwasser abgelaufen sind. Dann ist aber der Boden auf mehrere Meter Tiefe steinhart gefroren. Mit Haue und Schaufel ist da nicht zu arbeiten. Es werden also auf dem Flußsand große Holzfeuer angezündet und während mehrerer Tage unterhalten, wozu die Wälder heute noch hinreichend Material liefern. Dann ist der Boden auf mehrere Fuß Tiefe aufgetaut, der so gelockerte Flußsand wird herausgeschaufelt, bis man wieder auf gefrorenen Boden stößt. Hier werden neuerdings Feuer angezündet, und so geht das fort, bis zwei, drei oder vier Meter Tiefe und damit auch die goldhaltigen Schichten erreicht sind. Nun werden, abermals durch Holzfeuer, horizontale Stollen in die gefrorenen Goldlager getaut und gegraben. Auf diese Weise sammeln die Goldgräber an den Ufern des Flusses kleine Berge von goldhaltigem Sand. Ende Mai, Anfang Juni tritt Tauwetter ein, die Flußbette füllen sich mit Wasser, und nun ist die Zeit gekommen, den während des Winters gesammelten „Pay dirt" zu waschen. Die Goldsucher schaufeln ihn in große Pfannen und lassen an den Flußufern das Wasser darüber spülen. Die leichteren Gesteinsarten, Sand, Kies, Quarz u. s. w., werden durch das

Regatta bei Horten Chriſt-Fjord Nach dem Gemälde von Hans Gude.

Wasser fortgespült, die Goldkörner bleiben ihrer Schwere wegen in den Pfannen zurück. Es werden auch den Flußläufen entlang Holzrinnen gebaut, durch welche Wasser geleitet wird. Die Goldgräber schaufeln den Sand in diese Rinnen, und nach einiger Zeit ist er fortgespült, auf dem Boden der Rinne zeigen sich die glänzenden Goldkörner.

Auf diese Weise sind von den Goldgräbern im Yukongebiet bisher schon Millionen gewaschen worden, und auf Hunderte von Quadratkilometern erstrecken sich die goldhaltigen Ablagerungen in den Flußthälern der kanadischen Grenze gegen Alaska. Nach Hunderten von Millionen Dollars mag wohl auch die Goldmenge berechnet werden, die hier als reines oder nur wenig mit anderen Metallen vermischtes Edelmetall unter Schnee und Eis im Flußsand und Gerölle begraben liegt. Aber die Schwierigkeiten, in dieses entlegene und unwirtliche Gebiet zu gelangen, die Gefahren und Entbehrungen des Aufenthaltes dort sind heute noch so fürchterlich, daß sie mit dem möglichen großen Gewinn vor der Hand keineswegs im Einklang stehen.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Grönland ist bis jetzt als sommerliches Reiseziel noch nicht entdeckt worden. Weder Stangen noch die alle Welt unsicher machende „Auguste Viktoria“ haben ihre Vergnügungsfahrten bis hinauf zu dem Lande, wo Thran und nichts als Thran fließt, ausgedehnt. Und es wird wohl noch eine Frist vergehen, ehe sich der Gletscherboden in Baustellen verwandeln und das erste grönländische Hotel seine Pforten aufthun wird. Viel Verlockendes bietet die Heimat der Eskimos nicht. Nach den Schilderungen zu schließen, die Signe Rink in dem Buche „Kajakmänner“ (Berlin, S. Fischer) vereinigt hat, wird einem in Grönland das Leben sehr schwer, das Sterben sehr leicht gemacht. Für Lebensmüde, die, ohne gerade Hand an sich zu legen, das irdische Jammerthal unauffällig verlassen wollen, findet sich dort oben besonders günstige Gelegenheit. Die wackeren Eskimos besitzen nämlich ein Fahrzeug, den Kajak, mit dem es auf die Dauer fast unmöglich ist — nicht unterzugehen. Das Deck dieses Fahrzeugs ist mit einem Loch versehen, in das ein ausgewachsener Mann gerade hineinpaßt, so daß man in dem Boot wie in einem riesigen Holzschuh steckt. Jeder stärkere Wellenschlag wirft das wippige Schiffchen um, und der Insasse hat dann die Wahl, in dem Holzschuh, den Kopf nach unten, zu ersticken, oder sich hinauszuarbeiten und in die offene See wegzutreiben. Von beiden Todesarten machen die Grönländer selbst, wie unser Buch beweist, reichlichen Gebrauch; aber das Buch zeigt auch, daß die Eskimos, wenn es sein muß, zu sterben verstehen, mannhaft und klaglos, wie es Tapferen geziemt, für die jeder Gang aus dem Hause mit Todesgefahr verknüpft ist. Nur Unwissenheit verunglimpft diese Braven mit dem Namen „Wilde.“ Erreichen sie auch die höchste — durch Börsenspiel, Parteienhader und Spezialitätenbühnen gekennzeichnete — Kulturstufe nicht, und wird auch ihre äußere Lebensweise ziemlich hinreichend durch den Vers umschrieben: „Der Eskimo, ob Mann ob Weib, vergräbt in Pelz den ganzen Leib, mit Seehundsspeck füllt er den Magen, Thran kann er literweis vertragen“ ... so ist doch das seelische wie das geistige Leben der Kajakmänner reich und beachtenswert genug. Das gilt besonders von denjenigen, die zum Christentum bekehrt und durch die Schulen der herrnhutischen Missionare hindurchgegangen sind. Von ihrer geistigen Regsamkeit zeigt in erster Reihe ihr starkes litterarisches Bedürfnis; um diesem zu genügen, besteht seit 1861 eine eigene Druckerei in Grönland, die nicht nur zahlreiche Erzählungsbände, sondern auch eine Zeitschrift mit dem zungenübenden Titel „Atuagagdliutit“ in die Öffentlichkeit bringt. Das Beste an diesem Blatte ist, daß es zum großen Teil von den Eingeborenen selbst mit Stoff versehen wird. Freiwillige Beiträge laufen aus allen Teilen des Landes ein; die meisten beginnen mit: „Da es so sehr unterhaltend ist, im Atuagagdliutit zu lesen, so will nun auch ich mit meinen Berichten kommen“ und ähnlichen Formeln. Eine Auswahl aus diesen Berichten bildet eben das Buch Signe Rings. Stilistisch lassen sie viel zu wünschen übrig; und doch hat die lebhafte Art, mit der sie das beständig von Gefahr, von Hungersnot und Erfrierungstod bedrohte Alltagsdasein des Grönländers, seine Seehunds-, Rentier- und Bärenjagden schildern, vor allem aber auch die frische Unmittelbarkeit, mit der sie in das innerste Empfinden und Wollen, Glauben und Hoffen der Polarmenschen versetzen, einen bestrickenden Reiz. Gerade die Anspruchslosigkeit der Erzählung, die nirgends äußere Spannung zu erregen sucht, erhöht diesen Reiz; die „Sensation,“ die in den Thatsachen selbst steckt, kommt um so wirksamer zur Geltung. Gleich der erste Bericht „Eine Fischtour“ bildet ein rührendes Zeugnis für den einfachen, prunklosen Heroismus, mit dem der Eskimo dem Tod entgegensieht. Der Erzähler ist mit zwei Genossen hinausgefahren, um zu fischen. Ein fürchterliches Schneegestöber aber macht die Weiterfahrt unmöglich. Mühsam gelangen die drei ans Land zurück. Aber auch

hier verhindert das Schneetreiben jedes Fortkommen. Und so müssen die Fischer sich einen Platz suchen, wo sie einigermaßen vor dem Unwetter geschützt sind, um ausruhen zu können. Aber vor der Kälte ist kein Entrinnen. „Wie wir" — heißt es in der Erzählung — „so dicht aneinander gedrängt dasaßen, in dem wirbelnden Schnee, der viel dazu beitrug, unsere Nässe zu erhalten, bemerkte ich bald, daß Ungak doch in ängstlicher Weise anfing sein Aussehen zu verändern, und es dauerte auch nicht lange, bis er erfror. Aber wie war er auch armselig bekleidet! Seine nackten Kniee sowohl wie andere Körperteile kamen überall zum Vorschein durch die Löcher seiner ärmlichen Kleidung. Wie sein Ende war, weiß ich nicht, denn *er hatte nicht gesprochen* ... Mein lieber Bruder lebte noch eine gute Weile, und er hätte sicher alles gut überstanden, wenn er nur andere Kleider hätte anziehen können. Aber um die Zeit, da das Wasser zu fallen anfängt, stellten sich auch bei ihm die Zeichen ein, und da ich nun sicher war, daß er sterben mußte, sprach ich zu ihm vom Jenseits, damit er sich bereite, da ich um seine Seele bekümmert war, weil er zu den Leichtfertigeren und Gleichgültigeren gehört hatte; aber er antwortete, daß ich mich nicht um seinetwillen zu ängstigen brauche, denn ihm graue nicht, und er kenne Jesus Christus und wisse, daß er der einzige Erlöser sei. Dadurch wurde eine große Bürde von meinem Sinn genommen, und ich sprach dann nur zu ihm von der Glückseligkeit, der er bald entgegengehen werde in den Wohnungen der Seligen. Aber ich merkte zuletzt, daß er mich nicht mehr hörte, und da saß ich nur still neben ihm und sah, wie er mehr und mehr hinschwand. Noch einmal suchte sein Blick nach meinen Augen, und indem er mir zulächelte, zog er den letzten Atem. Ich war glücklich über den Frieden, den er, wie ich wußte, in seiner letzten Stunde gefühlt hatte ..." Ein anderer Bericht schildert den Untergang eines Frauenbootes, das mit zwei Männern und sieben bis acht Frauen zur Seehundjagd aufs Meer gefahren war. An der Mündung eines Flusses wurde das Boot durch einen Sturmwind überrascht und gegen einen Eisberg geworfen, so daß es alsbald leck wurde und anfing zu sinken. „Ich hörte, — schreibt der Erzähler — „die eine der Ruderinnen ausrufen: ‚Will Gott unser Schöpfer denn gar nicht auf uns herabsehen?' Aber im Sausen des Sturmes und bei dem starken Krachen im Boot konnte ich nicht unterscheiden, welche es war, die sprach. Nun beeilte ich, Ignatius, mich meinen Kajak auszusetzen, doch er geriet gleich unter die vielen Eisschollen, unter welchen ich ihn nur durch einen gewaltigen Ruck hervorziehen konnte; und Jonas und ich hatten uns kaum jeder in seinem Kajak untergebracht, als wir das Frauenboot vor unseren Augen versinken sahen. Gleichzeitig merkte ich, daß mich etwas von hinten an die Schulter rührte, und als ich mich umwandte, sah ich, daß es Martha war; aber eine Welle schlug sie in demselben Augenblick wieder fort; und nun begannen auch wir zwei Kajakmänner zu sinken, und während wir langsam in die See hinabglitten, hörte ich Jonas beten: „Jesus, komm und bleibe mir, deine Wunden seien mein Trost — ich liebe dich." Er war der einzige von ihnen allen, den ich singen (tugsiarpeh) hörte. Nun sind sie alle zu Grunde gegangen, dachte ich, indem ich selbst wieder zur Oberfläche kam, nachdem ich mich unter Wasser aus dem Kajak herausgearbeitet hatte, aber es war doch nicht so; denn ich erblickte bald darauf Martha und dann Elisabeth, meine eigne Frau, und unsere alte Dienerin Priszilla, doch alle anderen waren und blieben fort, samt Jonas, weil er, im Gegensatze zu mir, in seinem Kajak hängen geblieben war. Nun sagte Elisabeth zu mir herüber: ‚Ja, nun will Gott selbst unsere Ehe durch den Tod lösen,' und sie wurde sogleich von einer Welle hinweggespült. Jetzt waren Priszilla und ich allein auf den Wellen zurück. Ich erhob meine Hände gen Himmel und rief: ‚Gott sei mir Sünder gnädig!' Ich hatte mich nämlich ein wenig gehoben, mit Hilfe eines Zeugbündels, das mir entgegengetrieben war, und das ich bald als dasjenige meiner eignen alten Mutter erkannte. Auch das Steuerruder kam zu mir hingetrieben; ich hielt mich bis zur Brust über Wasser. Priszilla zeigte sich wieder auf dem Kamm einer Welle, und ich hörte sie sagen: ‚Ist dies nicht schrecklich? Nun kommt sicher die Reihe an mich.' ‚Ja, es ist wahr, daß es schrecklich ist' — antwortete ich — ‚aber wer von uns, du oder ich, zuerst gestraft oder begnadigt werden wird, das wissen wir nicht.' Und ich wiederholte mein Gebet von vorhin. Sie, die alte Frau, von der ich am wenigsten geglaubt hätte, daß sie leben würde, lebte am längsten; sie starb erst gegen Mitternacht, und ihr Tod war nicht Ertrinken, denn sie hatte ausgeatmet, ehe sie zu Grunde sank." Schließlich arbeitet sich der Erzähler auf eine Eisscholle und gelangt, er als der einzige, ans Land zurück. Eine besondere Innigkeit und Zärtlichkeit atmet das Familienleben des Grönländers. Man muß das aus den Berichten freilich mehr herausahnen, als daß man es mit Worten ausgedrückt findet, denn ein Wortemacher ist der Grönländer nicht. Es ist schon viel, wenn einmal einer und zwar ein Gemeindevorsteher sein Empfinden, wie folgt, kundgibt. „Es war ein ungeheurer Kummer für mich, meinen Vater zu verlieren und nicht lange danach auch unser jüngstes kleines Mädchen. Doch es war nicht das Schwerste, und ich sollte nicht erfahren, was ich ältere Leute oft hatte sagen hören, nämlich, daß es nichts sei, seine Eltern zu verlieren im Vergleich mit dem Verlust seiner Ehehälfte. Ja, welch wahres Wort, denn was war doch der Verlust meiner Eltern gewesen gegen den meiner Frau! Doch davon und von unserer Liebe zu einander, *kann ich noch nicht ertragen zu sprechen*. Nur will ich sagen, daß es fast zu traurig ist, von der See in das von ihr verlassene Haus heimzukehren ... *und dann das erste Erwachen des Morgens*." Man muß zu den Eskimos gehen, um solche Worte zu hören; wann wird man dergleichen wieder in unserer Dichtung, die im Ehebruch, ich möchte sagen, schwelgt, zu lesen bekommen? Derselbe Gemeindevorsteher bekennt an einer anderen Stelle mit naiver Offenherzigkeit: „Es ist schwer zu sagen, von wem ich meine Dummheit geerbt habe. Es ist schlimm, aber so ist es nun ein-

mal, ist man schwer von Begriff, so wird man niemals gelehrig, und soviel habe ich selbst wahrgenommen, daß Kluge und Dumme jedes eine Art für sich sind." Am packendsten wirken die Berichte, die von Volkssitte und Volksaberglauben, von Jagdabenteuern und auffälligen Naturerscheinungen erzählen. Selbst unter den christlichen Grönländern gibt der Bärenfang noch vielfach zu eigentümlichen heidnischen Ceremonien Anlaß. Als in einer der Ansiedlungen ein Eisbär erlegt war, steckten alle Beteiligten zunächst die Hände in die offene Wunde und tranken Blut daraus. Sodann eilte eine der Frauen davon, um Wasser zu holen, und als sie wiederkam, ließ sie alle einen Schluck aus der Tasse trinken, obgleich niemand durstig war. „Dieses geschähe, sagte sie, um ihrem Sohne beständiges Bärenglück zu verschaffen; das aber mit dem Blute war gewesen, um dem ganzen Bärengeschlechte ihre Ehrerbietung und ihr Verlangen nach ihnen zu bezeugen. Ehe sie nun das Zerlegen begonnen, trommelten sie auf den Bärenpelz los, indem sie riefen: ‚Du bist fett, fett, herrlich fett!' was auch aus Höflichkeit geschieht. Darauf wurde der Kopf ins Haus getragen, und das erste, was geschah, war, daß man ihn auf die Kante des Lampenabsatzes stellte, mit dem Gesicht gegen Südost gewandt, worauf man die Augen und Nasenlöcher mit Lampenabfall zustopfte und den Kopf oben mit allerlei kleinen Gegenständen verzierte wie zugeschnittenen Stiefelsohlen, Messern, Glasperlen, und dergl. mehr. Die Richtung Südost bezeichnet den Weg, von woher die Bären meistens kommen, nämlich mit den Eismassen rund um die Südspitze des Landes. Das Zustopfen der Nasenlöcher geschieht, um den Bären, den man fangen will, zu verhindern, das Nahen der Menschen zu wittern, und die Salbe im Maul soll ihm zum Behagen sein, da er ein Liebhaber von geschmolzenem Fettwerk ist. Den Kopf aber putzen sie mit allerlei Kleinigkeiten, weil sie glauben, daß der Bär um dieser Dinge willen als Bote von ihren Vorfahren zu ihnen gesandt ist; und da man annimmt, daß die Bärenseele nicht vor fünf Tagen heimkehrt, verzehrt man auch niemals den Kopf eines Bären vor dem Verlauf dieser Zeit, da die Bärenseele sonst unterwegs sterben und die Kleinigkeiten für die Familie auf diese Weise verloren gehen könnten." Andere Gebräuche sind noch folgende: Sehen die Grönländer Spuren von Bären im Schnee, so essen sie etwas davon, um sich den Fang zu sichern. Kleinen Knaben gibt man die Nieren zu essen, um sie stark und mutig zur Bärenjagd zu machen. Ebenso vermeiden sie es, in den fünf Tagen, wo die Bärenseele auf der Reise ist, klirrende Laute hervorzubringen. Von seltsamen Sinnestäuschungen erzählt der Katechet Nielsen, der mitten im Winter den Auftrag erhielt, Postsachen nach Godthaven zu tragen. Die Wandrung war furchtbar; schon war der Begleiter Nielsens der Kälte erlegen, als der einsame Wandrer auf eine weite freie Ebene gelangte. „Plötzlich sah ich" — so berichtet er — „auf dem glatten Schnee einen gewaltig großen Hund mit hängenden Ohren; aber als ich herankam, zeigte es sich, daß es nur ein Stein war, der aus dem Schnee hervorragte. Ich ging ein paarmal rund um ihn herum und setzte darauf meinen Gang fort, doch bald hernach entdeckte ich zwei Grönländer, welche standen und mit ihren Fok'ern (Eisstöcken) in einem Eisbogen bohrten, wie die Wasserfälle sie oft in der Frostzeit bilden. Ich glaubte, daß die zwei nach Wasser bohrten, und nun kam wieder ein fürchterlicher Durst über mich, und ich fing an zu laufen, was ich konnte, zu der Stelle hin; doch als ich hinkam, war dort wieder gar nichts, weder Eisberge noch Menschen. Später, als es dunkel geworden, bekam ich drei Schlitten auf einmal zu Gesicht. Wie froh wurde ich! Aber meine Sinne hatten mich wieder betrogen, obgleich ich bis zuletzt den Kutscher, der parat stand, den Griff des Schlittens zu ergreifen, und die Hände, die sprungbereit standen, unterschied. Während ich in der Dunkelheit weiterwanderte, hörte ich mit einem Male eine feine, schwache Stimme von oben her sagen: ‚Nun gehst du zu weit nach Osten zu.' Ich untersuchte den Zusammenhang, und während ich mit der linken Hand den Stab in das Eis bohrte, drehte ich mich gleichzeitig nach rechts herum, wo mir sofort ein kleines Licht entgegenflimmerte mitten in einem Nebeldunst. Das Licht war weder oberhalb noch unterhalb der Richtung meiner Augen, sondern in gerader Linie davor, und ich ging gerade darauf zu, und mir war es nun, als sei ich von einem ganzen Menschenschwarm umgeben; und es wurde immer mehr und mehr hell vor mir." Aber auch dies Licht erwies sich als eine Täuschung, immerhin war es kein Irrlicht gewesen, denn es hatte den Wanderer auf den rechten Weg nach Godthaven geführt.

Zwischen dieser Welt prunkloser Heldenmuts, naiver Treuherzigkeit, frommen Biedersinns, wie sie das Grönlandsbuch vor Augen führt, und der Welt, die unsere Romane zu schildern pflegen, klafft ein Abgrund, als ob jene Welten verschiedenen Planeten und nicht derselben Mutter Erde angehörten ... Ein Werk, das reife Leser verlangt, Leser, die mit ästhetischem Feinsinn Stoff und Darstellung zu scheiden wissen, und über dem pikanten Inhalt nicht die Kunst übersehen, mit der der Inhalt geformt und gestaltet ist, ein Werk, das eine Gesellschaft zeichnet, die jeder Naivetät bar ist, und deshalb naiven Seelen ebensowenig empfohlen werden kann wie etwa Goethes „Wahlverwandtschaften," ist der neueste Roman Karl von Perfalls „Sein Recht" (Köln, Albert Ahn.) Mit einem Realismus, der nirgendwo das bezeichnendste Wort scheut, schildert Perfall die Zustände an einem modernen Königshof. Sollte die Schilderung der Wirklichkeit nachgebildet sein, dann sind die Sitten, die dereinst am Hofe Ludwigs XIV., Friedrich Wilhelms II., Napoleons III. herrschten, noch immer nicht ganz Vergangenheit geworden. Unbegreiflich aber sind sie keineswegs, denn die Gesellschaft, mit der Perfall uns bekannt macht, muß mit Notwendigkeit auf Abwege geraten, weil es ihr an jedem großen Lebensinteresse, an jeder ernsten Kraftbethätigung fehlt. Hier und da übertreibt der Dichter offenbar, und seine Scheu, den Sittenrichter zu spielen, verführt ihn zu Ausdrücken, wie „anmutige Schamlosigkeit," die denn doch mehr „höflich," als zutreffend sind. Auch geht er zuweilen in seiner künstlerischen Freude am Sinnlichen allzu weit;

einzelne Scenen und Wendungen machen in der That den Eindruck, als ob sie nur da wären, um zu prickeln, denn für die Zwecke der Dichtung sind sie so gut wie überflüssig. Der poetische und litterarische Wert des Romans aber beruht weder auf diesen Scenen noch auf der Sittenschilderung überhaupt. Den Kern der Dichtung bildet die Geschichte einer echten und starken Leidenschaft, die um so tiefer und größer wirkt, als sie sich leuchtend vor dem dunklen Hintergrunde frivolen Sinnenlebens abhebt. In dieser Geschichte entfaltet Perfall den ganzen Reichtum seines Könnens; mit brennenden Farben malt er das Weben und Lodern der Leidenschaft, und ihr Wachstum, ihre Entwicklung zeichnet er mit so soviel psychologisch feinen und lebensvollen Zügen, daß sie allein genügen, die Erzählung in eine höhere dichterische Sphäre zu heben, als sie der Durchschnittsroman erreicht. Ein fortwährender Wechsel zwischen lyrischer Stimmung und dramatischer Spannung erhöht noch den poetischen Reiz. Die Handlung aber hat auch eine Tendenz, die im Titel des Romans angedeutet ist; um sie zu verstehen, ist es nötig, den Inhalt in seinen Hauptumrissen wiederzugeben. Bei einer Explosion auf dem Artillerieschießplatz wird der Premierlieutnant Baron Rohrdrunn derart am linken Arm verwundet, daß dieser alsbald amputiert werden muß. Die militärische Laufbahn des Barons ist damit beendet; und da er mit Glücksgütern nicht sonderlich gesegnet ist, so tritt er ungern, aber durch die Verhältnisse genötigt, in den Hofdienst. Er wird Kavalier der Prinzessin Hortense, die in sehr unglücklicher Ehe mit einem Neffen des Königs, einen Trunkenbold und Wüstling, lebt. Zum Höfling im alltäglichen Sinne hat Rohrdrunn wenig Anlage; er hat Geist, Sinn für ideale Fragen, hat sich ein gut Teil jugendlicher Schwärmerei bewahrt und versteht sich schlecht darauf, sein Herzensempfinden zu verschleiern. Diesem inneren Wesen entspricht sein Äußeres: „es ist etwas an ihm, was an Körner, an die Freiheitskriege erinnert," urteilt die Prinzessin, als sie ihn das erste Mal gesehen. Kein Wunder, daß er bald der Liebling aller Damen ist. Nur eine aber versteht es, ihn in ihr Netz zu ziehen, die Prinzessin Fernanda, eine Kokotte mit dem Hoheitstitel; ihr Gebaren eben ist es, für die Perfall die überaus milde Bezeichnung „anmutige Schamlosigkeit" hat. Auf die Dauer jedoch vermag ihre Frivolität den Baron nicht zu fesseln. Sie hat nur seine Sinne, nicht sein Herz verführen können. Aber auch dieses bleibt nicht lange mehr ungefährdet; die eigne Gebieterin, Prinzessin Hortense, ist es, an die der Baron sein Herz verliert. Sie ist keine Heilige, und auch keine Schönheit; aber sie ist von bestrickender Anmut, und in ihren Empfindungen und Träumereien, in ihrem geistigen Streben begegnet sie sich mit dem Wollen und Fühlen des Barons. Erst ist es nur Mitleid, was ihn zu ihr hinzieht; er wird Zeuge der brutalen Behandlung, die sie von ihrem Gatten, dem Prinzen Ernst, erfährt. In einem Nordseebade jedoch, wohin er die Prinzessin begleiten muß, hat er Gelegenheit, intimeren Umgang mit ihr zu pflegen und den Wert ihrer echten Weiblichkeit im vollen Umfang schätzen zu lernen. Und wie ihm, ergeht es auch der Prinzessin; sie fühlt, daß sie zum erstenmale liebt. Noch aber hat keines von beiden den Mut, dem anderen zu gestehen, was in ihm glüht und flammt. Unter der Sonne des Südens jedoch, in Abbazia, wächst die Leidenschaft in beiden derart, daß sie nicht länger unterdrückt werden kann. In einem heißen Kuß sagen sich die Liebenden wortlos alles, was sie fühlen. Zu weiterem aber läßt sich die Prinzessin nicht hinreißen; sie ringt mit allen Kräften, daß ihr „die letzte, die große Sünde" erspart bleibe. Auf die Dauer jedoch kämpft sie einen Kampf, der mit einem Siege nicht wohl enden kann. Eines Tages erfährt Hortense, von dem Verhältnis, das zwischen dem Baron und der Prinzessin Ferdinanda bestanden hat. Sie wird irre an dem Geliebten und verschließt sich zürnend in ihre Gemächer. Er aber dringt zu ihr ein und weiß sie zu überzeugen, daß sein Herz nie einer anderen gehört hat, als ihr. Und da —, in der Erregung, in dem Drange, ihre Verzeihung nicht nur mit Worten kundzuthun, gibt sie sich ganz hin. Das Glück der beiden währt jedoch nur kurze Zeit. Eine boshafte Intriguantin verrät dem Gatten, was sich in seinem Hause abspielt. Und Prinz Ernst, der inzwischen ein Ballettmädchen mit seiner Huld begnadet hat, fühlt die Notwendigkeit, als „Rächer seiner Ehre" aufzutreten. Er geht hin und sticht den Baron nieder, und ihn tröstet das „fromme" Bewußtsein, sein Recht zu haben. War es sein Recht? Das ist die Frage, die der Roman stellt. Eine direkte Antwort gibt Perfall nicht, sie ist auch nicht des Dichters Sache. Die Prinzessin ruft: „Sein Recht sei's gewesen, sagte dieser fürstliche Mordgeselle. Was meinen Sie zu solcher Ruchlosigkeit?" Rohrdrunn selbst aber preßt sterbend hervor: „Es war sein Recht." Er vertritt damit eine Anschauung, von der auch französische Geschworene auszugehen pflegen, wenn sie den Mann freisprechen, der sein treuloses Weib tötete. Daß diese Anschauung eine vorchristliche, ja im Grunde vorstaatliche ist, bedarf kaum eines Beweises. Es gab eine Zeit, in der die Frau durch die Ehe Eigentum des Mannes wurde, in der man den Dieb hängte. In einer solchen Zeit konnte der betrogene Gatte wohl das Empfinden haben, daß er den Dieb seines höchsten und besten Eigentums niederschlagen dürfe, niederschlagen müsse. Heute ist jedoch die Ehe ein Bund, der beide Teile verpflichtet. Und wenn heute ein Gatte, der selbst die Ehe zehnmal gebrochen und geschändet hat, es als sein heiliges Recht ansieht, den Ehebruch des anderen Teils blutig zu strafen, so grenzt das nahe an Blasphemie ... Die einzelnen Gestalten des Romans sind meisterhaft charakterisiert, selbst die Nebenfiguren treten plastisch und lebensvoll hervor. Daß der Baron im großen Ganzen eine mehr passive, als aktive Rolle spielt, liegt in der Natur des Stoffes; der Geliebte einer Prinzessin, zumal wenn er im Dienstverhältnis zu ihr steht, kann selbst auf dem Wege der Liebe nicht gut der Leitende, er muß auch hier Gefolgsmann sein. Im übrigen hat der Roman einen etwas demokratischen Anstrich. Perfall verrät ein gewisses Behagen, die irdischen Hoheiten möglichst in ihrer „Menschlichkeit" zu zeigen. Daß

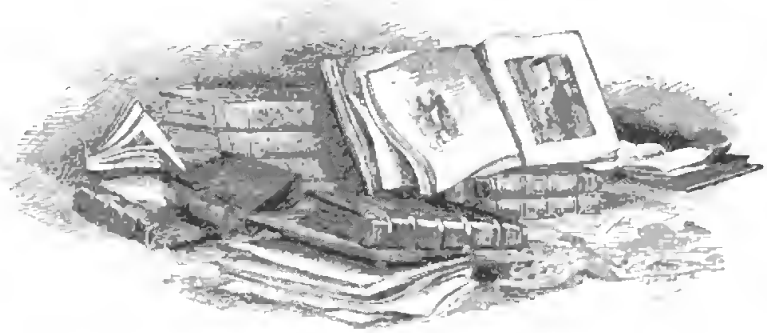
Prinzessinnen nicht nur ein „hachgetragenes Köpfchen," nicht nur „Händchen" und „Füßchen," sondern auch alle sonstigen Körperteile besitzen, das war von jeher nach Anlaagie mit anderen Menschenkindern zu vermuten. Für die Litteratur aber hat erst Perfall, soviel ich weiß, jenes Sonstige entdeckt. Es ist daher vielleicht verzeihlich, wenn er von seiner Entdeckung mehr Wesens macht, als gerade nötig ist, und mehr als nötig die Körperlichkeit königlicher Hoheiten zur Schau stellt.

Perfall nennt seine Erzählung „die Geschichte einer Leidenschaft," — die „Geschichte einer Leidenschaftlichen" könnte der Untertitel des Romans „Rheinlandstöchter" (Berlin, Fontane und Co.) von C. Viebig sein. Helda Dallmer ist von Kindheit auf ein Mädchen, das seine eignen Wege geht. Von ihrem ketzerischen Wesen zeugt die Äußerung, daß nach ihrem Geschmack ein Ball weiter nichts als ein Gänsemarkt sei; „die Mütter säßen als Verkäuferinnen ringsum, und die Gänse, die am feistesten wären und am lautesten schnatterten, gingen am ersten ab." So sehr aber Helda über die Sehnsucht ihrer Gespielinnen „nach dem Mann," nach der Heirat spottet, die Liebe findet doch auch zu ihrem Herzen den Weg, und zwar durch das Thor des Mitleids. In einer Gesellschaft lernt sie den Premierleutnant von Ramer kennen, den das Leben zum Hypochonder gemacht hat. Sein Vater ist durch Leichtsinn zum Verbrecher geworden und hat sich dann, als er ertappt wurde, erschossen; die Mutter ist seit dem Schreckenstage irrsinnig. Niemand macht den Sohn für die Handlungen des Vaters mit verantwortlich; trotzdem kommt sich Ramer als ein Ausgestoßener vor, seine Furcht vor der Welt, vor der Gesellschaft hat etwas Krankhaftes. Helda aber fühlt sich gerade im Bewußtsein ihrer Kraft und Stärke zu dem Unglücklichen hingezogen; sie hofft, daß er an ihrem frischen Lebensmut genesen könne. Aus der schwesterlichen Freundschaft aber, die sie Ramer entgegenbringt, entwickelt sich mit der Zeit ein Liebesempfinden. Und Ramer scheint dieses Gefühl zu erwidern. Bald sinkt er jedoch in seine alte Apathie zurück. Er vermag den Gedanken nicht zu überwinden, daß er weder selbst ein dauerndes Glück finden, nach einem anderen Glück schaffen könne. Und als Helda das Äußerste thut, zu ihm in seine Wohnung dringt, um ihn festzuhalten, hat er für sie weiter nichts als die müde Antwort: „Ich bin so belastet mit Schande und Elend, ich darf, ich kann nicht daran denken, noch ein Leben an mich zu fesseln." Für ihre Liebe bedeutet diese Antwort natürlich nichts, aber als sie weiter in ihn drängt, stößt er hervor: „Ich liebe dich — nicht." Jetzt bricht auch Heldas Lebensmut. Daß die ganze Stadt ihr ihre Verachtung bezeugt, weil sie zu einem Manne in die Wohnung gegangen, das bedrückt sie nicht allzu sehr; aber sie fühlt sich in ihrer innersten Weiblichkeit beschämt, denn sie hat ihr Herz einem Manne entgegengetragen, und er hat es verschmäht. Um von dieser Qual erlöst zu werden, sucht sie den Tod in den Fluten des Rheins. Im letzten Augenblick aber wird sie gerettet, und sie muß von neuem den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Ein Aufenthalt im Gebirge, in der Eifel, wo sie an ihrem Oheim, einer markigen, wetterfesten Natur, einen Freund findet, der die Gebeugte aufzurichten versteht, stählt sie und erfüllt sie mit frischer Energie. Und sie hat diese Energie nötig, denn schon trifft sie ein neuer Schmerz: ihr heißgeliebter Vater stirbt. Nach seinem Tode siedelt sie, von Abneigung gegen das Getriebe der Kleinstadt erfüllt, mit ihrer Mutter nach Berlin über. Und hier in mühseliger Alltagsarbeit lernt sie allmählich die letzten trüben Erinnerungen an die Vergangenheit überwinden. Als jedoch die Mutter eine zweite Ehe eingeht, ist ihres Bleibens auch in Berlin nicht mehr. Sie eilt von neuem der Eifel zu; dort allein glaubt sie sich dauernd heimisch fühlen zu können. Aber auf dem Wege darthin trifft sie noch einmal mit Ramer zusammen. Er ist inzwischen, durch den Tod der irrsinnigen Mutter von einem schweren Drucke befreit, ein anderer geworden. Er hat seinen Abschied genommen, da er als Soldat sein Leben nicht so frei gestalten kann, wie er es für nötig hält, und hat sich einen neuen Arbeitsberuf gewählt. Schmerzlich bereut er jetzt sein Verhalten gegen Helda. Und da sie noch einigem Widerstreben verzeiht, so haben wir am Ende der Erzählung die frohe Aussicht, daß aus den lange Getrennten doch noch ein Paar wird ... Von dem starken Talent C. Viebigs legt auch dieser Roman ein unzweifelhaftes Zeugnis ab. Freilich so fesselnd und reich, wie in dem Novellencyklus „Kinder der Eifel" (ich habe das Buch im Juliheft angezeigt), tritt ihre Eigenart in diesem Werke nicht zu Tage. In der Handlung sowie in den Gesellschaftsbildern geht die Verfasserin über die Sphäre des Durchschnittsromans nicht soweit hinaus, wie wir es von ihrer Begabung verlangen und erwarten dürfen. Ich möchte annehmen, daß der Roman vor den Novellen entstanden ist; auf eine Früharbeit deutet auch die jugendliche Neigung zur Karrikatur hin. Für ein Erstlingswerk hätte freilich die Gewandtheit der Erzählung, der flotte Stil etwas Überraschendes, ja Erstaunliches. Der künstlerische Wert des Romans beruht vornehmlich auf den Eifelschilderungen und auf der glänzenden Charakteristik einiger Hauptfiguren, besonders der Heldin selbst und des Oheims. Die Gestalt des jammerreichen Herrn von Ramer dagegen bleibt ziemlich schemenhaft; sie erinnert ein wenig an den polnischen Grafen in Wilhelm Hauffs „Mann im Monde." Blaß und ohne realistische Schärfe sind auch die Bilder aus dem Berliner Leben gezeichnet; um so erfrischender und lebensvoller wirken die Eifelscenen. In der Eifel ist C. Viebig offenbar zu Hause; da ist ihr jede Höhe, jedes Dorf vertraut, von jedem weiß sie etwas Eignes zu sagen, denn jedes bedeutet für sie ein Erlebnis, und den Menschen des Gebirges sieht sie in Herz und Nieren. Berlin aber fängt sie wohl erst an zu — erleben. „Rheinlandstöchter" — der Titel des Romans klingt pikant, aber er deckt sich mit dem Inhalt nur recht wenig. Die Erzählung verrät nirgends die Absicht, typische Vertreterinnen des Rheinlands zu zeichnen; am wenigstens kann die Heldin als solche gelten. Warum nicht einfach „Helda Dalmer?"

Zu den Erzählerinnen, die etwas Neues, Eignes zu sagen haben, die in das Bild unserer

Litteratur eine neue, individuelle Linie zeichnen, gehört in erster Reihe Elsbeth Meyer-Förster. Noch ist ihr Schaffen leicht zu übersehen, aber jedes ihrer Werke bildet das Zeugnis eines bestrickenden Talentes, das weder Kritik noch Publikum auf die Dauer übersehen können. Hinter jedem ihrer Werke steht eine Persönlichkeit, eine Natur voll Temperament, die offenbar nicht schreibt, um den Strom der Tinte durch einen neuen Zufluß zu erweitern, sondern die aus innerstem Bedürfnis sich mitteilt, die in all ihren Geschichten Leben von ihrem Leben, Seele von ihrer Seele gibt. Soweit ich sie überblicke, sind die Menschen, von denen sie erzählt, mehr Empfindungs- als überragende Geistesmenschen, aber wie weiß sie diese sensitiven Naturen zu charakterisieren, wie weiß sie ihr Empfinden bis zu den Wurzeln bloßzulegen! Psychologisch am überzeugendsten wirken ihre Frauengestalten, vor allem diejenigen, die in der Knabenzeit des Lebens zum erstenmal die Welt mit offenem Auge sehen und aus ihren Träumereien aufgeschreckt empfinden, wie die Wirklichkeit so anders ist, als der Traum. Der Wahrheitsdrang, der das Schaffen der Dichterin beseelt, gibt den meisten ihrer Geschichten einen herben Zug, aber gemildert wird der strenge Realismus durch die Stimmungslyrik, die jede Scene durchwebt. Wie reich und vielseitig ihr Talent ist, davon zeugt ihr neuestes Buch „Meine Geschichte“ (Berlin, S. Fischer). Mit Ausnahme einiger flüchtigen Momentzeichnungen bildet jede der Skizzen und Novellen ein Kabinettsstück feiner Charakteristik. Zwei besonders eigenartige Naturen sind Lena (s. „die Getrennten“), die den Mut und die Lust zur Freiheit, zu einer großen und neuen Lebensauffassung hat, aber nicht die Kraft, nach ihrem Ideal zu leben, und Marie (s. „die Tochter des Hauses“), der Typus einer bigotten Deutsch-Pariu; sie gilt ihrer ganzen Umgebung als Tugendideal, fröhnt aber heimlich einer wilden Sinnlichkeit und lebt nun beständig in der Angst, daß sie entlarvt werden und damit die Herrschaft über ihre Umgebung einbüßen könne. Zu diesem in gewissem Sinne fast peinlich wirkenden Charakterbilde gibt die Skizze „Heinrichs Schulspaziergang“ einen fröhlichen Gegensatz ab; da wultet auf jeder Seite ein köstlicher Humor, und die trotzige Knabenart ist wundervoll gezeichnet.

Ein „weißer Rabe,“ eine „cara avis“ unter den deutschen Schriftstellerinnen ist „Alice Freiin von Gaudy,“ die bei Ph. Reclam in Leipzig ein Bändchen Dichtungen unter dem Titel „Seelen“ veröffentlicht hat. Unsere weiblichen Schriftstellerwelt hat sich heute fast ausschließlich der Prosaerzählung zugewandt, der Lyrik widmet sich eine winzige Schar, auf dem Gebiet der Versерzählung aber hat seit langem nur eine einzige Frau, E. delle Grazie, etwas Nennenswertes geleistet. Dieser einzigen tritt nunmehr Alice von Gaudy würdig zur Seite. Ihre Verse sind voll Kraft und Anmut, und inhaltlich gibt sie im Erhabenen wie im Zierlichen gleich Vortreffliches. Schade nur, daß die Mehrzahl ihrer Dichtungen der Gattung der Psychodramen angehört. Diese Gattung, eine Art dramatischer Erzählungen aber, wenn ich so sagen soll, epischer Monologe, hat der vor einiger Zeit verstorbene Richard von Meerheimb erfunden oder doch wenigstens als der erste mit Eifer propagiert. Ohne Künstelei läßt sich diese Form gar nicht durchführen; man lese nur A. von Gaudys Psychodrama „Sankta Julia,“ um zu sehen, zu welch unnatürlichen Wendungen der Dichter gezwungen wird, wenn er in Monologform eine Handlung darstellen will, die sich beständig fortentwickelt. Psychodramen schreiben, heißt in Fesseln schreiben. Was Alice von Gaudy aber leisten kann, wenn sie ohne Fesseln schreibt, das zeigt sie in der ergreifenden Versnovelle „Pflegebrüder“ und in der packenden Studie „Barrabas.“ Es ist eigentlich seltsam, daß unsere Dichtung den Mann, den das jüdische Volk, als es zwischen ihm und Jesus zu wählen hatte, vorzog, bisher noch kaum behandelt hat. Alice von Gaudy entwirft von dem rauhen Empörer ein lebensvolles Charakterbild und schildert, wie der Wilde durch den Anblick des Gekreuzigten getroffen und aufgerüttelt und schließlich selbst ein Jünger Christi wird. Es sind feine Seelenzüge, mit denen die Dichterin diese Entwickelung zeichnet; freilich, um ganz überzeugend zu wirken, müßte die Dichtung weit eingehender das Leben und die Art des Mannes vorführen, als es auf einem Dutzend Seiten möglich ist ... Jedenfalls aber zeugt das kleine Buch von einer reichen Begabung, von der wir wahrscheinlich noch Bedeutendes zu erwarten haben.



Radierung von Evert van Muyden.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Bei den Bildhauern der Gegenwart ist ein kecken Ringen nach originellen Stoffen erkennbar — nach Motiven, die abseits von der großen Heerstraße liegen. Wir haben in unseren letzten Heften mehrere plastische Werke wiedergegeben, aus denen diese Richtung spricht: den unheimlichen „Lucifer" von Feodorowna Ries und das „verschleierte Bild von Sais" von E. Seger. Der „Marc Antonius," der das vorliegende Heft schmückt, reiht sich an — ein kraftvolles Werk von ausgesprochener Eigenart. Es ist nicht mehr der jugendliche Marcus Antonius, dessen Züge wir durch die herrliche Marmorbüste im vatikanischen Museum kennen; der Wiener Bildhauer Straßer hat sich den in asiatischer Schwelgerei aufgeschwemmten Verehrer der Kleopatra zum Vorwurf gewählt, der Rom ein Fremder geworden war, und den kein Römer bedauerte, als ihn Octavianus niederwarf. — Wir bringen auf S. 133 noch ein plastisches Werk alter Richtung, das uns aber, nicht zuletzt auch im Gegensatz zu dem realistisch aufgefaßten Marc Anton, des Hervorhebens wert erscheint: die Statue Leonardo da Vincis von R. Okelmann, ein Werk von ernster Würdigkeit.

Außer dem schönen Porträt der zweiten Gemahlin Maximilians I, der Bianca Maria Sforza, enthält das Heft zwei liebenswürdige Mädchenbilder. Das eine, „Libelle" von Paul Wagner, erinnert ein wenig an die Thumannschen Gestalten in ihrer keuschen Innigkeit: ungleich kecker blickt das junge Mädchen auf dem Gemälde von Melton Fisher (S. 201) in die Welt. Die „Libelle" ist das keusche, kaum den Backfischjahren entwachsene Mädchen — die „südliche Schönheit" Melton-Fishers eine frühreife Italienerin.

Drei Landschaften durchaus verschiedenen Charakters enthält unser Heft. Die Krone gebührt meines Erachtens unbedingt dem „Herbst" von Ludwig Munthe. Das Gemälde steht in der ersten Reihe aller in den letzten zehn Jahren in Deutschland gemalten Landschaften. Mit den einfachsten Mitteln ist hier das Höchste erreicht: der Beschauer fühlt sich sogleich in das Stück Natur versetzt, das der Künstler wiedergab, er empfindet sofort die herbstliche Stimmung, den frischen Atem der Natur, der ihm aus dem Bilde entgegenweht. Und wie fein ist die Staffage, die prächtige Schafherde, in das Ganze hineinkomponiert! Sie nimmt die Mitte des Gemäldes

ein, das Auge haftet zuerst unwillkürlich auf ihr — aber sie tritt dann doch zurück vor der Hauptsache, der Herbstlandschaft selbst mit den wundervoll gemalten Bäumen im Vordergrunde und dem Blick auf die durchschimmernde Ferne. Das schöne Gemälde ruft uns wieder recht lebhaft in die Erinnerung zurück, was die deutsche Kunst an Ludwig Munthe verlor. Denn deutsch war der Mann und deutsch seine Kunst, trotzdem seine Wiege in Norwegen stand (geb. 1841 zu Aarnoën bei Bergen). In Düsseldorf genoß er seine Ausbildung, und hier wirkte er bis zu seinem vor Jahresfrist erfolgten Tode. Fast in sämtlichen größeren deutschen Gemäldesammlungen findet man seine Bilder: Winterlandschaften bei leichtem Tauwetter, mit gelockertem, halbzerfließendem Schnee auf der dunklen Erdkruste — öde Felder mit einzelnen kahlen Bäumen — verregnete Landstraßen! Einfache Motive, aber in ihrer Schlichtheit immer von einer ins Herz greifenden Poesie. Unser Herbstbild ist das letzte Gemälde, das der Meister vollendete.

Auch Hans Gude, — fast zwei Jahrzehnte vor Munthe geboren und noch immer voll frischer Schaffenskraft — ist Norweger, und auch er studierte in Düsseldorf, lebt aber nun schon seit 1880 in Berlin. Wenn Munthe in seinen Vorwürfen das norddeutsche Flachland aufsuchte, so ist Gude in seinen Sujets der nordischen Heimat treugeblieben; und wenn jener durch den intimen Reiz des Schlichten gewann, das scheinbar Unscheinbare durch seine Kunst adelte, so liebt dieser die Großartigkeit der Natur wiederzugeben: die weite See mit der Küste im Hintergrund, wildzerrissene Gestade, leuchtendes Farbenspiel auf den schäumenden Wogen. Das kleine Bild zwischen S. 232 und 233 „Regatta bei Horten Christ-Fjord" ist für sein Schaffen recht charakteristisch.

Unsere dritte Landschaft (S. 141), „Das Sarnthal bei Bozen," ist nach einer Photographie reproduziert, und sie darf wohl als ein Nachklang zu dem interessanten Artikel über Liebhaber-Photographie im ersten Heft gelten. Es ist doch staunenswert, wie der Photograph bei richtiger Benutzung seiner Mittel heute mit dem Maler zu wetteifern vermag. Immer vorausgesetzt freilich, daß er künstlerischen Blick besitzt und sich in der Wahl seiner Motive zu beschränken versteht. Die rechte Auswahl, das Maßhalten ist hier alles und steht weit über der rein technischen Fertigkeit. —

Aus Frankreich kommen selten so anmutige Bilder, wie „das Orakel" von Cesar Patlein. Die drei kleinen Bauermädchen, die über das blumige Feld wandern, verlangen das Schicksal zu wissen. Wie auch in einzelnen deutschen Gegenden, ergründen sie es durch Fortblasen der Samenbehälter eines Löwenzahns (Taraxacum officinale); läßt sich der reife flaumige Samen mit einem Hauch fortblasen, so geht der Wunsch in Erfüllung. Die drei Mädchengesichter mit ihrem verschiedenen Ausdruck sind köstlich: in der Mitte die das Orakel Versuchende selbst mit fast feierlich ernsten Zügen, zu ihrer Rechten die neugierige lächelnde Zweiflerin, zur Linken die Kleinste, die den Sinn des ganzen Spieles noch nicht recht zu verstehen scheint und sich etwas zaghaft, mit halbabgewandtem Antlitz, an den Rock der älteren Schwester anklammert. —

Van Konrad Starke-München dringen wir auf S. 149 eine schöne kraftvolle Studie „In Gedanken;" von E. v. Blaas auf S. 200 die stark verkleinerte Reproduktion eines seiner beliebten venezianischen Gemälde, den „Feinschmecker," der mit der hübschen Fruchthändlerin über Preis und Güte einer Melone eifrig unterhandelt. — Unser farbiges Titelbild stellt einen Kammermusiker vor der Probe dar; die Studie van Emil Brack ist gleich interessant als Kostümzeichnung, wie durch die scharfe Charakteristik des Kopfes des alten Violinspielers. —

Die Freunde der klassischen Kunst werden ihre Freude an der Illustration des Essays von Professor Heyck über Kaiser Maximilian I. haben, besonders gewiß an der Wiedergabe des Dürerschen Porträts des Kaisers, das wir als Einschaltbild mit farbigem Unterdruck geben, gleich dem schon erwähnten Porträt der Bianca Maria Sforza. — Vielleicht darf hier das Bild „Vor dem Spiegel" (zw. S. 224 u. 225) angefügt werden, obwohl Frans van Mieris der Aeltere fast genau ein Jahrhundert nach Dürer lebte; ein unermüdlich fleißiger Mann, der Bildnisse und kleine sogenannte Konversationsstücke in großer Zahl mit breitem, geschmeidigem Pinsel, frischer Farbe und geistreicher Behandlung malte, für das Studium der Sittengeschichte seiner Zeit kaum weniger wichtig wie sein Landsmann und Freund Jan Steen.

Zum Schluß noch einen Blick auf das lustige kleine Affenbild van Müydens, das am Kopf dieser Zeilen steht. Man kann es, wenn man einmal etwas bösartig sein will, als eine arge Satire auslegen auf die Nachahmungssucht, die heut in der Kunst herrscht — wie übrigens überall in der Welt. Aber ich verwahre mich feierlichst gegen diese Auslegung: die Zeichnung ist sicher nichts anderes, als der humorvolle Atelierscherz eines übermütigen Künstlers ohne jeden — bitteren Nebengeschmack. H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Aquarellstudie von Hermann Wolff.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 3, November 1897.

Die Schuldnerin.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

So war durch Guys noble Erklärung die Frage gelöst.

„Du wirst mit mir gehen und mir alles aussuchen helfen?“ fragte Martina erwartungsvoll.

„Nein, Ninichen — Zeit und Sachkenntnis fehlen mir,“ erklärte er.

Ihre Augen funkelten.

„Es ist auch viel hübscher, du wirst mit allem überrascht,“ sagte sie. „Aber du wirst mir bestimmen, wieviel ich ausgeben darf?“

„Das muß ich dir und deiner Verständigkeit überlassen,“ sagte er offen; „wir Männer haben vielleicht keinen rechten Maßstab. Und du kennst meine Verhältnisse, du hast gleich mir das größte Interesse daran, daß sie gesund und vernünftig bleiben und immer besser und fester werden. Du wirst dir von selbst nicht den Trousseau einer Fürstin beschaffen, sondern standesgemäß das, was die Frau eines jungen Mannes braucht, der in der vornehmen bürgerlichen Welt eine noch bescheidene Stellung einnimmt.“

Die Frauen wechselten einen triumphierenden Blick.

„Du kannst dich auf meinen Takt verlassen,“ sagte Martina, „ich bin zu sehr Dame, um nicht zu wissen, in welchen Grenzen ich bleiben muß.“

Sie setzte sich auf die Kopfrolle am oberen Ende der Ottomane, legte ihren Arm um Guys Schulter und ihre Wange auf sein Haar.

„Darf ich dich um eins bitten, Schatz?“ fragte sie zärtlich und sah ihre Mutter bedeutungsvoll an.

„Ja — um was denn?“

„Papa braucht das nicht so genau zu wissen. Wir werden ihm sagen, du gabest mir etwas! Vielleicht, bloß *vielleicht* entschließt er sich dann, wenigstens ein- bis zweitausend Mark 'rabzurücken, und die kämen der Mama so gut zu statten. Papa kann es ganz gut. Er verklackert all sein Geld im Wirtshaus.“

Guy entzog seinen Kopf der zärtlichen Gefangenschaft.

„Aber Nini . . .“ er wollte etwas sagen. Er fand keine Worte. Wohl war er peinlich berührt, aber er wußte nicht, wie er das klar machen sollte, ohne eine schulmeisterliche Rede zu halten, die in diesem Augenblick und vor den Ohren der Mutter unmöglich war.

„Ach Gott ja,“ sagte Martina, ohne seinen Mienenwechsel zu bemerken, „es gibt so Männer, denen man immer ein bißchen was vorflunkern muß, um mit ihnen was anfangen zu können. Papa gehört dazu.“

Frau Kalkowski fand es klug, nur bedeutungsvoll zu seufzen.

In diesem Augenblick zog ein brenzlicher Geruch angenehm harzig durch die Luft.

„Da brennt was!“ rief Martina und lief an den Tannenbaum.

Mit einem Malstock bewaffnet, versuchte sie die niederbrennenden Lichter zu löschen. Guy half ihr dabei.

Der Glanz, der den Raum erfüllt hatte, war erloschen. Traurigkeit und Dunkel schienen sich auszubreiten. Es war, als sei ein Fest vergangen, eine Freude verhallt, ein Ungewöhnliches verblichen und hinweggelöscht.

Vom Skattisch blickte Philipp auf. „Schon vorbei — schade.“

„Sehr schade,“ sagte Guy mechanisch, und in seinem Ohr hallte das Wort so seltsam nach, wie eine Klangerinnerung. Wo hatte man ihm das doch gesagt ....

„Komm,“ rief Martina und nahm seine Hand, ihn mit sich zu ziehen, „da saßen wir so nett. Ich will dir und mir erst noch mal Bowle einschenken — So. — Wann essen wir denn eigentlich? Gibt es was Gutes?“

„Um neun Uhr. Es muß gleich so weit sein,“ antwortete Guy. „Was es gibt, darf ich nicht verraten. Nur das: zuerst Austern.“ „Austern, Mama! Austern,“ sagte Martina vergnügt. „Das lassen wir uns gefallen. Auf unserer Hochzeit muß es auch Austern geben. Das ist Mamas ganze Schwärmerei.“

Sie saß auf der Ottomane. Ihre Augen blitzten vor Leben. Ihr ganzes Gesicht war von Heiterkeit überstrahlt. Guy stand hinter dem blaubunten Wandschirm, der die Ecke abteilte, hatte seinen Ellbogen auf dessen obere Kante gestützt, und die Wange in die Hand gelegt; er sah seine Braut an.

„Eine vornehme Hochzeit soll es werden, das steht fest bei mir. Deine Hamburger sollen sehen, daß wir ebenso gut zu leben verstehen wie sie,“ fuhr Martina eifrig fort und trank dazwischen ihr Glas Bowle leer. „Für den Fall, daß sie etwa Vorurteile hätten, sollen sie gleich spüren, daß von irgend welchen gesellschaftlichen Unterschieden nicht die Rede ist, und daß man im Gegenteil in Künstlerkreisen mehr savoir vivre und mehr Chic hat als bei Geldprotzen und Kaffeesäcken üblich. Imponieren wollen wir ihnen. Nicht, Mama“?

„Nun, von Imponieren soll und braucht keine Rede zu sein,“ sprach Frau Kalkowski voll Haltung. „Denn wie du richtig sagst, es bestehen ja keinerlei gesellschaftliche Unterschiede. Nur finanzielle. Und die kommen für wahrhaft Gebildete nicht in Betracht. Nicht wahr, lieber Schwiegersohn?“

Guy antwortete nicht. Er sah nur Martina an und war in Gedanken verloren.

„Und das Hochzeitskleid schenkt Mama mir. Das hat sie mir versprochen. Moiree antique — weißt du, Guy, wir haben uns entschlossen, es ebenso machen zu lassen, wie das, was die Fiffi Mahler als Claire im Hüttenbesitzer anhatte das letzte Mal. Erinnerst du dich — es war an dem Abend wo die Mama als Athenais einspringen mußte.

„Nein,“ sagte Guy von seinem Standpunkt am Wandschirm her mit schwerer Stimme, „ich erinnere mich nicht. Und ich finde es auch schöner, dein Brautgewand nicht einer — nicht — nicht einer Theaterrobe nachbilden zu lassen.“

„Oh ja, du hast recht!“ rief Martina, als gehe ihr ein Licht auf. „Nicht wahr Mama, Guy hat recht. Den Triumph wollen wir doch der Mahler nicht anthun, daß wir ihr ein Kleid nachmachen. Denn wieder gehört hätte sie's jedenfalls. Nein, das wäre für die eitle Person zu viel gewesen.“

„Es freut mich, daß Guy dafür Empfindung hat,“ sagte Frau Asminda wohlwollend.

Guy schloß fest den Mund. Sein Gesicht war fahl geworden.

Martinas Lebhaftigkeit und ihre Einfälle waren unerschöpflich.

„Ich weiß was viel Stilvolleres!“ rief sie und klopfte wie ein Kind mit den flachen Händen auf den Tisch. „Ich laß das Kleid rasend einfach machen, aber vom schwersten Stoff. Und denk dir, Guy, Mama will mir ihr Brillantenkollier leihen. Na! Die Hamburger werden aber Augen machen.“

Das Herz schien dem Mann still zu stehen. „Man trägt keine geliehenen Kolliers bei solcher Gelegenheit,“ sagte er mit klangloser Stimme, „selbst wenn sie der eignen Mutter gehören, nicht. Und vor allen Dingen: man trägt außerhalb der Bühne keine unechten Brillanten.“

„Unecht!“ schrieen Mutter und Tochter

zugleich entrüstet auf. Es war das erste Mal, daß Frau Kalkowski ihre ruhevolle Majestät verließ.

„Die Steine sind echt!“ sagte sie stolz. „Und sie sind obendrein erster Qualität. Mama hat sie früher mal von einem entfernten Onkel geschenkt bekommen, bei Philipps Taufe. Er stand bei Philipp Gevatter,“ erzählte Martina voll naiver Eitelkeit. „Und denk dir, wie schade, die will Mama mir nie schenken, die erbt Philipp mal.“

Guy schloß sekundenlang die Augen. Seine kalte Hand krampfte sich zur Faust zusammen. Er wollte nicht denken — jetzt nicht — nicht vor sich zu entscheiden suchen, ob die Frauen aus komödiantenhafter Eitelkeit unechte Steine zu echten Brillanten hinaufzuprahlen versuchten oder ob dieser Schmuck wirklich echt. — Dieser Schmuck, den ein „entfernter Onkel“ zu Philipps Taufe geschenkt hatte und den Philipp einmal erben sollte.

„Ich würde schmucklose Einfachheit in jedem Fall vorziehen,“ sprach er heiser.

„Aha,“ dachte Martina, „in den Philisterkreisen der Baumeisters ziehen sich gewiß die Bräute wie Nonnen an und Guy denkt, das sei Mode so. Nun, ich werde ihm schon allmählich beibringen, was in der großen Welt für'n Ton ist. In allen französischen Dramen sind die Bräute elegant gekleidet.“

Für heute beschloß sie, sich nicht darüber zu streiten. Guy war so kolossal nobel gewesen, teils mit Geschenken, teils mit dem Ausstenerversprechen, daß es ihr zu undankbar vorgekommen wäre, ihn zu ärgern.

Wegen ihrer Selbstbezwingung bewunderte Martina sich innerlich sehr. Und auch die Mutter, welche wohl ahnte, was ihre Tochter dachte, streichelte ihr lobend die Wange.

Unterdessen war der Kellner mit einem Jungen gekommen; sie brachten Platten und Körbe mit.

Als Kalkowski die Austern sah, nickte er zufrieden.

„Zu Tische Kinder, zu Tische,“ rief er.

Bald saß man zu sechsen um die hübsche kleine Tafel, die jetzt in die Mitte unter das Gaslicht getragen war.

Die Unterhaltung war sehr lebhaft, trotzdem sowohl Kalkowski als auch Guy sehr schweigsam blieben.

Kalkowski war im Leben immer ein trockener Gesell. Er sprach meist nur, wenn er mußte oder wenn ein besonderes Vorkommnis ihn animierte. Das kannten alle an ihm. Und Guys Schweigen fiel vorerst noch nicht auf, weil Martina fortwährend sprach und Dobert mit Neckereien überschüttete. Sie sagte nichts Geistreiches und hatte auch garkeine originellen Einfälle. Aber die Art, wie sie alte Redensarten vorbrachte, war drollig. Ihre Heiterkeit war echt und darum ansteckend. Man merkte es ihr immer an: sie freute sich des Lebens und fühlte ihr eignes Dasein als etwas Wichtiges.

Dobert benahm sich tadellos. Seine Erscheinung hätte überhaupt als angenehm und auch als vornehm gelten können, wenn das bartlose Römergesicht nicht eine gar so sehr, sei es von Schminke, sei es vom Leben oder von beiden zerknitterte Haut gehabt haben würde.

Sein Ton war gegen die Damen wohl vertraut, aber der eines Kavaliers.

Philipp fühlte sich glücklich. Einen solchen netten Weihnachtsabend hatte er noch nie mit den Seinen verlebt. Man merkte doch auch einmal, daß man eine Familie hatte. „Der Hinzutritt eines neuen Elementes wirkt oft so erziehend,“ dachte er dankbar. „Komm Guy, du sollst leben, das Brautpaar soll leben!“ rief Philipp.

Man stieß miteinander an.

„Ist dir nicht wohl?“ fragte er und sah voll Schreck in Guys Gesicht, das bleich und unfroh, nicht mehr dasselbe von vorher schien.

„Ich bin etwas nervös,“ sagte Guy und vermied Philipps Blick.

„Sie überarbeiten sich, nach allem, was ich höre,“ bemerkte Dobert teilnehmend. „Ein geistvoller Schriftsteller sagt einmal: „Während eines Klimawechsels und während eines Brautstandes soll man nicht arbeiten.“

Martina, die noch bei ihrer Mutter stand, mit der sie angestoßen, flüsterte:

„Was hat er nur? Ob Papa wohl irgend eine dumme Redensart gemacht hat? Ich sagte es ja gleich — wir hätten Papa ruhig zu Schulzens gehen lassen sollen!“

„Ach was,“ flüsterte Frau Kalkowski zurück, „das sind Launen. Alle Männer haben Launen. Daraus muß man sich

nichts machen. Ignoriren, mein Kind, ignorieren."

„Die Damen flüstern," sagte Dobert, „das halte ich nicht für erlaubt. Wir beanspruchen es heute abend als unser festliches Recht, ihre Unterhaltung uneingeschränkt zu genießen."

„Dobertchen, was Schlechtes von Ihnen haben wir nicht gesprochen. Ehrenwort. Prost Doberichen — Sie soll'n leben," rief Martina, trank ihm zu und setzte sich wieder neben Guy.

Der Nachtisch war aufgetragen. Martina aß mit Philipp ein Vielliebchen. Dobert erzählte dem befriedigt aufhorchenden Kalkowski von einer unerhörten Niederlage, die sich der große Rivale Kalkowskis verbürgten Gerüchten zufolge bei seinem neulichen Gastspiel in Posen geholt haben sollte. Guy schälte seiner Schwiegermutter auf deren Wunsch eine Apfelsine.

Da schrillte plötzlich die elektrische Glocke. Alle sahen sich erstaunt an. Der Kellner konnte es nicht sein, dem hatte man zum bequemen Verkehr den Schnepper zur Thür ausgeliefert.

Durch Guys Hirn zuckte ein wahnsinniger, ein ganz unglaublicher Gedanke: wenn das Charlotte Baumeister wäre?

Philipp stand auf. Ein erwartungsvolles Schweigen lagerte sich über den Kreis.

Man hörte Philipp erstaunt „Ach" rufen, dann wurde die Thür aufgerissen.

Herr und Frau Schulz-Weiler standen triumphierend auf der Schwelle.

„Nee — sowas!" rief Kalkowski und sprang auf. „Nee, das ist zu und zu nett! Nu wird's aber fidel."

„Guten Abend allerseits, und nichts für ungut," sagte Herr Schulz-Weiler, mit Cylinder und Stock in der Hand näher tretend.

Seine Gattin hatte draußen sogleich ihren Abendmantel an den Nagel gehängt und folgte ihrem Mann. Pralle, blanke rotbraune Seide umspannte ihren Oberkörper und ging in rauschenden Falten als Schleppkleid von ihrem Gürtel niederwärts.

„Na nun, Schulz! Wo kommst denn du mit deiner Jette sozusagen noch bei nachtschlafender Zeit her? Da kann man mal wirklich mit'n Sprüchwort sagen: Je später der Abend, je schöner die Leute," rief Kalkowski.

„Ja siehste, Martin, das jung so zu: Jette, sag ik, das will und will mir nich in meinen Kopp, daß wir sollen unsern heiligen Abend nich in jewohnter Weise verbringen. Daß die Kalkowskis wegen das Brautpaar diesmal was Apartes machen müssen, das versteht sich. Anderseits hält Herr Philipp auf Etikette, und darum kann er uns nich einladen, denn wir haben keine Visiten gewechselt. Aber was mein'ste, Jette, sag ich, wir sind die Älteren, wir haben das Vorrecht und können mal einen jüngeren Jastjeber vis à vis mit die Etikette brechen, so was Schönes es sonst da drum is. Denn, sag ich zu Jette, wie ich unsern ollen Martin kenne, bangt er sich nach dir und nach mir. So'n großen Künstler er auch is: dadrin is er 'n Kind: seine Jewohnheit muß er haben. Das is nu mal, wie Schiller sagt, seine Amme. Na, und da sind wir denn in einer ersten Jüte nach Berlin W jejondelt."

Alle waren eine Minute lang in dem Verdacht befangen gewesen, daß eine Verabredung zwischen Kalkowski und seinen Freunden bestehe.

Aber man sah so deutlich: Kalkowski war froh überrascht und Schulz-Weilers glaubten alle Anwesenden froh zu überraschen.

Obgleich das Fest in erster Linie von Guy gegeben wurde, durfte Philipp sich doch hier als Hausherr nicht unfreundlich zeigen. In ihm schwieg jedes Gefühl vor dem einen: dies waren Leute, die vertrauensvoll seine Schwelle überschritten hatten.

Beflissen holte er zwei Stühle herbei und beklagte, daß die Herrschaften ein wenig Geduld mit dem Nachservieren haben müßten.

„Wir kommen jejessen," sagte Frau Schulz-Weiler, „und für alle Fälle haben wir auch noch etwas zu trinken mitgebracht. Nee, nassauern wollten wir nich. Das ist nich Mode bei Schulz-Weilers. Mein Guido hat'n kleinen Korb mit Sekt mitjebracht — Pommery."

„Schulz — du bist'n jeniales olles Haus!" rief Kalkowski.

Der Korb mit sechs Flaschen Pommery wurde hereingeholt.

Alle wurden plötzlich übermütig. Das Gemisch von Unverfrorenheit und Herzensgüte, welches das ganze Gebahren der Schulz-Weilers kennzeichnete, wirkte unwiderstehlich.

Es schlug jeden Ernst und jede Etikette nieder.

Martina hatte einige Augenblicke lang Guy beobachtet.

Er hatte so seltsam starr dreingesehen. Und dann auf einmal war es wie ein Lächeln über sein Gesicht gegangen, als er Frau Schulz-Weiler im wohlhabenden Seidenkleid und Herrn Schulz mit dem Cylinder und Stock sah. Gottlob... Guy hatte also sein Vorurteil gegen diese Leute wenigstens soweit abgelegt, daß ihr Erscheinen ihn nicht ärgerte. So konnte man also lustig sein.

Ja, Guy hatte gelächelt. Ueber sich und über den tollen, angstvollen Einfall, daß Charlotte Baumeister hier eintreten könne.

„Is das hier schön," sagte Herr Schulz-Weiler von seinem Stuhle aus den Raum ansehend, „so echt künstlerisch. Das muß ich nun sagen: da hab ich 'ne jewisse Schwäche für und auch Verständnis. In Berlin bild't man doch seinen Jeschmack ungeheuer. Jette, sieh dir das bloß mal an: das Arrangement da an de Wand, das sind orientalische Sachen. Und sag'n Sie mal, Herr Kalkowski, was ist denn das für'n pompöses Frauenzimmer, in de rotsamtne renassangs Tracht?"

Philipp sagte, daß es die Frau des Bankiers Sonnenheim sei, welche die Gefälligkeit gehabt habe, ihm zu sitzen und zwar in einem Kostüm, das sie bei den lebenden Bildern im vorigen Jahr getragen.

„Von den reichen Sonnenheim? Da sind Sie jut Freund mit?" fragte Herr Schulz-Weiler andächtig. „Und das waren woll die lebenden Bilder, wo man zwanzig Mark Entree in'n Opernhaus bezahlte — untern Protektorat von der Kaiserin Friedrich?"

„Allerdings."

„Alte," sagte Schulz-Weiler ganz hingenommen von soviel Glanz und Reichtum, mit dem er sich durch Philipp sozusagen in Berührung kommen fühlte, „was meinste, wenn Herr Kalkowski dein Jesicht auch so auf'ne Leinwand mit soldenen Rahmen festkriegte? Nee, 'n ernstes Wort, Herr Kalkowski — Preise wie Sonnenheim und so'ne Leute kann ich nich bezahlen. Aber wenn Sie'n Amateurpreis nehmen wollen, ich will mal so sagen 'n 500 Märker könnt' ich dran wenden, wollen Sie mir denn meine Olle abkonterfeien? Das Jeld is nich groß. Dafür haben Sie aber 'ne schöne Frau zu portraitieren."

Aus unserer Studienmappe:

Bleistiftskizze von Werner Schuch.

„Aber Guido," protestierte sie.

„Na und ob Philipp das thut!" rief der Komiker.

Und Philipp war nicht in der Lage, eine Einnahme von 500 Mark auszuschlagen. Er sagte zu.

„Du ziehst dein grünes Kleid an und nimmst deinen Pelzmantel malerisch um die Schultern," sagte Schulz-Weiler.

„Ich werde Ihrer Frau eine große Toilette leihen," sprach Frau Kalkowski.

„Ich würde die Heimatstracht der Gnädigen vorschlagen," äußerte Dobert.

Frau Schulz-Weiler war aus Lübbenau am Spreewald.

„Lieber gleich als Vestalin," schrie Kalkowski. Alle lachten.

Philipp hatte keine acht Sektgläser. Man trank aus den Rhein- und Rotweingläsern. Man wurde immer fideler.

Und Guy saß zwischen den anderen, mit erzwungenem Lachen und gedankenlos gesprochenen Worten auf den Lippen.

Am allerlustigsten war Martina. Ein Vollgefühl von Glück strömte ihr reich und kaum zu bändigen durch die Adern. Der heutige Abend hatte ihr soviel Schönes und Erwünschtes gebracht, das nebenbei auch noch zum Beweise der großen Liebe ihres Verlobten ward.

Wer so großmütig schenkt und vertraut, den hat man völlig in der Hand. Ein köstliches Gefühl von Überlegenheit hob Martinas ganzes Wesen. Es war eine königliche Empfindung, einen Mann sich so ganz zu eigen zu wissen.

Doch genoß Martina dieses Wohlbehagen halb unbewußt. Für sie war das: lieben und geliebt werden. Eine andere Form für Liebesempfindungen hätte sie sich nicht denken können, als die prickelnden Aufregungen der ausgetauschten Zärtlichkeiten und die steie Großmut des verliebten Mannes, der der Geliebte mit seiner Fürsorge das Leben so glänzend wie möglich machte.

Sie lachte und sprach am meisten und lachte auch mit vollem Verständnis und völlig unbefangen über eine recht saftige Geschichte, die Schulz-Weiler zum besten gab.

Philipp unterhielt fort und fort Guy. Er holte mühsam allerlei Gesprächsstoffe herbei und spann sie endlos aus. Er wollte seinen Schwager beschäftigen und selbst beschäftigt sein.

Und Guy ging auch, ebenso mühsam, darauf ein. Sie vermieden es sich anzusehen.

Aber einmal trafen sich doch ihre Blicke, und da verstanden sie voneinander, daß sie litten.

Als es zwei Uhr nachts war, fiel Frau Kalkowski ein, daß sie morgen eine anstrengende Rolle habe und durchaus nun zu Haus und ins Bett müsse.

Man brach auf. Lärmend und lachend ging die Gesellschaft treppab und über den Hof, durchs Vorderhaus auf die Straße. Die beiden Kalkowskischen Damen wurden in die erste Droschke gepackt, die man traf, Kalkowski setzte sich mit Schulz-Weilers und Dobert in eine andere, um noch ins Café Bauer zu fahren.

Und da stand denn Guy allein auf dem Fahrdamm der Potsdamerstraße.

Langsam ging er heim. Er wohnte in der Steinmetzstraße.

Die Winternacht war ruhig und frisch, es mochten höchstens zwei Grad Kälte sein. Auf den Fahrdämmen und Bürgersteigen keine Spur von Feuchtigkeit. Hellgrau zog sich das Band der Straße zwischen den toten stummen Häusermauern hin. Es war sehr still, selten nur, daß ein paar Menschen noch vorbeigingen.

Guy sehnte sich aber nach einer anderen Stille, nach einer großen, weiten, freien Einsamkeit, einem schneebedeckten Gefilde, auf das vom blauschwarzen Himmel Sterne herniederflimmern.

Diese Stille, diese Einsamkeit in den ausgestorbenen nächtlichen Straßen war die eines Gefängnishofes, nicht die erlösende der Natur. Es fiel Guy gar nicht ein, daß auch über der Stadt sich ein Himmel spannte und daß droben an ihren Plätzen zitternd und funkelnd, zahllose Sterne blinkten. Er sah gar nicht empor.

Gesenkten Hauptes, beleidigt durch das helle Licht der Straßenlaternen, die so zwecklos dazustehen schienen wie brennende Kerzen in einem unbewohnten Haus, ging er weiter.

In seiner Wohnung war es kalt, und von einer Laterne, die just vorm Hause brannte, fiel ein blanker, kalter Schein herein, der die Stube in der Nähe des Fensters etwas erhellte. Guy machte kein Licht, sondern ging bei dieser dürftigen Helle schnell ins Bett.

Er war nicht müde; er erwartete keinen Schlaf und wollte auch gar nicht schlafen.

Er wollte denken! Endlich einmal über alles nachdenken, was sich seit seiner Ver-

lobung ereignet und was er heute abend gehört hatte.

Er zitterte vor nervöser Kälte und zog die Bettdecke fest um sich.

Er schloß die Augen. Ihm war, als zerstrene die blasse Helligkeit im Zimmer ihn noch. Daß er das Rouleau herablassen könne, vergaß er.

Seine Gedanken wollten sich nicht recht zusammenfassen lassen. Ein dumpfes Gefühl von allgemeinem Unglück drückte ihn und mit Mühe nur begann er sich, in pedantischer Reihenfolge, alle Tage vorzustellen, die er mit Martina verlebt.

Und er fand in seinem Gedächtnis für jeden einzelnen die Spur irgend eines Wories von Martina, das sein Gefühl, seinen Geschmack, seine ethischen Anschauungen, seinen gesellschaftlichen Takt schwer verletzt oder zum mindesten befremdet hatte.

Er mußte sich sagen nnd sagte es sich auch, daß an ihr vieles, ja alles ganz, ganz anders sei, als er es sich früher an dem Mädchen ausgemalt, das er einmal zur Gattin erwählen werde.

Er hatte sich für das Weib seiner Wahl eine andere Erziehung, anderen Familienanhang, eine andere Art ausgedacht gehabt.

Schonungslos gestand er es sich ein: Martina war von einer roheren Art! Und zugleich auch von einer sehr kräftigen. Es war gar nichts Schwankendes, Unsicheres, Gärendes in ihr, sondern sie war ihrer selbst sehr sicher, mit sich vollkommen zufrieden und völlig ahnungslos, daß es eine feinere, edlere Art von Weiblichkeit geben könne.

Guy drückte seine Stirne fester in das Kopfkissen hinein.

Er atmete schwer.

Die Frage erstand riesengroß vor ihm: Kann ich mit diesem Wesen ein wahres Glück erhoffen?

Tief in seinem Innern mahnte eine Stimme: Nie, niemals!

Und dann blitzte der Gedanke auf: So müßte ich sie aufgeben!

Sein Herz begann rasend zu klopfen, in seinem Kopfe brauste es von dröhnenden Geräuschen. Eine unsägliche Erregung machte ihn fast besinnungslos.

Und dann kamen mit unheimlicher Schnelligkeit allerlei Mitleidsgedanken. Ganz unlogisch kam ihm Martina wie eine Angeklagte vor, der er zu hart begegnete.

Was konnte sie dafür, daß sie zwischen diesen Eltern erzogen war; eine rohe Mutter kann die Seele der Tochter nicht meistern, daß ein feines, zartbesaitetes Instrument daraus werde. Wie konnte Martina wissen, daß es eine vornehme Art der Auffassung für allerlei Lebensfragen gäbe, wenn sie immer nur diese eine, häßlich gefärbte kennen gelernt hatte? Wie konnte Martina vor frivolen zweideutigen Gesprächen erschrecken, wenn sie seit Jahren dieselben als etwas Erlaubtes und Alltägliches gehört hatte?

Ganz gewiß, ein Wesen von Martinas Intelligenz und mit ihrem Instinkt für Schönheit und Eleganz, braucht man nur in einen anderen Nährboden zu pflanzen, nnd die andere Nahrung würde auch andere Früchte zeitigen.

Förmlich peinlich eifrig suchte Guy alle Beweise ihrer Bildsamkeit hervor: wie schnell hatte sich Martinas Geschmack z. B. in Bezug auf eine Wohnungseinrichtung geklärt; wie liebevoll nachgiebig hatte sie sich gleich auf seine Seite gestellt, als ihn das Engagement seiner Schwiegermutter an einer Hamburger Bühne erschreckte!

Und sie liebte ihn! Liebte ihn mit rasender Glut!

Hatte sie ihn nicht den vielen Bewerbern vorgezogen, die sie umschwärmten? Er dachte an die drei oder vier Männer, von deren Absichten auf Martina sowohl sie selbst als auch die Mutter ihm wiederholt erzählt. Martina hätte so viel, viel bessere Partien machen können, als gerade ihn, dessen ganze Zukunft auf seinem Talent beruhte.

Liebe aber ist die beste Lehrmeisterin und die beste Schülerin.

Wenn er aufrichtiger und schonungsloser als bisher Martina darauf aufmerksam machte, sobald ihre Reden und Ansichten ihm nnvornehm erschienen?

Das war gewiß seine Pflicht, ihr selbst gegenüber nicht zum wenigstens.

Er nahm sich vor, das fortan zu thun. Aber da kam wieder ein mahnender Gedanke, klopfte an sein Herz und fragte:

„Ist Martina denn auch noch jung genug, um sich zu ändern?“

Man pfropft erfolgreich nur auf junge Bäume.

Man verpflanzt nur kleine Stämme mit dünnen Wurzeln.

Wird das Experiment gemacht, einen schon gekräftigten Baum zu verpflanzen, so gibt man seinen verzweigten Wurzeln das Stück Erdreich mit, aus dem sie Nahrung sogen.

Das Herzklopfen, das sich unter all den entschuldigenden Gedanken geebnet hatte, setzte von neuem ein. Guy führte die geballte Linke an seinen Mund und preßte sie gegen die Lippen.

„Laß sie!" mahnte sein Verstand. „Laß ab von ihr."

Alles, was Charlotte ihm gesagt, fiel ihm Wort für Wort wieder ein. Und diese Erinnerung hetzte ein neues Gefühl in ihm auf. Charlotte und Baumeister waren gewiß nicht die Menschen, einem Todwunden, Enttäuschten mit philisterhafter Genugthuung zu sagen: Das haben wir uns gedacht! Es konnte gar nicht anders kommen! Gottlob, daß du wieder frei bist.

Nein, sie würden mit Schweigen und voll Schonung über diese Episode seines Lebens hinwegsehen.

Und dennoch — dennoch bäumte sich seine ganze Männlichkeit auf und wand sich und ward zum alten, wilden Knabentrotz.

Ihm schien der Kampf mit einer unsicheren Zukunft leichter, als das augenblickliche Eingeständnis: Ich habe mich in meiner Wahl geirrt.

Mit welchen hohen, stolzen Worten hatte er sie verteidigt gehabt! Wie lachend oder wie erzürnt alle Einwände Charlottens zurückgewiesen!

Und *mußte* denn seine Wahl übereilt sein, die Ehe unglücklich werden? Wie oft hatte er von Ehen gehört, bei derem Schluß alle Verhältnisse glatt und vertrauenerweckend gewesen und die sich dann doch elend gestalteten! Konnte es bei ihm nicht gerade umgekehrt sein? Mit allerlei Sorgen und Bedenken, aber doch wachsam, nicht von Liebe blind, ging er in die Ehe. Konnte nicht gerade darum etwas Gutes daraus werden?

Er litt unaussprechlich.

Es war ihm, als stehe Martina an seinem Bett, über ihn gebeugt und bereit, sich in seine Arme zu werfen.

Ihre glanzvollen, leidenschaftlichen Blicke sah er brennend auf sich gerichtet.

Und dann war ihm, als fühle er, wie sie zitterte und erbebte und sich fester an ihn drängte, wenn seine Arme sie umschlossen.

Wie bangte er voll Verlangen dem Tage entgegen, wo er dieses heißblütige Geschöpf ganz besitzen sollte! Welche Wonnen hatte seine Phantasie sich schon ausgemalt!

Ganz gewiß — sein Verstand warnte ihn. Er war nicht blind. Er sah die Fehler der Geliebten.

Aber gibt es denn einen Menschen ohne solche? Wer wußte, welche anders gearteten er bei einer jungen, sorgsam behüteten jungen Dame mit kinderreiner Phantasie und völliger Lebensunerfahrenheit gefunden hätte? Kämpfe gibt es immer und muß es immer geben, wenn zwei verschieden erzogene und verschieden geartete Individualitäten sich zusammenthun zu dem engsten Bund, der einen Menschen mit dem anderen verbindet.

Und eines blieb so unbestreitbar als trostreich: Martina war frei von jeder Schuld. Nicht einmal aus ihrem Wesen durfte ein Mensch ihr gerechterweise einen Vorwurf machen.

An diesem Punkt seiner Erkenntnisse angelangt, empfand Guy einen neuen Schreck. War das wahrhaftig trostreich, daß man Martina aus ihrem Wesen keinen Vorwurf machen durfte?

Man durfte, es nicht. Das war nur gerecht gegen Martina. Aber das man es nicht *konnte*, bewies doch, daß es sich nicht um Erscheinungen handelte, die einer Veränderung unterworfen waren, sondern *um eine Art!*

Guy begriff, daß alle Erwägungen unnütz waren, ob Martina sich ummodeln lassen werde. Er begriff, daß er sich vielmehr klipp und klar die Frage stellen mußte:

Paßt ihre Art zu meiner Art?!

Mit all seinen Instinkten wehrte er sich, diese Frage zu beantworten.

Der Mann in ihm, der das Gefühl hatte, als wolle eine außer ihm stehende Macht ihm das Mädchen rauben, nach dessen Besitz er mit allen Sinnen begehrte, rettete sich auf das Gebiet des Unerklärlichen.

Das sind die Rätsel, die tausend Männer an sich erleben, sagte er sich.

Das sind geheimnisvolle Dinge. Die Natur hat übermächtig gesprochen. Sie schreit in mir gerade nach diesem Weibe.

Der Abenteurer. Nach dem
(Photographieverlag der Photog

Gemälde von Arnold Böcklin.
graphiſchen Union in München.)

Das sind großwaltende Kräfte um wichtiger Zwecke willen.

Ich bin verliebt, rasend verliebt. Ich kann nicht anders. Ich muß sie haben. Ich werde glücklich sein.

— — — — — — — — — — —

Von dieser Nacht voll Kampf und Selbstprüfung an ward Guy in mancher Hinsicht ein anderer.

Er glich einem Krieger, der seine Waffen der Wachsamkeit erst einmal beiseite gelegt hat, weil er sicher ist, daß es erst später zum Kampf kommen kann.

Alle Zweifel waren geschwunden, in denen er sich einige Wochen lang wohl hier und da gesagt: Eine Verlobungszeit ist schließlich eine Zeit der gegenseitigen Prüfung; wir können beide noch zurück, wenn wir erkennen, daß wir nicht zu einander passen. Er wußte nun ganz genau, daß er nicht mehr zurück wolle und könne.

Der natürliche Egoismus regte sich. Dies war vor allem die Zeit im Leben, die zum lachenden Glück bestimmt schien. Also warum fort und fort an sich und Martina das Unrecht begehen, durch ängstliche Beobachtung und Abwägung ihrer Worte und ihres Benehmens sich die süßen Stunden des Beisammenseins zu stören?

Er gewöhnte sich daran, zu kleinen Taktlosigkeiten zu lächeln, wie zu originellen Späßen ohne Bedeutung.

Aber andererseits blieb er auch seinem Vorsatz treu, Martina erziehen zu wollen. Und bei Vorkommnissen, die ihn wirklich verletzten, verwies er ihr scharf das Rohe davon. Erst wunderte Martina sich nicht wenig, daß Guy überhaupt an seiner geliebten Nini, an einem so außerordentlichen Menschenkind, als welches sie sich betrachtete, etwas auszusetzen habe. Aber sie verteidigte sich scharf. Und sie stritten sich heftig.

Martinas Mutter gab ihrer Tochter einen klugen Rat:

„Das Streiten ist nicht gefährlich, mein Kind," sagte sie in ihrem ruhevollsten Ton, „im Gegenteil, es bringt den Reiz der Versöhnung mit sich. Aber du darfst, solange du Braut bist, nicht Recht behalten wollen. Die Männer haben meist ein kindisches Vergnügen daran, wenn sie nach eintgem Kampf ihren Kopf durchsetzen. Das Petruchiogefühl ist ihnen ein berauschendes und erhöht ihre Liebe. Ich weiß gar nicht, warum Shakespeare nicht noch einen zweiten Teil von der bezähmten Widerspenstigen geschrieben hat. In demselben hätte Kätchen den Petruchio in der Tasche. Das kannst du mir glauben."

Das merkte sich Martina. Als der nächste Streit zwischen ihr und Guy losbrach, schien sie sich nach harten Kämpfen seiner Meinung zu fügen.

Guy war entzückt, schwelgte im Herrengefühl und verdoppelte seine Zärtlichkeit und Nachsicht gegen Martina. Einem holden Weib, das eine starke eigne Persönlichkeit niederzwingt aus Liebe und Respekt vor dem Manne, dem muß man zart beweisen, daß zu anderen Stunden und in anderen Dingen *sie* die teure Herrin ist.

So ward auch das gelegentliche Streiten eine Quelle glücklicher Sensationen, und Guy gewöhnte sich an diese Wortgefechte.

Die Zeit der Hochzeit rückte heran. Sie sollte sehr vornehm, und wie die Kalkowskischen Damen fürchteten, etwas langweilig gefeiert werden und nur im engsten Kreis.

Baumeisters sollten kommen und Guys bester Freund Robert Pehrbrand mit seiner jungen Frau Anne Marie. Aus Berlin dachte man Guys beide Chefs mit ihren Damen und von den Bekannten Kalkowskis nur Dobert zu laden. Ein elegantes Diner im Kaiserhof sollte diese Gesellschaft nach der Trauung vereinen.

Aber ehe noch die Einladungen verschickt waren, brachte Guy aus Hamburg, wohin er wieder einmal gefahren war, ernste Nachricht mit.

Charlotte Baumeister war genötigt gewesen, nach Holland zu reisen. Baumeisters Schwager, der Oberingenieur te Gempt, war gestorben. Die nächste Pflicht Charlottens war, jetzt nicht mit Guy ein Fest zu feiern, sondern der Waise beizustehen.

Guy erzählte seiner Braut, daß die Schwester Herrn Baumeisters schon lange tot sei. Die Dame hatte die Anlagen zur Tuberkulose von Baumeisters Mutter geerbt gehabt. Der Oberingenieur te Gempt war in hochbesoldeter Stellung bei den Kanalbauten des holländischen Staats thätig gewesen. Das große Vermögen seiner Frau hatte er, für seine Unternehmungen eignen Kapitals nicht bedürftig, immer in der Firma Konrad Peter Baumeister gelassen, zufrieden

pünktlich vierteljährlich 12 000 Mark Zinsen zu bekommen.

Martina hörte gelangweilt zu. Bei diesem Punkte der Erzählung meinte sie jedoch:

„O, das wäre nicht mein Fall. Erbte ich Geld, wollte ich's auch selbst ganz in Händen haben."

Als die Frau te Gempt, geborene Baumeister, starb, blieb es beim alten, obgleich nun das Vermögen der Tochter Salvatrix gehörte.

Salvatrix würde nun wohl ganz in das Baumeistersche Haus übersiedeln, meinte Guy. Und das sei ihm lieb, denn da habe Martina in Hamburg gleich zwei Gefährtinnen: Salvatrix und Anne-Marie Pehrbrand.

Aber nicht allein Baumeisters waren verhindert zu kommen. Auch das Pehrbrandsche junge Ehepaar war gerade zu sehr mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt: Anne Marie erwartete ihr erstes Kindchen, und man konnte Robert nicht zumuten, zu solchen Zeiten sein Franchen zu verlassen. So schien es richtiger, ihn gar nicht erst durch eine Einladung in Konflikt zu bringen.

Martina war erst etwas enttäuscht. Sie hatte gerade den Hamburgern zeigen wollen, was man in Berlin für seine Hochzeiten machen konnte.

Aber bald sah sie, mit der ihr eignen Lebendigkeit die ganze Sache von einem anderen Standpunkt an.

„Ein Diner im Kaiserhof ist dann unnötig. Wir finden was ebenso Nettes und Billigeres. Ein Traiteur könnte bei Philipp im Atelier ein Diner serviren. Damals, Weihnachten war's so nett, weißt du noch? Und wenn die Hamburger nicht kommen, können auch Schulz-Weilers eingeladen werden. Denk dir, schenken thun sie uns doch was. Papa sagt es. Und das weiße Moiree antique lasse ich am Ende sein. Schließlich ist es sehr teuer, und wenn man's nachher mal anzieht, sieht jeder, daß es ein Brautkleid war. Für das Geld lege ich mir lieber einen hellgelben Damast hin. Und dann nehme ich ein weißes, kurzes Alpakkakleid, promenadenmäßig gemacht. Dann hab' ich gleich noch ein Sommerkleid mehr dadurch."

„Dein Brautkleid willst du auf der Straße auftragen?" fragte Guy verdutzt. „Ich denke, das ist ein Gewand, welches man niemals wieder oder nur bei ganz feierlichen Anlässen anzieht."

Martina gab ihm einen zärtlichen Klaps auf die Wange.

„Das verstehst du nicht. Dergleichen muß ich als Dame besser wissen."

Ihre Sicherheit in ihren häufigen Berufungen auf ihr Urteil als „Dame" verwirrte ihn immer und machte ihn mißtrauisch gegen sich selbst. „Männer kennen sich schließlich in so vielen kleinen und großen Fragen weiblicher Angelegenheiten nicht aus," sagte er sich; „man macht sich von so vielen Dingen, die Frauen betreffen, ein ganz schiefes Bild."

Mit Erstaunen sah Philipp, wie Guy sich immer besser in den ganzen Kalkowskischen Ton hineinfand. An jenem Weihnachtsabend hatte Philipp eine große heimliche Angst in sich erwachen gefühlt, daß Guy noch zurücktreten könne. Er hatte ihm angesehen, wie er litt — und hatte selbst gelitten. Seine Schwester in guten, soliden Lebensumständen zu wissen, war für Philipp ein unendlich beruhigender Gedanke.

Wenn Guy sich nun nicht mehr, wie es anfangs und an jenem Weihnachtsabend ganz gewiß der Fall gewesen, durch die gelegentlichen Gemütsroheiten verletzt fühlte — desto besser. Entweder war er selbst nicht so empfindlich in diesen Dingen, wie Philipp ihn anfangs taxiert hatte, oder er hoffte auf später.

Hierüber zerbrach Philipp sich nicht weiter den Kopf. Ihm genügte die erfreuliche Thatsache, daß Guy nicht mehr unter Zweifeln zu leiden schien. Philipp kannte das Leben. Er sah oft die wunderlichsten Sachen: sah heißblütige Männer, denen in edelsten, tiefsten Frauenherzen Liebe erwuchs, sich platten und gemeinen Weibern zuwenden; sah bedeutende Männer, die in Kunst und Wissenschaft Erleuchtendes leisteten, sich von niedrig berechnenden Frauen auf das offenbarste dupieren. Er wußte längst: wo der Dämon Sinnlichkeit regierte, war es mit aller Ehre, allem Maß, allem Verstand und allem Gedeihen vorbei.

Er hatte auch oft, zu oft beobachtet, wie Verlobungen zustande kommen und aufrecht erhalten werden. Im Rausch einer aufwallenden Verliebtheit wird so ein Bund

beſchloſſen, nachher hält ihn Trotz und Konvenienz oder Gewohnheit oder ein Gemiſch von all dieſem zuſammen.

Und wie alle Menſchen, die viel ſehen und viel denken, war Philipp in dieſen Dingen ein wenig Philoſoph geworden. Für den Staat und für die Fortentwickelung der Menſchheit war es ein Glück, daß Ehen in blindem Ungefähr, ohne ſtrenge Selbſtprüfung geſchloſſen wurden. Wenn alle Männer und alle Frauen warten wollten, bis ſie gereift und klar, in voller Erkenntnis ihres Thuns und der Tragweite ihres Schrittes, eine Ehe eingingen, dann würden wohl die Heiraten ein ſeltenes Ereignis werden.

Das Leben war für niemanden ein Vergnügen, für Ehegatten ſchon gar nicht oder nur in ganz raren Fällen. Jedermann mußte zuſehen, wie er ſich ein bißchen Zufriedenheit aufbaute.

Und wie Menſchen, die vom Daſein irgend ein unerhörtes, völlig ausfüllendes Glück erwarten, ſehr wenig Gewicht auf äußere Verhältniſſe legen, ſo hielt umgekehrt Philipp, weil er an die Möglichkeit eines vollkommenen Glückes nicht glaubte, ſehr viel von der ausgleichenden Macht guter äußerer Verhältniſſe.

Und dieſe waren für Martinas und Guys Zukunft ſicher die beſten.

Ende Februar nahte heran. Einige Tage vor der Hochzeit erwiſchte Guy die Gelegenheit, Frau Kalkowski allein zu ſprechen.

„Darf ich um die Rechnungen bitten, Martinas perſönliche Ausſtattung betreffend?“ ſagte er.

„Sie wollen ſich ſelbſt dieſer Mühe unterziehen, lieber Guy?“ fragte ſie. „Martina hat die Rechnungen. Ich will ſie holen.“

„Aber nein,“ meinte Guy etwas befangen, denn er glaubte dieſe kleine und doch nötige Verhandlung ſei den Frauen peinlich, „nennen Sie mir nur die Summe, Mama, und ich händige ſie Ihnen ein.“

Frau Kalkowski erhob ihren ſonoren Alt.

„Nini!“ rief ſie.

Vom Berliner Zimmer her kam Martina nach vorn.“

„Guy will wiſſen, wieviel deine Wäſche und ſo weiter gekoſtet hat.“

„Aber Mama — das hätten doch wir beſſer zuſammen ....“

„Wieſo denn — du und Mama? Das iſt doch deine und meine Sache,“ ſagte Martina ohne jede Verlegenheit. „Setz dich mal erſt,“ befahl ſie und drückte ihn in einen Stuhl.

Sie ſetzte ſich auf Guys Schoß, faltete ihre Hände in ſeinen Nacken und ſagte ſchelmiſch: „Nun haſt du gleich Gelegenheit, eine Probe davon abzulegen, wie du als Hausvater künftighin dich beträgſt, ſobald die Finanzen aufs Tapet kommen! Es heißt immer, die meiſten Ehemänner ſind dann gräulich. Wirſt du auch ſo ſein?“

Guy lächelte.

„Na — das hängt davon ab ....“ meinte er.

„Von meiner Vernunft? O, ich werd' rieſig vernünftig und ſparſam ſein. Du weißt ja, ich bin's bloß beſcheiden gewöhnt. Aber ſo'ne Ausſteuer, wenn ſie ein bißchen anſtändig ſein und für viele Jahre vorhalten ſoll, koſtet doch viel Geld. Und du magſt doch alles um und an deiner Nini chic haben?“

Guy ward unruhig. Er fürchtete, eine unverſtändig hohe Summe zu hören, die vielleicht die kleinen Erſparniſſe ſeiner Berliner Jahre überſtieg. Seine Einrichtung in Hamburg hatte er ſchon von dem Kapital bezahlt, welches Charlotte Baumeiſter hergegeben.

„Nun heraus mit der Zahl!“ ermunterte er mit einem etwas künſtlichen Lächeln.

„Fünftauſend Meter,“ ſagte Martina und gab ihm einen Kuß hinterher.

Guy fühlte ſich erleichtert. Sein Geld reichte noch annähernd.

Vielleicht war es ſehr verſtändig von Martina, daß ſie ſich hier in Berlin, wo alles billiger war als in dem, London mit ſeinen Preiſen erreichenden Hamburg, auf Jahre hinaus mit Wäſche, Kleidern, Schuhen, Hüten, Mänteln verſehen hatte.

Und endlich war der große Tag da. Die Hochzeit gab Philipp ſeiner Schweſter. Man hatte faſt dreißig Perſonen geladen, unverheiratete Bekannte, Guys Kollegen und Kolleginnen Kalkowskis. Bei ſeinen, genau mit ſeinen Ausgaben in Einklang ſtehenden Einnahmen mußte Philipp dieſe Freigebigkeit entweder durch äußerſte Sparſamkeit einbringen, oder auf einen Bildverkauf in nächſter Zeit hoffen. Aber es hatte Philipps ganzem Gefühl widerſtrebt,

daß auch diese kleine Festlichkeit noch aus der Tasche des Bräutigams bezahlt werden sollte. Die Eltern konnten kein Fest geben. Philipp wußte wohl, die hatten nie Geld. Philipp war schon froh, wenn sie keine Schulden hatten.

Nach der standesamtlichen Verbindung fand eine Trauung in der Kirche statt, dann ein Diner in Philipps Atelier. Das junge Ehepaar blieb nachts in Berlin im Hôtel Continental und fuhr erst am nächsten oder übernächsten Tag nach Hamburg. Das Hôtel Continental hatte Martina sich hierfür gewünscht. Sie hatte ungemessene Vorstellungen von der Vornehmheit und Eleganz gerade dieses Hôtels und wollte „einmal" sehen, wie es ist, wenn man als grand seigneur auftritt.

Das Herz durchbebt von ernsten Gedanken und Vorsätzen, fuhr Guy dem Hause seiner Braut zu.

Er erinnerte sich heute gar nicht der qualvollen Stunden jener Weihnachtsnacht. Er dachte nur daran, daß dieses Mädchen bald sein, ganz sein werde; daß sie um ihn ihre Mutter verließ und in ganz neue Pflichten und Verhältnisse eintrat; daß ihr Leben fortan auf das seine gepflanzt sei. Er fühlte sich verantwortlich für sie und ihre ganze Zukunft. Ihm war, als hinge es nur von ihm ab, ihr Glück zu geben und selber glücklich zu werden.

Sein ganzes Wesen war durchglüht von einem heiligen Ernst. Er gelobte sich heiß, daß er Martinas Vertrauen nie täuschen wolle, daß sie allezeit in ihm einen Halt, den besten Freund, den treuesten Berater, den nachsichtigsten Erzieher, den leidenschaftlich Liebenden finden solle.

Und bevor sie zusammen an den Altar traten, wollte er ihr es noch einmal geloben, mit Küssen und Flüsterworten.

Ihm war, als solle er in eine Kirche eintreten, als er die Thür zu dem Vorderzimmer öffnete, wo er die Geliebte im Schleier und Kranz zu finden dachte, bebend seiner harrend, gleich ihm erfüllt von andächtigem Liebesernst.

Lachen scholl ihm entgegen. Das erste, was er sah, war die Greßmann, die hinter der vor dem Spiegel sitzenden Martina stand und ihr den Kranz noch fester steckte.

Im ganzen Zimmer, auf Stühlen und Tischen waren Gegenstände verstreut, die verrieten, daß Martina hier heute ihre Toilette gemacht.

„Herrjes, schon der Herr Bräutjam," schrie die Greßmann auf.

Martina duckte sich unter den Händen der Greßmann und entschlüpfte ihr. Mit einem Freudenruf warf sie sich an Guys Brust. Dann sagte sie:

„Wie's hier aussieht, mußt du schon entschuldigen. Aber bei dem scheußlichen Wetter war in meiner Stube gar kein Licht. Außerdem ist hier der große Spiegel. Na und heut kam es doch *sehr* darauf an, daß dein Ninichen schön aussieht. Die Kirche ist natürlich bombenvoll. Du kommst aber riesig früh! Ich glaub', die Mama ist noch nicht fertig."

„Na, was sag'n Sie denn, Herr Architekt, zu unser Ninichen?" fragte die Greßmann.

Martina trat mit ausgebreiteten Armen einige Schritte zurück, um sich bewundern zu lassen.

Sie trug ein weißes Straßenkleid von modernem Stoff. Der Schleier umrahmte ihr dunkles Gesicht sehr pikant, und auf dem braunen Haar gab der grüne Myrtenkranz einen eigenartigen Farbeneffekt. Sie sah sehr vorteilhaft aus.

Ihre Augen suchten Guys.

Mit flammenden Blicken sagte sie ihm stumm die leidenschaftlichsten Dinge.

Er atmete schwer, die Lippen wurden ihm trocken.

„Die letzte Braut, die ik anjezogen habe, det war die Schwester von Fiffi Mahler. Na, Herr Architekt, da hätt'n Se bloß bei sein soll'n. Dei war einfach zum Wälzen, wie die Mahlern sich uf dat Moralpredigen verlegte un die Schwester weise Lehren mitjab."

Guy schien es, als ob all sein schwerer Ernst, all seine heiligen Gedanken wie weggewaschen waren von der Tafel des Tagesprogramms.

All sein hoher Überschwang fiel in sich zusammen, aber ein brennendes Glück blieb.

„Willst du mir nicht auch die symbolischen Blumen ins Knopfloch thun?" fragte er und wollte nach dem Myrtensträußchen greifen, das auf dem Tisch zwischen einer Puderschachtel und losen Haarnadeln lag, um es Martina zu geben.

„Nee, nee," sagte die Greßmann, „det laß ik mir nich uehmen."

Aus unſerer Studienmappe:

Tigerkopf. Nach einer Ölſtudie von Julius Bergmann.

„Ich hab's ihr verſprechen müſſen," lachte Martina, „die Greßmann ſchwärmt dermaßen für dich, daß ſie ſich ausgebeten hat, dir den Bräutjamſtrauß ins Knopfloch ſtecken zu dürfen. Greßmann, ich könnte eiferſüchtig ſein."

„Ninichen. Sie machen mir ja janz ſchamvigelett," kicherte die Greßmann und ſteckte das Myrtenſträußchen am Aufſchlag von Guys Frack feſt.

Jetzt rauſchte es nebenan. Frau Kalkowski kam.

Gelber Brokat umwallte ſie in ſchweren Falten. Die Arme waren von Ballhandſchuhen bedeckt, die faſt bis an den kurzen Aermel reichten. Um den, ein wenig entblößten Hals trug Frau Kalkowsi ihre Brillanten und im ſchwarzen blanken Haar eine gelbe Straußfeder.

„Pompös!" ſchrie die Greßmann. „Jleich zu Hofe könnt'n Sie mit ziehen. Nee, wat Dobbert woll ſagt."

Frau Kalkowski hatte das ſtarke Gefühl, ſehr vornehm auszuſehn. Mit beſonderer Leutſeligkeit begrüßte ſie Guy.

Dann erſchien auch Kalkowski, mürriſch und mit einer weißen Krawatte in der Hand. Er nickte Guy nebenher zu.

„Die verfluchte Krawatte. Greßmann, ſehen Sie mal zu, ob Sie was mit ausrichten."

Die Greßmann befeſtigte ihm die Krawatte an dem Kragenknopf.

Auf der Straße standen schon die beiden Droschken vor der Thür. Martina bemerkte es, da sie eben danach ausschaute.

Und man fuhr davon, wie zu einem Ball, etwas gehetzt, aber sehr vergnügt. Im ersten Wagen Guy und Martina, im zweiten das Ehepaar Kalkowski mit der Greßmann, die doch in der Kirche unter den Zuschauern nicht fehlen durfte.

Auch im Wagen fand Guy nicht die große, weihevolle Stimmung wieder. Martina war so vergnügt und so zärtlich.

Schnell waren sie in der Kirche.

Anfangs konnte Guy zu keiner Sammlung kommen. Er sah ganz genau, daß die Damen der Hochzeitsgesellschaft dasselbe merkwürdige Bild der Verschiedenheit boten, wie die Braut und die Brautmutter: einige waren in hellen Straßenkleidern, andere in viel zu großen prachtvollen Roben. Ihm fiel ein, daß es bei der Hochzeit seines Freundes Robert Pehrbrand anders gewesen. Und auf einmal sah er die schlanke, junge Anne-Marie, im glanz- und schmucklosen Seidenkleid, mit verweintem Gesicht, viel häßlicher als sonst, vor dem Altar der Nikolaikirche in Hamburg stehen und sah all die Damen im Kreise. Nicht eine trug eine solche Schleppe wie Frau Kalkowski, nicht eine ein solches funkelndes Collier. Und es waren doch lauter Patrizier- und Millionärsfrauen. Dann schämte er sich, daß ihm seine Gedanken auf so fernliegende, äußerliche Dinge abzuschweifen vermochten.

Er zwang sich, dem Prediger zuzuhören.

Der sah einen Kreis von Menschen um sich versammelt, von denen er wohl nicht mit Unrecht vermutete, daß sie sonst keine Kirchenbesucher seien.

Und er ergriff die Gelegenheit, mit einem Weckruf an ihre Herzen zu pochen, er sprach warm und erwärmte.

Er entrollte ein erstaunlich zutreffendes Bild von der unvermeidlichen seelischen Zerfahrenheit, die das Schauspielerleben mit sich bringt und pries es als doppelt anerkennenswert, daß Menschen, die in diesem anstrengenden Beruf stünden, Elterntreue bewährt hätten und als Lohn dafür nun die Freude hatten, die Hand der sorgsam behüteten, der treugeliebten einzigen Tochter in die Hand eines Ehrenmannes legen zu können. Er leitete aus dieser Erscheinung, die er als Beispiel verwertete, die Lehren ab, daß in jedem Beruf das vornehmste und oberste Gebot für jeden Menschen sei, die Reichtümer der Seele zu mehren und allezeit über den weltlichen vergänglichen Eitelkeiten nicht das Unvergängliche zu vergessen. Nicht den Künstler allein müsse man weiterzubilden trachten, sondern auch vor allen Dingen den Menschen.

Guy, ohnehin nervös von den Erregungen des Tages, war ganz ergriffen. All die tiefen Gedanken und Gefühle von vorhin wachten stürmisch in ihm wieder auf und im Verein mit den schönen Worten des Predigers überwältigten sie ihn. Als nun gar der Pastor ähnliche Worte sagte, wie einst Charlotte zu ihm gesprochen, übermannte ihn die Rührung. Er weinte.

Martina ihrerseits hatte anfangs in guter Haltung vor dem Altar gestanden. Sie schlug die Augen nicht nieder, denn sie wußte, daß ihre Augenlider ihr Gesicht entstellten, aber sie blickte geradeaus auf den Altar und verharrte unbeweglich.

Die ganze Scene machte auf sie einen freudlosen, fast häßlichen Eindruck. Das fahle Mittagslicht des Regentages erhellte nur dürftig die altersgraue Kirche. Die Sandsteinsäulen schienen verwittert, die ganze Halle hatte so etwas Zerfallenes, Unfrisches Restaurationsbedürftiges, und wie schreiend bunt sich zwischen diesen grauen Säulen, vor diesen groben, verbrauchten Holzbänken im düsteren Licht die Toiletten ausnahmen! Die gelben, blauen, weißen Farbenflecke waren einfach häßlich. Und wie unvorteilhaft alle Damen aussahen!

Ob sie selbst auch wohl so unvorteilhaft wirkte? Man hätte eine Trauung bei Licht machen sollen. Dann sah Martina, mit welcher Aufmerksamkeit Guy horchte. Auch sie hörte zu.

Ah, das that wohl! Wie warm der Pastor von ihren Eltern sprach! Wie voll Respekt von der Erziehung, die sie der einzigen Tochter gegeben! Martina schwelgte in dem Gefühl, es hier sozusagen öffentlich bescheinigt zu hören, daß sie ein außerordentliches Wesen sei. Sie hörte hinter sich seufzen und leise weinen. Es war ihre Mama. Tiefe Rührung über sich und alles, was sie an Vorzügen dem geliebten Manne zubrachte, ergriff auch Martina, Rührung auch darüber, daß ihre Eltern vor all den lieben neiderfüllten Kollegen diese

schönen Worte hören durften. Und aus dieser Rührung erwuchs ein unbestimmtes, allgemeines Gefühl für die Ungewöhnlichkeit der Stunde, als deren Mittelpunkt Martina sich empfand. Sie hatte Guy sehr, sehr lieb und nahm sich vor, ihn recht glücklich zu machen. Ihre Thränen flossen. Es war doch eine eigenartige Sache, so vor dem Altar und gleichsam vor Gott zu stehen. Sie drückte ihr Spitzentaschentuch fest gegen die Augen.

Rings die Hochzeitsgesellschaft war nicht minder bewegt und aufmerksam.

Die viel mißhandelte Frau eines Kollegen von Kalkowski weinte still vor sich hin, in Erinnerung an den Tag, wo auch sie voll frohen Glaubens am Altar stand. Die Schulz-Weiler glaubte es ihrer Freundschaft für Kalkowskis schuldig zu sein, Ergriffenheit zu zeigen. Die Naive vom Südendtheater hatte ein weiches Gemüt, sehr viel Phantasie und eine unglückliche Liebe; da war es selbstverständlich, daß sie bei einer Trauung in Thränen zerfloß.

Rührung steckt ebenso an wie Lachen. Alle Damen weinten bald leise vor sich hin.

Unter den Herren war es Dobert, der am genauesten zuhörte und keinen Blick von dem Pastor ließ. Dobert sah sehr vornehm aus. Er trug einen koburgischen Orden, der Frack ließ seine herrliche Gestalt tadellos hervortreten. Seine Haltung war geradezu königlich, und er wußte, daß unter den nicht zur Hochzeitsgesellschaft gehörenden Zuschauern, die dunkel gedrängt in den Kirchenstühlen saßen, mehr wie eine Frau das bemerken würde.

Er erhaschte eine Gelegenheit, um seiner Freundin Asminda Kalkowski mit einem Blick zu sagen:

„Welcher Vortrag! Welches Mienenspiel!“ Einige andere Herren bewunderten daneben noch das Organ des Predigers, welches eine entfernte Ähnlichkeit mit dem berühmten Dobertschen hatte.

Die Predigt ging zu Ende. Der Pastor sprach den Segen über die Neuvermählten.

Und als dann mit brausendem Akkord die Orgel einsetzte und eine Fülle durcheinander wogender nnklarer Klänge durch den Kirchenraum schwellte, erwachte Guy aus seiner Entrücktheit und trocknete Martina ihre Thränen.

Beseligt sahen sie sich an. Sie waren endlich Mann und Frau.

V.

Charlotte Baumeister fuhr mit ihres Mannes Nichte, Salvatrix te Gempt, dem Norden zu. Beide Damen waren in tiefe Trauer gekleidet, die jüngere Dame trug wallende Kreppschleier.

Sie sahen beide abgespannt aus. Feiner Staub hatte über ihre schwarzen Kleider einen leisen grauen Schein gelegt. Sie waren die einzigen Insassen des Coupés.

Charlotte hatte gerade in der Mitte eines Doppelsitzes Platz genommen und ihren Hinterkopf an die rote Sammetpolsterung gelehnt. Über ihrem dunkelblonden Haar stand wie ein Trauerdiadem die schwarze Garnitur des Hutes. Auf ihren Knieen lag ein Buch, doch hatte sie auf den offenen Seiten die Hände gefaltet. Gedankenvoll sah sie hinaus.

Dicht am Fenster saß Salvatrix, aufrecht, die Hand in dem Gurt am Fensterrahmen.

Sie war neunzehn Jahre alt. Im Augenblick ließen die Erschlafftheit ihrer Züge und der düstere Krepp, der sie umgab, sie ein wenig älter aussehen.

Ihre Züge waren von vollendeter Schönheit. Sie hatte jenes feine, fast etwas scharfe, vornehme Profil, wie es Lenbach auf seinen Bildern bevorzugt: eine stolze, magere, gebogene Nase, zartes Oval der Wangen, einen schwellenden Mund und Farben von einer auffallenden Zartheit. Unter ihrer weißen Stirn standen zwei blonde Brauen, die ihre Linien schläfenwärts etwas scharf senkten. Das sah aus wie ein hochmütiger Zug. Aber nur solange Salvatrix den Blick gesenkt hielt. Schlug sie das blaugraue, schimmernde Auge auf, so vergaß man das ganze klassische Gesicht vor diesem vollen, weichen Blick.

Salvatrix war blond. Das Haar bildete einen sehr dicken Flechtenknoten, den jetzt der herabwallende Schleier verbarg. Aber vorn über der Stirn quoll das Haar unter dem Hut hervor und ging in lockeren Bandeaux gerade an den Schläfen nieder, sie fast verdeckend. Durch diese Haartracht erschien die Stirn sehr schmal.

Auch Salvatrix sah hinaus.

Draußen zog, im Glanz einer unge-

wöhnlich ausdauernden Maiensonne, das hannoversche Plattland vorüber. Die Landschaft war sehr grün, aber es fehlte dem Grün an leuchtender Farbentiefe. Die langen, schmalen Saatfelder drehten sich vorbei, fern schlossen sich ihre Linien zusammen, und indem man an ihren offenen Brettseiten vorbeifuhr, sah es aus, als gehe der Zug um eine Drehscheibe. Am Horizont standen als niedere, blauviolette Wälle Kiefernwälder.

Dann durchschnitt der Zug die Lüneburger Heide. Die Kiefern drängten sich, als Schonung bald und bald als halbwüchsiger Wald bis an den Bahndamm. Der erhob sich aus dem Boden, umsäumt rechts und links von einem schmalen, schwarzblanken Wasserband. Gräser und Blumen wuchsen am Rain und durchsetzten noch die Gräben am Rand mit Vergißmeinnicht, Kalmus und Krausemünze.

Zuweilen ließen die Kiefernkulturen einen Blick frei auf weltiges, ödes Gelände, wo sich eben das Heidekraut mit neuem zarten Blattgefieder umkleidete, oder ein Gehöft tauchte auf. Vor dem grauen Strohdach kreuzten die niedersächsischen Giebelhölzer ihre Pferdeköpfe. Eine Herde schwarzer Heidschnucken drängte sich vor dem Hausthor, und vom Dach sah der Storch, ruhevoll auf einem Bein stehend, gleichgültig den Eisenbahnzug vorbeirasen.

Das feine Gehänge lichtgrüner Birken wirkte vor den Wänden der roten Kiefernstämme und der braungrünen Nadelkronen wie leichtsinniger Schmuck an einem ernsten Gewand.

Hellblau und unbewölkt spannte sich der Himmel über all die stillen, wehmutsvollen Reize der Landschaft.

„Ich bin dem Himmel dankbar, daß er dazu lacht, daß du in deine neue Heimat ziehst," sagte Charlotte.

„In meine neue Heimat zog ich in dem Augenblick, als du mich am Sarge meines lieben armen Papas in die Arme nahmst," sprach Salvatrix.

Ihre Augen standen voll Thränen. Charlotte erhob sich, setzte sich dann neben das junge Mädchen und erfaßte deren Rechte.

„Für dies Wort danke ich dir," sagte sie innig; „es zeigt mir, daß du fühlst, wie ich dich liebe, und daß auch du mich lieb hast. Du bist nicht verwaist, mein Kind. Und auch Baumeister, du weißt es, hat dich sehr in sein Herz geschlossen."

Salvatrix lächelte ein wenig.

„Daß Onkel ein Herz hat, merkt man eigentlich nicht recht," meinte sie nachdenklich. „Er ist immer sehr aufmerksam gegen mich gewesen, als ich voriges Jahr sechs Wochen bei euch war. Aber er ist doch sehr verschlossen. Er hat so etwas Einsames."

„Er ist ein Mann, dem fort und fort ernste Geschäfte durch den Kopf gehen," sagte Charlotte begütigend. „Und er hat nicht wie dein lieber Papa das Glück gehabt, daß ein verzogenes Töchterchen sich Heiterkeit, Milde, Teilnahme erzwang von seinem Ernst. So ist er's eben nicht gewohnt, einen zärtlich-fröhlichen Ton anzuschlagen."

„Aber er hat dich gehabt!" rief Salvatrix lebhaft. Sie bewunderte und liebte Charlotte sehr.

Charlotte lächelte ein wenig melancholisch. Sie blieben bei einander sitzen, Hand in Hand. Doch schwiegen sie, hörten nachdenklich dem Rütteln des Zuges zu und sahen den Landschaftsbildern nach, die am Zuge vorbeiwandelten.

Sie kamen von dem Baumeisterschen Schlößchen aus Tirol. Damals, im Februar, als Salvatrix' Vater gestorben war, fand Charlotte das Mädchen so elend, daß sie gleich an Baumeister einen angstvollen, Bericht erstattete. Weil Baumeisters Mutter und Schwester, Salvatrix' Mutter, jung gestorben waren, schien höchste Vorsicht geboten. Baumeisters beschlossen, daß Charlotte bis Mitte Mai mit der Waise nach Südtirol gehen und daß diese dort gleich in die Behandlung erfahrener Spezialisten gegeben werden sollte.

In der köstlichen Luft und der in Schönheit jauchzenden Natur hatte Salvatrix sich ganz erholt. Die vollkommene Ruhe in Charlottens hoch und einsam gelegenem Besitz hatte die Nerven gekräftigt. Der Arzt, zu dem man bisweilen nach Meran hinabfuhr, erklärte, daß Salvatrix gesund sei und alle Aussicht habe, es für immer zu bleiben.

Diese Erklärung gab Salvatrix viel von dem natürlichen Jugendmut zurück.

Eine Votivtafel zur silbernen Hochzeit. Entworfen und modelliert von A. Mayer-Geislingen.

Bisher hatte es wie ein Schleier von resignierender Wehmut über ihr gelegen. Sie glaubte sich dem Schicksal ihrer Mutter und Großmutter verfallen.

Die Damen blieben so lange in Tirol, bis sie gleich die Baumeisterſche Villa an der Elbe beziehen konnten. Hierfür war der übliche Termin Mitte Mai.

Sie hatten ihr letztes Nachtquartier in Hannover genommen, um mittags in Hamburg anzukommen und gleich weiterzufahren. Das Baumeisterſche Landhaus lag in Oevelgönne. Auf der Höhe des stark ansteigenden Ufers lag es, sein Park senkte sich hinab bis zu den am Ufer sich hinziehenden Fischer- und Schifferhäusern.

Charlotte hatte in der Villa zwei besonders geräumige Zimmer für die neue Mitbewohnerin einrichten lassen. Schriftliche Anordnungen mit beigefügten Zeichnungen waren an den Dekorateur des Baumeisterſchen Hauses abgegangen. Und den Damen vierzehn Tage voraus reiste Salvatrix' Dienerin, eine treue, seit vielen Jahren im te Gemptſchen Hause angestellte Person, von welcher Salvatrix sich in den neuen Verhältnissen nicht zu trennen dachte. Diese Frau sollte Salvatrix' von Amsterdam kommende Möbel und Effekten auspacken und so in den Zimmern unterbringen, wie es ihre junge Herrin daheim gewohnt gewesen.

Noch einmal übersann Charlotte alle Anordnungen auf ihre Verständlichkeit hin. Sie öffnete ihr Reisehandtäschchen, um ihr Notizbuch herauszunehmen.

Darin lag ein Brief, er war größer als das Büchlein und sah mit seinen Kanten über die Seiten desselben hinaus. Anstatt ihre Notizen nachzusehen, nahm Charlotte den Brief, zog die Blätter aus dem Umschlag und las noch einmal, was sie schon vor vielen Tagen beim Empfang gelesen. Er war von Guy und lautete:

„Liebe Charlotte!

Daß wir Dich nun bald hier haben sollen, erfreut mein Herz. Besser, als ich es mit der Feder vermag, will ich Dir dann von meinem Glück erzählen.

Daß es ein so reiches Glück geben könne, daß ein Mensch so selige Zeiten zu erleben vermöchte, habe ich mir nicht träumen lassen. Die Tage ziehen an mir vorüber, erfüllt von Sonnen- und Festglanz. Sie sind zu kurz. Sie eilen zu sehr. Man möchte jede Stunde ganz und voll und ruhig und besonnen genießen können und jede Einzelheit dieser Stunden bedenken und zergliedern dürfen. Aber es scheint wirklich, daß allem Glück etwas Fieberisches, Unruhvolles anhaftet und daß nur das Unglück uns Zeit läßt, uns und unsere Empfindungen und die Zustände um uns zu analysieren. Ich begreife plötzlich, weshalb das Unglück ein besserer Vorwurf für die Dichtung sein muß. Es läßt sich mehr darüber sagen; es will erklärt sein und kann erklärt werden. Es hat Ursachen und Folgen. Hingegen das Glück ist so etwas Unerklärliches. Daß man es fühlt und besitzt, ist mit elementarer Kürze gesagt. Ruft man aus: ‚Ich bin glücklich', braucht man nichts mehr zu erläutern. Der Klage hingegen begegnen hundert Zweifelsfragen. ‚Warum bist du unglücklich? Liegen die Gründe in dir oder außer dir? Bist du nicht zu anspruchsvoll an das Leben? Verlangst du für dich nicht mehr, als Hinz und Kunz nebenan haben? Und mit welchem Recht verlangst du das, denn du bist doch nichts Besseres als sie?' — Kurz und gut, sein Unglück muß man beinahe noch verteidigen, wie ein Gut, für das man nicht vornehm und nicht seinbeseelt genug ist.

Aber sein Glück, das braucht man nicht zu verteidigen, das braucht man nicht zu erklären. Es wird einem schlechthin geglaubt.

Demnach scheint es, daß man für das Glück nur ein primitiver, simpler Mensch zu sein braucht.

Und als so einen primitiven, simplen Menschen stelle ich mich Dir vor. Ich lebe im Schäferidyll. Ich bin wie ein Jüngling, der mit seinem Mädchen im Grase liegt zwischen blühenden Blumen unter blauem Himmel und mit der Liebsten lachend an allen Geheimnissen des Lebens herumtastet.

Auch die Arbeit scheint halb ein Spiel, halb eine Störung, die mich von meinem Nest fern hält.

Alles läßt sich verheißungsvoll an: die Villa wächst mit ihrem Rohgemäuer rot und klotzig aus dem Sand und Kalkgehäuse um sie herum. Das wird eines Tages ein Staunen werden, wenn die scheinbar ungefügen Formen sich zu seinen Linien

klären, wenn der musterschöne Sgraffito erst die toten Flächen mit lebendigem Reiz verkleidet. Und auch der andere Bau sieht mich täglich auf seinen Gerüsten. Ein Poet könnte allerlei Novellen schöpfen aus dieser Umwandlung eines alten Patrizierhauses in einen Speicher. Da haben wir eine Zimmerwand eingebrochen und an der anderen Wand, die unversehrt blieb, klebt noch die helle Blumentapete, etwas angegelbt vom Gebrauch, so daß man genau die sauberen Vierecke, hohe und längliche, sieht, wo Bilder hingen. Die Phantasie zaubert da alte Familienporträts hin. Und einen Festsaal haben wir bloßgelegt. Von den Wänden sehen zwischen täuschend gemalten Säulen Freskobilder herab im schwülstigen Geschmack der Rokokozeit. Gepuderte Herren und Damen, welch letztere sehr, sehr tief entblößte Busen haben, weiden da mit Rindern und Schafen auf der Wiese. Ich sehe förmlich an der Saalwand vorbei Damen im hochgegürteten weißen Kleid, an der hocherhobenen Hand von Herren in Werthertracht, im zierlichen Tanz entlang ziehen. — Im Herbst schon kann Dein Vetter Vollrad seine Reissäcke dort aufstapeln und in den Zimmern, wo es einst nach Lavendel und Melisse duftete, wird es dann nach Coriander, Canehl und Muskatnuß riechen.

Weißt du noch, wie ich zuerst nach Hamburg kam, welchen Spaß es mir machte, in der Hafengegend umherzuschlendern und vor Speichern und Kaufhäusern stehen zu bleiben? Der Geruch, der von so einer Kaufmannsdiele herausdrang auf die Straße hatte für mich etwas ungemein Anziehendes.

Neben Villen- und Speicherbau sind allerlei andere Pläne im Werden. Wenn ich die Villa bald und gut verkaufe, will ich anderen Sommer ein Schloß bauen, irgendwo an der Elbe. Ich sage Dir Charlotte, es soll ein Gedicht in Steinen, eingerahmt von Grün werden. Als Robert die erste Skizze sah, war er ganz hin. Er meinte, sein Alter sollte sich von mir das bauen lassen! Nun, es wird wohl bei Roberts Wunsch und Meinung bleiben. Wir kennen ja den alten Pehrbrand. Der hält seine Taschen zu. Wie mir scheinen will, sogar dem eignen Sohn gegenüber.

Robert Pehrbrand wohnt und lebt mit seiner jungen Frau verhältnismäßig überaus bescheiden. Ich sage verhältnismäßig, — wenn man bedenkt, daß Roberts Vater Thalermillionär ist und Anne-Maries Vater als einer der reichsten Reeder gilt. Als ich mal mit Robert darüber sprach, sagte er offen:

‚Was willst du? Weder ich noch Anne-Marie haben bisher geerbt. Große Mitgift geben unsere Handelsherren ihren Töchtern nicht mit; jede Firma braucht ihr Kapital selbst zum Betrieb. Teilhaber im Geschäft werde ich erst an meinem dreißigsten Geburtstag. Bis dahin müssen Anne-Marie und ich mit dem Gehalt auskommen, das ich als Disponent der Firma „Pehrbrand Söhne“ beziehe. Unsere Väter und Mütter haben's ebenso gehabt: in ihren ersten Ehejahren hieß es, bescheiden sein. Das geht auch sehr gut. Man macht ja auch keine Ansprüche an ein junges Ehepaar. Das Repräsentieren der beiden Familien kommt ja noch unseren beiderseitigen Eltern zu!‘

Na, wenn Robert und Anne-Marie so zufrieden sind, ist's ihre Sache. Ich wäre immer dafür, mir meine Lebensformen und ihre Grenzen durch eigne Arbeit zu bestimmen und zu erweitern. Nini auch. Das muß ich sagen, dazu wäre sie ein viel zu unabhängiger Mensch, sich in eine Schablone zu schicken, die Schwiegervater und Mutter ihr zugeschnitten hätten.

Robert kommt recht oft zu uns. Sein Frauchen ist nach der Geburt des kleinen Jungen sehr krank gewesen und noch jetzt, obschon zehn Wochen vergangen sind, darf sie weder Besuche empfangen noch abends aufbleiben. Auf diese Weise haben Anne-Marie und Nini sich noch nicht kennen gelernt.

Hingegen haben Robert und Nini sich sehr angefreundet. Da Robert seit meinem fünfzehnten Jahr mein treuer Kamerad gewesen, kannst Du Dir denken, wie sehr es mich beglückt, daß er und meine Frau sich verstehen.

Im übrigen leben wir so still und ganz mit uns selbst beschäftigt, wie es bei jungen sehr verliebten Eheleuten einstweilen noch natürlich. Wir haben zu Wagen eine Visitentournee gemacht, bei allen Vollrads und Baumeisters, in deren Häusern ich verkehrte. Angenommen wurden wir, wie es hier üblich, nur selten. Bei Tante Wische und bei Anne-Maries Eltern. Wir unse-

rerſeits haben die Gegenbeſuche, ſoweit ſie bislang erfolgten, auch meiſt nicht annehmen können. So iſt Nini noch nicht bekannt geworden; es war ja von vornherein zu erwarten, daß dies erſt im Spätherbſt, mit dem Beginn der Saiſon erfolgen wird. Hoffentlich wird Nini, die ja an ein Leben voll Abwechſelung gewöhnt iſt, bis dahin nicht zu viel Langeweile empfinden.

Tante Wiſche natürlich kommt ab und an vor. Das kannſt Du Dir von ſelbſt denken. Sie hat ja nichts anderes zu thun, als bei allen Menſchen herumzulaufen, mit denen ſie verwandt und bekannt iſt, und ſie iſt ja wohl mit ganz Hamburg verwandt. Nini mag ſie gar nicht leiden, was ich völlig begreife, und wird allemal nervös, wenn das Mädchen die Karte hereinträgt: ‚Luiſe Raßmus geb. Vollrad.‘

Bei Mädchen fällt mir ein: wir haben rechtes Pech damit. Ich habe Ninichen ſchon geſagt, ich glaube, ſie iſt viel zu gut und zutraulich, und dann werden die Perſonen ſchnell dreiſt. Es iſt ſchon eine neue Garnitur bei uns am erſten Mai eingezogen. Da Du die erſten beiden beſorgt hatteſt, war es mir ſehr peinlich.

Deinen Mann haben wir erſt einmal geſehen, d. h. wir ſind einmal bei ihm zu Tiſch gebeten geweſen. Als wir unſeren Beſuch machten, war er gerade nach London. Und immer, wenn ich einmal allein bei ihm im Comptoir auf dem Rödingsmarkt vorſprach, war er dermaßen beſchäftigt, daß ich mich mit einem flüchtigen Händedruck begnügen mußte. Da Dein Mann Dir wenig und nur Wichtiges ſchreibt, iſt es ihm ſicher zu nebenſächlich geweſen, Dir von dieſem Sonntagsdiner zu berichten. Ich weiß aber, daß es Dich intereſſiert.

Dein Mann war ſehr nett zu Martina. Sie konnte das nicht ſo ermeſſen, weil ſie ja die ſehr ceremonielle, etwas ſteife und zurückhaltende hanſeatiſche Art nicht kennt. Sie meinte ſogar, Baumeiſter habe etwas gegen ſie, ſei hochmütig gegen ſie geweſen, und wollte gar ſich beleidigt fühlen. Du mußt nämlich wiſſen, daß Ninichen ein ſtarkes Perſönlichkeitsbewußtſein hat. Allein ich ſagte ihr, daß dies Baumeiſters Art ſei. Martina benahm ſich mit der ihr als Dame von vollkommener Erziehung eignen Weltgewandtheit ſehr unbefangen. Ich bin immer wieder entzückt davon, daß ihr Reichtum und Glanz ſo wenig imponiert. Mir ſchien, daß Baumeiſter an ihrer Art Gefallen hatte. Er erzählte ihr allerlei von den ethnographiſchen und kulturellen Verhältniſſen des polyneſiſchen Archipels, den er erworben. Martina hörte nett zu, obſchon ihr dieſe Dinge nicht eigentlich intereſſant ſind. Und was nun ganz reizend von Baumeiſter war: er entſchuldigte ſich bei Martina, nicht daran gedacht zu haben, ſie bei dem erſten Mahl in Eurem Hauſe mit einem Blumenſtrauß zu begrüßen. Zum Erſatz bat er ſie einen chineſiſchen Stoff anzunehmen, welchen ein Euch befreundeter, in Hongkong anſäſiger Herr, nebſt allerlei anderen Sachen kürzlich an Euch geſchickt hat. Nini freute ſich wie ein Kind über den grünen, mit goldenen Drachen durchwirkten Stoff und ſehnt den Ball herbei, wo ſie ihn verwenden kann.

Das iſt überhaupt einzig: dieſe Fähigkeit Ninis, ſich über Geſchenke zu freuen. Ich geſtehe, daß ich der Schwäche nicht ganz entrinne, ihr recht oft welche zu machen. Das verzeihe ich mir jetzt in der Flitterwochenzeit. Nachher gewöhne ich es mir ab.

Doch um noch einmal auf Deinen Mann zu kommen: Nini fand, daß er ausſähe und ſich benähme, wie ſie ſich einen engliſchen Lord gedacht habe. Und darin hat ſie recht. Ich finde, Baumeiſter wird recht grau: Haar und die kurzen Bartkoteletten zeigen weiße Fäden in reicher Zahl. Er ſieht auch ſehr überarbeitet aus.

Ninichen iſt immer entſetzt, was die Leute hier arbeiten. Sie meint, reiche Leute brauchten das doch nicht. Hamburg als Stadt gefällt ihr ganz gut. Sie iſt immer erſtaunt über die prachtvollen und und gediegenen Sachen, die man hier kaufen kann.

Während ich auf dem Bau bin, läuft Nini herum und beſieht Läden und macht Einkäufe. Es iſt unglaublich, was alles immer noch in ſo einem jungen Hausſtand fehlt, trotzdem Du und ich, als wir die Beſorgungen dafür machten, doch glaubten, an alles gedacht zu haben. Und überhaupt will ich Dir bei dieſer Gelegenheit eine Entdeckung anvertrauen, die ich ſchon in meiner jungen Ehe gemacht: das Verheiratetſein iſt ja viel teurer, als ich mir gedacht habe.

Aber es iſt auch viel, viel ſchöner. Und

ich bin jung, habe Talent und Arbeitskraft. Auch hat Nini ganz recht: heutzutage kann man nicht durch Sparen, sondern nur durch starkes Verdienen ein reicher Mann werden.

So, liebe Charlotte: das Ende von Seite zwanzig ist erreicht. Du kannst Dich nicht beklagen, daß dieser Brief nicht alles nachgeholt hätte, was ich in den vergangenen Wochen verzeihlicher Schweigsamkeit versäumt.

Ich begrüße Dich und Fräulein Salvatrix am Bahnhof, und am ersten Sonntag komme ich, wenn Du es erlaubst, mit Nini hinaus zu Euch, sie Dir endlich vorzustellen.

Darf ich bitten, mich leider noch immer unbekannterweise, Deiner Nichte zu empfehlen? Nini küßt Dir die Hand.

Immer

Dein Guy."

Charlotte faltete die vielen, engbeschriebenen Briefbogen wieder zusammen.

Es stand viel von Glück in diesem Brief zu lesen, soviel, daß es ihr unkeusch — und unwahr vorkam. Und wenn nicht unwahr, so doch gesteigert, um vor ihren Augen damit zu glänzen.

Sie seufzte schwer und schloß den Brief wieder in das Täschchen. Ihre Absicht, die Notizen noch einmal durchzusehen, hatte sie vergessen.

Der Zug hatte in Lüneburg gehalten und war weitergerast, die sonnige Mittagsstille, in der die Fluren ruhten, mit brutalem Lärm zerstörend. Hinter ihm aber wuchs wieder die Ruhe zusammen, wenn sein Ratteln und Rollen fern und ferner verhallte.

Von Harburg an paßte Salvatrix auf. Da entrollten sich bald Bilder, die sie an ihre holländische Heimat mahnten. Durch die kolossalen Gitterrippen der Elbbrücke sah man hinunter auf den graugelb flutenden Strom, dessen Wellen im Sonnenschein opalisierende Lichtstreifen zerrinnen und wieder aufblinken ließen. Dann tauchten Reihen hochgiebeliger, rotgrauer Häuser auf, am Ufer eines Wasserarmes; das Häuserbild war senkrecht übergittert von all den Masten der ankernden Fahrzeuge, die da im Binnenhafen ruhten.

Und endlich fuhr man in die Halle des Venloer Bahnhofs ein.

Charlotte guckte zum Fenster hinaus. Ja, da stand eine kleine Menschengruppe, sie zu erwarten. Sie erkannte schon von weitem Baumeisters hohe, magere Gestalt, sein Lordgesicht, seine untadelige, moderne und doch ernste Kleidung.

Da war auch Tante Wische, groß und breit, wie immer in irgend einem Kleid mit irgend einer Mantille, an deren Farbe und Form man sich nachher nicht erinnerte, weil Tante Wische beim Sprechen so intensiv mit ihrem Blick den Blick ihres Gegenübers festhielt, daß man nachher nur an dies lebhafte, häßliche und doch nicht gerade abstoßende Gesicht mit den runden Braunaugen, der Stulpnase, dem großen Mund und dem rötlichen Geäder seiner Linien auf den sehr frischen Wangen denken konnte.

Und Robert Behrbrand stand da, einen Strauß herrlicher Rosen in der Hand. Der nette Robert. Er winkte schon mit dem Strauß. Robert war auch groß, ein rechter Niedersachse: gut gewachsen, wenn auch etwas schwerfällig. Aber die Eleganz seiner Bewegungen und Manieren vertuschte diesen leisen Anflug von Plumpheit. Und sein Gesicht veränderte sich doch nie: schon als Junge hatte er einen so klugen vornehmen Mund, ein so festes, etwas vorspringendes Kinn gehabt und so hellblaue Augen mit der grenzenlosen Offenheit im Blick. Sein Haar und die Bartstreifen vor den Ohrmuscheln waren blond.

Neben Robert stand Guy im hellgrauen, englischen Jackettanzug, auf dem dunklen Haar einen weichen, schwarzen Hut.

Charlotte hatte von Baumeister einen flüchtigen Kuß auf die Stirn empfangen und von Tante Wische viel Küsse auf beide Wangen. Dann schüttelte sie Robert die Hand, der ihr die Rosen „von Anne-Mie" gab. Und während Baumeister und Tante Wische sich nun Salvatrix widmeten, begrüßten Guy und Charlotte einander.

In tiefer Bewegung hielt sie seine Hand fest und sah ihm forschend ins Gesicht. Er lächelte sie herzlich an.

Charlotte konnte es nicht fassen. Was für neue, fremde Linien standen doch in seinem Angesicht? Allerlei scharfe Züge um Mund und Augen. Es war so etwas Gezwungenes in seinem herzlichen Ausdruck. Keine Spur von Unbefangenheit. Nicht das Leuchten eines stolzen Glückes, von dem sich der Mensch *geadelt* fühlt.

„Ich täusche mich," dachte Charlotte,

„das kann doch nicht sein, daß das Gesicht eines Mannes in kaum einem Vierteljahr gröber und roher im Ausdruck wird?! Ohne Zweifel — ich bin immer noch voreingenommen — ich muß mit mir selber strenger werden — nur keine ungerechten Vorurteile!"

„Also Sonntag wollt ihr kommen," sagte sie, „das ist recht. Schenkt uns den ganzen Tag. Robert, ihr auch — nicht wahr?"

„Anne-Mie fährt seit ein paar Tagen wieder aus," antwortete Robert, „ich denke, sie wird wenigstens mit zu Tisch hinaus dürfen. So den ganzen Tag, das geht ohnehin nicht mehr — wegen Baby."

„Ach ja — Baby," lächelte Charlotte. „Was macht es denn?"

„Na, es ist einfach ein kolossaler Junge," sagte Robert Pehrbrand mit einem Ausdruck der Überzeugung, dem niemand zu widersprechen gewagt haben würde, „groß, blond, unglaublich intelligent und sieht mir fabelhaft ähnlich. Einfach schreiend, diese Ähnlichkeit."

Aus unserer Bildermappe:

Venezianerinnen. Nach dem Gemälde von Luke Fildes R. A.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Guy lachte, sogar Baumeister mußte lächeln. „Bitte . . .“ sagte Robert.

„Nein wirklich, für elf Wochen ist der Kleine zu süß,“ bestätigte Tante Wische.

„Und heißt?“ fragte Charlotte.

„Er ist doch der Stammhalter — also Robert Meno, wie alle Vollrads.“

Unter diesen Reden war die Gesellschaft an die Baumeisterſche Equipage gekommen.

Hier stand man noch beratend beisammen. Die Damen sollten erst am Stadthause vorfahren und ein Gabelfrühstück einnehmen, das Baumeister angeordnet hatte. Dann würden sie erfrischt die Fahrt nach Övelgönne antreten, die nicht mit der Verbindungsbahn, sondern im offenen Wagen unternommen werden sollte.

Baumeister, der sein Coupee da hatte, mußte sofort zur Börse. Guy sagte, seine Pflicht riefe ihn nach dem Speicherbau. Eigentlich hätte auch Robert zur Börse müssen, indessen wußte er seinen Vater und den Prokuristen dort und erwog, ob er nicht die Damen begleiten könnte. Tante Wische wäre ja brennend gern mitgefahren, um Charlotten gleich mit allem bekannt zu machen, was inzwischen in Hamburg passiert war, allein bei Hallers war Geburtstag, und da Haller doch ihr Kurator war, konnte und konnte sie dort nicht fehlen.

Unterdes stand der Diener geduldig und hielt den Wagenschlag geöffnet.

Baumeister küßte Charlotte nochmals auf die Stirn und sagte, er käme heute abend hinaus. Es könne aber zehn Uhr werden.

So fuhren denn die Damen mit Robert Pehrbrand davon. Guy und Tante Wische unter der Abfahrtshalle des Bahnhofs stehend, winkten ihnen nach.

„Interessieren Sie sich für kleine Kinder, gnädiges Fräulein?“ fragte Robert.

„Ich habe noch niemals eines auf dem Arm gehabt,“ sagte Salvatrix.

„Da wird Ihnen mein Junge Spaß machen,“ behauptete Robert zuversichtlich. „Besuchen Sie uns nur bald. Anne-Marie freut sich sowie so auf Sie. Und der Junge! Sie werden ja sehen — einfach unglaublich. Denken Sie nicht, daß wir verblendet sind. Aber man hat doch Augen, sein eignes Baby mit anderen Babys zu vergleichen. Was sagst du, Charlotte? Er wiegt schon zwölf Pfund. Wir wiegen ihn jeden Sonntag Morgen. Das heißt, ich thue es. Mein Papa sowohl als Schwiegermama kommen immer dazu nach der Grindelallee.“

Charlotte wußte nicht mehr, ob zwölf Pfund für ein Kind von zehn Wochen ein Wunder- oder ein Normalgewicht sei. Ihre Gedanken weilten auch noch bei Guy. Doch sagte sie freundlich:

„Sowie Salvatrix und ich in die Stadt kommen, soll unser erster Weg zu euch sein. Ich bin sehr neugierig auf den kleinen Engel. Kleine Kinder sind wie ein Teil Gottes selbst: geheimnisvoll, rührend und rein.“

Robert bekam feuchte Augen.

„Du verkehrst viel bei Fabarius?“ fragte sie dann.

„Was sollte ich machen?“ sagte Robert entschuldigend, „Anne-Mie mußte so lange liegen und dann noch lange abends um sieben zu Bett. Das Wirtshausgehen und den Klub wollte ich mir nicht erst wieder total angewöhnen — na, da schlug ich mich denn so abends in der Familie und bei verheirateten Freunden herum.“

„Findest du Guy nicht sehr verändert?“ fragte sie weiter.

„Das hast du auch gemerkt?“ fragte er eifrig dagegen. „Riesig hat er sich verändert. Komisch — nicht? Er hat immer so was Gereiztes, es sieht beinah aus, als ob er weniger Gentleman sei gegen früher. Gott mag wissen, woher das kommt. Mit seiner Bauerei geht alles famos. Er ist ein genialer Kerl, sag' ich dir Charlotte.“

„Und sie . . . .“

„Nini?! Reizend sag' ich dir. Einfach reizend. Riesig fidel. Versteht'n Spaß Und elegant ist sie, sag' ich dir! Man ist immer wieder überrascht. Damit kann meine Anne-Mie natürlich nicht konkurrieren. Das ist ja auch was anderes,“ sagte Robert.

„Deine Anne-Marie ist ein so vornehmer, inniger, lieber kleiner Mensch, daß sie gar keine Eleganz braucht, um Herzen zu bezaubern.“

Robert bekam zum zweitenmal nasse Augen. „Aber es freut mich, daß Martina Kal — — Fabarius dir gefällt,“ setzte sie hinzu. „Ich schließe auch daraus, daß Guy glücklich ist, denn du hast deinen Jugendfreund zu lieb, um eine Frau reizend zu finden, die ihn nicht glücklich macht.“

„Ob sie glücklich sind!“ rief Robert, „ich sag' dir, einfach riesig glücklich. Er

ist wahnsinnig in sie verliebt. Sie kabbeln sich ja wohl mal. Aber das kommt allerwärts vor — Anne-Mie und ich thun's auch manchmal. Aber was ganz Drolliges, Charlotte: sie hat ihn unter'm Pantoffel. Natürlich wird er wütend, wenn man's ihm sagt. Aber es ist doch so. Das ist nun gerade mir spaßig, denn du weißt, er wollte immer alle und alles regieren früher. Mich hatte er total im Schlepptan."

„So, so," sagte Charlotte zerstreut. Der Wagen hielt vor dem alten Vollradschen Familienhause auf der Esplanade, das Baumeisters im Winter bewohnten.

Robert sollte natürlich mit den Damen frühstücken, und da er das Gefühl hatte, im Wagen nicht galant genug gegen Salvatrix gewesen zu sein, widmete er sich ihr durchaus. Charlotte blieb schweigsam.

Sie blieb es auch nachher während der Wagenfahrt durch Altona, Ottensen und über die Flottbecker, von eleganten Häusern in Gärten umsäumten Chaussee.

„Verzeihe mir," sagte sie, „ich habe soviel zu denken."

„Aber Tante Charlotte ..." wehrte Salvatrix ab.

Ihr selbst war es lieb, ihren Gedanken stumm nachhängen zu können. Mit einer gewissen trägen Neugier richtete sie sie auf ihre neue Heimat. Im Grunde genommen war es ihr gleich, ob man in der Villa oder in der Stadt, in Tirol oder in Hamburg wohnte. Nirgendwo auf der Welt konnte es so schön sein, wie es in ihrem Elternhaus gewesen, dessen Thore der Tod zugeschlossen.

Ihr Herz zitterte vor Wehmut, wenn sie an die sonnigen Tage dachte, wo sie noch zu dritt beisammen gewesen waren: die Mutter, der Vater und sie. Die Mutter ging zuerst. Da schlossen sich Vater und Tochter mit einer angstvollen Liebe aneinander an.

Einmal brachte der Vater, der deutsche Sprache und Kultur in seiner Tochter fortpflanzte, weil dies seinem geliebten Weibe zu eigen gewesen, ein deutsches litterarisches Blatt mit heim. Still legte er es vor seiner Tochter auf den Tisch, an dem sie beim Lampenschein las, während rings die bunten Kachelwände blinkten.

Salvatrix las das Gedicht, das der Finger ihres Vaters ihr bezeichnete. Es hieß „Vision." Der Dichter sah die Natur über Hügel schreiten und zu ihren Füßen jammerndes Volk, das flehte, sie solle doch dem Tode wehren.

„Natur, was that dir unser Glück?
Gib mir mein Kind, gib mir den Gatten!
Nur einen Tag gib ihn zurück."

Sie sah mit keinem Blicke nieder.
Hinstarrend in ihr ewig Reich!
„Was ich vereint, das trenn' ich wieder,
Ihr wißt es. Warum liebt ihr euch?"

„Warum lieben wir uns?" wiederholte ihr Vater mit schwerer Stimme.

Da fiel Salvatrix in seine Arme, und sie weinten zusammen.

O, sie erinnerte sich dieser Stunde so gut. Und so vieler anderer, wo sie in Sorge um ihres Vaters Gesundheit gezittert, er um die ihre.

So in übermäßiger Pflege, in Angst, in Trauer, in einer luxuriösen Krankenzimmeratmosphäre war sie emporgewachsen.

Zu dem neuen Leben, das ihrer wartete, würde wohl auch gerade keine robuste Kraft gehören, aber das sagte sich Salvatrix doch, daß sie aus einem Treibhaus in die frische Luft gekommen war. Und sie fragte sich mit einer kaum sich zur Lebhaftigkeit aufraffenden objektiven Erwartung: Werde ich in ihr atmen können?

Ihr war das Dasein noch so gleichgültig. Ihr Herz hatte sich dankbar und aufrichtig an Charlotte geschlossen. Aber ein derartiges Gefühl war schließlich doch nicht reich genug, um ihrer ganzen, entwurzelten Existenz Inhalt geben zu können.

Nur Anhalt. Aber keinen Inhalt.

Sie waren angelangt. Hinter einem hohen Gitter, welches das Gewese gegen die Chaussee abschloß, standen hohe Taxus- und Cederndickichte. Von der Pforte aus gingen zwei Fahrwege, nach rechts und links, durch diese dunkelgrünen Wände, sie mit ihrem gelben Band durchbrechend.

Dieser Fahrweg schloß sich vor dem Hause zu einem Rund zusammen und zeigte so seinen Charakter als Ein- und Ausfahrt.

Das Haus, so vor allen auf der Chaussee Vorbeikommenden fast verborgen, zeigte von dieser Seite nur eine schmucklose weiße Mauer, mit einer Anzahl von Fenstern im Parterre und ersten Geschoß. Eine Sandsteinbalustrade krönte oben die Linie der Hausmauer, vom Dach sah man nichts

„Das reine Mausoleum," sagte Charlotte lächelnd. „Aber komm."

Anstatt in das Haus zu gehen, auf dessen Schwelle sofort zwei Dienstmädchen in rosa Kattunkleidern erschienen, führte Charlotte das junge Mädchen an der Hand mit sich.

Sie gingen um das Haus und folgten einem der gelb bestreuten Wege, die um einen hellen sammetgleichen Rasen führten. Charlotte blieb stehen.

„Nun sieh."

Das Haus, in leuchtendem Weiß sich von dem grünen Hintergrund hebend, an den Seiten noch umdrängt von hohen Ahorn- und Buchengruppen, war von hier aus gesehen wie die Heiterkeit selbst.

Dieselbe Sandsteinbalustrade schloß oben die Mauer ab und verbarg das fast flache Dach.

Alle Fenster waren geöffnet. Leise blähten sich Spitzengardinen vor dem schwarzen Grund. In der Mitte des ersten Stockes sprang ein Balkon vor, den eine herabgelassene orangefarbene und weiß gestreifte Marquise überdachte. Auf dem Balkon standen bequeme Bambusmöbel um ein Tischchen, auf dem ein großes Majolikagefäß voll glühend bunter Blumen prangte.

Unter dem Balkon befand sich die Veranda. Dort war die Hauswand zwischen Thür und Fenstern mit weißbunten chinesischen Baumwollstoffen bespannt. Moderne Korbmöbel im englischen Geschmack bildeten eine gemütliche Ecke; auf Bank und Stühlen lagen bunte Kissen. An den Glaswänden, die seitwärts die Veranda einschlossen, kletterten Glycinien empor, bis zum Balkon. Vereinzelt hatte schon eine blaßlila Traube ihre Blüten erschlossen.

„Da oben ist dein Reich," sagte Charlotte auf den Balkon deutend.

Salvatrix küßte sie dankbar.

„Mit der Aussicht kannst du zufrieden sein," meinte Charlotte, „ich darf sie loben, denn ich habe sie nicht gemacht."

Salvatrix wandte sich um. Zu ihren Füßen zog sich der parkartige Garten hinab. Er stand in höchster Kultur und zeigte alle Reize, die Gärtnerkunst erzielen kann. Er ging hinab in sanftem Fall bald und bald in Terrassen, bis zu einer dichten, hohen Gebüschwand. Von hier oben sah man über sie hinweg die roten und grauen Dächer der Fischerhäuser am Elbufer.

Und man sah den breiten, gelben Strom. Seine ockerfarbene Oberfläche flimmerte im Nachmittagssonnenglanz. Drüben das flache Ufer glich einem blaugrünen Streifen. Der Himmel schien unendlich — weit konnte der Blick stromab, stromauf schweifen.

Das grandiose Landschaftsbild wirkte wie eine beglückende Überraschung auf das Mädchen. Ihr Gesichtsausdruck belebte sich.

Sie war von Jugend an die Ebene, das Wasser, einen weiten Ausblick gewöhnt. Unwillkürlich hatte sie das Zusammenleben mit den Verwandten immer mit dem ihr von ihren Winterbesuchen her bekannten Stadthause in Verbindung gebracht und im voraus ein wenig das Gefühl des Eingesperrtseins gehabt.

„Nun wollen wir aber unsern Einzug halten," sagte Charlotte munter.

Sie führte das Mädchen über die Veranda, durch den auf dieselbe sich öffnenden Speisesaal, die Treppe hinauf.

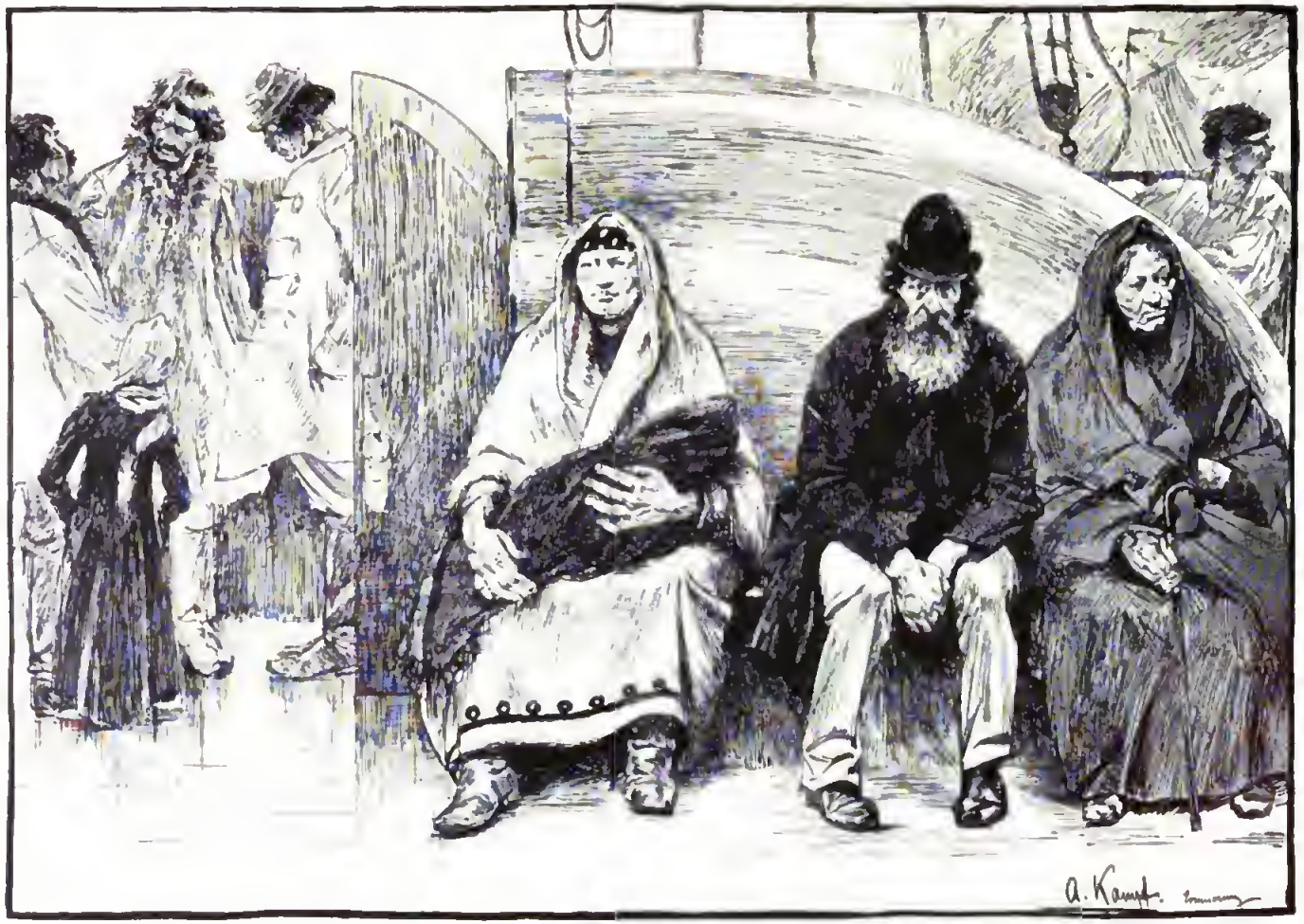
„Die Einteilung des Hauses ist ganz einfach, wie du siehst: unten vorn rechts vom Eingang die Küchenräume, links die Dienstbotenzimmer; nach dem Park hinaus Salon, Speisesaal und noch ein Salon. Oben darüber deine beiden Räume und unser Schlafzimmer; nach vorn eine Reihe recht düsterer Fremdenzimmer. Unser Haus hat wahrlich eine Schatten- und eine Lichtseite," plauderte Charlotte.

„Und da sind wir ja," fügte sie hinzu und öffnete die Thür zum Balkonzimmer.

Salvatrix stand betroffen. Sie hatte ja gewußt, daß sie ihre eignen Sachen hier finden werde. Aber auf eine so liebevoll hergerichtete Kopie ihres heimatlichen Wohngemaches war sie doch nicht gefaßt gewesen. Sogar die drei Ecken hatte Charlotte verblenden lassen und in der vierten stand ein ähnlicher blauweißer Kachelofen, wie in Salvatrix Elternhaus einer gewesen, so daß der ihr gewohnte Eindruck eines achteckigen Gemaches hergestellt war.

Eine ganz feine, geflochtene Decke aus Manilahanf bedeckte den Boden. Die weißen Libertymöbel mit den hellbunten Seidenbezügen erhöhten den Eindruck des sommerlich Heiteren. An den hellen Wänden sah man Ölbilder, Delfter Schüsseln, japanische Teller.

Aus unserer Studienmappe:



Auswanderer. Nach einer Federzeichnung von A. Kampf.

Durch die offene Balkonthür kam die von salzigen Wassergerüchen und Blumenduft in gleicherweise gesättigte Luft herein.

„O mein armer lieber Papa," sagte Salvatrix und fiel Charlotten weinend um den Hals.

„Still, still! Soll ich wohl denken, ich hätte es schlecht gemacht? Eine ganz fremde Umgebung wäre besser gewesen?" sagte Charlotte.

Salvatrix richtete sich auf. „Nein," rief sie, „nein, ich danke dir tausendmal. Wie mich das heimatlich anmutet! Sogar die Luft, diese schwere Küstenluft, in der man Meer und Jasmin zugleich riecht."

Die Thür zu dem in gleicher Linie mit dem Salon liegenden Schlafzimmer öffnete sich. Eine große Frau erschien auf der Schwelle.

„Myle," rief Salvatrix und streckte ihr die Hand hin.

Die Holländerin ergriff die Hand ihrer jungen Herrin und küßte sie ergeben. Es war eine Frau von etwa vierzig Jahren mit einem ganz farblosen, aber großen, fleischigen Gesicht. Von ihrem fahlen, blonden Haar sah man nur ein Stückchen glatten Scheitel über der Stirn, die holländische Haube, mit den goldenen Spiralen an den Schläfen, verhüllte es ganz. Myle trug ein schwarzes, gewöhnliches Kleid, aber ein weißes Brusttuch darüber und eine weiße Schürze.

„Fräulein sind gewiß sehr angegriffen; Fräulein bekommen Zug; es wäre besser, Fräulein legte sich gleich hin," sagte sie auf holländisch. Sie verstand und sprach ein wenig deutsch, bediente sich aber immer des Holländischen.

„Nein, Myle," sprach Charlotte, die in den letzten drei Monaten gelernt hatte, diese Sprache zu verstehen, „das wird Fräulein nicht thun. Das ängstliche Hüten hört nun auf. Unser teures Kind ist gottlob gesund. Der Doktor hat befohlen, sie soll leben wie wir: sorglos in den Tag hinein."

„Wirklich, Myle — laß die Thür auf — ich fange selbst an zu glauben, daß mir gar nichts fehlt," sagte Salvatrix. „Du mußt nicht mehr mit mir herumpuppen wie mit einem kranken Hühnchen. Du wirst es fortan bequemer haben."

Myle stand mit gefalteten Händen und gesenktem Blick unbeweglich. Aber ihre Stirn war gerunzelt, man sah, sie dachte Unzufriedenes.

Dann überließ Charlotte die neuen Hausgenossen sich selbst.

Die nächsten Stunden vergingen ihr damit, sich einzuleben, die Leitung des Hauswesens wieder in die Hand zu nehmen.

Man dinierte um sieben. Baumeister war richtig nicht zur Stelle. Charlotte gab Befehl, daß für ihn um zehn Uhr ein Abendessen bereit gehalten werde.

Dann als Salvatrix sich, doch ein wenig ermüdet, früh zurückgezogen, saß sie allein und wartete.

Sie saß im Speisesaal auf einem Eck-sofa. Vor ihr brannte auf dem Zeitungstisch die Lampe; eine andere Lampe stand auf der Tafel, vor Baumeisters schon angeordnetem Couvert.

Die Mahagonimöbel im Geschmack der zwanziger Jahre gaben dem Raum etwas Altfränkisches, Solides. An den Wänden hingen einige nachgedunkelte Stilleben von riesigem Umfang, in schmucklosen schwarzen Rahmen.

Es war sehr still. Charlotte schrak förmlich zusammen, wenn von der Elbe her ein heulendes Signal ertönte, von den zwischen Hamburg und den stromabwärts gelegenen Vororten verkehrenden kleinen Dampfern.

Der Versuch, in den Hamburger Nachrichten zu lesen, scheiterte. Charlotte konnte ihre Gedanken nicht auf politische oder städtische Neuigkeiten konzentrieren. Sie waren ihr schwer von anderen Dingen.

Grau in grau stand die nächste Zukunft vor ihr.

Wie würde sich dies liebe, unendlich vornehme Geschöpf hier akklimatisieren? Glich Salvatrix nicht einer Tropenblume? Keiner glühenden, farbensprühenden, sondern einer weißen, müden Blume, die von dem ersten Windhauch oder Sonnenstrahl vergeht?

Und wenn Salvatrix doch gesund war und nur zart, nur nicht gewohnt sich zu bethätigen, dann mußte man ihrem Leben doch irgend einen Inhalt geben. Dann mußte man die Pflicht auf sich nehmen sie zu lehren, daß ein Mensch von Geist und Gaben nicht so hinvegetieren dürfe. Das war gewiß eine sittliche Pflicht. Ob es eine leichte oder schwere sein werde, davon

hatte Charlotte noch keine Idee. Dazu kannte sie Salvatrix noch nicht genug. Wenn das Mädchen im Winter in Hamburg zum Besuch gewesen war, hatte man alles gethan, den Besuch zu amüsieren, soweit es die damals noch überängstliche Rücksicht auf ihre Gesundheit zuließ. Und diese letzten Zeiten waren so von Gram erfüllt gewesen und so ganz von der nächstliegenden Sorge, die Gemütsdepressionen zu heben und die, von ernstesten Erschütterungen angegriffenen Nerven wiederherzustellen, daß in ihnen keine Beobachtungen möglich gewesen waren, ob Salvatrix besondere Neigungen hatte oder sich irgendwie beeinflussen ließ.

Charlotte seufzte. Drückender noch als diese Sorge erschien ihr die um Guy. In seinem Brief hatte sie zwischen den Zeilen so viel gelesen, wie der Schreiber vermutlich weder bezweckt hatte noch auch nur ahnte. Robert Pehrbrands unbefangene Berichte verstärkten den beunruhigenden Eindruck.

Immerfort sah sie sein Angesicht vor ihrem geistigen Auge. Wie rätselvoll — daß so auf einmal alle übermütige Liebenswürdigkeit aus seinen Zügen wie weggewischt war.

Dann fiel ihr wieder Baumeister ein. Scharf und gealtert war sein aristokratisch kluges Gesicht geworden. Und wie ihr schien, hagerer auch seine Gestalt.

Sie wollte nicht an Baumeister denken und grübelte abermals über Guys Ehe nach.

Nun, fortan konnte sie ja mit eignen Augen sehen, wie es damit bestellt war. Robert nannte die Frau „reizend, pikant." Dann glich Martina wenig ihrem Bruder, denn an dem war nichts Pikantes, Prickelndes, Geniales.

Mit Wohlgefallen erinnerte Charlotte sich des ruhigen und doch unterhaltenden jungen Mannes, der durch eine bescheidene Heiterkeit angenehm zu wirken wußte und eine tadellose Art sich zu geben hatte. Er war ihr wirklich sympathisch gewesen. Sie erinnerte sich, ihm für den Sommer eine Einladung versprochen zu haben. Die sollte er jedenfalls auch erhalten; das konnte auch Salvatrix ein wenig zerstreuen.

Plötzlich fiel Charlotte etwas ein. Warum nicht gleich? Wenn Philipp Kalkowski am Sonntag hier sein könnte, so wäre das eine freudige Überraschung für Guy und Martina. Und es würde ohne Zweifel der letzteren das erste Zusammensein mit dem Baumeisterschen engeren Kreis sehr erleichtern. Auch ihr selbst würde es angenehm sein, gestand Charlotte sich, eine Mittelsperson von so harmloser und liebenswürdiger Art dabei zu haben.

Heute war Mittwoch. Wenn morgen früh ein ausführliches Telegramm an Philipp Kalkowski abging, konnte er Sonnabend Morgen von Berlin abfahren.

Was würde er aber denken? Vielleicht mußte er Stunden, deren Erteilung ihm doch Verdienst gab, darum absagen? Er würde denken, daß man ihm den Wunsch ihn hier zu haben, doch wohl vierzehn Tage vorher brieflich hätte ausdrücken können; er würde es vielleicht als hochfahrend empfinden, wenn man ihn so gleichsam telegraphisch herbeorderte.

Charlotte ging hin und her und besann sich. Richtig — das war's. Man mußte Philipp Kalkowsky einen Auftrag geben. Und dieser Auftrag war gefunden.

Charlotte hatte schon seit mehreren Wochen den Plan gehabt, für Salvatrix nach einer großen Photographie ihres Vaters ein Ölbildnis des Verstorbenen herstellen zu lassen. Eigentlich sollte es eine Ueberraschung sein. Aber, wenn man es recht bedachte, kam ein solches posthumes Porträi wohl am besten zustande, unter der Aufsicht und dem Beirat der Tochter.

Es lag auf der Hand, daß man diese Aufgabe Philipp Kalkowski zuweisen könne. Charlotte hatte von ihm nur jene beiden in Hamburg ausgestellten Bilder gesehen und die hatten ihr einen recht achtungswerten Eindruck gemacht.

So ordnete sich alles prächtig: man hielt Philipp einige Wochen hier, lebte sich in dieser Zeit und mit Hilfe seiner vermittelnden Gegenwart sicher leichter mit Guys Frau ein und gab dem netten jungen Mann dabei noch eine Gelegenheit zu verdienen.

Charlotte, gewohnt, jeden Entschluß den sie gefaßt, gleich auszuführen, schrieb noch sogleich eine Depesche und einen Brief, welcher mit näheren Erläuterungen dem Telegramm folgen sollte. Sie gab beides

hinaus in die Küche, mit dem Befehl, es morgen früh sofort zu besorgen.

Kaum saß sie wieder, so klang die Hausthürglocke.

Das war Baumeister. So kurz und scharf läutete nur er.

Charlotte eilte auf den Korridor hinaus, wo ihr Mann gerade seinen Cylinder an die Garderobe hing. Ohne Cylinder war Baumeister gar nicht denkbar.

Er begrüßte seine Gattin, die er nach der langen Trennung doch nur fünf Minuten am Bahnhof gesehen, mit einem abermaligen Kuß auf die Stirn. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge begnügte er sich mit einem Kopfnicken.

Als er dann in seiner aufrechten Haltung über die Schwelle trat, sah er aus wie ein Mann, der eben sein Tagewerk anfängt und gerade sein Toilettenzimmer verlassen hat. Ohne Stäubchen war sein tadellos sitzender schwarzer Gehrock, leuchtend weiß sein vorn auseinander klappender Halskragen.

Charlotte setzte sich zu ihrem Gatten an den Tisch. Der Diener trug eine Schüssel mit einem warmen Fischgericht auf und zog sich dann zurück.

„Hattest du noch eine Konferenz?“ fragte Charlotte und goß ihrem Gatten Moselwein in das grüne Glas.

„Ja.“

„Hatte der Aufsichtsrat der Jutespinnereigesellschaft Sitzung?“

„Nein, ich habe mein Mandat als zweiter Vorsitzender niedergelegt.“

Baumeister hatte eine trockene Stimme und eine abgemessene Art zu sprechen. Er machte sofort den Eindruck eines schweigsamen Denkers, der sich ungern Worte abringen ließ. Er sagte nicht von selbst, mit wem und über was er konferiert habe. Charlotte brannte die Frage danach auf der Zunge. Aber sie wagte nicht, ihren Gatten zu fragen, wenn sie bemerkte, daß er nicht frei herauszusprechen aufgelegt war. Sie hatte es nie gewagt — in all den Jahren ihrer Ehe nicht.

Aus unserer Studienmappe:

Neugierig.
Nach der Liebhaberphotographie von Dr. O. Burkhart in Berlin.

Wie eine unsichtbare Mauer umgab ihn die Verschlossenheit, und auch ein ungestümerer Frager, als Charlotte war, hätte sich den Kopf daran einrennen können.

So hatte die Notwendigkeit sie gezwungen, zu beobachten und zu kombinieren. Sie wußte längst, wenn Baumeister eine gleichgültige Sitzung gehabt, pflegte er kurz zu sagen:

„Verzeihung. Ich konnte nicht zu Tisch kommen. Es war Sitzung in der Handelskammer.“

Oder: „Der alte Pehrbrand hat mich aufgehalten. Er will eine neue Thee-Compagnie gründen. Das ist mir zu krämerhaft. Ich habe die Beteiligung abgelehnt.“

Oder: „Eins unserer Schiffe hat schwere Havarie auf dem Kanal gehabt. Der Agent war wegen der Versicherung da und wollte durchaus mit mir selbst sprechen.“

Längst wußte sie auch, daß Baumeister über die geschäftlichen Ereignisse, welche ihm Sorgen machten, immer schwieg.

Nicht etwa aus schonender Liebe, um ihr Sorgen zu ersparen. Nein, sie las seit

Jahren klar in der hochmütigen Seele dieses einsamen Mannes.

Die Firma Konrad Peter Baumeister *brauchte* keine Sorgen haben. Für sie gab es keine Schwierigkeiten, keine schlechten Jahre, keine verfehlten Unternehmungen. Sie gab der Gesellschaft Glanz, der sie sich zugesellte als Mitarbeiterin. Mit ihr in Verbindung zu stehen, war eine Ehre. Sie strahlte heute noch in demselben Ansehen, wie vor zweihundert Jahren unter ihrem Gründer, dem Sohn des 1680 verstorbenen Bürgermeisters Dr. Baumeister. Jener Bürgermeister war der letzte Gelehrte der Familie Baumeister gewesen, die seither ihren Namen immer neu in das goldene Buch der Hamburger Kaufmannschaft getragen.

Und dieses Verschweigen aller weniger erfreulichen Vorkommnisse hatte zuerst in Charlottens Gemüt die Saat des Verdachtes getragen.

Sie sagte sich mit ihrem gesunden Menschenverstand, daß es auf der ganzen Welt kein Geschäft gäbe, an dem *alle* Schläge, alle Fehlrechnungen vorbeigingen. Am wenigsten ein überseeisches.

Da gab es doch Erdbeben, Lokalkriege, Wasserfluten, Mißernten, Überernten. Das alles veränderte die Konjunkturen, durchkreuzte sicherste Berechnungen. Sie erinnerte sich schwerer Krisen auf dem Kaffeemarkt, anderer Zeiten, wo ein Jahr lang der Reishandel stockte und in den Hamburger Speichern für fünfzig Millionen Reis für tot lagerten. In solchen Zeiten sprachen selbst die Frauen von nichts anderem, beklagten die schlechten Launen ihrer Männer oder den Sturz eines befreundeten Hauses.

Anfangs wagte Charlotte noch zu fragen: „Bist du beteiligt?"

„Die Firma Konrad Peter Baumeister steht über solchen Krisen. Das tangiert nur die kleine Kaufmannswelt," sagte er. Einmal nach solcher Antwort geschah es, daß bald nachher Tante Wische kam und fragte:

„Na, Peter mußt du wohl jetzt mit Glaceehandschuhen anfassen? Oder läßt er's nicht zu Haus aus? Er hat ja'n fixen Verlust gehabt. Diese dumme Kaffeespekuliererei! Mein Mann konnt' auch nie die Finger davon lassen. Na — schließlich: Konrad Peter Baumeister kann ja'n Puff vertragen."

Seitdem wußte Charlotte, daß ihr Mann ihr seine geschäftlichen Ärgernisse verschweigen wollte. Und gerade bei dieser Kaffeegeschichte hatte sie noch eine andere, viel merkwürdigere Entdeckung in der Seele ihres Mannes gemacht.

Dieser kluge, überlegene, immer beherrschte Mensch war in einem Punkt von einem thörichten Wahn befangen. Er glaubte, wenn er über seine Verluste schweige, schwiegen auch andere davon; wenn er sie vor sich und seiner Frau nicht als erwähnenswert behandle, daß die Welt sie auch als Bagatelle ansähe oder daß sie gar Geheimnis blieben.

Charlotte kam unwillkürlich auf einen Vergleich: verliebte Männer stecken wie ein Vogel Strauß ihren Kopf in den Sand, um die Fehler ihrer Geliebten nicht zu sehen, und glauben auch andere damit blind zu machen. Ihr Gatte hatte sein Lebelang nur eines wahrhaft geliebt: seine Firma. Er handelte wie ein Verliebter und wollte keine Flecken an ihr sehen noch gesehen wissen.

„Es scheint schon, daß man immer die Objektivität verliert, wenn man sich zu leidenschaftlich an irgend etwas hingibt," dachte Charlotte damals. Sie gab es aber auf, sich Baumeisters Vertrauen erringen zu wollen. —

So saß sie auch heute abend wieder schweigend und sann nach, um selbst zu erraten, was ihn ferngehalten, am ersten Abend ihrer Heimkehr.

Es mußte wohl das australische Unternehmen gewesen sein. Hierüber schwieg er immer vollkommen.

Baumeister aß sehr langsam, man hätte sagen können: feierlich.

Als nach seiner Antwort eine lange Pause entstand, fühlte er sich verpflichtet, eine Unterhaltung zu beginnen.

„Hatte Salvatrix einen guten Eindruck von unserem Hause?" fragte er.

„Einen ausgezeichneten," antwortete Charlotte. Die Art ihres Mannes übte immer eine förmliche Suggestion auf sie aus und machte sie wortkarg.

„Du versäumtest mir zu schreiben, wie sich Salvatrix' Vermögensverhältnisse abgewickelt haben. Te Gempt *muß* große Ersparungen gemacht haben. Neben den Zinsen, die ich für das Kapital meiner

Schwester in der Firma ihm auszahlte, hatte er ein ansehnliches Gehalt. Sie waren stille, kränkliche Leute. Bei ihrem Leben war es unmöglich, jährlich sechzigtausend Mark auszugeben."

„Die Ersparnisse te Gempts gelten als Vatererbe für Salvatrix."

„Und . . . ?"

„Das Geld wird in Holland, von den dort ansässigen Vormündern verwaltet, bis Salvatrix mündig."

Baumeister nickte.

„Das dachte ich mir."

Beide schwiegen wieder über fünf Minuten. „Wieviel ist es?" fragte er dann und trank von seinem Wein.

„Beinahe hundertsechzigtausend holländische Gulden."

„Salvatrix ist eine gute Partie. Wir werden die Mitgiftjäger von ihr fern zu halten haben," bemerkte er. „Schade, daß Robert Pehrbrand verheiratet ist."

„Schade, daß Guy verheiratet ist!" rief Charlotte. Baumeister sah sie erstaunt an.

„Guy Fabarius?" sagte er dann. „Und meine Nichte? Du vergißt, daß der junge Mensch nicht aus guter Familie ist. Ich mag ihn gern. Du hast viel für ihn gethan. Das war mir recht. Aber meine Nichte hätt' ich ihm doch nicht gegeben."

„Der Disput darüber wäre ja auch unnütz. Er ist verheiratet," sprach Charlotte.

„Und durchaus passend. Mit einer Frau kleinbürgerlicher Herkunft. Glaube mir, man gewöhnt den Leuten niemals die Gewohnheiten und Anschauungen des Nestes ab, dem sie entsprossen."

„Wie gefällt dir die Frau?" fragte Charlotte, die nicht in der Stimmung war, mit Baumeister ein Gespräch über Menschenart anzufangen, besonders auch nicht, weil sie wußte, daß eigentliche „Gespräche" mit Baumeister unmöglich waren. Er sagte seine Meinung. Und die war dann unumstößlich.

„Die Frau? Sehr gut," sagte er. „Scheint sehr munter zu sein. Schöne Augen. Die Manieren freilich etwas aufgetragen wie frischer Lack. Aber das erwartet ja auch keiner anders."

„Ich habe die Absicht, den Bruder einzuladen. Du erinnerst dich seiner. Er machte einen sehr sympathischen Eindruck. Es ist dir doch recht? Er soll ein Bild te Gempts malen, nach den vorhandenen Photographien."

„Du hast in diesem Hause zu befehlen," sagte Baumeister sehr höflich.

Dann schwiegen sie. Der Diener trug ab. Baumeister steckte sich eine Cigarre an.

Alles war still. Von nebenan her schlug einmal die Uhr. Halb zwölf. Charlotte verglich die Zeit mit ihrer Uhr im Gürtel.

Baumeister, als habe er die Gegenwart seiner Frau vergessen, saß stumm oben am Tisch.

Der Cigarrendampf zog als luftiges Band graubläulich der Lampe zu und sammelte sich unter ihrem Schirmdach.

Im Hause ward kein Ton mehr laut. Und es war Charlotten, als wüchse die nächtliche Ruhe von draußen aus dem dunklen Garten stumm und schwarz ums Haus, als dränge sie durch alle Ritzen und erfülle den Raum, als scheide sie mit undurchdringlichem Schleier alles Leben von hier.

Schweigend und allein saß Charlotte mit dem grübelnden Mann, wie an so vielen, vielen Abenden. Und wie so oft, war es ihr auch an diesem Abend wieder, als seien sie doch nicht allein.

Als thue sich geräuschlos die Thür auf, als glitte eine unsichtbare Gestalt herein, käme näher — schreite an ihr vorbei — sie fühlte den kalten Hauch aus den grauen Gewändern — und ließe sich am Tisch nieder. Ihr gegenüber, an der anderen Seite des stummen Mannes, als ein ungebetener, immer wiederkehrender, nie zu vertreibender Gast — — — —

Der Thürdrücker knarrte. Charlotte schrie auf.

„Was ist das?" fragte Baumeister.

„Mir war, als fasse jemand an die Thür," stammelte sie.

„Du bist übermüdet und überreizt nach der Reise. In einem alten Hause bewegt sich nachts immer etwas. Wir wollen zu Bett gehen."

VI.

Der Sonntag begann mit einer sonnigen Morgenfrühe. Als Charlotte ihr Fenster öffnete, drang ihr die Luft wie lauter Übermut und Maifreude entgegen. Drunten auf der Elbe zog schon ein Vergnügungsdampfer vorbei; hinter seiner Reeling drängten sich die Menschen, von seiner

Maſtſpitze bis zum Ende des Achterdecks zog ſich an einem ſtraffen Seil, eine Reihe bunter kleiner Signalflaggen hinab. Eine Muſikkapelle konzertierte, und in rohen, falſchen Klängen kam mit Trompeten und Hörnerſchall die Melodie eines Walzers herauf. Charlotte war keine Langſchläferin. Der Morgen gab ihr immer Friſche und Unternehmungsluſt, die ihr abends und nachts oft abhanden kamen. Im Sonnenſchein, bei gutem Wetter erſchien ihr das Leben weniger mühſam.

Baumeiſter pflegte auch ſchon früh in die Stadt zu fahren, ſelbſt Sonntags. Es liefen immer Kabelnachrichten ein, die entgegengenommen ſein wollten; Geſchäftsbriefe harrten ſeiner Unterzeichnung. Und wenn ſelbſt gar nichts vorlag, trieben ihn Gewohnheit und Neigung, ſeinen Sonntag Vormittag in ſeinem Comptoir zu verbringen. Als er fort war, von ſeiner Frau an den Wagen begleitet, der ihn zur Verbindungsbahn brachte, ging Charlotte gleich in die Küche.

Da herrſchte einige Unruhe: das Stubenmädchen, die lang im Hauſe bedienſtete Minna, war um ſechs Uhr zu ihrer kranken Mutter geholt worden und hatte eben einen kleinen Jungen geſchickt mit einen Zettel, auf welchem ſie um Erlaubnis bat, bis halb elf wegbleiben zu dürfen, ſie werde dann mit verdoppelter Schnelligkeit arbeiten.

Der Gärtner hatte gerade aus der neben dem Park belegenen Baumeiſterſchen Privatgärtnerei einen mächtigen Korb mit langen dicken Spargeln gebracht. Er wollte wiſſen, welche Blumen zum Tafelſchmuck zu verwenden ſeien. Die Köchin jammerte über den Zufall, daß Minnas Mutter gerade heute den Fuß hatte brechen müſſen, wo die Minna ſo nötig zur Hilfe war: Krebſe ausbrechen und ſtoßen zum Ragout, Spargel ſchälen mußte ſie. Kehr, der Diener fragte, ob er das gewöhnliche Service oder das alte Familienſervice nehmen ſolle.

Charlotte, einen Schlüſſelkorb am Arm, im dunkelgrauen, leinenen Blauſenkleid, ſtand ruhig inmitten der Küche und beſtimmte den Leuten jede Kleinigkeit.

Die Köchin beruhigte ſie mit der Zuſicherung, daß ſie ſelbſt den Spargel ſchälen werde. Der Gärtner bekam den Beſcheid, den Tiſch mit Goldlack und weißen Narziſſen zu verſorgen, und Kehr wies ſie an, das alte Familienſervice zu nehmen. Man benutzte es ſonſt nur bei wichtigen Anläſſen, aber Charlotte dachte ſich, daß Philipps Künſtleraugen ſich an dem alten Meißner Porzellan mit Tulpenmuſter und plaſtiſchen Vergißmeinnichtverzierungen freuen werde.

Einige Minuten ſpäter ſaß ſie auf der Veranda, eine weiße Schürze vor, rechts auf einem Schemel den Korb mit Spargel, links eine große Wanne mit Waſſer, in welches ſie die geſchälten weißen Stangen legte.

Durch den Garten kam Philipp herauf. Zu ſeinem hellgrauen Sommeranzug trug er einen braunen, weichen Hut. Beides ſtand zu ſeiner mehr zierlichen als impoſanten Erſcheinung und zu ſeinem Typus ſehr gut. Er hatte ſchon eine Stunde im Garten verbracht, nachdem man ihm ſein erſtes Frühſtück der Hausordnung gemäß in ſein Zimmer gebracht hatte.

Er war nicht wenig erſtaunt, die Frau des Hauſes bei einer ſolchen Arbeit zu finden. Er hatte gar nicht gedacht, daß Charlotte es verſtehen werde, ihre Hände zu gebrauchen.

„Guten Morgen, gnädige Frau. Darf ich mich zu Ihnen ſetzen?“ fragte er.

Sie nickte ihm herzlich zu und fragte nach ſeinen Eindrücken. Er war entzückt. Die Pracht des Gartens, das große Landſchaftsbild, die ſanft getönten Farben, die eigenartigen Luſttöne der norddeutſchen Küſte, die jeden Maler entzücken mußten mit ihrem, alles vermittelnden feinen ſilberigen Nebelſchleier, der ſo dünn, ſo unausſprechlich zart und dünn über allem lag — es war faſt zu viel auf einmal.

„Und das Allerſtimmungsvollſte iſt ja der Gemüſegarten,“ ſchloß er; „lachen Sie nur, gnädige Frau. Ich ſah an der weſtlichen Seite des Gartens in dem hohen abſchließenden Gitter ein offenes Pförtchen. Natürlich ging ich hinaus und komme in ein Winkelchen, das zum Malen einlädt! Wie ſich das ſo bergan erſtreckt, immer neben dem Park her — ein verhältnismäßig ſchmaler Streifen Land und dicht kultiviert. Da blinken hinter Reihen von Stachelbeerbüſchen Beete mit rotem blühenden Mohn auf. Da ziehen ſich auf fetter Erde leuchtend grüne junge Gemüſepflanzen hin, gleich krauſen Roſetten auf einem ſchwarzbraunen

Stoff. Von oben her schimmert traulich das rote Dach einer Gärtnerwohnung und eines Stalles unter den Kronen von Obstbäumen. Und in der Mitte des Geländes steht irgendwo ein Mädchen. Ihr hellblaues Kleid gibt einen köstlichen Farbenfleck; in die Wasserstrahlen, die aus ihrer Gießkanne kommen, fällt ein Sonnenstrahl; sie flimmern wie Demanten. O könnte man das so festhalten!"

Charlotte freute sich.

„Sie malen, indem sie mein Lieblingsplätzchen beschreiben. Auch ich liebe den Garten sehr. Und denken Sie nur, selbst der Geruch dort zieht mich an, der Duft von Sellerie und Majoran."

„Guten Morgen," sagte eine sanfte Stimme, und in der Thür, die vom Speisesaal auf die Veranda führte, erschien Salvatrix.

Philipp Kalkowski errötete und sprang auf.

Charlotte bog nur ihren Kopf zurück, um ihre Stirn für einen Kuß hinzuhalten.

„Nun, mein Kind, hast du gut geschlafen? Setz dich zu uns."

Philipp schob einen Korbsessel heran und legte unwillkürlich das Kissen auf demselben besser zurecht. Ihm war, als müsse man fort und fort etwas Sorgsames, Ergebenes für dieses Mädchen thun, deren Schönheit ihn gestern nachmittag fast erschreckt und deren müde Vornehmheit ihn einschüchterte. Ja, einschüchterte. Er, der Weltgewandte, der sich seit Jahren in allen Berliner Salons herumtrieb und überall hinter die Kulissen gesehen hatte, er empfand irgend einen unüberbrückbaren Abstand zwischen sich und Salvatrix te Gempt.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Sinnsprüche.

Provinziellen Sprichwörtern nachgebildet von

Maximilian Bern.

(Abdruck verboten.

Fasse Mut! Wie oft vermeint
Zu erliegen man den Sorgen;
Was am Abend dunkel scheint,
Das erleuchtet hell der Morgen.

*

Schenkt dir ein dreibeiniges Pferd
Der Gutsherr, würdige die Ehre
Und danke ihm, als ob das Pferd
Ein vierbeiniges wäre.

*

Es ist ein schlechter Fischer,
Der fremde Teiche kennt
Genauer als den Weiher,
Den er sein eigen nennt.

Nur nicht vor dem Tod gebebt,
Droht er auch in kurzer Frist!
Keiner hat's ja noch erlebt,
Daß er schon gestorben ist.

*

Welcher Wiese Gott der Herr
Mindert ihren Regen,
Der verdoppelt gnädig er
Dann des Taues Segen.

*

Als scheuer Vogel nur durchzieht
Das Glück des Narren Wald;
Er nistet nie darin und flieht
Nach kurzem Aufenthalt.

*

Wem das Schicksal zugethan,
Dem legt Eier auch der Hahn!

Ein Stierkämpfer. Nach dem Gemälde von G. Alvarez.
(Original im Besitze der Kunsthandlung von Fritz Gurlitt in Berlin.)

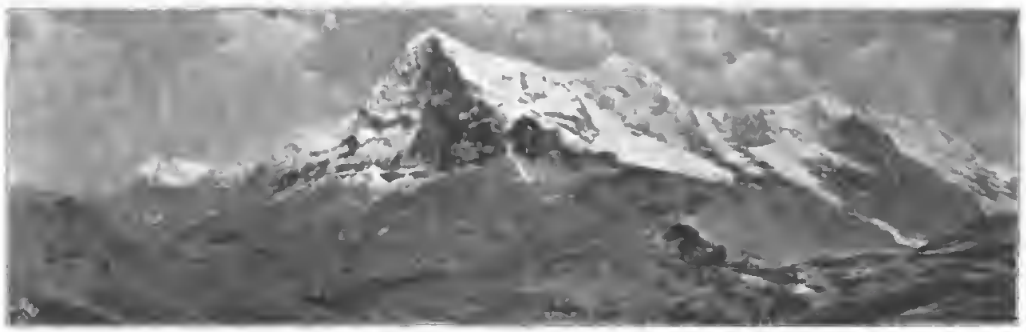


Abb. 1. Panorama auf den Mönch, Eiger und die Jungfrau von der kleinen Scheidegg aus. Nach einer Photographie der Photoglob Co. in Zürich.

Die Jungfraubahn.

Von

J. C. Heer.

Mit elf Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Jungfrau, die „ewig verschleierte!“ — So durfte sie noch Schiller nennen, denn zu seinen Zeiten hatte noch kein Sterblicher seinen Fuß auf das reine Schneediadem gesetzt, das aus dem Berneroberland über die Gaue der Schweiz bis nach Deutschland hineinleuchtet. Uns ist sie nicht mehr die unnahbare, unbezwingliche; aber Hand aufs Herz: Denkt nicht doch jeder Tourist an jenen Tag, wo er sie zum erstenmal bei Interlaken geisterhaft hoch, geisterhaft schön, wie vom Licht einer andern Welt verklärt, in seiner unmittelbarsten Nähe aus einem dunkelgrünen Waldrahmen hervorschweben sah, wie an eine Offenbarung erhabenster Poesie, wie an eine Lebenserfahrung von höchster Weihe zurück?

Die Wengernalp ist der Fußschemel, wo die kleinen Menschen knien, um dem strahlenden Bild zu huldigen; aber wie im Tempel eine Scheide zwischen den Andächtigen und dem Allerheiligsten gezogen ist, so trennt die schauerliche Kluft des Trümmelthals die aus aller Welt zusammengewürfelte Naturgemeinde vom erhabenen Bilde. Es ist gut so! Die Jungfrau regt im Traum ein Glied, und es donnern die Lawinen. In der entlegenen Höhe der Firne stäuben sie und prasseln wie ein schäumender Wassersturz zwischen den riesigen Felsen nieder ins Trümmelthal. Das geschieht dem Zuschauer so nah, daß er bei den stärkeren Schlägen aufspringen und sich flüchten möchte. Das ist unnötig. Die ragenden Wände der Jungfrau, die wir scheinbar mit wenigen Schritten erreichen würden, sind in der Luftlinie immer noch fünf Kilometer von uns entfernt, die Maßstäbe in dieser gewaltigen Natur aber so groß, daß wir darüber jede sichere Schätzung verlieren.

Nicht einsam steht die Jungfrau da, sondern nur als das erhabenste Bild in einer Schar von Bergen, die sich wie zum Schutz an sie drängen. Rechts gegen das Lauterbrunnenthal hin kniet der Schwarze Mönch, der finstere Klosterheilige, links der Weiße Mönch, der Mönch gemeinhin, und weiterhin der Eiger, riesige Gestalten mit weißen Häuptern, doch neigen sie sich vor der Jungfrau wie die Heiligen vor der Himmelskönigin. Aus tausend und tausend Bildern kennt man das wundervolle Gruppenbild, das Jungfrau, Mönch und Eiger von der Wengernalp aus darbieten, es ist für die meisten Freunde der Schweiz der Inbegriff der Hochalpenpoesie (Abb. 1).

Man kann sich denken, was für eine Überraschung es in allen Kulturländern erregte, als sich im August 1811 die Nachricht verbreitete, die Brüder Meyer aus Aarau hätten glücklich die Spitze der

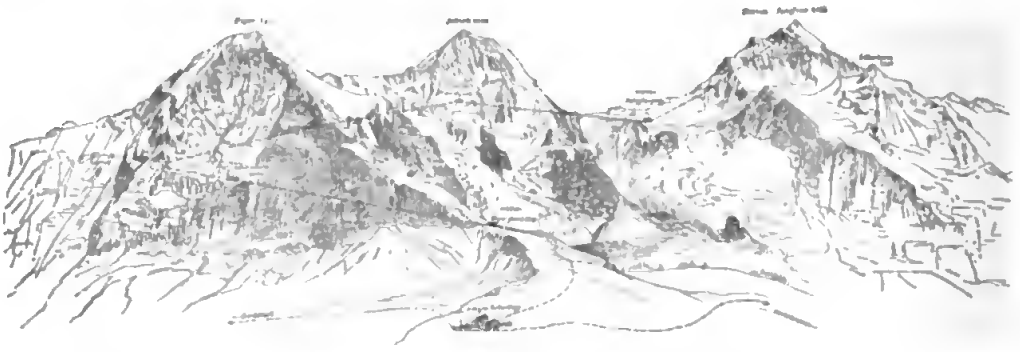


Abb. 2. Projekt zur Jungfraubahn.

Jungfrau, der vorher nie erſtiegenen, erreicht. Seither haben ſich die Leute des Berneroberlandes und ſeine Touriſten daran gewöhnt, daß ſie an ſchönen Juli- und Auguſtvormittagen Ameiſen auf der weißen Spitze der Jungfrau krabbeln ſehen, Bergſteiger, die ihr Ziel erklommen haben. Auch das ſetzt nicht mehr ſo mächtig ins Erſtaunen, wenn alle paar Jahre einmal der Telegraph die Trauerkunde in die Welt trägt, daß eine kleine Touriſtenkarawane bei dieſem Unternehmen geſtürzt iſt. Allein noch einmal horchte man, ſoweit es Zeitungen in der Welt gibt, beim Namen des Berges wie im Jahr 1811 in höchſter Überraſchung auf, damals nämlich, als ſich dieſer Name mit einem andern verband, von dem man glaubte, er würde dem ſeinen ewig fern bleiben. Die Zuſammenſetzung, über die man wie über etwas Widerſinniges lächelte oder den Kopf ſchüttelte, hieß „Jungfraubahn!“

„Jungfraubahn!“ — Das Wort wurde zum erſtenmal zu einem Scherz gebraucht. Vor ungefähr einem Jahrzehnt brachte ein größeres Züricher Blatt auf den erſten April das anſcheinend auf gründlichen, techniſchen Studien beruhende Projekt einer Bahn auf die Jungfrau und meldete, daß es bald in Angriff genommen werde. Senſationsluſtige Reporter, die ſich das Datum nicht näher anſahen, telegraphierten die Nachricht in alle Länder — tauſende und tauſende von Zeitungsleſern wurden das Opfer des Aprilſcherzes.

Viele, die in den ſchweizeriſchen Bergbahnen nichts als eine Entweihung der großen ſchönen Natur erblickten, freuten ſich, als das Projekt ſich als die Seifenblaſe einer üppigen Phantaſie erwies, als wenigſtens wieder jene heiligen Höhen, die die Natur ſelber mit ihren donnernden Gletſchern, mit ihren ewigen Firnen als unantaſtbar zu erklären ſcheint, wieder vor den Angriffen der Technik geſichert waren. Allein ſeit jenem Aprilſcherz iſt der Gedanke einer Jungfraubahn in den Kreiſen der ſchweizeriſchen Techniker nie mehr zur Ruhe gekommen; von da an immer mit Unglauben und Achſelzucken aufgenommen, hat er ſich doch entfaltet, und heute kann man es mit Beſtimmtheit erklären: Die

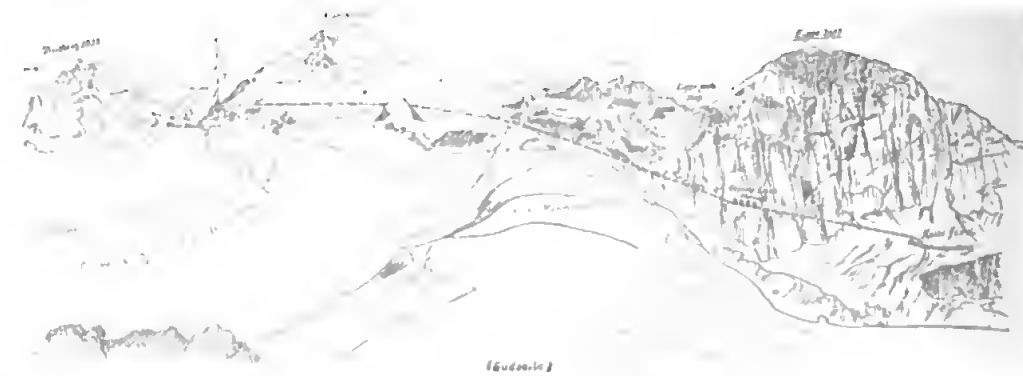


Abb. 3. Projekt zur Jungfraubahn.

Jungfraubahn wird gebaut werden, die ersten Jahre des kommenden Jahrhunderts werden, wenn nicht große weltgeschichtliche Ereignisse, z. B. ein europäischer Krieg, der auch die Schweiz in Mitleidenschaft zieht, hindernd dazwischen treten, ihre Vollendung sehen.

Nachdem die beiden schweizerischen Ingenieure Trautweiler und Köchlin unabhängig voneinander Projekte für eine Jungfraubahn ausgearbeitet hatten, nahm der Anblick der Jungfraugruppe vom Schilthorn aus im Sommer 1893 einen der merkwürdigsten Männer der Schweiz, A. Guyer-Zeller in Zürich für den Gedanken einer solchen Hochgebirgsbahn so gefangen, daß er seinerseits ein neues Projekt (Abb. 2 und 3) aufstellte, welches die beiden früheren sofort verdrängte. Mit der ihm eignen Willenskraft hat der auch in deutschen Handels- und Finanzkreisen wohlbekannte Verwaltungspräsident der Nordostbahn, der mit einem kühl abwägenden Finanzgenie ein gewisses romantisch-poetisches Wesen und eine in seinen Kreisen seltene Begeisterungsfähigkeit für weit tragende Ideen verbindet, seither die Ausgestaltung seines Planes unter Zuziehung der ersten schweizerischen Hochgebirgsingenieure, Geologen und Techniker und mit einem bis am Neujahr 1897 auf 250 000 Franken gestiegenen Kostenaufwand so gefördert, daß im Herbst 1896 bereits zwei Drittel der ersten Teilstrecke fertig gestellt wurden.

Abb. 4. Die kleine Scheidegg mit dem Eiger.
Nach einer Photographie der Photoglob Co. in Zürich.

Aus den Bedingungen, unter denen die eidgenössischen Räte am 20. Dezember 1894 dem Unternehmen die staatliche Konzession erteilten, ersehen wir, daß der Bau und die Eröffnung der Bahn teilstreckenweise, nämlich in fünf Abschnitten erfolgen wird, und daß die Linie fünf Jahre nach dem Beginn der Arbeiten dem Verkehr übergeben sein muß. Freiwillig hat sich das Unternehmen anerboten sich am Bau eines meteorologischen Observatoriums am Mönch oder an der Jungfrau mit einer Summe von 100 000 Franken zu beteiligen und zu seinem Betrieb jährlich bis auf 6000 Franken beizutragen.

Auf den ersten Blick möchte man gegen den Bau der Jungfraubahn einwenden, daß die Schweiz ja bereits Bergbahnen

Abb. 5. Station Kleine Scheidegg mit dem Eiger und Mönch.
Nach einer Photographie der Photoglob Co. in Zürich.

genug besitzt. Seit die während der Kriegsjahre 1870 und 1871 erbaute Vitznau-Rigi-Bahn, die ein paar Jahre vorher für ebenso unmöglich gehalten worden ist wie jetzt die Jungfraubahn, dem Betrieb übergeben worden ist, hat man in der Schweiz nicht weniger als vierzig kleinere und größere Bergbahnen hergestellt und manchen unter ihnen, so z. B. den prächtigen Bahnen auf das Brienzer Rothorn und auf die Schynige Platte im touristenreichen Berneroberland fällt es schwer genug, sich finanziell zu halten. Allein gegenüber allen bis jetzt erbauten Bergbahnen ist die Jungfraubahn etwas ganz und gar Neues, ein Typus, der bis jetzt nicht besteht. Die bisherigen Bergbahnen führen alle nur auf Voralpengipfel und zu Voralpenrundsichten, die Jungfraubahn wird die erste Hochgebirgsbahn sein und den Touristen die Aussichtswunder eines Hochalpengipfels erschließen. Die Endstation der Brienz-Rothorn-Bahn, der bis jetzt höchst ansteigenden Bergbahn, liegt auf der Höhe von 2252 Meter über Meer, die Jungfraubahn wird sie also an vertikaler Höhe um rund zwei Kilometer übertreffen. Das ergibt so charakteristische Unterschiede der Aussichtsbilder, daß sie sich kaum vergleichen lassen.

Auf dem Voralpengipfel sonnige Lieblichkeit, überall warme Farbentöne, eine unüberblickbare Fülle reizender Details, die reiche Staffage der Pflanzenwelt, der weidenden Herden und der Dörfer im Grund, auf der Jungfrau feierlicher Ernst, drei einzige Farben ohne mildernde Zwischentöne, das blendende Weiß des Firns, das Schwarz der ragenden Felsriffe, das Kobaltblau des ehernen Himmels, und in der Tiefe in blauen, durchsichtigen Schleiern, die die Farben der Dinge fast ausgelöscht haben, die Welt der Menschen, ein Traum mehr denn eine Wirklichkeit, eine verschollene Sage mehr denn eine Gegenwart. Auf einem Voralpengipfel der warme Anteil an den einzelnen Bestandteilen des Bildes, auf der Jungfrau die fast vollständige Gleichgültigkeit gegen die Details, dafür ein dämonisch auf die Seele gehender uns gleichsam vom Irdischen lösender großer Gesamteindruck, das berauschende, die Sinne verwirrende Gefühl von der

Weite der Erde, der Unendlichkeit des Raumes, von der Unbedeutendheit des Lebens, das in der Tiefe geht.

Dieser Eindruck voll erhöhter Daseinsempfindung läßt sich nicht schildern, er muß erfahren sein, er wird auch den übermüdeten Bergsteigern nur in geringem Maß zu teil, aber er ist für den unvergeßlich, der ihn in Ruhe genossen hat, und bleibt mit dem steten Wunsch in der Erinnerung, ihn noch einmal zu erleben.

Die Jungfraubahn wird also zu einer Sensation führen, die für die meisten Menschen neu ist, die nur die Ballonfahrer kennen: zu dem durch körperliche Übermüdung nicht beeinträchtigten Genuß einer Höhe, wo der Himmel fast stärker zur Seele redet als die Erde. Darum kann die Jungfraubahn mit anderen Bergbahnen nicht in Parallele gesetzt werden, wird sie etwas touristisch ganz Neues von wunderbarer Großartigkeit sein. Und darin liegt nicht nur die Bürgschaft für ihren finanziellen Erfolg, sondern auch ihre ästhetische Rechtfertigung.

Materiell ist eine solche überflüssig, denn da die Bahn zwei Kilometer nach der Scheidegg in den Fels tritt und diesen auch auf der Spitze nicht verläßt, so ist natürlich von einer Entstellung der Berggruppe Eiger, Mönch, Jungfrau keine Rede, die Fenster der Stationen erscheinen, so groß sie in Wirklichkeit werden mögen, aus der Tiefe so klein, daß sie das Auge nur nach längerem Suchen oder gar nur mit dem Fernrohr entdecken wird. Viel wesentlicher ist die abstrakt-ästhetische Frage, ob die Anlage einer Bahn auf die Jungfrau dieser und dem Hochgebirge überhaupt nicht den poetischen Nimbus raubt, mit dem sie unsere Phantasie umgibt? Einiges davon für so lange gewiß, bis sich unser poetisches Gefühl auch damit gerade so ausgesöhnt hat, wie es sich beim Beginn der Bergsteigerei in der Schweiz mit dem Gedanken befreunden mußte, daß einzelne Klimmer auf den nie entweihten Spitzen herumkrabbeln. Aber man hat an den bestehenden Bergbahnen beobachten können wie rasch diese Assimilation des Geschmacks vor sich geht. Der Gedanke, daß der

Abb. 6. Der große Eigergletscher. Nach einer Photographie der Photoglob Co. in Zürich.

Gotthard, die von der Natur selbst erhobene machtvolle Scheide zwischen Nord und Süd, seine Bedeutung als solche verlieren solle, hatte vor dem Bau des Tunnels für die Empfindung vieler etwas Frevles, Gottversuchendes, jetzt aber erzeugt die Vorstellung der raschen Verbindung zwischen Nord und Süd bei jedem Reisenden ein hohes ästhetisches Behagen, das sich bei der Fahrt noch steigert. Und ist es überhaupt nicht der höchste Reiz des Schweizerlandes, daß es mit den Hochgebirgslandschaften die Bilder einer entwickelten Kultur verbindet? Wäre es schöner, wenn es ohne seine Städte und Dörfer, ohne seine Straßen, Eisenbahnen und Dampfboote, ohne seine Hütten, seine Unterkunftsgelegenheiten, die es bis zur Grenze des ewigen Schnees wohnlich machen, so rauh daläge, wie es aus Gottes Hand hervorgegangen ist? Nein, wir würden über das Land urteilen wie es die Reisenden des Mittelalters gethan, die es als eine schreckliche Bergwüste schildern.

Bis jetzt war es allsommerlich nur ein paar Dutzend kühnen Klimmern vergönnt, von der Jungfrau taumelnde Ausschau auf die Welt zu halten. Wie manchem, der von Interlaken nach der reinen Spitze blickte, würgte es die Brust: „daß ich solchen Strapazen nicht gewachsen bin!“ oder „daß mein Reisebudget mir den Aufwand von 200 bis 300 Franken für zwei Führer und sonstige Auslagen nicht gestattet!“ Und noch schlimmer waren jene dran, die Kraft und Mittel für die Jungfrautour aufwendeten, aber auf dem Weg von einem Witterungsumschlag überrascht wurden. Schmähliche Flucht war das einzige Rettungsmittel.

In Zukunft wird ein Besuch der Jungfraspitze von Interlaken aus ein bequemer Tagesausflug sein. Man bestreitet die märchenschöne Fahrt hin und zurück, samt dem notwendigsten Imbiß für etwa 70 Franken, um die früheren Kosten einer Jungfrautour macht eine kleine Familie den Flug in die Höhe, die kurze Zeit, die man dazu braucht, gestattet mit unendlich größerer Sicherheit als bisher die Wahl günstiger Witterung für die Ankunft auf dem Gipfel und die körperliche Frische verbürgt die volle Aufnahmefähigkeit für die Eindrücke der wunderbaren Rundschau.

Lauter ästhetische Vorstellungen!

Zwar sind ernstliche hygieinische Bedenken gegen die Bahn geltend gemacht worden. Man fürchtet, manche Reisenden würden bei der in zwei Stunden erfolgen-

Abb. 7. Der Eiger-Kalkfirn. (Das Kreuzchen gibt die zukünftige Station an.)
Nach einer Photographie von J. Beck in Straßburg.

Abb. 8. Der Aletschgletscher. Nach einer Photographie der Photoglob Co. in Zürich.

den vertikalen Erhebung um zwei Kilometer, bei dem raschen Übergang aus der dichteren Luft der Wengernalp in die verdünnte Atmosphäre des Hochgebirges, Opfer der entsetzlichen, wenn auch ziemlich gefahrlosen Bergkrankheit, der nahen, aber noch unangenehmeren Verwandten der Seekrankheit werden. Ich kenne sie. Die stärksten Männer fallen schlaff hin, sie weinen wie Kinder, jeder Zuspruch, sie möchten sich fassen, ist wirkungslos, der Wille aufgehoben: „Ich kann nicht, laßt mich sterben!“ Dazu ein Ekel vor allem, am meisten vor den helfenden Freunden! Nun ist es keine Frage, daß sich ähnliche Erscheinungen, die grenzenlose Willensschlaffheit und später überhaupt ein starker körperlicher Zerfall, bei allen einstellen, die sich wochenlang in Regionen von über viertausend Metern aufhalten. Das hat die Expedition jener bergtüchtigen Männer bewiesen, die auf dem Montblanc ein Schutzhaus gründen wollten, davon aber wegen der Bergkrankheit abstehen mußten. Allein, wo es sich nur um einen Aufenthalt von etlichen Stunden im Hochgebirg handelt, da stellt sich die Bergkrankheit nur als Folge der körperlichen Erschöpfung, also wahrscheinlich bei einer Fahrt auf die Jungfrau gar nicht ein. Dafür sprechen eine Reihe Ballonerfahrungen. Ich selber kreuzte im August 1893 bei wechselnden Luftströmungen mit einem befreundeten Herrn aus Basel, der der Bergkrankheit stark unterworfen ist, über dem Gebiet zwischen Bern und der Jungfrau vier Stunden lang in einer Höhe, die den Scheitel der Jungfrau tief unter uns legte, ohne daß er oder ich das geringste Unwohlsein verspürten, obgleich Aufstieg und Abstieg sehr rasch erfolgten. Ich erblicke darin, namentlich in Hinsicht auf meinen Begleiter, den Beweis, daß das Bergübel nicht sowohl eine Folge des raschen Höhenwechsels oder der Höhe selbst, sondern der Strapaze des Bergsteigens ist. Auf sechs anderen Ballonfahrten mit den verschiedensten Begleitern habe ich ähnliche Er-

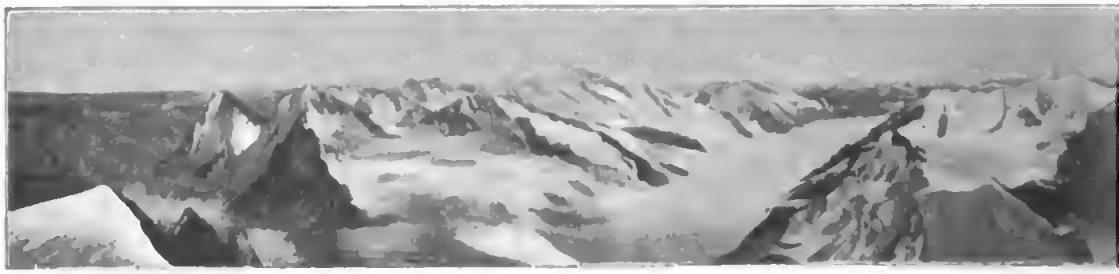


Abb. 9. Panorama vom

fahrungen gemacht, und der Luftschiffer E. Spelterini bestätigt sie in einem Gutachten für die Jungfraubahn, indem er von 400 Fahrten mit 800 Passagieren spricht, die alle den passiven Aufstieg in die Höhe ohne Beschwerden ertrugen. Was vom Ballon gilt, das gilt wohl auch von der Jungfraubahn, und das Beste bleibt, daß man, wenn man das Übel nahen fühlt, auf jeder Zwischenstation Gelegenheit hat auszusteigen und wieder ins Thal zu fahren.

Die Erscheinung der Bergkrankheit, des Zerfalles der Kräfte in der Höhe, kann den Bau der obersten Bahnstrecken und des Hotels im Gipfelfelsen wohl erschweren, doch wird sich auch darin die menschliche Natur wie schon so oft und wie z. B. beim Bau der Bahn über die Anden, bewähren.

Wie haben wir uns die Bahn und Fahrt auf die Jungfrau vorzustellen?

Nun, von Interlaken führen uns die Berneroberländerbahnen ins Thal der Weißen oder der Schwarzen Lütschine, an denen die zwei elektrischen Kraftstationen der Jungfraubahn angelegt sind, nach Lauterbrunnen oder Grindelwald und mit der Wengernalpbahn auf den berühmten Alpenboulevard vor der Jungfrau-, Mönch- und Eigergruppe. Dreiviertelstunden östlich von der Wengernalp, auf der Wasserscheide zwischen dem Lauterbrunnen- und Grindelwaldthal, liegt nahe an den Schneefeldern des Eigers auf 2068 Meter über Meer die Kleine Scheidegg, die höchste Station der Wengernalpbahn (Abb. 4 u. 5). Da wird die überraschende Losung ertönen: „Einsteigen nach Eigergletscher, Eiger-Kallifirn, Mönchjoch, Aletsch-Guggisberg, Jungfrau-Kulm!“

Der Wagen der Jungfraubahn rollt an einem elektrischen Leitungsdraht auf einem sanft ansteigenden Weiden- und Felstrümmergrat der schrecklichen Eigerfelswand entgegen, die jedem im Gedächtnis ist, der einmal über die Kleine Scheidegg gewandert ist. Wir erreichen sie nach einer zwei Kilometer langen Fahrt da, wo das blauschillernde Eis des Eigergletschers (Abb. 6) an ihr niederhängt. „2361 Meter über Meer“ lesen wir am Stationsgebäude Eigergletscher, das uns den Anblick einer großen Gletscherlandschaft gewährt. Da tritt die Bahn, die eine Maximalsteigung von 25 Prozent, die gleiche wie bei den Rigibahnen, besitzt, in jene Folge von Tunnels, die uns empor bis unter die Spitze der Jungfrau führen sollen und durch abwechslungsreiche Ausblicke auf den Stationen angenehm unterbrochen werden. Elektrische Lampen zeigen uns, wo im Innern der Berge Ausweichestellen für die Züge sind. Die nach Osten verlaufende Anfangsstrecke führt uns von der Jungfrau hinweg und erreicht 1621 Meter vom Eingang und in einer Höhe von 2812 Metern über Meer die Grindelwaldgalerie, einen bastei- und turmartigen Felsenvorsprung in der Eigerwand, durch dessen Bogenfenster man einen herrlichen Blick auf den mit Hütten übersäeten grünen Thalkessel von Grindelwald, auf die umliegenden Berge, das Schilthorn, den Männlichen, das Faul- und Schwarzhorn, das Wetterhorn und über die Große Scheidegg hinaus bis auf Urirotstock und Titlis genießt.

Ein kurzer Halt, in scharfem Bogen gleiten wir durch den östlichen Ausläufer des Eigers, dann westlich in der Richtung gegen die Jungfrau und haben damit die Hauptrichtung der Trace gewonnen. Wenn wir das Tageslicht wieder begrüßen, so sind wir auf der Südseite des Eigers auf der als Felsenkasematte angelegten Station

Digitized by Google

Gipfel der Jungfrau.

Eiger-Kallifirn (Abb. 7), die sechs Kilometer von der Kleinen Scheidegg auf 3270 Meter Höhe über dem Meer liegt. Die Gegenden, aus denen wir hergekommen sind, sehen wir nicht mehr, sondern ein neues großartiges Hochgebirgsbild schließt sich auf; Fieschergrat, Fiescherhorn, Finsteraarhorn und Strahlegghörner stehen in schreckhafter Größe vor uns, über wildzerrissene Gletscher hinweg erblicken wir die Bergliklubhütte des Schweizerischen Alpenklubs und hinter ihr das untere Mönchjoch und den Trugberg, dessen schöne Gipfel von den Touristen, die von der Konkordiahütte aus auf die Jungfrau steigen, schon oft mit dieser verwechselt worden sind. Von der Station Eiger-Kallifirn erklettern Bergwanderer in etwa zwei Stunden den 3975 Meter hohen, wegen seiner Aussicht berühmten Eigergipfel.

Excelsior! — Eine zwei Kilometer lange Tunnelfahrt, bei der wir die zwischen Eiger und Mönch liegenden Firnen des Eigerjochs zu Häupten haben, führt uns zur Station Mönch im Innern des Felskolosses und eine kurze Abzweigung gegen Süden, in der der Wengernalp entgegengesetzten Richtung zur Station Mönchjoch, siebeneinhalb Kilometer von der Kleinen Scheidegg, 3650 Meter über dem Meer. Als ein Refektorium, wie wir es in Klöstern sehen, erhebt sich diese für den Touristenverkehr wichtigste Zwischenstation der Jungfrau gegenüber dem Trugberg auf einem Felsplateau des Mönchs und öffnet uns eine wundervolle Aussicht ins Innere der Jungfraugruppe. Über das Ewige Schneefeld, eine sanfte Mulde von Firn, die sich unmittelbar vor uns absenkt, schweift der Blick bis zu den grünen Hängen des Rhônethals hinaus, die sonnbeglänzt in tiefer Ferne liegen, bis zum Monterosa, der Mischabel und dem Matterhorn, im Innern der Jungfraugruppe erblicken wir den Trug- und Kranzberg, die in der Mitte des großen Gletschersystems liegen und von den Vorbergen des Massives aus nicht sichtbar sind, sowie die Firnen und Gletscher um sie. Von der Station aus, die alle Annehmlichkeiten eines komfortablen Hotels bietet, können die Gäste die verschiedenen Berge, namentlich auch den Mönch selber besteigen oder sich auf dem teilweise fast ebenen und wenig zerschrundenen Firn vor dem Refektorium mitten im Sommer dem Schlittensport hingeben oder über das Ewige Schneefeld, den Aletschgletscher (Abb. 8) an der Konkordiahütte vorbei mit leichter Mühe nach dem Märjelensee und dem Eggishorn hinaus und hinab ins Wallis wandern. Ein großes Stück jenes malerischen Träger- und Führerverkehrs, der sich sonst in Lauterbrunnen und Grindelwald entwickelte, wird sich in Zukunft hier abspielen.

Wir fahren vom Mönchjoch zurück nach der Station Mönch und von da auf sinkender Bahn unter dem Firn des Jungfraujochs hindurch nach der Station Aletsch-Guggigletscher, die in der Höhe von 3393 Metern, also etwas tiefer als die Station Mönchjoch, im Innern des Gebirges liegt. Ein kurzer Stollen führt uns nordwärts auf eine Aussichtsgalerie, die uns freien Blick auf den grünen Mattenstreifen der Wengernalp, auf das in noch grauenhafterer Tiefe liegende Lauterbrunnenthal, auf die Voralpenlandschaft von Interlaken und auf die hinter den Wogen der Berge sich dehnende Ebene der Mittelschweiz gewährt.

Die Aletsch-Guggigletscherstation ist der Vorbereitungsort für das Jungfraupanorama (Abb. 9). Noch die letzte Strecke Fahrt, die uns im Innern des Jungfraugipfels nach

der 12,3 Kilometer von der Kleinen Scheidegg entfernten Station Jungfrau-Kulm (Abb. 10) führt, die wieder Aussichtskasematten besitzt, und ein zwischen Wendeltreppen emporsteigender Elevator, wie man ihn in den „Himmelskratzern" amerikanischer Städte findet, hebt uns die sechzig Meter, die uns noch von der 4106 Meter hohen Spitze der Jungfrau trennen, durch den Felsen des Gipfels zu ihm empor, und nach allen Winden senden die Reisenden von der eidgenössischen Post- und Telegraphenstation auf der Jungfrau ihre begeisterten Berichte in die Welt: „Wir haben das Schönste auf Erden gesehen, Gott in seiner Schöpfung von Angesicht zu Angesicht!"

Ein sonniger Tag auf der Spitze der Jungfrau! Über Schneefelder hin, die das tiefe Schweigen des Nordpols, den sengenden Glanz des hohen Nordens um uns zaubert, wo hundert und hundert zerrissene Felsengipfel traurig und todesdunkel wie verfehmte Gestalten der Sage empor ins stahlblaue und stahlharte Firmament ragen, taumelt der Blick in den Grund grüner Thäler, die meerestief unter uns träumen, auf Seen, die wie Splitter des Himmels zwischen den Bergmassiven liegen, über Ebenen, wo Dörfer und Städte flimmern, und weit über die Marken des Schweizerlandes hinaus in vier Länder, in einen unbegrenzten Horizont. Der Deutsche sieht von der Jungfrau in ahnungsreicher Ferne seinen Schwarzwald, der Österreicher die leuchtenden Spitzen des Tirols, der Franzose das Savoyerhochland und die Ebenen Burgunds, der Italiener die gesegneten Lande am Po, und alle grüßen ihr tiefes traumbilderhaft zu ihnen aufblickendes Heimatland.

Zukunftsbilder, soweit es die Bahn betrifft! — Bis jetzt ist von der Jungfraubahn erst die Trace bis zum Mönchjoch genau festgestellt, die topographische Festlegung der zweiten Hälfte erfolgt im Sommer 1897, doch wird die erste Abteilung des Baues, die offene Strecke Kleine Scheidegg-Eigergletscher bereits im Herbst in betriebsfähigem Zustand sein, so daß noch dieses Jahr die Tunnelbauten ohne Verzug in Angriff genommen werden können. Gegenwärtig ist die Finanzierung des Unternehmens im Gang, die sich der Schöpfer des kühnen Unternehmens dem Charakter der Bahn entsprechend als eine möglichst internationale denkt.

Einem Gesamtkostenvoranschlag von 10 000 000 Franken und jährlichen Betriebsausgaben von 210 000 Franken, die nach Analogie der Ergebnisse der bereits bestehenden schweizerischen Bergbahnen und einem durch die Sonderart des Unternehmens angemessenen Zuschlag herausgerechnet worden sind, stellt Guyer-Zeller eine jährliche Einnahme von 722 000 Franken gegenüber. Er stützt sich bei dieser Berechnung auf die Thatsache, daß die Wengernalp jeden Sommer von 60 000 Reisenden besucht wird, und schätzt, daß bei einer Taxe von 40 Franken für die Hin- und Rückfahrt auf der ganzen Strecke 10 000 Personen die volle, entsprechend viele einen Teil der Fahrt zurücklegen, so daß der Personenverkehr eine Einnahme von 671 000 Franken

Abb. 10. Jungfraukulm, der höchste Punkt, auf welchen das Aussichtsgebäude zu stehen kommt.
Nach einer Photographie von J. Beck in Straßburg.

ergäbe. Dabei wird die Betriebszeit zu vier Monaten, die tägliche Zahl der Züge auf fünf, die Zahl der Fahrgäſte jedes Zuges auf 40 angenommen. Dazu etwas Gepäckverkehr, das ergäbe eine Dividende von ſieben Prozent.

Man darf wohl ſagen, die Augen der geſamten Welt ruhen auf dem Unternehmen und man begleitet ſeine Fortſchritte mit der Sympathie, die ein großes Problem immer für ſich weckt.

Die Jungfraubahn wird die Krönung des einſt ſo zaghaft begonnenen ſchweizeriſchen Eiſenbahnbaues ſein. Als ſich die Lokomotive, die geniale Erfindung Stephenſons, in den flachen Ländern bereits hunderte von Kilometern erobert hatte, da hielt man in der Schweiz noch dafür, daß die Eiſenbahnen in ihren von Bergen und von tiefen Flußthälern durchſetzten Gauen nur von geringer Bedeutung werden könnten. Wie hat ſich aber das Bild in dem halben Jahrhundert, das ſeit der Eröffnung der Bahn Zürich-Baden verfloſſen iſt, gewandt. Die Schweiz hat 3500 Kilometer Eiſenbahnen; dieſe haben gelernt auf die Berge zu klettern, und nun ſoll die höchſte von ihnen auf die ſchönſte, berühmteſte Spitze des Landes führen.

Ein „Glück auf!“ zum Werk!

Ich weiß wohl einen ſchönen Tag.

Ich weiß wohl einen ſchönen Tag —
Doch der iſt lang vorbei.
Die Sonne ſtand am Himmel klar
Und rings in allen Lüften war
Ein Klingen und ein Singen —
So lieblich ſang und klang der Mai.

Ich weiß wohl einen ſchönen Tag —
Doch der iſt lang vorbei.
Hold grüßte mich ein Augenpaar,
Zwei Lippen boten ſüß ſich dar —
Wie klang und ſang im Herzen,
In meinem Herzen nun der Mai!

Ich weiß wohl einen ſchönen Tag —
Doch der iſt lang vorbei.
Und mag er auch vergangen ſein —
Doch leuchtet mir ſein heller Schein,
Durch alle meine Tage
Klingt jenes Tages Melodei!

Ernſt Behrend.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie ich Schriftsteller geworden bin.

Von

Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Sie wünschen von mir Bekenntnisse über mein Erstlingswerk oder wie ich Schriftsteller geworden bin oder so etwas Ähnliches: und recht lustig soll es sein. Also: „Bitte, recht freundlich.“

Nun war aber das Schriftstellerwerden ganz und gar keine lustige Sache für mich — das Schriftstellersein natürlich erst recht nicht — und die Wahrheit will ich doch sagen; wenngleich das Lügenschreiben mein eigentliches Geschäft ist, so liegt doch hier ein Fall vor, wo einer meiner ernstesten Lebensgrundsätze in Kraft tritt: In Kleinigkeiten ehrlich.

Also ich werde mich bestreben, freundlich zu sein, aber keineswegs lustig. Ich bin ja kein Clown, der vor dem Publikum die lieblichsten Grimassen schneiden muß, während bekanntlich sein Herz meistens eben frisch gebrochen ist.

Die erste litterarische Regung, deren ich mich entsinne, war eine gereimte Satire auf irgendwelche Untugenden eines Bäckersohnes, der in der Quinta neben mir saß. Das Unternehmen hat jetzt für mich insofern etwas Rätselhaftes, als dessen Vater als mein Wohlthäter gelten konnte, denn er versaßte die besten Apfelkuchen in der Stadt und wohnte dem Gymnasium gerade gegenüber. Doch man weiß es ja längst, daß der Satiriker einem boshaften Einfall jede menschliche Empfindung aufzuopfern bereit ist.

Der zweite Flügelschlag des Genius in mir könnte auf noch viel schlimmere Instinkte deuten: er geschah in der Untertertia und bestand in einem Drama hohen Stils — an sich schon schlimm genug —, das in stolz klappernden Reimen nicht Geringeres verherrlichte als den Königsmord, Tyrannenmord natürlich geheißen. Zur Entlastung meiner Charakteranlage diene zum ersten das Beispiel eines Harmodius und Aristogiton, eines Timoleon, eines Brutus, deren überschwängliches Lob uns eben ein ganzes Jahr lang gesungen war, zum anderen die gerechte Erwägung, daß in jedem Tertianer ein Tyrannenmörder im Prinzip steckt, wenn sich seine blut-

Digitized by Google

dürftigen Triebe auch sonst meist nur gegen die nächstliegenden Despoten, die Klassenlehrer, richten, und auch diese selten durch Dolch oder Revolver, sondern durch das zwar unangenehm langsam, aber doch recht sicher wirkende Gift des nie rastenden Ärgers von der Nervenseite her aufgerieben werden; wie das ja später gewisse Leute, die sich im Sturm des Lebens noch einen Rest ihrer alten Tertianerweisheit bewahrten, ausgesprochenermaßen mit dem gestrengen Präceptor Germaniens Bismarck versucht haben. Zum dritten sei daran erinnert, daß mein dramatisches Attentat im Jahre 1860 stattfand, inmitten der bis in unsere Tertia hinein wetterleuchtenden Periode zwischen dem tollen Jahre, in welchem, außer vielem anderen Unfug, auch ich zur Welt geboren worden, und der preußischen Konfliktzeit. Und endlich will ich die Thatsache hier feierlich feststellen, daß ich seit meinem Abgang von der Schule, das will sagen, seit einundsechzig Semestern, mich als unbestraftes Subjekt nicht bloß hinsichtlich der Königsmörderei durch das Leben geschleppt habe, obgleich ich manchmal in ganz schlechten Zeiten mir ein bißchen Staatsanwalt wohl leise herbeigewünscht habe, weil dieser auf den Absatz der Bücher so außerordentlich günstig einzuwirken pflegt. Aber es ist keiner gekommen, so sehr habe ich dem kleinen Veilchen gleich entweder immer fromm und gut oder im Verborgenen geblüht. Und zum allerletzten sei mir als ausgleichendes Verdienst angerechnet, daß ich seither nie mehr der Welt mit einer Tragödie unter die Nase gegangen bin. Auch wurde schon um die nämliche Zeit mein Herz auf anderem Wege zu sanfteren Gefühlen hingeleitet, zu sehr sanften sogar, auf dem Wege der Tanzstunde nämlich: hier wurde der erste zarte Nährboden für künftige lyrische und novellistische Früchte geschaffen, wenn solche auch noch lange nicht zur Eßbarkeit gediehen. Aber doch kann ich in einem gewissen bedeutsamen Sinne das Erlernen der Polka und des Walzers als mein grundlegendes Erstlingswerk bezeichnen.

Meine Lehrer indessen, durchaus befangen in der Anbetung des toten Wissens, zeigten so wenig Verständnis für diese hochwichtige Phase meiner Gemütsbildung, daß sie mir am Ende des Quartals in allen Lehrfächern das Prädikat: „Ungenügend" erteilten, meist mit dem schmückenden Zusatz: „Ganz;" und nur der Anwesenheit eines völlig ruchlosen Individuums aus einem Fabrikvorort hatte ich es zu verdanken, daß sie mich nicht auf den allerletzten Platz verstießen; ich glaube noch heute, sie haben sich giftig geärgert, daß sie das nicht konnten. Denn die Gymnasialpädagogik war zu jener Zeit der zarten Terpsichore spinnefeind und ist es wahrscheinlich auch heute noch.

Ich aber kannte meinen Weg, wenn auch nicht mein Ziel, und bildete mein Gemüt in der Stille weiter und meinen Charakter im Strom des Kotillons. Zu meiner Ehrenrettung muß ich mitteilen, daß mir trotzdem nach einem Vierteljahr das „Ungenügend" schon mit einem milderen „Fast" geziert wurde, ich in einem und dem anderen Fache sogar ein „Sehr mittelmäßig" errang. Und später stieg ich dann langsam zu immer größeren Ehren; das Gemüt ließ dem Wissen wieder den Vortritt.

Die ersten Früchte meiner weisen Selbsterziehung erntete ich in der nächsten Klasse, wo ich mir im Deutschen das besondere Wohlwollen des Lehrers gewann, teils durch meine Kunst, ganz regelrechte Hexameter zu formieren, teils durch Aufsätze in Prosa, wo ich besonders in Landschaftsschilderungen glänzte, so einmal durch einen „Herbstabend" ihn förmlich begeisterte. Diese Aufsätze kann ich vielleicht auch wieder mit einigem Fug als ein Erstlingswerk ansehen.

Für landschaftliche Schönheit hatte ich in der That sehr früh ein achtsames Auge; vielleicht waren frühe Reisen darauf von förderndem Einfluß. So wurde ich als Fünfjähriger meiner Mutter als Stütze — aber nur als moralische — auf einer Kurreise nach Meran mitgegeben und lernte so jung das mir später so liebgewordene Etschland kennen. Und der Eindruck war immerhin schon so stark und dauernd, daß nach einer Reihe von Jahren mein erstes ernsthaftes Gedicht aus romantischer Erinnerungsstimmung an die rauschende Passer und die Ruine der Zenoburg hervorging. Aehnlichen Anregungen durch Natur und Landschaft entsprangen auch die nächsten solcher metrischen Übungen.

Gott Eros dagegen verstand die Saiten meiner Leier noch nicht zu rühren, obgleich ich bereits in Obersekunda von einem heftigen Johannistriebe ergriffen wurde und so in verschwiegener Seele meinen ersten Treubruch beging. Im ganzen kann ich die durchschnittliche Dauer meiner Treue auf drei bis vier Jahre berechnen, wenn nicht etwas dazwischen kam: es kam aber meist etwas dazwischen.

So zarte Gefühle also fanden in meiner Brust noch keine Töne. Dagegen begeisterte mich der rauhe Mars zu dem ersten Liede, das sich allenfalls vor sehr milden Augen sehen lassen konnte; es war im Jahre 1863 ein Kampflied für Schleswig-Holstein, wandte sich im Sinne der Zeit- und Zeitungsstimmung vertrauensvoll an die schwarz-rot-goldene Fahne und ersuchte diese um Befreiung des verlassenen Bruderstammes, während den verfluchten Großmächten, insbesondere unserem Bismärckischen Preußen, ein strenges Mißtrauensvotum erteilt wurde.

Etliche Kriegslieder von 1866 dagegen waren schon wacker preußisch gesinnt, wenn sie auch die rückhaltlose Zustimmung zu den Ereignissen noch an die kleine Bedingung knüpften, daß dem Volke unverzüglich die Freiheit gewährt werde. 1870 machte ich keine Bedingungen mehr, ließ aber auch bald von dieser wilden Thätigkeit ab, da Apoll mir warnend zuraunte: „Schuster, bleib bei deinem Leisten." Denn ich hatte inzwischen wirklich einen neuen Leisten gefunden, über den ich nun fleißig mein Leder schlug; wenn ich diesem Worte auch anfangs des Wohllauts willen noch ein i einschob, so erkannte ich gewöhnlich nach einigen Jahren seine wahre Natur.

Eine so eindringliche Belehrung über den Wert der öffentlichen Meinung und Volksstimme in den frühen Jahren, die dem Menschen sein Gepräge geben, blieb von entscheidender Bedeutung für mich nicht bloß in politischen Dingen; daher

ich denn beispielsweise auch den lautrauschenden litterarischen und künstlerischen „Strömungen“ der letzten Zeiten kühl bis ans Herz hinan gegenüberstand, außer wenn sich aus der Strömung ausnahmsweise einmal eine kräftig schwimmende Persönlichkeit herausschwang. Auch die hohen Wogen von Theatererfolgen berühmter Dichter haben mich nie mehr mitspülen können. — Und das hat mit seinen Siegen der böse Bismarck gethan.

Wer mir damals, vor 1866, gesagt hätte, ich würde dreißig Jahre später meiner politischen Drommete doch noch ein paar verlorene Töne wieder entlocken und zwar zu Ehren eben dieses Bismarck, den würde ich merkwürdig groß angesehen haben.

Während des letzten Jahres vor meinem Aditurientenexamen bin ich mir ein Rätsel. Denn obgleich ich kolossal ochste und das auch sehr nötig hatte, zumal in der Mathematik, die mir fast so eklig war wie Bismarck, brachte ich es doch fertig, so ziemlich jeden Tag, den der liebe Gott so unvorsichtig war werden zu lassen, ein Gedicht zu erzeugen, nicht selten deren mehrere; einmal habe ich es sogar auf fünf Stück gebracht. Das erklärt sich freilich daraus, daß ich gerade damals dem Sophokleischen Hymnus:

O Eros, Allsieger im Kampf —

mit tiefem Herzensverständnis zu folgen verstand. Aber eine der beträchtlicheren Leistungen dieses merkwürdigen Gottes bleibt es immerhin.

Ich war also in diesem Betracht der normale deutsche Jüngling, wie er sein soll und es leider meistens auch ist.

Da ich die Angewohnheit, solcherart Gedichte von mir zu sprühen, zu einem guten Teile noch viele Jahre lang beibehielt, so hätte sie gemeingefährlich werden können; doch hatte ich als Korrektiv die andere und menschenfreundlichere Gewöhnung, aus dem alten Vorrat jedes Jahr einige Nummern mehr, als ich neue gemacht hatte, dem Gotte Vulkan oder auch der Ceres zu opfern; und durch dieses praktische, einfache und sehr empfehlenswerte Durchschlagsverfahren ist es mir gelungen, die Kulturwelt fast ein Vierteljahrhundert unbelästigt zu lassen.

Ich selbst freilich blieb nicht so ungeschädigt, denn erstens verbraucht man ziemlich viel Papier und zweitens noch mehr Zeit, die man nützlicheren Beschäftigungen entziehen muß, und drittens verlangt der Zweck, daß man sich verliebe, wenn's sein kann, unglücklich, das macht produktiver, und zwar möglichst oft von Frischem, denn der Wechsel des Objekts bedingt eine erfreuliche Abwechselung im Ton des Gesanges, daher denn wieder ein häufigerer Ortswechsel förderlich ist.

In all diesen Punkten war ich vom Schicksal durch eine Reihe von Jahren recht wohl begünstigt, und ich kann wohl sagen, dieser angenehme, wenn auch nicht unschädliche Instinkt führte mich sachte dahin, wohin Altmeister Goethe aus eigenster Erfahrung uns weist mit seinem Spruche:

Hier ist Rhodus, tanze, du Wicht!
Und der Gelegenheit mach' ihr Gedicht.

Man wird zwar durch die sorgfältigste Ausführung dieses Rezepts noch lange kein Goethe, gleichwie man, ich wenigstens, auch mit dem musterhaftesten Kochbuche in der Hand niemals einen guten Eierkuchen würde backen lernen: aber Eier kochen kann ich, wenn ich Feuer und Wasser und natürlich auch ein Kochgefäß und vor allem Eier habe: Und wohlgesinnte Freunde essen die dann ganz willig, zumal wenn es richtig selbstgelegte sind.

Trotz dieser reichen Thätigkeit aber war ich himmelweit davon entfernt, ein Schriftsteller zu sein oder je so etwas werden zu wollen. Denn ich hielt dies für eine unglaublich schwere Kunst, wo es in Wirklichkeit doch die leichteste von allen ist: denn es ist die einzige Kunst, die man schwungvoll betreiben kann, ohne sie zu können, welches bei den anderen Künsten gerade die große Hauptsache ist.

Also Schriftsteller wollte ich nicht werden; als ich mit achtzehn Jahren in das unbekannte Land der deutschen Hochschule einging, hatte ich überhaupt nur die vielleicht ganz löbliche, aber auch sehr unpraktische Tendenz des Schülers im „Faust“:

Ich wünschte recht gelehrt zu werden.

Ich wandte mich an die Philologie als diejenige Wissenschaft, die mir der Poesie am nächsten zu stehen schien, insofern sie sich zu einem guten Teile mit den Werken von Dichtern befaßt, die sie zu erklären und deren meist mangelhaft überlieferten Text sie zu seiner Urgestalt wiederherzustellen sucht. Letzteres geschieht vornehmlich durch sogenannte Konjekturen; das will sagen: man setzt an die Stelle eines Wortes, das einem aus irgend einem Grunde mißliebig ist, ein anderes, das einem besser gefällt, zum Beispiel at statt et oder aut statt at oder haud statt aut und so fort bis zu den ausgewachsensten Vokabeln, und verteidigt diese Operation gegen die Gegner, welches meist alle anderen Philologen sind, mit einem großen Aufwand von Scharfsinn und Grobheit. Der Gröbste behält Recht. Es ist ein anregendes und lustiges Spiel, dem Schach nahe verwandt; wenn ich aber bekenne, daß mir im Laufe meiner philologischen Studien nur eine Konjektur eingefallen ist und die war falsch, so wird man begreifen, daß ich die Hoffnung, auf diesem Gebiete ein leuchtender Stern zu werden, sehr bald aufgab und froh war, daß ich beim Oberlehrerexamen noch gerade so durchschlüpfte und das Scepter des Lehramtskandidaten, das schwanke Röhrchen, in die Hand nehmen konnte.

Übrigens war es dem Gymnasium zwar geglückt, mir einige Liebe zum klassischen Altertum einzuflößen, jedoch eine so platonische, daß ich dem Studium desselben mit großer Kraft aus dem Wege ging, außer soweit es sich in marmorner Gestalt darstellt, und mich sehr überwiegend mit allerhand Allotrien wie Ästhetik, Kunstgeschichte und altdeutschen Dingen und Sprachen befaßte, und das zwar mit vielem Eifer. Mein Wunsch aber, recht gelehrt zu werden, blieb auch hier unerfüllt.

Sobald ich die scheußlichen Foltern des Examens überstanden hatte, that ich vorläufig einen fröhlichen Pfiff auf die Wissenschaft und warf mich mit Wucht auf das Verfertigen epischer Dichtungen in den verschiedensten Versmaßen,

sowohl das klassische wie das romantische Land wagemutig durchstreifend. Es kribbelten im Lauf einiger Jahre wohl so an die zwanzigtausend Verse aus meinem Gehirn; die edelste Geisteskraft bethätigte ich darin, daß ich niemals den Versuch machte, sie drucken zu lassen. Erst später hat sich ein nachgeborenes solches Ding an einen Verleger gewagt; dieser schwärmt noch heute dafür: und das ist auch kein Wunder, denn da ihm die gedruckten tausend Exemplare ziemlich vollzählig zur Verfügung stehen, so kann er die Lesung sehr gründlich betreiben.

Auch mit einem Lustspiele habe ich es einmal versucht, natürlich auch in Versen, denn die Prosa verachtete ich tief; es erwies sich mir sehr bald als ein Spiel, an dem der Leser keine Lust haben konnte, vom Zuschauer gar nicht zu reden; also ersparte ich's beiden.

So hatte ich also den Kreis der bestehenden Dichtungsarten ziemlich vollständig durchlaufen mit einziger Ausnahme derjenigen, mit der ich einiges Glück haben sollte. Für einen sehr praktischen und einsichtigen Menschen können mich also selbst meine Freunde nicht ausgeben.

Inzwischen war ich im Nebenamt als Gymnasiallehrer beschäftigt. Wenn ein neuer Dante mich in sein Inferno zu versetzen gewillt ist, so schlage ich ihm vor, mich dort mit Heftekorrigieren zu beschäftigen. Aber vielleicht würde selbst Dantes Henkerphantasie so grausam nicht sein. In schweren Nächten aber träume ich zuweilen, ich solle im Himmel eine Anstellung als Lehrer des Lateinischen von Sexta bis Tertia erhalten: ich aber rette mich alsdann mit einem wilden Sprunge in den Pfuhl der Hölle, wo meines Wissens keine Schule gehalten wird.

Eine kurze Zeitlang wurde mir allerdings einmal der Unterricht im Deutschen in einer Obersekunda übertragen, und das machte mir Vergnügen und den Schülern, glaube ich, auch, denn sie zeigten großen Eifer. Aber dann wurde ich wieder ganz in die schauerlichen Gründe der unteren Klassen hinabgestoßen und duldete weiter.

Doch mögen von diesen Zeiten sich Höllengeister nächtlich unterhalten: ich habe sie hinter mir, und es war nur ein Purgatorium. Und man muß sagen, sieben Jahre Fegefeuer sind nicht einmal viel im Vergleich zur Zahl meiner Sünden, selbst wenn ich die zwanzigtausend Verse noch nicht einmal mitrechne.

Der Übergang von den geschilderten poetischen Bocksprüngen und Purzelbäumen auf dem ewig grauen Hintergrunde der Aufsatz- und Extemporalekritik zur wirklichen Schriftstellerei geschah ganz allmählich und war sehr wenig romantischer und idealistischer Natur. Aber auch der schon seit längerer Zeit so sehr beliebte Dichter Horaz gesteht es offenherzig: „Paupertas impulit audax, ut versus facerem.“ (Meine mangelhaften Finanzen gaben mir die Courage, Verse zu machen.“) Das paßt freilich auf mich wie die Faust aufs Auge, da mir vielmehr umgekehrt Finanzrücksichten die Courage raubten, noch weitere Tausende von Versen ins Danaidenfaß zu schütten, und mir statt dessen den vernünftigen Entschluß in die Seele legten, es einmal mit ehrlicher Prosa zu versuchen.

Am rechten Zipfel aber griff ich's mit Absicht und Einsicht immer noch nicht an; ich machte noch Umwege. Ich beschrieb zunächst eine Reise durch Norwegen, die denn wirklich nach Jahren stark umgestaltet zum Druck gelangte und zwar als Text zu einem Prachtwerk „Nordlandsfahrten,“ welcher Text bekanntlich immer den Zweck verfolgt und glänzend erreicht, nie gelesen zu werden.

Ganz zufällig aber und gegen mein Vornehmen fiel mir unter dem Schreiben bei der Schilderung eines bestimmten Lokals an der Schärenküste so nebenher ein Novellenstoff ein und nachher noch ein zweiter, und ich schritt munter zur Ausführung. Und als die Geschichten fertig waren, that ich den schwereren Schritt und schickte sie dreist und gottesfürchtig an zwei angesehene Blätter, die sie denn auch wahrhaftig abdruckten und mir den ersehnten Ehrensold auszahlten; daß es in homöopathischer Dosis geschah, jedenfalls um mich nicht gleich übermütig zu machen, bemerkte ich in der Freude meines Herzens kaum.

Damit war es mit meiner Novellistik aber auch schon wieder zu Ende. Ich besaß nicht einmal das bißchen Verstand, den Wink des Schicksals richtig zu erkennen. Oder sagen wir wohlwollend: ich war noch zu unschuldig, um zu begreifen, daß man auch aus boshafter Absicht Novellen schreiben kann.

Diese Erkenntnis wurde mir erst auf eine absonderliche Art übermittelt. Wir hatten in Berlin einen geselligen Verein — er besteht noch heute — mit dem rätselhaften Namen Palffy: dieser Name wurde im Anschluß an ein Citat aus Schillers Piccolomini: „Graf Palffy hat ein leeres Glas vor sich,“ darum gewählt, wenn ich mich recht erinnere, weil in unserem Kreise die Gläser mit Vorliebe leer gelassen wurden. In diesem Kreise wurden allerlei wunderliche Schnurren ausgeheckt. So lautete ein Paragraph der Statuten: „Wenn jemand zu seinem Bruder sagt: Racha! so hat dieser Bruder fünfzig Pfennige in die Vereinskasse zu zahlen, denn es ist nicht anzunehmen, daß ein Mitglied des Bundes grundlos ein solches Schmähwort gebrauche.“ Der Bruder konnte aber an einen Gerichtshof appellieren, der dann mit schöner Regelmäßigkeit unter irgend einer sinnvollen Begründung beide Teile zu je einer Mark verdonnerte. Vielleicht könnte der Staat diese Form der indirekten Besteuerung auch im Großen verwerten.

Dieser Verein Palffy legte einmal seinen Mitgliedern die Pflicht auf, binnen einer bestimmten Frist eine Novelle zu schreiben, deren Inhalt nicht weiter beschränkt war als durch die Vorschrift, daß jede in einem anderen Lande zu spielen habe und daß in jeder ein eingelegtes Lied und ein unbekleideter Schulrat vorkommen müsse.

Diese Novelle schrieb ich — und allerdings ich allein — über die Verwertung des Schulrats will ich nichts weiter verraten und überhaupt das Ergebnis auf sich beruhen lassen, aber mich belehrte sie, daß ich nicht auf einen Zufall zu warten brauche, um so etwas zu machen.

Ungefähr um die gleiche Zeit — ich war schon dreißig Jahre alt — gelangte ich endlich zu einer weiteren wertvollen Erkenntnis. Ich

las damals viel, und so kamen mir einmal gleichzeitig ein Versepos eines damals in Mode gekommenen Poeten und Gottfried Kellers „Leute von Seldwyla“ in die Hände. Und unter dem Lesen fragte ich mich verwundert: Ja, wo steckt hier denn eigentlich die Poesie und wo die Prosa? Und es fiel mir wie Schuppen von den Augen, denn die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein. Wenn diese goldene Kellersche Prosa nicht Poesie ist, so hat es nie solche gegeben, und wenn von jenen Versen nicht reichlich drei Viertel klapperdürre Prosa und der Rest Talmipoesie sind, will ich verurteilt sein, nie mehr Keller zu lesen.

Und ich machte die Probe weiter an Storm und an Raabe und anderen hier und an manchem anderen sogenannten Epos da; ich verglich auch Scheffels „Ekkehart“ mit dem so sehr viel geringeren „Trompeter von Säckingen“; und ich kam zu dem Ergebnis: Prosa und Poesie sind ganz und gar keine Gegensätze, und eine Sprache, die nicht in Verse abgeteilt ist, braucht darum noch lange keine „ungebundene Rede“ zu sein, sondern kann auch im Tonfall in den herrlichsten Rhythmen erklingen. Kurz, die ganze beliebte Abgrenzung der „Prosadichtung“ von der „Versdichtung“ ist antiquierte Willkür, und die Thatsache, daß wenigstens unser Jahrhundert eine sehr erfreuliche Zahl vortrefflicher Novellen und auch einige gute Romane hervorgebracht hat, aber verzweifelt wenige erzählende Versdichtungen von einiger Bedeutung, gibt immerhin zu denken.

Solche Betrachtungen stellte ich damals an, und sie kamen mir zu statten. Denn eben um diese Zeit war ich mit der Schulmeisterei ganz einfach fertig. Ich mochte sie nicht mehr und sie mich auch nicht. Sühneversuche mißglückten. Da blieb mir nichts mehr übrig, als dem Schicksal seinen Lauf zu lassen, nach dem Strohhalm zu greifen und eine Novellenwerkstatt einzurichten.

Unser gemeinsamer Freund und Kollege Heinrich Seidel hat sich jüngstens an eben dieser Stelle leichtfertig berühmt, daß er nicht wegen verfehlten Berufes unter die Schriftsteller gegangen sei. Das finde ich nicht weise von unserem Freunde, daß er sich die einzige Entschuldigung, die es für ein solches Unterfangen gibt, mit eigner Hand unter den Füßen wegzieht. Sie können ihm das getrost sagen, er hat schon mehr von mir gehört und ich von ihm; darin sind wir zwei gute Kerle, daß wir einander den Genuß der Wahrheit gönnen. Zweitens aber, und das können Sie ihm auch sagen, hat er nicht einmal recht: denn mir will doch scheinen, einen Beruf, der einem so wenig Freude macht, daß man ihn gleichmütig an den ersten besten Nagel hängen kann, hat man doch eigentlich verfehlt. Siehste, wie du biste, Belletriste! Mit der Schriftstellerei würde ich das niemals fertig kriegen und er wahrscheinlich auch nicht, obgleich ich verdammt viel an ihr auszusetzen habe. Grüßen Sie ihn übrigens, und er soll einmal nach Wernigerode kommen; wir haben hier sehr hübsche Waldberge, die nicht zu hoch sind und doch kräftig genug, das Gewicht seines Ruhmes zu tragen. Doch das nur beiher, und Sie können es auch fortlassen.

Also ich setzte mich an meinen Schreibtisch und sprach zu mir selber: „Friß, Vogel, oder stirb! Jetzt schreibst du Novellen, oder“ — ja, es gab gar kein Oder.

Und ich war gehorsam und schrieb Novellen. Und wenn ich eine geschrieben hatte, suchte ich sie zu verkaufen, und das glückte meistens, aber manchmal auch nicht. Und im letzteren Falle war ich immer sehr traurig. Denn es ist schlimm, einen Tausendmarkschein zu verlieren, aber noch schlimmer, umsonst am Schreibtisch gesessen zu haben, wo man so schöne Waldberge vor der Thür hat.

Das ist die naturgetreue Geschichte, wie ich Schriftsteller geworden bin.

Und wenn mich jemand fragte, ob ich zufrieden sei oder es bereue, so möchte ich ihm mit einem hübschen Geschichtchen aus dem klassischen Altertume antworten. Ein Jüngling fragte einen weisen Meister, ob es besser sei zu heiraten oder ledig zu bleiben. Und der weise Meister versetzte gelassen: „Thue, welches von beiden du willst — du wirst es bereuen.“

Nur eines giebt's, um dessentwillen
Mit Recht du laut dich rühmen kannst:
Wenn du den Mut zu sagen fandst:
Ich habe mich geschämt im stillen.

Eitelkeit meint und falscher Stolz
Wunder, was sie nützen.
Als man es rieb, sprach das Schwefelholz:
„Seht doch, ich kann blitzen!“

Alb. Roderich.

Aus den letzten Tagen des Kampfes wider die Al

rten. Nach dem Gemälde von Charles Louis Kratké.

Digitized by Google

Pauline Conrad, zehn Jahre alt, als „Haushofmeister“ in einem Kinderstück.

Pauline Conrad, fünfzehn Jahre alt, in „Die Kastelbinder.“

Pauline Conrad.

Von

Eugen Zabel.

Mit sieben Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Unter den Künstlerinnen des Berliner Schauspielhauses, nach deren Namen man auf dem Theaterzettel sucht und deren Auftreten im voraus keinen verlorenen Abend bedeutet, nimmt Pauline Conrad eine bevorzugte Stellung ein. Sie kam zu uns mit der Unmittelbarkeit und Frische talentvoller, lernbegieriger Jugend, die all die glänzenden Versprechungen des Bühnenlebens für bare Münze nimmt, und sie hat sich auch in rastlosem Vorwärtsstreben durch all die Verdrießlichkeiten und Enttäuschungen, die auch der größten Begabung nicht erspart bleiben, zu einer Meisterin in ihrem Fach hindurchgearbeitet. Ihre Bekanntschaft machten wir auf der Berliner Hofbühne im Jahre 1880, als der Stern der Hülsenschen Verwaltung bereits im Sinken war, die großen Talente entweder von ihrer Thätigkeit für immer ausruhten oder durch Alter und Manier an der vollen Bethätigung ihrer Kraft gehindert wurden. Die Jugend fand in nur unzureichendem Maße Eingang in die Pforten des Musentempels auf dem Schillerplatze und erfüllte nicht immer die Versprechungen ihres ersten Auftretens. Mit Pauline Conrad stand die Sache anders. Diese Schauspielerin war in der theaterfreundlichen Luft des Wiener Lebens geboren und erzogen. Bühnen-

Pauline Conrad als „Lanzelot Gobbo" im „Kaufmann von Venedig." Nach einer Aufnahme von Loescher & Petsch in Berlin.

eindrücke hatten sie von früheſter Kindheit umſpielt. Ihr Vater, der im vergangenen Sommer ſtarb, war der echte Ausdruck des Wiener Volkshumors, und ihr ganzes Temperament drängte ſie zu den weltbedeutenden Brettern. Die kleine bewegliche Figur, das lachende, kluge Auge, die geſchickte Beobachtung und Wiedergabe des Spaßhaften bildeten eine gute Empfehlung für die Bühnenlaufbahn. Es war, wie man zu ſagen pflegt, Raſſe in dem Mädel. Aber ebenſo wichtig war es für die junge Bühnenbefliſſene, daß ſie von dem, was ſich innerhalb der Kunſt erreichen läßt, eine ſehr ernſte Vorſtellung hatte, daß ſie ſich nicht einbildete, den Lorbeer im Fluge zu erhaſchen. Fleiß, Charakter und Bildungseifer gehören zu den hervorſtechendſten Eigenſchaften dieſer Künſtlerin, die man ſich im Leben keineswegs ſo vorzuſtellen hat, wie ſie auf der Bühne erſcheint. Sie ſteht durchaus auf dem Standpunkt, den unſer großer Leſſing in einem Briefe an ſeinen Bruder Karl einmal folgendermaßen bezeichnet hat: „Um die Zuſchauer ſo zu lachen zu machen, daß ſie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf ſeiner Studierſtube lange ſehr ernſthaft geweſen ſein."

In dem Sammelwerk „Vor den Couliſſen" erzählt die Schauſpielerin, nachdem ſie den beneidenswerten Ausſpruch: „Ich bin jung und glücklich!" gethan hat, eine luſtige Geſchichte von dem böhmiſchen Geſellen, der ſie als Kind auf den Armen getragen und auch ihrem erſten Auftreten als elfjähriges Stubenmädchen in einer Kindervorſtellung unter Direktor Steiner am Theater an der Wien beigewohnt hat. Pauline Conrad ſpielte damals den unglücklichen Geiſt in einem erſchrecklichen Spektakelſtück „Die Teufelsmühle am Wienerberge" und der gute „Bem" (Böhme) weinte ſich die Augen aus dem Kopf, daß ſeine Pflegebefohlene ein ſo „unglückliches Geſchöpf" ſei. In Olmütz ſpielte ſie ſpäter das Bauernmädchen Chriſtine in Feuillets „Verarmtem Edelmann." Am Tage nach der Vorſtellung brachte ihr eine Marktfrau, die ſie in der Rolle geſehen hatte, einen ſogenannten „Muttergotteszwanziger" als glückbringenden Talisman, der ſie ſeitdem nicht wieder verlaſſen hat. Der Schau-

Pauline Conrad als „Marie" in „Was ihr wollt." Nach einer Aufnahme von Loescher & Petsch in Berlin.

ſpieleraberglauben haftet, wie man ſieht, auch ihr an. In Brünn war ſie bereits der allgemeine Liebling des Publikums, und frühzeitig, doch nicht zu früh für das Schauſpielhaus und ihre Kunſt, kam ſie nach Berlin.

Pauline Conrad iſt, wenn man von einem Fache ſprechen will, naive und muntere Liebhaberin. Damit iſt allerdings nicht viel geſagt. Ein ſolches Fach iſt dehnbar, und eine wahrhaft originelle Perſönlichkeit ordnet ſich einem Schulbegriff nicht unter. Fragen wir lieber nach den Rollen, in denen ſie ſich dem Berliner Publikum zuerſt vorſtellte. Wir erinnern uns noch ganz genau ihres Auftretens als Margarete in dem verſchollenen Iffland-ſchen Rührſtück „Die Hageſtolzen.“ Wie ſie da Freude und Schmerz ineinander zu miſchen wußte, wie ſie den Ton kindlicher Unbefangenheit traf und doch im nächſten Augenblick von einem unſagbar tiefen Gefühl durchzittert war, als aus dem Mädchen das liebende Weib herauswuchs! Dann führte ſie das Paradepferd aller Naiven, die Grille, in dem Schauſpiel vor, das

Pauline Conrad als „Toinette“ in „Der eingebildete Kranke.“
Nach einer Aufnahme von Loeſcher & Petſch in Berlin.

Pauline Conrad als „Puck“ im „Sommernachtstraum.“
Nach einer Aufnahme von Loeſcher & Petſch in Berlin.

Frau Birch-Pfeiffer nach der reizenden Dorfgeſchichte der George Sand bearbeitet hat. Da gab es einen unendlichen Vorrat von ſchauſpieleriſchen Einfällen und Nuancen, in den ſie wie in ein Füllhorn nur hineinzugreifen brauchte, um ſich das anzueignen, was ihrer Perſönlichkeit am beſten lag. Aber dieſe Rolle ſpielt ſich eigentlich von ſelbſt, es iſt ſchwer, jemanden danach zu beurteilen. Das war aber in hohem Maße der Fall, als ſie den Puck in Shakeſpeares „Sommernachtstraum“ in die Hände bekam und damit einen vollen und nachhaltigen Erfolg erlebte. Es war die erſte Hoſenrolle, die wir von ihr ſahen, und gleich in den erſten Scenen entſchied es ſich, daß ſie damit in ihr eigentliches Element gekommen war. Ihre Schelmerei und Ausgelaſſenheit paßten ſich aufs genaueſte der heiteren, phantaſtiſchen Welt des großen Briten an, deſſen Humor immer auf einem tiefen ſeeliſchen Untergrund ſchwebt und mit dem Gefühl und Herzen erfaßt ſein will. Dieſe Geſtalt war wie aus Luft und Laune gewoben, ſie ſchwebte neckiſch durch die ganze Dichtung, man traute ihr den verliebten

Wirrwarr, den sie anrichtet, ohne weiteres zu. Von ähnlichem echt Shakespeareschen Geist erfüllt ist ihr Lanzelot Gobbo im „Kaufmann von Venedig.“ Das vorlaute Schwatzen und Sichaufspielen, das ulkige Zusammentreffen mit dem alten Gobbo, die Begegnung mit dem Kaufmann erzeugen in ihrem Spiel einen wahren Wirbelwind auf der Bühne. Daneben lief eine Schablonenrolle, welche die Künstlerin oft, vielleicht zu oft gespielt hat, den drolligen Backfisch in dem Stahlschen „Tilly.“

Frau Pauline Conrad.
Neueste Aufnahme von Loescher & Petsch in Berlin.

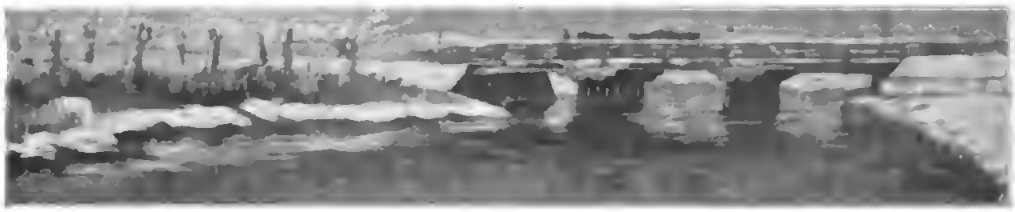
Pauline Conrad, im bürgerlichen Leben die Gattin des Kritikers Paul Schlenther, ist aber auch eine ausgezeichnete Molièreschauspielerin, vor allem in den köstlichen Dienstboten, die der unvergleichliche Franzose geschaffen hat. Das sind keine gewöhnlichen Hausgeister, wie wir ihnen alle Tage, uns oft zum Leid und Verdruß, begegnen und die man mit monatlicher Kündigung und einem entsprechenden Zeugnis im Dienstbuche wieder entläßt. Bewahre! Molières Dienstmädchen sind langjährige Vertraute des Hauses, mit allen Eigenheiten des Herrn und der Frau aufs innigste bewandert, Wesen, die zwar äußerlich armselig aussehen, aber die ganze Gesellschaft mit ihrer geistigen Überlegenheit in die Tasche stecken. Wo irgend eine Dummheit entstehen will, treiben sie ihren Spott. Den alten Gecken machen sie das Leben sauer, den Liebenden verhelfen sie zu ihrem Glück, und den gesunden Menschenverstand bringen sie überall, wo er durch falsche Bildung bedroht wird, wieder zu Ehren. Aus solchem Holze ist Martine in den „Gelehrten Frauen“ und Toinette im „Eingebildeten Kranken“ geschnitzt. In ihnen läßt die Künstlerin ihr sprudelndes Naturell ausschäumen, daß die Zuschauer oft gar nicht aus dem Lachen kommen. Alles Konventionelle, Repräsentative, Damenhafte, Schmachtende ist nicht ihre Sache. An den Wimmertönen von Hauptmanns „Hannele“ holte sie sich ein Kehlkopfleiden, das sie länger als ein Jahr ihrem Berufe entzog. An den Lustspielrollen ihres Repertoires verjüngt sie sich immer wieder, und wir wissen keine zweite deutsche Schauspielerin, die ihr bei der Lösung litterarisch gehaltvoller Aufgaben dieser Art den Vorrang ablaufen könnte.

Alte Liebe.

Braunes Laub hat es heute im Sturm geregnet,
Mich aber umfächelt des Frühlings Hauch.
Meine alte Liebe ist mir begegnet
Und sah mich freundlich und traurig an.
Ich schritt so wohlig im kalten Winde,
Das Herz voll Jugend und Duft und Tau.
Ich hatte Veilchen von einem Kinde
Und träumte von einer blonden Frau.

So bittres Leid ist dahingegangen,
Und nun ist alles wie Trug und Traum.
Sie hat noch immer die weichen Wangen,
Sie hat noch immer der Anmut Flaum.
Ihr Lächeln sagte mir: „Sei gesegnet!“ —
Ich geh' umher heut' in tiefem Bann.
Meine alte Liebe ist mir begegnet
Und sah mich freundlich und traurig an.

Kurt Dewald.



Willibald Menz.

Von

Ernst Eckstein.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Während der sechs Wochen zwischen dem unheilvollen Duell und der Gerichtsverhandlung hatte sich Menz fruchtlos bemüht, sein fast schon vollendetes Werk über die Zukunft der Landwirtschaft fertig zu stellen. Später dann auf dem Königstein war er nicht mehr darauf zurückgekommen. Der vorgesetzte Termin — Anfang März — war ja nun doch mal verpaßt. Nun aber, in der Behaglichkeit seines hochfenstrigen, graugrünen Studierzimmers mit den freundlichen Stores und dem altertümlichen breiten Kamin warf er sich mit erneutem Eifer auf dieses kleine Opus, das ihm jetzt einer durchgreifenden Umgestaltung, Erweiterung und Vertiefung wert schien. Er ließ sich aus der Dresdener Bibliothek, aus der Geheftstiftung, aus Straßburg und Heidelberg Stöße von Büchern kommen, die mehr oder minder schätzbares Material enthielten, und machte sich umfangreiche Excerpte und Anmerkungen. Manchmal saß er so bis tief in die Nacht hinein unter der Glaskugel seiner mildstrahlenden Hängelampe und legte die Feder erst weg, wenn er zu fröfteln begann.

Zur Erholung machte Willibald Menz während der Nachmittagsstunden meist seinen üblichen Ritt in den Forst, nach Großbaudeck oder nach Göhlau. Verkehr hatte er nur mit dem Inspektor und dem Vikar, und auch dieser Verkehr beschränkte sich auf einen unregelmäßigen Skatabend, den Frau Plöhm eifrig begünstigte, da sie der Meinung war, Willibald Menz sei auf dem besten Wege, sich gründlich zu überarbeiten.

Mehreremal kamen von den benachbarten Gütern Einladungen zu großen Treibjagden. Der wackere Inspektor nahm wiederholt teil und suchte auch Willibald zu bestimmen, endlich einmal seinen dickleibigen Quartbänden auf einen Tag den Laufpaß zu geben. Willibald lehnte jedoch mit eiserner Konsequenz ab, angeblich, weil seine wissenschaftliche Arbeit ihm keine Zeit ließ, in Wahrheit, weil er sich absolut nicht entschließen konnte, eine Schußwaffe zur Hand zu nehmen. Der Gedanke, ein lebendes Wesen mit Pulver und Blei töten zu sollen oder auch nur die Tötung mitanzusehen, hatte für ihn seit dem Unglückstag in der Dresdener Heide etwas unsagbar Widerwärtiges.

So vergingen die nächsten Monate ziemlich einförmig. Die Studie über die Zukunft der Landwirtschaft hatte sich nach und nach zur Grundlage eines ernsthaften, gar nicht unbedeutenden Werkes ausgewachsen. Willibald Menz verspürte im reichsten Maße den Segen der Arbeit. Er konnte jetzt völlig unbefangen und ruhig an die Geschehnisse des vorigen Winters zurückdenken. Was der beklagenswerten Mutter den Sohn, was dem Herzen des jungen Mädchens den Heimlich-Geliebten entrissen hatte, war ein trauriger Zufall gewesen, sonst nichts. Und, die Wahrheit zu reden, besaßte sich jetzt Willibald nur noch höchst selten mit der Betrachtung dieses Verhängnisses. Mit Leib und Seele war er bei seiner wissenschaftlichen — und, wie ihm schien, auch praktisch wertvollen — Aufgabe. Die Gesellschaft der großen Welt vermißte er nicht. Wer so angestrengt schaffte, dem vergingen wohl die kleinen

Begehrlichkeiten nach Geräusch und Glanz und Getändel.

Da warf ihn plötzlich ein Inserat des „Dresdener Anzeigers“ ungestüm aus dieser frohen und selbstzufriedenen Gemütsverfassung. Es war die Todesanzeige der Frau Klotilde von Enkenberg, der Mutter des unglücklichen Leutnants. Über die Identität der Persönlichkeit war kein Zweifel gestattet. Es gab in Dresden und überhaupt in Sachsen nur eine einzige Frau dieses Namens. Zum Überfluß stand noch darunter: „Witwe des verewigten Generalmajors Kuno von Enkenberg.“

Der Eindruck, den diese Todesanzeige auf Willibald Menz hervorbrachte, war unbeschreiblich. Sofort stand es nun für ihn fest: der Gram über das schreckliche Ende des Sohnes hatte die bis vor kurzem noch so rüstige Dame ins Grab gebracht. Er war also auch ihr Mörder, wie er der Mörder des Leutnants gewesen. Tagelang kämpfte er fruchtlos gegen diese Idee an. Sein Verstand sagte ihm zwar: bis jetzt quälst du dich ganz unlogischerweise. Vielleicht stehen die beiden Thatsachen völlig außer Zusammenhang. Die Frau konnte verunglückt sein; — die Fassung des Inserats schloß diese Möglichkeit nicht aus. Oder sie war das Opfer einer ansteckenden Krankheit. Ja wohl; auch das war denkbar. Willibald Menz aber glaubte nicht an das Günstigere: sein Instinkt drängte ihn gegen alle Vernunft in der Richtung des Trüben, Peinvoll-Belastenden. Und wenn es zum Beispiel auch Typhus war oder Diphtheritis: würde das denn beweisen, daß die seelische Qual der verwaisten Mutter nicht die Hauptrolle bei diesem Heimgang spielte? Ein Organismus, dessen Nervensystem durch ein lange wühlendes Leid geschwächt und erschüttert war, bot eben der Infektion Angriffspunkte, die sonst nicht vorhanden gewesen wären. Das Weh des kranken Gemüts verringerte die Widerstandsfähigkeit des Leibes. Und so war das entsetzliche Band der Ursächlichkeit doch hergestellt, und er hatte thatsächlich noch ein zweites Opfer auf dem Gewissen.

Endlich faßte er den Entschluß, sich an Doktor Gesenius um Auskunft zu wenden. Schon litt seine Arbeitsfähigkeit unter der Wahnvorstellung, daß er auch hier für alles verantwortlich sei. Vielleicht wußte Gesenius Genaueres; vielleicht lagen die Dinge doch nicht so trostlos, wie Menz befürchtete.

Am dritten Tage bereits kam die Nachricht, Willibald Menz habe sich ganz umsonst aufgeregt. Frau von Enkenberg sei an den Folgen einer Verletzung gestorben, die sie beim Ausgleiten auf ihrer Treppe sich zugezogen, wo ein Dienstmädchen unvorsichtigerweise Öl verschüttet. Der Frau habe sonst nicht das geringste gefehlt. Allgemein sogar sei sie aufgefallen durch ihr vollblühendes Aussehen, das bei der schwarzen Trauergewandung noch stärker hervorgetreten sei als in früherer Zeit.

Willibald Menz beruhigte sich. Aber noch etliche Wochen lang ging ihm die Sache nach. Und mit verdreifachter Anstrengung warf er sich auf die Arbeit.

9.

Am zwanzigsten Februar — just am Jahrestage des Fraternitätsballes — mußte Willibald Menz diese rastlose Thätigkeit unterbrechen. Eine Geldangelegenheit mit der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt forderte seine persönliche Anwesenheit in Leipzig.

Gegen halb vier Uhr nachmittags waren diese Geschäfte abgewickelt. Menz begab sich ins Café Reichskanzler, um ein Glas Punsch zu trinken und einen Blick in die Leipziger Illustrierte zu werfen.

Er setzte sich schräg an die große Spiegelscheibe, die nur unvollständig mit kurzen Schiebegardinen verhangen war. Die uralten Riesenbäume am Schwanenteich, von dichtem Rauhreif bekleidet, schimmerten wunderbar im Glanze der Spätsonne. Darüber strahlte ein wolkenloser, meerblauer Himmel. Es war ein lockendes, zauberhaft schönes Winterbild. Unwillkürlich sah Willibald über das Blatt hinweg und folgte, nachdenklich seinen Punsch löffelnd, dem herrlichen Spiel der Farben und Lichter, das mit jeder Minute an Pracht und Großartigkeit zunahm.

Plötzlich gewahrte er Meta von Gasny, die, mit der Rechten ihr schwarzgraues Gewand schürzend, quer über den Fahrdamm daherkam. Ihr einst so jugendfrisches, blühendes Antlitz schaute fahl und vergrämt aus. Der frohe, schalkhafte Zug

um den kleinen Mund war dem unverkennbaren Ausdruck herber Entsagung gewichen. Auch Gang und Haltung schienen die frühere Lebhaftigkeit und Spannkraft verloren zu haben. Wenigstens redete sich Willibald Menz das ein . . . Sie hatte ihn nicht bemerkt. Langsam und gleichgültig überschritt sie die Straße und setzte dann auf dem diesseitigen Bürgersteig ihren Weg in der Richtung nach dem Augustusplatz fort.

Ihr Anblick gab dem erschrockenen Willibald Menz einen heißbohrenden Stich ins Herz. Wie betäubt starrte er noch minutenlang auf die Stelle, wo sie entschwunden war. Im Geiste sah er sie wieder vor sich, wie sie heute vor einem Jahr durch den Ballsaal geschwebt war, eine lebendige Blume, die Weltlust und die Heiterkeit selbst; — und wie sie ihm dann mit so ungekünstelter Freundschaftlichkeit die Hand gedrückt hatte, nicht ahnend, daß diese Hand wenige Tage darauf ihr Liebstes dahinraffen sollte.

Welch' eine Wandlung! Um fünf, sechs Jahre schien sie seitdem gealtert! Wenn ein Geschöpf wie Meta von Gasny so unelastisch und gangmüde dahinschlich, mußte sie völlig gebrochen sein . . .

Es war ihm zu Mute, als ob sich alles, was er seit dem Beginn seiner Festungshaft in monatelangem Ringen glücklich verwunden hatte, wieder auf ihn herabsenke wie eine schwere, giftbrütende Wolke. Unter der linken Brust nagte und wühlte es . . .

Eine Sekunde lang hatte sich Willibald Menz zugeraunt: Eile ihr nach! Hol' dir um jeden Preis ihre Verzeihung! — Aber nur eine Sekunde lang. Dann überwog eine unbezwingbare Scheu. Er konnte nicht wissen, ob nicht schon der Klang seiner Stimme ihr Herz foltern, ihren glühendsten Haß anfachen würde. Vielleicht war sie jetzt endlich zu einem Abschluß gelangt. Weshalb sollte er diese mühsam erkämpfte Haltung wieder in Frage stellen? Nein! Das wäre der grausamste Egoismus gewesen. Man hatte ihr ja ohnedies wohl gesagt, daß er an dem entsetzlichen Ausgang des Zweikampfes schuldlos war.

Er grübelte weiter. Schuldlos! Wie das merkwürdig klang, wenn man im tiefsten Grund seiner Seele doch an das Obwalten einer Schuld glaubte! Hätte er nicht dem Vorurteil seiner Standesgenossen Trotz bieten, lieber kaltblütig den Reserveleutnant quittieren und die Herausforderung unterlassen sollen? Und wenn er sie nicht unterließ: war es nicht würdiger, menschlicher, ehrenhafter, die Sache wie eine bloße Form zu behandeln und ruhig in die Luft zu feuern, anstatt den Gegner im Drang eines unedlen Rachegefühls zeichnen zu wollen? Weshalb setzte er sich überhaupt der Möglichkeit aus, daß seine Treffsicherheit ihn verließ und ihm so zum Verderben ward? Arme, unglückliche Meta!

Und immer und immer wieder malte er sich ihr blasses, vergrämtes Antlitz aus, ihren mattherzigen Gang, den Hauch schwermütiger Trauer, der um den einst so fröhlich plaudernden Mund schwebte.

Von diesen Gedanken beherrscht, saß er wohl noch eine Stunde lang und starrte in gramvoller Versunkenheit auf die rauhreifumsponnenen Baumriesen, deren rosiger Glanz mehr und mehr einem bleifarbigen Grau wich. Endlich erhob er sich und schlenderte dumpf und willenlos wie ein Nachtwandler nach dem Bahnhof. Während der ganzen Heimfahrt pochte und hämmerte ihm das Blut ungestüm hinter den Schläfen. Der Schmerz in der linken Brust ward mit jeder Minute heftiger. Als er zu später Stunde sein Besitztum erreichte, war er vollkommen erschöpft. Ohne etwas gegessen zu haben, ging er zu Bett. Da er jedoch bei allem Ruhebedürfnis den Schlaf nicht fand, warf er sich um halb fünf in die Kleider, zog sich den Pelz über und setzte sich vor seinen Arbeitstisch. Er las und schrieb mit Aufbietung aller Willenskraft, bis ihm der helle Tag durch die Scheiben sah. Den Diener, der gegen acht Uhr einheizen wollte, schickte er unwirsch hinaus. Dann schaffte er weiter. Zuletzt streckte er sich langweg auf den Diwan, wo er nach langer, qualvoller Unrast entschlummerte.

10.

Am letzten Februar saß Willibald Menz nach eingenommenem Abendbrot wieder vor seinem Schreibtisch und blätterte langsam und mißmutig in der Zeitung. Er hatte sich all die Tage über nicht wohl gefühlt. Trotzdem war er ununterbrochen fleißig

gewesen; besonders heute, wo es die Durchsicht einer beträchtlichen Zahl statistischer Aufzeichnungen galt, die ebenso wichtig wie abspannend waren. Jetzt gönnte er sich einen Augenblick Rast; — zum erstenmal seit dem Frühstück; denn die Mittagspause hatte er im Eifer der Arbeit ganz überschlagen.

Plötzlich spürte er, wie ihm ein eisiger Schauer breit über den Rücken lief. Willibald Menz wußte nicht, wie und von wannen es kam: aber er hatte bei diesem Frostschauer die rätselhafte Empfindung, als sei er in seinem Gemach nicht mehr allein; als sitze unmittelbar hinter ihm in dem schwarzgrünen Lehnsessel am zweiten Fenster eine stille, bleiche Gestalt: Richard von Enkenberg.

Und ein fürchterliches, unsagbares Grausen ergriff ihn . . .

Gleich danach schämte er sich dieser thörichten Anwandlung. Er zieh sich der Feigheit, daß er nicht augenblicklich den Kopf wandte, um sich von der Irrigkeit seiner Empfindung zu überzeugen. Also doch! Er hielt es für notwendig, sich eine bare Unmöglichkeit praktisch zu widerlegen! Und mit verdoppelter Macht überrieselte ihn die entsetzliche Angst vor dem Übernatürlichen, Rätselhaften, Gespenstischen.

Endlich sprang er empor. Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, preßte die Zähne fest aufeinander und kehrte sich rasch um. Der schwarzgrüne Lehnsessel am zweiten Fenster stand einsam und leer, wie sonst, im Schimmer der Hängelampe. Auch sonst regte sich nichts. Die beiden großblumigen Stores lagen glatt über den Scheiben. Selbst im Kamin flackerte kaum noch ein Flämmchen. Alles schweigsam und friedlich und weltabgeschlossen.

Willibald Menz klingelte. Es litt ihn nicht länger in dieser unheimlichen Ödigkeit. Der alte, graubärtige Diener trat auf die Schwelle. „Roll," sagte Willibald Menz mit erkünstelter Gleichgültigkeit, „geh'n Sie doch gleich mal hinüber zum Herrn Inspektor. Ich lasse den Herrn Inspektor zu einer Partie Sechsundsechzig bitten."

„Sehr wohl, gnädiger Herr."

„Und Frau Plöhm soll die Freundlichkeit haben, im kleinen Eßzimmer den Spieltisch herzurichten. Nein, warten Sie! Ich besorge das selbst."

Die wohlmeinende Wirtschafterin freute sich herzlich, daß Herr Menz auf die gute Idee kam, endlich einmal wieder Vernunft zu üben und das hartnäckige Sitzen am Schreibtisch abzukürzen.

Der wackre Inspektor kam, obwohl er schon im Begriff gestanden, sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen. Roll brachte zwei Flaschen Rüdesheimer, entkorkte sie mit großer Gewandtheit und fragte dann ehrfurchtsvoll, ob er noch nötig sei. Auch er legte sich gern frühzeitig. Willibald Menz winkte ihm gutmütig ab. Man konnte sich bei Bedarf an Frau Plöhm wenden, die neuerdings — wie alljährlich vor dem Geburtstag ihres verehrten Bruders Ottokar — regelmäßig bis spät in die Nacht hinein stickte.

Das Spiel ging los. Willibald Menz bekam großartige Karten. Anfangs verlor er zwar trotzdem, weil er unglaublich zerstreut spielte. Er warf sich die Zehner blank, versäumte die Vierzig und stach mit dem König, wo schon der Neuner genügt hätte. Bald aber schien die Nähe des ruhigen, freundlichen Partners einen wohlthätigen Einfluß auf seine Nerven zu üben. Sein Spiel ward korrekt, sein Gebaren weniger hastig und aufgeregt. Nach Verlauf einer Stunde war der Inspektor gründlich im Nachteil, obgleich ja der Satz nicht gerade hoch ging.

„Trinken Sie, Herr Inspektor!" sagte Willibald Menz lustig nach einem Dreifachen. Er schien jetzt wieder bei völlig geklärter Stimmung. „Sie haben Pech heute. Da tröstet uns Bacchus. Überhaupt . . ."

Er stieß mit ihm an.

„Sagen Sie mal — eine Frage, die Ihnen möglicherweise recht komisch dünkt: glauben Sie an Gespenster?"

„Kommt darauf an, was Sie darunter verstehen. Gespenster in weißen Bettlaken, mit Knochengesichtern und klapperndem Totengebein, wie das so in den Märchen und Sagen umgeht — nein. Daran glaub' ich natürlich ebensowenig wie Sie. Aber, daß sonst irgendwie . . ."

Er unterbrach sich und schob seinem Mitspieler die Karten hin.

„Was denn? Daß sonst irgendwie . . .?" frug Willibald Menz, ohne das Spiel aufzunehmen.

Aus unſerer Studienmappe:

Das Mißtrauen. Nach der Zeichnung von Fernand Knopff.

„Nun, ich glaube ſchon, daß ein Zuſammenhang exiſtiert zwiſchen der unſichtbaren Welt und der ſichtbaren ... Daß unter Umſtänden — wie ſoll ich mich ausdrücken? Na, machen wir uns doch lieber nicht graulich! Es iſt nachtſchlafende Zeit. Sie geben, Herr Menz!“

Willibald miſchte.

„Haben Sie ſelbſt einmal etwas Unheimliches erlebt?“ fragte er lauernd.

„Das nicht. Aber mein Bruder Gottfried. Sie kennen ihn ja ...“

„Der Steuermann?“

„Eben der.“

„Nun, wie war das?“

„Eine merkwürdige, rätſelhafte Geſchichte. Wenn Gottfried nicht ein ſo ehrlicher, klarer, nüchterner Kerl wäre und obendrein Zeugen hätte ... Aber wollen Sie's wirklich hören ...? Jetzt?“

„Natürlich. So was interessiert mich. Wir können doch mal eine Pause machen.“

Und der Inspektor erzählte. Es war ein ganz ähnlicher Fall, wie ihn der Amerikaner Dale Owen von dem Schottländer Robert Bruce berichtet. Gottfried Kern diente vor etwa zehn Jahren auf einem Handelsschiff, das zwischen Hamburg und Valparaiso fuhr. Eines Tages hatte er den Schiffskapitän etwas zu fragen. Die Kajüte stand auf. Er glaubte den Mann schreibend vor seinem Tisch zu erblicken, und rief ihm die Frage von wettem zu. Er bekam keine Antwort. Nun trat er ein. Der Schreibende hob den Kopf und starrte ihm tiefschwermütig ins Gesicht. Da sah er zu seinem ungeheuren Erstaunen, daß er eine ganz fremde Persönlichkeit vor sich hatte, die überhaupt nicht auf das Fahrzeug gehörte. Er eilte nach oben, traf dort den Kapitän im Gespräch mit dem Schiffskoch und meldete sein wunderbares Erlebnis. Als man wieder hinab in die Kajüte kam, war die Gestalt verschwunden. Ein Zettel jedoch, mit einem faustgroßen Stein beschwert, trug die Aufschrift: „Um Christi willen, steuert nach Westen!“ Von bänglicher Ahnung ergriffen, ließ der Kapitän augenblicklich den Kurs ändern. Nach Verlauf weniger Stunden traf man ein taumelndes Wrack, auf dem ein halbes Dutzend Unglücklicher in höchster Gefahr schwebte. Die Leute wurden an Bord genommen, als eben das Wrack in die gurgelnde Tiefe sank. Unter ihnen befand sich ein Vollmatrose, der von Gottfried Kern sofort als die Gestalt erkannt wurde, die schreibend vor dem Tische des Kapitäns gesessen.

Als der Inspektor zu Ende war, entstand eine lange Pause. Willibald Menz saß eine Weile regungslos. Endlich griff er nach seinem Glas und that einen mächtigen Zug.

„Und das hat Ihr Herr Bruder wirklich und buchstäblich erlebt?“ fragte er halblaut.

„Wirklich und buchstäblich. Es ist damals ja mehrfach über den Fall geschrieben worden. Ein junger Gelehrter hielt im Vereine der Stuttgarter Spiritisten sogar einen Vortrag . . .“

„Das beweist allerdings wenig. Aber die Sache ist interessant, höchst interessant. Im ungünstigsten Falle prächtig erfunden . . . Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, verehrtester Freund. Man weiß doch, die Seeente und die Jäger . . .!“

Willibald Menz gab sich die größte Mühe, kühl und skeptisch zu scheinen. Es gelang ihm nur schlecht. Sein Erlebnis von vorhin war ihm bei der Erzählung wieder so stark auf die Nerven gefallen, daß seine Hand zitterte. Er gab jetzt rasch Karten und suchte sich mit aller Gewalt wieder von diesen Eindrücken frei zu machen. So spielten sie noch bis zwölf. Als sie dann aufstanden, hatte der Herr Inspektor glänzend Revanche genommen. Frau Plöhm jedoch, die mehrmals citiert worden war, konnte auf eine Batterie von sechs leergetrunkenen Flaschen größten Kalibers schau'n, von denen beinah zwei Drittel auf Willibald Menz kamen.

11.

Fünf Tage lang hatte nun Willibald Ruhe. Am sechsten — fast um die nämliche Stunde — wiederholte sich ihm das unerklärlich-grausenhafte Gefühl von der Anwesenheit Enkenbergs mit gesteigerter Heftigkeit. Und im selben Moment hörte er deutlich, wie von dem schwarzgrünen Lehnsessel her eine halblaute Stimme — die Stimme des Toten — langsam die Worte sprach: „Es gibt keine Sühne. Du mußt mir nachfolgen.“

Willibald Menz glaubte zu spüren, wie ihm das Mark in den Knochen jählings zu Eis gefror. Dabei wehte es ihm auf den gesenkten Kopf wie glühender Samum.

Noch war er verständig genug, um trotz seiner hochgradigen Aufregung einzusehen, daß es sich hier um eine bloße Vorspiegelung der rebellischen Nerven handelte. Er faßte sofort den Beschluß, morgen in aller Frühe nach Dresden zu reisen und dort einem vielgenannten Specialarzt für Nervenleiden den Fall vorzutragen.

Die Sonne war hinter dem Wald von Großbaudeck noch nicht heraufgekommen, als Willibald Menz von Oberloßberg abfuhr. Weder dem Diener noch der fürsorglichen Wirtschafterin hatte er etwas von seinem Vorhaben gesagt. Eine Art Scham hielt ihn von jeder Erwähnung seiner Hallucination ab.

Kurz vor zehn hielt der Personenzug

im Dresdener Hauptbahnhof. Es war ein kalter, nebliger Märztag mit feinem Sprühregen. Willibald Menz, der sonst gegen jedes Wetter gefeit war, litt heute schwer unter dem Druck dieser öden Feuchtigkeit. Auf dem Kopf lag es ihm wie eine bleierne Faust. Seine Stimmung war trostlos. Wer konnte denn wissen ...? Vielleicht war es schon längst zu spät ... Er hätte sich gleich bei der ersten Attacke entschließen sollen. Aber man scheute sich so ...

Und dann: war es denn überhaupt so sicher, daß eine Täuschung vorlag? Gab es nicht doch vielleicht einen Verkehr mit den Abgeschiedenen?

„Unsinn!“ rief er bei diesem Gedanken so laut, daß ein Postschaffner, der unmittelbar vor ihm über den Bahnsteig ging, sich verblüfft umschaute.

Nach fünfzehn Minuten zog er beim Hofrat Michaelis die Klingel. Die Sprechstunde hatte jetzt eben erst angefangen. Der Zufall wollte, daß in dem Wartezimmer nur fünf Stühle besetzt waren. Willibald Menz nahm ein Buch von dem Mitteltisch, trat ans breite Balkonfenster und blätterte.

Es war eine kleine ganz neue Novellensammlung mit einer Widmung des Autors. Vermutlich hatte der Hofrat dem Grundsatz gehuldigt:

Du hast mir da dein Buch geschenkt,
Nun schenk' mir auch das Lesen ...

Denn sonst wäre es rein unbegreiflich gewesen, wie ein berühmter Nervenarzt ein so seltsames Werk im Vorgemach seiner Ordinationsstube auflegen konnte. Die erste Novelle: „Bis über das Grab hinaus“ behandelte ein so aufregendes, mystisch-nervöses Problem, daß Willibald Menz fühlte, wie ihm schon bei der Lektüre der Exposition die Finger kalt wurden. Nächtliche Scheingebilde traten da mit einer Echtheit und Leibhaftigkeit auf, um die mancher Vollblutnaturalist den sonst maßvollen Dichter hätte beneiden können.

Willibald Menz vertiefte sich nach und nach vollständig. Der nächtliche Spuk, von dem da erzählt wurde, folterte eine treulose Frau, die ihren brustkranken Gemahl durch ihre Freveltat in helle Verzweiflung gestürzt und ihm einen tödlichen Blutsturz verursacht hatte. Der Tote kam und hielt seine Mörderin unter dem Bann der entsetzlichsten Alpdrücke, die so greifbar geschildert waren, daß man die Vorgänge mitzuerleben glaubte ...

Endlich klappte Willibald Menz das gefährliche Buch zu. Genau so wie der schönen, sündigen Frau in dem einsamen Schlafzimmer war ihm gestern zu Mute gewesen, als die entsetzliche Stimme erklang, wirklich und wahr, und doch wie aus dem Phonographen heraus, fern und fremdartig ...

Das Wartezimmer hatte sich unterdessen gefüllt. Menz hielt Umschau. Der letzte Patient, der noch vor ihm war, befand sich bereits im Ordinationszimmer. Es währte noch fünf Minuten. Dann ging die Flügelthür wieder auf.

„Wenn ich bitten darf ...“

Willibald Menz stand einem vierzigjährigen Mann von regelmäßiger, angenehmer Gesichtsbildung gegenüber, der trotz seiner ernsten, durchdringenden, beinahe starr blickenden Augen etwas merkwürdig Wohlwollendes und Vertrauenerweckendes hatte. Der Hofrat wies mit der Hand auf einen Stuhl neben dem großen elektrischen Apparat. Er selbst nahm vor dem freistehenden Diplomatentisch in der Mitte des Zimmers Platz. Hierauf begann er zu examinieren. Während Willibald Menz sprach, machte der Arzt sich verschiedene kurze Notizen.

Nachdem alles genügend erörtert war — Persönliches, die Einzelheiten der jüngsten Begebnisse, die Vorgeschichte des unheilvollen Duells, die starken Gemütsbewegungen, die schweren Selbstanklagen — forschte der Hofrat wie beiläufig nach dem Charakter, den Lebensschicksalen und Krankheiten von Willibalds Eltern und Großeltern.

„Nichts Abnormes? Große nervöse Exaltation? Was?“

„Nicht, daß ich wüßte. Mein Großvater vielleicht, der Vater meiner seligen Mutter ... Er galt für jähzornig und war wohl in mancher Beziehung ein Sonderling.“

„Wie zeigte sich das?“

„Nur in harmlosen Kleinigkeiten. Zum Beispiel in seiner geradezu pedantischen Ordnungsliebe. Wehe dem Hausburschen, wenn er beim Aufräumen auch nur ein Stückchen Bleistift zollbreit von seiner Stelle schob! Dann konnte der sonst so freundliche alte Herr loswettern, daß ihm die Adern schwollen.“

„Woran starb er?"

„Am Hirnschlag."

„Bitte, ziehen Sie sich einmal aus!"

Nach eingehender Untersuchung sagte der Arzt mit beruhigender Freundlichkeit:

„Nichts von Belang. Die Organe sind sämtlich in bester Ordnung. Höchstens vielleicht die Leber zeigt eine kleine Anschoppung. Aber wir müssen vorsichtig sein. Ihre Nerven sind stark überreizt. Die Empfindung, als sei jemand noch mit im Zimmer, während man doch allein ist, findet sich auch bei völlig gesunden Menschen im Stadium einer gewissen Erregtheit. Seltener und auffälliger schon sind die Gehörstäuschungen. Auch sie flößen mir vorläufig kein Bedenken ein. Nur müssen wir jetzt entschieden gegen die Sache Front machen. Ihr Duellunglück hat Sie von Grund aus erschüttert — und Ihre Lebensweise hat nicht dazu beigetragen, die Folgen dieser Erschütterung aufzuheben. Arbeit an sich wäre ja heilsam gewesen: aber mit dieser Arbeit hätte Zerstreuung und frohe Geselligkeit Hand in Hand gehen sollen. Wie die Dinge jetzt liegen, heißt es mit der bisherigen Existenz vollständig brechen. Lassen Sie vorläufig Ihre Bücher — Bücher sein! Gehn Sie auf Reisen! Suchen Sie Menschen auf! Kurz, treiben Sie, was Sie wollen; nur vermeiden Sie dreierlei: geistige Anstrengung, thörichtes Grübeln und langes Alleinsein! Jetzt beginnt ja die Hauptsaison für die Riviera. Gehn Sie nach Pegli, nach San Remo, nach Cannes — wohin Sie Lust haben! Oder auch meinetwegen nach Rom, wenn Sie das vorziehen! Aber suchen Sie überall thunlichst Anschluß an frische, fröhliche Menschen! Aus diesem Gesichtspunkt ist vielleicht Rom noch besser als die Riviera, wo so viel Kranke und Aufgegebene herumlaufen..."

Die Art und Weise des Hofrats wirkte auf Willibald Menz äußerst wohlthätig. Und nun kam Herr Michaelis nochmals, wie zufällig, auf das Duell zu sprechen, von dem er ja mehrfach gehört hatte, und wies dem dankbar lauschenden Willibald nach, daß die schwere Verantwortlichkeit, die er sich aufbürde, doch in der That nur eine selbstquälerische hypermoralische Thorheit sei, die noch dazu wesentlich seine Genesung erschwere.

Willibald Menz nahm höchlich erbaut Abschied. Als er die Droschke bestieg, fühlte er sich so wohl wie seit lange nicht. Es kam ihm sogar jetzt beinahe zwecklos vor, bei so guter Gesundheit eine Erholungsreise zu unternehmen. Aber der Hofrat hatte das angeordnet, und dieser Mann war jetzt für Willibald Menz ein Orakel.

12.

Menz entschied sich für Rom. Er kannte bis jetzt nur Oberitalien. Zweimal schon hatte er eine Vollreise bis an den Golf von Salerno geplant: jedesmal aber hatte er sich auf den lockenden Vorstationen verspätet und war dann umgekehrt, ohne auch nur Florenz zu erreichen. Nun beschloß er, möglichst direkt auf sein Ziel loszusteuern. Anfang Mai würde er dann von Rom nach Neapel, Capri, Sorrent gehen und mit beginnender Sommerhitze die Schweiz aufsuchen. Wenn er denn überhaupt einmal ausspannte, sollte das auch systematisch und gründlich geschehen. Als Landwirt hätte er jetzt, wo das Frühjahr so dicht vor der Thüre stand, wohl auch in Oberloßberg mehr Aussicht auf Ablenkung gehabt, als während des Winters; aber das war und blieb doch immer nur etwas Halbes. Er glaubte jetzt selbst, daß ihm vor allem der Wechsel der Eindrücke vorteilhaft sein würde, die Änderung seiner Umgebung, der zwanglose Verkehr mit neuen Persönlichkeiten.

Noch in der Droschke ergriff ihn plötzlich die unbändigste Reiselust. Vor allem kaufte er als gerechter und vollkommener deutscher Tourist die neuesten Auflagen Bädeckers und eine Sammlung italienischer Konversationsphrasen — zur Auffrischung seiner ganz leidlichen Sprachkenntnisse. Dann kutschierte er noch eine Weile am Altmarkt und in der Seestraße umher und schaffte sich allerlei Zweckmäßiges und Überflüssiges zur Equipierung an. Zum Schluß besorgte er sich bei seinem Bankhaus zweitausend Mark in bar, sowie Kreditbriefe auf Rom und Zürich.

Mit dem letzten Zuge nach Oberloßberg zurückgekehrt, gab er dem Diener sofort Auftrag, die Koffer zu packen. Menz hatte vorübergehend die Absicht gehabt, den sehr tüchtigen und verläßlichen Noll mitzunehmen. Jetzt aber hielt er es doch für zweckmäßiger, den Alten daheim zu lassen.

Auch dieser gute Noll war ja ein Stück der Umgebung, die Willibald Menz vorläufig abschütteln wollte. Auch schloß ein Tourist sich rascher und leichter an, wenn er überall vollständig auf sich selbst angewiesen war.

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang war Willibald Menz schon unterwegs. Er fuhr über Leipzig und Bebra nach Frankfurt am Main, wo er die Nacht über Station machte. Gleich bis Rom durchzureisen, wie er dies gern wohl gethan hätte, war ihm vom Arzte streng untersagt worden.

Die nächste Etappe war Luzern, das er am späten Abend erreichte. Hier wollte er einen Tag Rast halten, obgleich ihn die Fahrt bis jetzt keineswegs überanstrengt hatte.

Willibald Menz stieg im Englischen Hof ab. Seine Stimmung war merkwürdig frisch und gehoben. Unterwegs hatte er mehrfach ganz unterhaltsame Reisegefährten gehabt, vor allem jedoch als ausgesprochener Naturfreund die prächtigste Anregung aus der verschneiten Landschaft gewonnen, die namentlich südwärts von Karlsruhe einen großartig-feierlichen Charakter annahm. Der ganze Schwarzwald lag wie ein deutsches Wintermärchen unter dem blaßgrauen Himmel, ein Bild ernster Erhabenheit voll unerschöpflicher Einzelzüge.

Auch hier am Vierwaldstädter See thronte der Winter in seiner ganzen leuchtenden Majestät. Der Anblick der zackigen Bergriesen jenseits der Wasserfläche wirkte noch ungleich gewaltiger. Nachdem er gefrühstückt und sich mit einem behäbigen Kurländer angefreundet, der schon um zwölf weiterfuhr, schlenderte Menz drei oder vier Stunden lang über die Strandpromenade, ganz begeistert von diesem Schneepanorama, das trotz der strahlenden Sonne kaum blendete, weil ja der See bis auf wenige Lichtreflexe in tiefdunkelem Blau lag. Wie kleine Koboldgestalten, die sich hinter dem Rand einer unermeßlichen Eisscholle verstecken, schauten die Rigihotels von ihrer schwindelnden Höhe herab. Der Pilatus glich einem versteinerten Vorweltsungeheuer; er sah in der unregelmäßig haftenden Schneehülle größer, schroffer und phantastischer aus wie zur Sommerszeit, wann ihm der ehrsame Durchschnittstourist seine Aufwartung macht.

Um fünf Uhr nachmittags war Table d'hôte. Willibald Menz hatte sich gerade noch umkleiden können; so spät war er von seiner Wandrung zurückgekehrt. Als er den Saal betrat, war das Diner schon in vollem Gange. Es saßen nur etwa zehn Personen an der gedeckten Tafel. Menz erinnerte sich, hier in der hohen Saison mit beinahe zweihundertfünfzig Gästen zusammen gespeist zu haben. Zum erstenmale seit seiner Abfahrt von Oberloßberg empfand er etwas von der Trübsal und Elegie des Winters, der ihm bis jetzt nur in der Fülle seiner großen malerischen Effekte erschienen war. Und seines Reisezwecks eingedenk, nahm sich Willibald vor, nun erst recht nach ausgiebiger Zerstreuung zu trachten.

Der Oberkellner bekomplimentierte ihn höflich nach seinem Platz. Willibald Menz verbeugte sich gegen die übrigen Tischgäste, ließ einen raschen Blick namentlich über die unmittelbarste Nachbarschaft gleiten — und setzte sich mit dem Gefühl höchster Befriedigung.

Ihm gegenüber nämlich erglänzten ein paar graubraune Augen, die außerordentlich lange Wimpern und trotz ihrer Lebhaftigkeit einen merkwürdig sanften und gutartigen Ausdruck hatten. Diese Augen gehörten dem lieblichsten, rosigsten Mädchen, das man sich denken konnte, einem Wesen von ausgesprochenster Weiblichkeit und Natürlichkeit, dabei schlicht-vornehm und elegant-einfach. Kurz, das etwa achtzehnjährige Kind nahm sofort für sich ein. Rechts von ihr saß ein Herr mittleren Alters, augenscheinlich ihr Vater, eine sympathische, kluge Erscheinung, Gelehrtentypus ohne die lästige Beigabe der Pedanterie, leicht ergrauender Vollbart, frische Gesichtsfarbe, — über der etwas unbedeutenden Nase eine diskrete Goldbrille.

Willibald Menz fand Gelegenheit, mit diesen beiden, die er beim ersten Blick als Deutsche erkannte, ein Gespräch anzuknüpfen. Der Vater des jungen Mädchens besaß eine ungezwungene, weltmännische Art, die, ohne aufdringlich zu sein, den Verkehr leicht und bequem machte. Auch die Tochter, obschon ja im ganzen schweigsam und etwas zurückhaltend, beteiligte sich doch hinlänglich, um Willibald Menz mit lebhaftester Genugthuung zu erfüllen.

Beim Deſſert hatten ſich ſchon Mitteilungen perſönlicher Art eingeſtellt, aus denen ſich ſchließlich ergab, daß Vater und Tochter ganz die nämliche Reiſe vorhatten wie Menz. Profeſſor Cruſius reiſte von Straßburg nach Rom, um in der vatikaniſchen Bibliothek einige altfranzöſiſche Handſchriften mit einem früher von ihm edierten Text zu vergleichen. Seine Tochter Flandrine begleitete ihn auf dieſer Studienfahrt. Beide betraten den Boden Italiens zum erſtenmal und waren natürlich darauf bedacht, außer dem unmittelbaren Zweck auch allen ſonſtigen Intereſſen vollauf gerecht zu werden.

Nach beendeter Mahlzeit tauſchten Menz und Profeſſor Cruſius die Karten. Profeſſor Cruſius machte den Vorſchlag, im benachbarten Gaſtzimmer den Kaffee zu nehmen. Menz war mit tauſend Freuden bereit. Er hatte ſich feſt vorgenommen, dieſe äußerſt ſympathiſchen Leute nicht wieder loszulaſſen, ſondern die Reiſe nach Rom gemeinſchaftlich mit ihnen fortzuſetzen. Das war ein ganz prächtiger Herr, dieſer friſchblühende Neuphiloloqe, der faſt ausſah wie ein Generalſtabsoffizier in Civil. Und vollends die Tochter mit den graubraunen Augen, die ſo nachdenklich ausſahen, ſo kindlich und doch ſo ſeelenvoll! Ein liebes, herzerquickendes Mädchen, ganz Blüte und Licht, ein wahrhafter Engel!

Die Herren ſetzten ſich vor den kleinen Rauchtiſch, während Flandrine ein wenig abſeits beim Schein der elektriſchen Lichtkrone den Graphic zur Hand nahm, ohne ſich ſonderlich zu vertiefen. Profeſſor Cruſius bot Herrn Menz eine Importe an. Die Art, wie er ihm die gepreßte Saffiantaſche hinhielt, hatte etwas überaus Verbindliches ...

Das Geſpräch verfiel auf den Beruf Willibalds.

„Ah!“ rief der Profeſſor und that ein paar kräftige Züge aus ſeiner Cubanerin. „Landwirt! Gutsbeſitzer! Herr über Grund und Boden! Das iſt das Wahre! Einfach beneidenswert! Wir Tagelöhner von der Studierſtube haben im Lauf der Zeit völlig verlernt, was es heißt, mit der Natur unausgeſetzt in Berührung zu bleiben. Wir degenerieren. Der Landwirt aber iſt ein Antäus, dem von der Mutter Erde immer erneute Kraft in die Glieder ſtrömt ...“

Um die Lippen des jungen Mädchens ſpielte ein feines Lächeln.

„Du thuſt gerade, Papa, als ob du ein Bücherwurm der bedenklichſten Art wäreſt! Du, der brillante Schlittſchuhläufer, der flotte Bergſteiger, der ausgezeichnete Reiter!“

„Trag' nur um Gotteswillen die Farben nicht gar zu verſchwenderiſch auf! Wann komm' ich denn überhaupt mal dazu? Den ganzen Winter hab' ich ein einziges Mal die Stahlſchuhe angeſchnallt.“

„Aber du kannſt's doch. Und im Frühjahr und Herbſt geht keine Woche vorüber, daß du nicht ausreiteſt.“

„Freilich. Ein bißchen muß auch der Geiſtesarbeiter für ſein leibliches Wohl thun. Aber was bei uns Stubengelehrten die Ausnahme iſt, das bildet bei dem glückſeligen Landwirt die Regel. Und das erhält friſch und geſund.“

„Zweifellos!“ verſetzte Willibald Menz. „Während der letzten Zeit hab' ich's erlebt, was das für einen Unterſchied macht: Geiſtesarbeit — oder die praktiſche Thätigkeit, wie ich's gewohnt war...“

Und er ſagte ein Wort über ſein unvollendetes Manuſkript.

Daß er ein Buch ſchrieb, das imponierte den beiden genau ſo, wie ihm die Sportfreudigkeit des Profeſſors. Man kam ſich näher und näher.

„Sie kennen bereits Italien?“ fragte das junge Mädchen.

„Oberitalien. Da war ich zweimal.“

„Und ſprechen Sie gut italieniſch?“

„Was man ſo für den Alltagsbedarf braucht...“

„Das will ſchon was heißen!“ warf hier Profeſſor Cruſius ein. „Ich bin Romaniſt und ſollte wohl eigentlich im Italieniſchen ferm ſein. Aber wie das ſo geht ... Ich habe mich einſeitig auf Altfranzöſiſch und Provençaliſch geworfen. Na, und Sie wiſſen ja: die Umgangsſprache wird von uns Buchgelehrten ſo wie ſo meiſtens vernachläſſigt.“

Willibald Menz lächelte.

„Ich bin feſt überzeugt, vierzehn Tage in Rom werden vollſtändig ausreichen, um Sie wieder au fait zu ſetzen. Wenn Sie erlauben, ſpring' ich bis dahin gelegentlich für Sie ein.“

„Sehr liebenswürdig. Edel ſei der

Menſch, hilfreich und gut. Ich ſehe ſchon, wir vertragen uns."

Es ſchlug halb acht. Der Himmel hatte ſich unterdes ſtark überzogen. Es ſchneite wieder. Flandrine holte ſich einen Band Tauchnitz-Edition, während ihr Vater dem jungen Landwirt eine Schachpartie vorſchlug. Menz war natürlich einverſtanden. Er ſetzte ſich ſo, daß er die holde Geſtalt Flandrinens und ihr zartes Profil mit dem ſinnend geſchloſſenen Mund im Auge behielt. Das war ein zu liebreizender, wonniger Anblick.

Das Spiel begann. Ringsum herrſchte eine faſt einſchläfernde Stille. Die acht oder neun Hotelgäſte, ſoweit ſie nicht in der Stadt zu thun hatten, hielten ſich ſämtlich in ihren Zimmern auf. Ein Zug war inzwiſchen nicht angekommen. Sogar der vielbeſchäftigte Oberkellner huſchte nicht mehr über den Korridor. Ein wunderſames Gefühl von Geborgenheit ſtrömte auf Willibald Menz ein. Die Gaſtſtube mit ihrem unperſönlichen Allerweltsluxus dünkte ihm faſt ein trauliches Heim, friedſam und ſturmgeſchützt. Draußen vor dem breitflügeligen Fenſter ſchwebten in wachſender Dichtigkeit die Schneeflocken hernieder, groß, langſam und feierlich. Und drüben an dem freundlich beſtrahlten Tiſch, das Bild ſanfter, gutherziger Weiblichkeit, ſaß dieſes liebe Mädchen, das Willibald erſt vor wenigen Stunden kennen gelernt und das ihm doch ſchon ſo vertraut vorkam in jedem Zug ihres klugfreundlichen Angeſichts. Und plötzlich war ihm zu Mute, als ob eine ſchwere Laſt, die er noch immer heimlich mit ſich herumgeſchleppt, ein für alle mal von ſeiner aufatmenden Bruſt ſinke.

13.

Profeſſor Cruſius hielt es für ſelbſtverſtändlich, daß man die Reiſe nach Rom in Gemeinſchaft mit Willibald Menz fortſetzte. Landsleute, Charaktere, die miteinander ſympathiſierten, anſpruchsloſe und keineswegs aufdringliche Perſönlichkeiten — was wollte man mehr? Beide Teile konnten da wohl zufrieden ſein.

Jenſeits des Gotthardts traf man die erſten Frühlingsboten; hier und da ſchon begrünte Wieſen, blühende Mandelbäume und erſtes Laub an dem niederen Strauchwerk. Das war ein köſtlicher Eindruck nach dem ſchneeigen Winterbild von Luzern, das ſich am Tag der Abreiſe durch tiefſchwarzes Gewölk und pfeifende Regenböen merklich verdüſtert hatte.

In Mailand hielt man ſich einen Tag lang auf, beſuchte die Meiſterſchöpfung des Lionardo da Vinci, umſchwärmte bei goldflammender Spätſonne den Dom und verbrachte den Abend in einem Café-Concert unter den Glasdächern der Galeria Vittorio Emmanuele.

Auf Reiſen, wo man unausgeſetzt miteinander lebt, wird man ſchneller befreundet, als in den üblichen Verkehrsverhältniſſen daheim. Noch ehe die drei in Rom einfuhren, hatte ſich wirklich eine Art Intimität entwickelt, auf die ſie in Straßburg oder in Dresden lange hätten warten können. Willibald Menz erfuhr, daß Cruſius an der Straßburger Hochſchule eine fatale Streitigkeit mit ſeinem älteren Kollegen Bohwinkel hatte; daß er ſeit neunzehn Jahren glücklich verheiratet war; daß er vier Kinder beſaß, darunter ein Neſthäkchen von achtzehn Monaten; daß ſeine Frau dieſes Neſthäkchens halber nicht mitreiſte, obſchon Flandrine im vorigen Sommer, während die Mutter in Schwalbach zur Kur war, vollauf den Beweis erbracht, daß ſie die Wartung und Pflege ſo gut verſtand als irgendwer ſonſt.

Zwiſchen Florenz und Rom erzählte Profeſſor Cruſius, wie Flandrine zu ihrem ungewöhnlichen Namen gekommen.

„Meine Frau," ſagte er nicht ohne Stolz, „hat ſich während der erſten Zeit unſerer Ehe merkwürdig viel mit der Lektüre altfranzöſiſcher Dichter befaßt. Ich unterſuchte dieſe Autoren ſprachwiſſenſchaftlich; ſie aber las die Chanſons de Geſtes und die Fabliaux aus Intereſſe am Gegenſtand."

„Iſt's möglich?" fragte Willibald Menz ſtaunend. „Ich denke, dies Altfranzöſiſch iſt koloſſal ſchwer?"

„Nicht ſo ſchwer, wie Sie glauben. Meine Helene war zwei Jahre in Brüſſel und beherrſchte das Neufranzöſiſche vollſtändig. Da lebt man ſich raſch ein. Damals vertiefte ſie ſich mit beſonderem Vergnügen in das Heldengedicht Doon de Mayence. Kennen Sie den Doon de Mayence? Nicht? Nun, das begreift ſich... Ein abenteuerliches, verrücktes Opus, —

aber von großartiger Naivetät und im Punkte des Zeit- und Lokalkolorits von geradezu klassischer Kühnheit. Die altheidnischen Sachsen Witukinds werden da schlankweg mit den Türken und Sarazenen identifiziert. In den Ardennen treiben sich Löwen, Tiger und Leoparden herum wie in den Tropenwäldern Ferdinand Freiligraths. Und diese Raubtiere denken und fühlen wie mehr oder minder anständige Menschen..."

„Drollig!" versetzte Willibald etwas beschämt über seine Unkenntnis. Er hätte sich gar zu gern auch auf diesem Gebiet heimisch gefühlt, um ja nicht hinter Frau Crusius und ihrer Tochter zurückzustehen.

„Im Doon de Mayence," fuhr der Professor fort, ohne die Regung Willibalds zu bemerken, „kommt nun ein junges Mädchen vor, das uns der Dichter als Inbegriff aller Vollkommenheit malt. Dies Ideal heißt Flandrine. Meine Frau war damals so unwiderruflich für das Gedicht eingenommen, daß sie nicht locker ließ:.. Unsere Erstgeborene ward nach der Braut des Doon de Mayence Flandrine genannt."

„Ein reizender Name!" rief Willibald Menz lebhaft. „Und auch ein ganz passender für die Tochter eines Gelehrten, der Altfranzösisch und Provençalisch als Hauptsach betreibt!"

„Finden Sie?" lachte Flandrine. „Ich hieße nun lieber Anna oder Marie. Flandrine klingt gar zu auffällig."

„Nur apart, nicht auffällig."

Professor Crusius war nun einmal im Zug. Da er bemerkte, daß Willibald Menz mit den Kulturverhältnissen dieser Epoche wenig vertraut war, hielt er ein kurzes geistreiches Privatissimum. Willibald Menz erfuhr eine Menge von Einzelzügen, die ihn zum Teil ergötzten und fesselten. Was sich ihm aber tief in das Herz prägte und gar seltsame Betrachtungen bei ihm wachrief, war die Thatsache, daß im Doon de Mayence Mord und Totschlag zum alltäglichen Brot gehört. Eine gewisse fröhliche Brutalität wird sogar von dem Dichter als kavaliermäßig und vornehm gerühmt. Wenn ein Thorwächter dem Helden eine unhöfliche Antwort giebt, so schlägt ihm der edle Ritter mit wuchtiger Faust einfach die Stirn entzwei, so daß dem Getroffenen das Hirn aus der Schale spritzt. Kein Wort weiter. Man schafft den Toten hinweg — und geht ruhig seinen Geschäften nach. Erhabene, großartige Kaltblütigkeit des Rittertums, dem ein Menschenleben nicht halb so schwer wiegt als ein ungnädiger Blick aus den Gluiaugen der vergötterten Dame!

14.

In Rom angelangt, ging der Professor ohne Verzug an die Arbeit. Drei bis vier Stunden täglich — von zehn Uhr vormittags ab — war er im Vatikan beschäftigt. Den Nachmittag widmete er in Begleitung Willibalds und Flandrinens dem Genusse der Siebenhügelstadt und ihrer ewigen Denkmale.

Es ergab sich von selbst, daß Flandrine während der Arbeitsstunden des Vaters nicht auf die Dauer daheim blieb. Zuerst freilich that sie so, als entspreche dies ihren persönlichen Wünschen. Sie las Gregorovius und Springer, entwarf Pläne für die Nachmittagswanderung oder schrieb nach Haus an die Mutter. Als jedoch die römische Frühlingssonne gar zu verlockend ins Zimmer sah, kam es Flandrinen thöricht und sündhaft vor, so aus reiner Befangenheit und Schwerfälligkeit im Gasthof zu sitzen und Dinge zu treiben, die sie ebenso gut auch am Abend erledigen konnte, während Papa mit Willibald Menz Schach spielte. Die Sache kam zur Erörterung, — und schon am vierten Tag war ein völlig verändertes Arrangement getroffen. Flandrine sollte schon früh nach Herzenslust Umschau halten, und Willibald Menz würde auf diesen Streifzügen ihr Schutzherr und Führer sein.

Zuvörderst beschloß sie, die Peterskirche, der man vorgestern Nachmittag einen ersten Besuch gemacht, noch einmal andächtig und in voller Gemütsruhe zu durchforschen. Man begleitete also den Vater nach der Città Lionina, nahm an den Säulenreihen Berninis Abschied, und schritt über die Piazza, während Professor Crusius, die schwarzlederne Mappe unter dem Arm, nach der päpstlichen Bücherei hinanstieg.

Willibald Menz war glückselig, das freundlich verständige Mädchen so gleichsam als anvertrautes Gut zu geleiten. Mit jedem Augenblick, den er in ihrer Gesellschaft verbrachte, schien sie ihm einfacher,

Porträt. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt.

klarer, vornehmer und begehrenswerter. Die graubraunen Augen mit den langschattenden Wimpern leuchteten mehr und mehr im Ausdruck unendlicher Herzensgüte, ohne doch an Klugheit und Lebhaftigkeit einzubüßen.

Wohl eine Stunde lang verweilten sie so unter den machtvollen Wölbungen, bis Flandrine den Wunsch äußerte, hinauf in die Kuppel zu steigen. Nach allerlei Umständlichkeiten fand sich ein Sakristan bereit, den Anschluß an fünf Rheinländer zu gestatten, die er jetzt eben hinaufführen wollte. Willibald und Flandrine hatten zwar keine Erlaubnisscheine, aber die Fürsprache des liebenswürdigen Oberhauptes der kleinen Gesellschaft, der auf Willibalds höfliche Bitte sofort erklärte: ‚Ja, die Herrschaften da gehören zu uns!‘ that in Verbindung mit dem Zehnfrankenstück, das Willibald springen ließ, zuletzt ihre Wirkung. Und die Wanderung begann.

Wiederholt machte Flandrine erschöpft Halt. So kolossal hatte sie sich — trotz aller Erfahrung, die sie drunten im Schiff der Kirche ja schon reichlich gesammelt — die Verhältnisse dieses gigantischen Bauwerks nicht vorgestellt.

Endlich betrat man die innere Gallerie. Vom Rand ihrer umlaufenden Brüstung sah man staunend hinab in die blauschimmernde Tiefe. Das hundertfußhohe Tabernakel machte von hier aus den Eindruck eines Nürnberger Spielzeugs. Unwillkürlich faßte der junge Mann seine Begleiterin über dem Handgelenk, als müsse er sie von der schmächtigen Balustrade zurückreißen. Ein flüchtiger Schwindel huschte ihm nebelgleich über die Augen, die sich sekundenlang schlossen. Dann ließ er Flandrinen rasch wieder los und bat um Entschuldigung.

Sie schien seine plötzliche Regung ganz begreiflich zu finden. Es sah in der That mehr als gefahrvoll aus — und nicht im entferntesten dachte sie an eine absichtliche Vertraulichkeit.

Willibald Menz atmete lebhafter. Sein furchtbarer, so unzählige Male geträumter Traum fiel ihm ein, — der Traum von dem gräßlichen Abstieg mit Richard von Enkenberg. Zu seiner höchsten Genugthuung nahm er wahr, daß er sich dieses Traums jetzt erinnern konnte ohne, wie noch vor kurzem, den Druck einer bohrenden Angst zu spüren. Die Heilung seines krankhaft erregten Gemüts hatte also unleugbar Fortschritte gemacht. Und wem verdankte er das? Nicht den wechselnden Bildern und Scenen der Südlandsfahrt. Nicht der balsamischen Luft, die ihn seit Überschreitung der Alpen so mild und wunderthätig umschmeichelte. Auch nicht dem Verkehr mit dem liebenswürdigen, frohgemuten Professor, — obschon ihm dies Alles ja außerordentlich wertvoll bedünkte: sondern zunächst und in erster Linie dem holden Geschöpf da, dessen warme, volltönige Stimme wie sanftrauschendes Ostergeläute zum Herzen drang; dessen beglückende, unsagbar herrliche Weiblichkeit ihn vom Weh des Vergangenen endgültig befreit und erlöst hatte.

Ja, endgültig! Er fühlte das mit unmittelbarer Gewißheit. Und was da an ihm lag, sollte geschehen, um sich die Nähe dieser Erlöserin auf Zeit seines Lebens zu sichern. Alle Welt hatte jetzt seine Schuldlosigkeit anerkannt. Vom König war diese wohlwollende Ansicht des Publikums durch den Akt der Begnadigung gleichsam besiegelt worden. Wenn nun auch noch Flandrine ihm liebreich verzieh, was er zu beichten hatte und ihm die Hand zum ewigen Bund reichte: dann war er ein sonniger, glücklicher Mensch für immer, und das Gesttrn seiner Herzensruhe konnte nicht untergehen. Ohne sie — das war ihm in diesem Moment klar geworden — gab es für ihn keine Zukunft mehr. In seiner Brust rief es mit unwiderstehlicher Allgewalt: Ich liebe sie grenzenlos, und ich will sie zu eigen haben!

15.

Am folgenden Tag wanderte Menz mit Flandrine südlich dem Forum zu. Auch hier war man schon etliche mal in Begleitung des Vaters gewesen. Etwas zerstreut musterte man die Säule des Phokas und den Saturnustempel, schlenderte über die Via Sacra zum Titusbogen und betrat schließlich das Kolosseum. Nach kurzem Umherschweifen setzte man sich in halber Höhe des Bauwerks auf einen ziegelgemauerten Block und schaute gedankenvoll über die weite Rotunde mit ihrer wehmütig-großartigen Trümmerumfriedigung.

Eine Zeit lang verharrten die Beiden wortlos. Die römische Sonne streute ver-

schwenderisch ihr flüssiges Gold über die stuckentblößten Mauerreste, die einst Stufensitze für achtzigtausend Zuschauer getragen, und melancholisch ragte aus dieser Kirchhofsöde das ernste Symbol des sieghaften Christentums, das weltüberwindende Kreuz empor.

Nach einer Weile sah Willibald Menz seiner Begleiterin voll ins Gesicht.

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein, was mich eigentlich nach Italien führt?"

„Ich denke, Sie sind überarbeitet und wollen sich ausspannen?"

„Das vielleicht auch. Aber die erste Ursache liegt tiefer. Ich weiß nicht, ob Sie so viel Interesse an meinem Schicksal nehmen . . ."

„Sie werden ja beinahe feierlich."

„Es ist auch feierlich, was mich in diesem Augenblicke bewegt. Sie und ihr lieber Herr Vater haben mich freundliche Einblicke thun lassen in Ihre Existenz, die, so weit ich beurteilen kann, bis jetzt eitel Sonnenschein und Behagen gewesen ist. Bei mir liegen die Dinge anders. Ich habe Trübes erlebt, und ich halte es fast für eine Pflicht der Ehrlichkeit . . ."

Flandrine schaute verwundert auf.

„Ich hätte das gar nicht gedacht," sprach sie mit großer Einfachheit. „Sie sehen so klar und so friedlich aus."

„O, wenn Sie wüßten . . . Darf ich ganz offen sein?"

„Erzählen Sie, was Ihnen gutdünkt. Meiner Teilnahme sind Sie gewiß."

Und Willibald Menz erzählte. Kurz, aber packend und streng wahrheitsgemäß berichtete er, was sich seit jener Ballnacht im Saale der Fraternität ereignet hatte. Er schonte sich nicht. Doch malte er auch seine Reue, seine fortwährenden inneren Kämpfe und die hieraus folgende seelische Überreizung. Nur von der grausigen Anwandlung, die ihn zweimal so jählings heimgesucht hatte und von der schreckhaften Gehörshallucination sagte er nichts.

Flandrine hörte ihm lautlos zu. Aus ihren ruhig-ernsten Zügen war der Eindruck, den seine Erzählung machte, nicht abzulesen.

„So, mein gnädiges Fräulein," schloß er in sichtlicher Aufregung, „das ist mein Bekenntnis. Ich weiß nicht, ob Sie für einen Mann, dem der Tod eines Mitmenschen zur Last fällt, noch Freundschaft empfinden können. Aber ich mußte Ihnen das alles mitteilen, selbst auf die Gefahr hin, von Stund' an Ihren Abscheu zu wecken."

Flandrine atmete schwer und beklommen.

„Sie antworten nicht?" murmelte Willibald.

„Was wollen Sie von mir hören? Daß ich die Sache leicht nehme? Sie, der Sie doch selber so schwer darunter gelitten haben, dürften das kaum voraussetzen."

„Gewiß nicht, Flandrine!" rief Willibald Menz bewegt. — Es war das erste Mal, daß er sie kurzweg beim Namen nannte. — „Aber das hat mir auch fern gelegen. Ich wollte nur hören, ob Sie trotz alledem . . . ob Sie imstande wären . . ."

Sie unterbrach ihn.

„Ich sehe, Herr Menz, Sie leiden noch immer tief und nachhaltig, viel tiefer, als Sie mir einräumen. Es war unrecht von mir und grausam, daß ich dem ersten Instinkt nachgab. Das ist uns Menschen nun mal so eingepflanzt. Aber nun will ich doch auch die Vernunft und die Logik zum Wort kommen lassen. Nein, Herr Menz: Sie haben durchaus keine Ursache, auf so unversöhnliche Art mit sich ins Gericht zu gehen. Sie waren ganz zweifellos nicht der Veranlasser dieses Konflikts, und wie sich die Ehrbegriffe nun einmal gestaltet haben, blieb Ihnen kaum etwas anderes übrig als die Herausforderung. Daß Sie den Gegner, der Sie zu dieser Herausforderung zwang, zeichnen wollten, wie Sie sich ausdrücken, war wohl in Anbetracht Ihres Zornes entschuldbar. Der traurige Ausgang aber erscheint in der That nur als ein Unglücksfall. Und wenn Sie trotzdem sich innerlich schuldig fühlen, so haben Sie ja doch alles hundertfältig bereut und gebüßt. Es scheint mir jetzt Ihre Pflicht, unter die ganze traurige Angelegenheit einen kraftvollen Strich zu machen."

Bei ihren mild-freundlichen Worten überkam es ihn wie unendliches Wonnegefühl. Sie hatte ihn losgesprochen! Nun sollte sie ihm das Glück ihrer Nähe, die so beseligend, so befreiend auf sein Gemüt wirkte, für alle Zeit seines Lebens gewährleisten. Er wußte es jetzt: auch sie

hatte ihn lieb; auch sie war heimlich davon durchdrungen, daß sie zusammengehörten.

Vorläufig war es dem Aufgeregten unmöglich, seine Empfindungen laut werden zu lassen. Es widerstrebte ihm, unmittelbar an die Erörterung seines Unglücks die Frage zu knüpfen, die über sein Glück entscheiden sollte. Was er da eben mit Flandrinen gesprochen, mußte erst vollständig verklungen sein, eh' er es wagen mochte, ihr von Liebe zu reden. Er dankte ihr also in leidenschaftlich-bewegten Worten, tauschte mit ihr einen warmblütigen Händedruck und erhob sich dann. Er spürte das heiße Verlangen, aus dieser schweigsamtrostlosen Umgebung herauszukommen ins lebendige Leben oder doch in die hellknospende, frühlingsfrische Natur. So schweiften sie denn bis um die Mittagszeit — jetzt in der Richtung des Drususbogens, wo rechts und links üppig wucherndes Grün quoll, jetzt durch die Gärten des Mons Palatinus und nach dem Corso, wo es von Menschen und Wagen geradezu brandete. Sie sprachen nur wenig, aber sie schauten, dachten und träumten wohl desto mehr. Flandrine fragte sich wiederholt, weshalb ihm gerade so viel an ihrer Auffassung und Beurteilung liege. Und die Erklärung, zu der sie mit wachsender Bestimmtheit gelangte, goß ihr von Zeit zu Zeit ein flammendes Rot über das Antlitz.

16.

Am dreizehnten März erhielt der glückselige Willibald unter den Baumkronen der Villa Doria Pamphili von seiner holden Flandrine das Jawort. Er schritt neben dem freudestrahlenden Mädchen dahin wie von goldrosigen Nebeln umwallt. Es war ein tiefes, alles umfassendes Wonnegefühl, das ihn so über die Erdenwelt gleichsam hinaushob und ihm für Augenblicke die Sprache raubte; das traumhaft süße Bewußtsein, hier endlich gefunden zu haben, was er von Jugend auf in unklarer Sehnsucht rastlos erstrebt hatte. Im Angesichte der Peterskuppel, die aus duftiger Ferne violettfarbig herübersah, nur die sanftrauschenden Wipfel des uralten Parks zu Zeugen, gab Willibald ihr den ersten, inbrünstigen Kuß.

Spät heimgekehrt, setzte das Paar den Professor, der schon seit einer Viertelstunde voll Ungeduld wartete, pflichtschuldig von der Sache in Kenntnis und bat um seine väterliche Genehmigung. Professor Crusius schien nicht sonderlich überrascht: aber er freute sich aufrichtig. Der Mann hatte den jungen Gutsbesitzer, der jetzt mit so bescheidener Herzlichkeit um die Tochter warb, offenbar lieb gewonnen. Das zeigte sich schon in der Art, wie er dem künftigen Schwiegersohn kurz und bündig die Hände entgegenstreckte und ihn halb unter Scherzen, halb mit aufquellender Rührung umarmte.

Man fuhr alsbald nach dem Hotel de l'Europe, um dort in einer chambre séparée das Frühstück zu nehmen und die Verlobung bei einer Flasche Heidsieck Monopol würdig zu feiern.

„Zeihen Sie mich keiner Unvorsichtigkeit," sagte Professor Crusius, als er die Gläser füllte. „Ich bin freilich ein deutscher Gelehrter, aber doch Menschenkenner genug, um Sie auch ohne weitschichtige Erkundigung recht zu taxieren. Spräche Ihnen die Tüchtigkeit und die Ehrenhaftigkeit nicht so unverkennbar aus dem Gesicht, ich hätte mir doch wohl etwas Bedenkzeit ausgebeten. Übrigens hab' ich ein unbegrenztes Vertrauen zu meiner Flandrine, — und weibliches Feingefühl geht noch über männliche Intelligenz. Also mit Gott! Auf eine glückliche Zukunft! Herr Willibald Menz und seine liebe, herzige Braut — sie sollen hoch leben und dreimal hoch!"

Der perlende Sekt schäumte, die kostbaren Krystallschalen klirrten mit silbernem Ton widereinander, und Vater, Tochter und Schwiegersohn leerten die Gläser bis auf den letzten Tropfen.

Man frühstückte in der herrlichsten Stimmung. So flott und übersprudelnd hatte Willibald Menz den Professor noch nie gesehen. Der alte Heidelberger Student war in dem würdigen Hochschullehrer wieder lebendig geworden. Willibald selbst schien wie durchsonnt von himmlischer, unbeschreiblicher Fröhlichkeit. Von Zeit zu Zeit nahm er Flandrinens Hand und schaute dem glückstrahlenden Mädchen voll brünstiger Dankbarkeit in die Augen.

„Das trifft sich ja ausgezeichnet," rief der Professor, als man die zweite Flasche entkorkte. „Vorhin bei all' dem Trubel

hab' ich's vergeſſen. Aber nun meld' ich's euch. Meine Arbeit iſt fertig. Wir können alſo jetzt ausführen, was wir ſo lang ſchon geplant haben: die Streifzüge ins Albanergebirge, — nach Frascati, Genzano, Rocca di Papa, und wie die glorreichen Neſter all' heißen. Auch Neapel und Capri ſollen durchſchwärmt werden, daß uns die Sinne vergehen! Das lag ja wohl ſo wie ſo in Ihrem Programm? Vor dem neunten April brauch' ich in Straßburg nicht anzutreten. Und da 's ja nun doch aller Wahrſcheinlichkeit nach zum letztenmal iſt, daß ich mit meinem Kind reiſe, wollen wir dies hübſche Beiſammenſein recht nach Möglichkeit ausnutzen."

Flandrine ſtand auf und küßte ihn zärtlich auf Stirn und Wange.

Beim Deſſert ſprach man über den Tag der Hochzeit. Willibald Menz hatte auf nichts zu warten. Sein Wunſch war: ſobald als möglich. Wenn die Mutter Flandrineus ſchon jetzt gewiſſe Vorbereitungen in Angriff nahm, konnte die Hochzeit ſpäteſtens Ende Mai ſtattfinden. Profeſſor Cruſius ward zwar bei dem Gedanken, ſo bald ſchon ſeine Flandrine hergeben zu ſollen, etwas elegiſch, aber im Grunde fand er nichts Stichhaltiges gegen die Abſicht Willibalds einzuwenden. Flandrine ſelbſt war mit allem, was ihr Verlobter beſchließen würde, im voraus einverſtanden.

Noch vor Betreten des Hotel de l'Europe hatte man das frohe Ereignis telegraphiſch nach Straßburg gemeldet. Als die drei nach beendetem Pranzo nach Hauſe kamen, um einen Augenblick Raſt zu halten, ehe ſie den bedeutſamen Tag mit einer Fahrt vor die Porta di San Sebaſtiano abſchloſſen, fanden ſie eine reizende Glückwunſchdepeſche, die das glückſelige Mädchen beinah' zu Thränen rührte. Noch an demſelbigen Abend ſchrieb ſie einen ausführlichen Brief, der voll war von jenen ſcheinbar ſo unwichtigen und für die liebende Mutter doch ſo wertvollen Einzelheiten und Nebenſachen. Erſt eine Stunde nach Mitternacht ging ſie zu Bette.

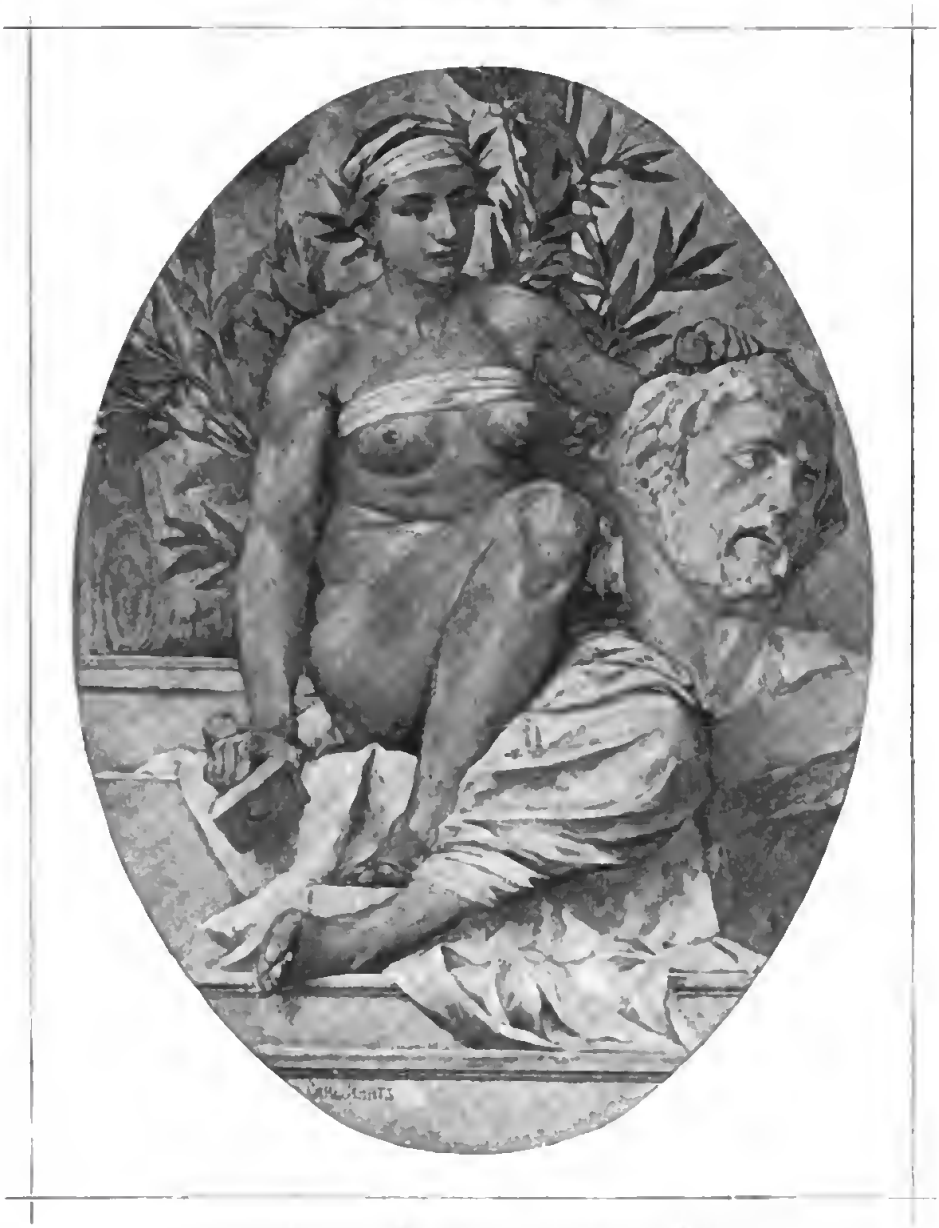
Das waren nun Wochen von überſchwenglicher Herrlichkeit, die Willibald Menz mit ſeiner Flandrine und dem prächtigen Schwiegerpapa unter dem blauen Südlandshimmel bis zur Heimkehr nach Deutſchland verlebte. Beſonders am Golf von Neapel. Seit Jahrzehnten hatte Italien keinen ſo frühzeitigen Frühling geſehen. An den Hängen des Poſilipp flammten die Anemonen; die Beete der Chiaja blühten in allen Farben; die Feigenbäume ſogar auf den Höhen Sorrents prangten im vollſaftigſten Grün. Es fielen zwar in die Zeit bis Anfang April fünf Regentage, aber auch dieſe waren im Angeſichte des tiefblauen Meeres und der knoſpenden Vegetation von unſagbarem Reiz, zumal nur zwei davon unmittelbar aufeinander folgten. Man verbrachte ſie teils in dem Nationalmuſeum, deſſen Kunſtſchätze und kulturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten ſo einzig in ihrer Art ſind, teils auf der glasüberdachten Hotelveranda, wo man den Blick auf den Haſen und die weißbrandende Flut hatte. Und wenn dann Willibald mit ſchweifendem Auge der Furche eines transatlantiſchen Dampfers nachſchaute, bis Schiff und Spur ſich im bläulichen Dunſt verloren, dann ſtimmte ihn dieſes qualmende Regenbild nicht trübſelig, ſondern er fühlte im Gegenteil mit verdoppelter Lebhaftigkeit, wie geborgen er war, wie geſchützt gegen alle Stürme und Wettergüſſe des Daſeins. Neben ihm ſaß ja Flandrine, ſein guter Engel.

17.

Am fünften April, morgens in aller Frühe trat man die Rückfahrt an. Willibald Menz durfte getroſt dieſe Abkürzung ſeiner urſprünglich für länger geplanten Reiſezeit wagen, zumal er ſich vorgeſetzt, die erſten drei Monate nach der Verheiratung in Tirol und der Schweiz zu verbringen. Es handelte ſich alſo nicht um ein Aufgeben ſeiner Erholungskur, ſondern nur um eine mehrwöchige Unterbrechung. Und eigentlich hatte er ja dieſe Kur überhaupt nicht mehr nötig. Es war ihm ſo friſch und ſo vollkräftig ums Herz, wie ſeit lange nicht. Keine Spur von Nervoſität; kein Anklang mehr an die Gemütsbewegungen der Vergangenheit.

Wie bei der Herfahrt nahm man auch diesmal den Weg über den Gotthardt und machte Station in Luzern. Der Zufall wollte, daß Willibald Menz dort eine Nachricht empfing, die geeignet war, ihm auch die letzte Beklemmung für immer hinwegzuſcheuchen. Eine Sendung aus Oberloßberg, die er ſich poſtlagernd hierher be-

Aus unſerer Studienmappe:



Die Bildhauerei. Nach einer Zeichnung von Carl Gehrts.

ſtellt hatte, enthielt die Verlobungsanzeige Meta von Gasnys. Die Anzeige war nicht an ihn ſelbſt adreſſiert, ſondern an den Aſſeſſor Hugo von Steub, der, wie er ſchrieb, mit dem Bräutigam weitläufig verwandt war und die Vermutung ausſprach, Willibald Menz werde ſich für die Angelegenheit intereſſieren.

Alſo auch ſie hatte verwunden! Auch ſie hatte mit dem, was geweſen war, endgültig abgerechnet! Willibald Menz brauchte ſich nicht mehr ihres vergrämten Angeſichts zu erinnern und ſich den Vorwurf zu machen, ihr Lebensglück für immer zerſtört zu haben!

Er jubelte hell auf. Flandrine Cruſius erſchien ihm jetzt, wenn es möglich war, noch ſchöner, holder und wonneſamer. Als er am Abend nach Empfang dieſes Briefes ihr gute Nacht ſagte, küßte er ſie ſo heiß

und stürmisch, daß er selbst über seine Tollheit erschrak. Aber er sagte nichts.

Von Luzern ging es nach Straßburg. Willibald Menz wollte vor allem die Mutter und die Geschwister seiner Flandrine kennen lernen und sich zu diesem Behuf ein paar Tage dort aufhalten.

Willibald Menz staunte über die große Jugendlichkeit seiner zukünftigen Schwiegermama; wie ihm denn überhaupt das ganze Familienleben im Haus des Professors den Eindruck kernhafter Gesundheit machte. Frau Helene hatte sich, wie sie ihm freimütig bekannte, inzwischen eifrig bemüht, Näheres über den künftigen Schwiegersohn in Erfahrung zu bringen. Väter in ihrem Größenwahn als scharfblickende Geister halten das oft für überflüssig. Frauen aber wissen doch gern bis in die kleinsten Züge, wes Geistes Kind der Mann ist, dem sie ihr teuerstes Kleinod auf Lebenszeit anvertrauen sollen.

„Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, Herr Schwiegersohn," sagte sie schalkhaft. „Da Flandrine mir schrieb, daß Sie vornehmlich in Dresden verkehrt haben, so bin ich so frei gewesen, meine Pensionsfreundin Alma Sebottendorff um Auskunft zu bitten."

„Die Frau des Ministerialrats?"

„Dieselbe. Wir waren als Backfische zusammen in Brüssel bei Madame Lagrève. Nun, Frau Sebottendorff kennt Sie ja zufälligerweise persönlich . . ."

„Gewiß. Und sie hat mich stets mit besonderem Wohlwollen beurteilt. Ich brauche da wohl nicht bange zu sein . . ."

„Wollen Sie ihren Brief lesen?"

„Wenn Sie der Meinung sind, daß ich gut daran thue . . .?" lächelte Willibald Menz betreten. Der Einfall der übermütigen Frau kam ihm doch recht überraschend.

„Warum nicht?" sagte Frau Crusius. „So etwas fördert die Selbsterkenntnis."

Mit diesen Worten erhob sie sich, ging in das Nebenzimmer und öffnete ihren Schreibtisch.

„Da, Flandrine, lies vor! Das macht sich noch besser und eindringlicher. Ich bin dann auch sicher, daß Herr Menz nichts übersieht."

„Aber ich bitte . . ."

„Na, Gott, werden Sie nur mal ein bißchen rot! Das thut nichts, — und im Grund Ihres Herzens freut Sie's ja doch, wenn Sie so hören, wie man Sie meuchlings herausstreicht!"

Flandrine las:

„Liebste Helene! Auf Deine Anfrage, die heute früh mit dem ersten Umgang in meine Hände gelangt ist, antworte ich mit gewohnter Promptheit. Und zwar spreche ich Dir zunächst meine allerherzlichsten Glückwünsche aus. Du darfst Dir zu diesem Schwiegersohn gratulieren. Er ist klug, tapfer und tüchtig, ein hübscher, liebenswürdiger Mensch von guten Manieren, sehr wohlhabend und ein durchaus ehrenwerter Charakter. Was ihm hier in den Augen zahlreicher junger Damen eine besondere Gloriole verleiht, ist sein schneidiges, ruhiges und taktvolles Auftreten im Konflikte mit einem Gegner, der ihn auf geradezu skandalöse Art beleidigt hat. Das aus besagter Injurie hervorgegangene Pistolenduell hat leider Gottes einen sehr unglücklichen Ausgang genommen, den sich Herr Menz eine Zeitlang schwer zu Gemüt zog, obwohl das beklagenswerte Ergebnis durchaus nicht in seiner Absicht lag. Dieses nachhaltige, tiefernste Bedauern macht seinem Herzen doch alle Ehre. Jedenfalls besitzt er heute erst recht die Sympathien der Feinfühligen und Verständnisvollen. Was die Familie betrifft — —"

Und nun folgten noch einige gleichgültige Angaben, die Flandrine auf einen Wink ihrer Mutter sehr bereitwillig abbrach.

Das Rotwerden, auf das Frau Helene gewartet hatte, war nicht bei Willibald Menz eingetreten, sondern bei seiner Braut. Das Vorlesen dieses vertraulichen Briefes hatte ihr an und für sich stark widerstrebt. Besonders peinlich aber empfand sie die Thatsache, daß sie um dieses Duell schon wußte, ohne doch ihren Eltern davon geredet zu haben. Sie war zu ehrlich, um jetzt die Erstaunte zu spielen, sagte also kein Wort und blickte nur glühenden Angesichtes zu Boden. Willibald Menz aber hatte aus diesem volltönigen Lobeshymnus nur das eine herausgehört: daß eine wirkliche Lady von der einwandfreien Gesinnung der Ministerialrätin jenen traurigen Vorfall, der ihm so qualvolle Stunden bereitet hatte, für ein Begebnis ohne weiteren

Belang hielt. Das war ja beinah' wie eine letzte Freisprechung vor seinem eignen überzarten Gewissen. Das erfüllte ihn mit einer Sicherheit des Empfindens, die er seit Monaten nicht gekannt hatte. Mehr noch: aus dem ganzen Gebaren der Frau Professorin, die doch gewiß nichts Exzentrisches oder gar Herzloses hatte, war zu entnehmen, daß sie nicht nur die Auffassung ihrer Pensionsfreundin teilte, sondern auch fest überzeugt war, die trübe Affaire sei für Willibald Menz vollständig abgethan. Und sogar der Professor, dieser ausgesprochne Gemütsmensch, sagte kein Wort des Bedenkens oder des Vorwurfs, sondern nickte nur still vor sich hin und steckte sich eine frische Cigarre an.

Willibald Menz ging jetzt mit sich selbst ins Gericht. Aber nicht, wie vor Zeiten, gegen die Mißgriffe seiner Moral, sondern gegen die Mißgriffe seiner Logik. Wie hatte sich ihm das ruhige, gesunde Urteil nur so auffällig trüben können? Es war ja lächerlich . . .! Er hatte im ehrlichen Zweikampf, der ihm gewaltsam aufgedrängt worden war, seinen Gegner getötet — noch dazu unabsichtlich —: und war dann monatelang von Stimmungen heimgesucht worden, wie ein schwachnerviges Mädchen im Dunklen! Unerhört! Die frische, fröhliche Brutalität des Don de Mayence fiel ihm ein, der den Pförtner einfach zu Boden schlägt, nur weil ihm der arme Tropf eine unehrerbietige Antwort giebt. War diese schnöde Mißachtung des Menschenlebens zu roh und zu bärenmäßig, so ging die Sentimentalität unserer modernen Kultur gleichfalls zu weit. Er, Willibald Menz, hatte als pflichttreuer Kavalier gehandelt; für den Ehrenkodex der Zeitgenossen und für die Launen des Zufalls war er durchaus nicht verantwortlich.

Flandrine Crusius ahnte nicht, was in Willibald vorging; wie sein Trotz und sein mannhaftes Selbstgefühl wuchs und aufblühte. Sie glaubte ihn schonen zu müssen. Und mit großer Geschicklichkeit lenkte sie das Gespräch ab.

18.

Am fünfzehnten April abends nahm Willibald Menz von seiner Braut Abschied. Er hatte daheim doch gar mancherlei für die demnächstige Übersiedlung der jungen Schloßherrin einzurichten. Auch wollte er keine Zeit mehr verlieren, um die erforderlichen Papiere in Ordnung zu bringen und das Aufgebot zu veranlassen.

Den achtzehnten und neunzehnten des Monats verbrachte er zu solchem Behuf in Dresden. Bei dieser Gelegenheit verhandelte er mit seinem Bankier und mit seinem Rechtsanwalt, der ihm neuerdings einen Prozeß gegen die Dorfgemeinde Großhartha führte. Zuletzt stellte er sich — mehr in Erfüllung einer Höflichkeitsforderung als weil er es etwa für nötig hielt — dem Hofrat Michaelis vor. Der liebenswürdige Arzt sollte sich doch persönlich von dem günstigen Resultat der angeordneten Reise- und Zerstreuungskur überzeugen.

Hofrat Michaelis empfing seinen ehemaligen Patienten mit unverkennbarer Genugthuung. Willibald Menz sah brillant aus. Keine Spur mehr von jener Schlaffheit in den Gesichtszügen, die den Arzt damals so überrascht und befremdet hatte. Auch der Blick schien wieder ganz ruhig und gesammelt. Michaelis unterhielt sich mit Willibald Menz wohl eine Viertelstunde lang. Wiederholt nickte er äußerst befriedigt. Diese Befriedigung erreichte den Höhepunkt, als Willibald Menz von seiner Verlobung, als der schönsten und wichtigsten Folge seiner Erholungstour, sprach.

„Ich wünsche von Herzen Glück," sagte der Hofrat. „Zunächst als Mensch, dann aber auch als Arzt. Eine Lebensgefährtin — und noch dazu von so echt weiblichem Temperament — das konnte sich gar nicht günstiger für Sie treffen. Ihr größter Feind war das Alleinsein. Vor diesem Feind sind Sie nun also geschützt. Ich setze voraus, daß Sie vor Sommer noch heiraten? Was?"

„Künftigen Monat."

„Nun sehen Sie! Das ist ja die schönste Zeit für eine längere Villeggiatur! Vorerst vielleicht ein paar Wochen Mitteldeutschland — ozonreiche Waldluft, Riesengebirge, Harz oder so was. Dann etwas Höhenklima. Ich würde das doch für empfehlenswert halten, obschon Sie ja ganz famos wiederhergestellt sind. Es schadet nie, wenn man die Nachkur möglichst weit ausdehnt."

Willibald Menz hörte jetzt kaum noch hin. Seine lebhafte Einbildungskraft war den Ereignissen schon vorausgeeilt. Er sah

ſich an der Seite Flandrinens ſtumm vor Seligkeit in die nächtlich träumende Sommerlandſchaft hinausfahren, allein im Coupé, Hand in Hand mit dem Glück ſeines Lebens. Ein trunkenes Wonnegefühl übermannte ihn. Er dankte dem Hofrat in unzuſammenhängenden Worten. Doktor Michaelis wünſchte ihm alles Gute und bat ihn, etwa im Juli einmal kurz zu berichten, wie ihm die Höhenluft anſchlage, da ſich auch Wirkungen zeigen könnten, die mehr auf die Zweckmäßigkeit eines kräftigen Seebades hinwieſen. Wahrſcheinlich ſei das zwar nicht, — aber für alle Fälle ...

Willibald Menz verſprach das, drückte dem Arzt nochmals die Hand und entfernte ſich. Das Herz ſchwoll ihm vor aufquellender Lebensluſt. In dem halbdämmrigen, fenſterverhangenen Sprechzimmer hätte er's länger nicht ausgehalten.

Er machte noch etliche Einkäufe, meiſt Geſchenke für ſeine Braut, packte in aller Haſt und fuhr dann zum Hauptbahnhof. Den alten Schulfreund Doktor Geſenius hatte er diesmal nicht aufgeſucht. Gegen alle Gewohnheit. Doch eine unüberwindliche Scheu hielt ihn davon zurück. Er wollte jetzt mit dem glücklich verwundenen Einſt nichts zu thun haben, und Doktor Geſenius verkörperte doch dieſe Vergangenheit mehr als irgendwer ſonſt.

Mit dem letzten Zug traf Willibald Menz in Oberloßberg ein. Der graubärtige Noll, der ein wenig kutſchierte, war mit dem kleinen Jagdwagen zur Stelle. Die Fahrt ging um das ſchlafende Dorf herum, auf deſſen Ziegeldächern der abnehmende Mond glänzte. Die Nebel am Erlenbach und die weißſchimmernden Wieſengründe machten den Eindruck froſtiger Unheimlichkeit. Willibald Menz aber hatte dafür keine Empfindung. Er hüllte ſich warm und behaglich in ſeinen faltigen Hohenzollernmantel und atmete mit wachſendem Hochgefühl die kaltfeuchte Nachtluft, ohne ſich durch die Reden des Dieners, der ab und zu eine Bemerkung hinwarf, in ſeiner wohligen Selbſtſchau unterbrechen zu laſſen. Er ſah und hörte nur eins: die Zukunft, die ihm gleichbedeutend war mit Flandrine.

19.

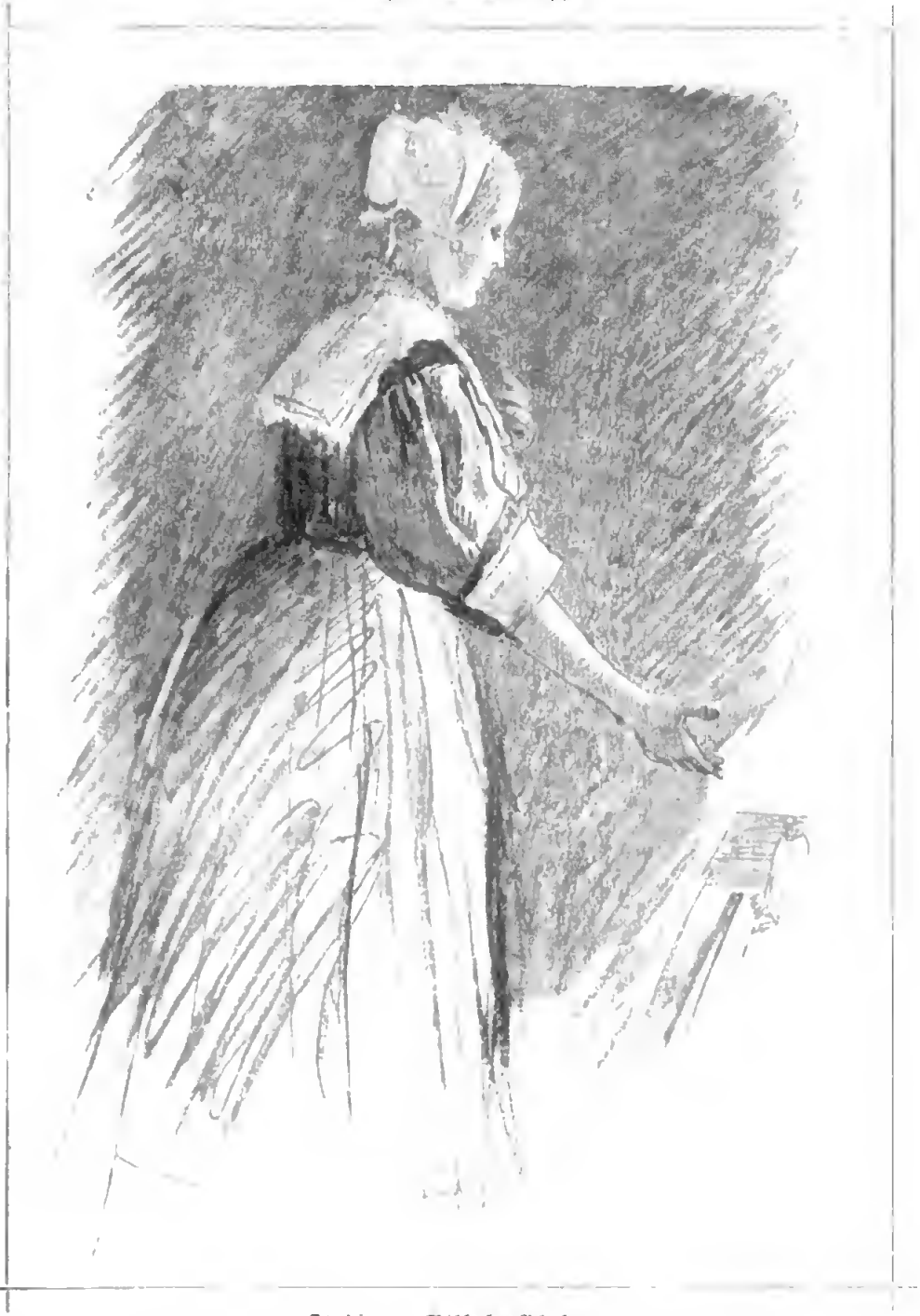
Zu Haus angekommen, fand Willibald Menz alles erleuchtet. Frau Plöhm begrüßte ihn wie eine Feſtjungfrau den heimkehrenden Fürſten. Im Speiſegemach ſtand ein wohlhergerichteter Imbiß. Willibald aß und trank mit ausgezeichnetſtem Appetit, obgleich es ſchon ſtark auf zwölf ging. Frau Plöhm mußte ſich zu ihm ſetzen und ein Glas Ungſteiner mittrinken. Er war mindeſtens neun Stunden lang auf den Beinen geweſen und verſpürte doch nicht die leiſeſte Müdigkeit. Unabläſſig ſprach er von ſeiner Braut, von den herrlichen Tagen in Rom und Neapel, von den reizenden Schwiegereltern und der neuen koſtbaren Einrichtung der beiden Südzimmer, die das beſondere Heiligtum der jungen Schloßherrin ſein würden.

„Natürlich — das wollt' ich noch ſagen, liebe Frau Plöhm: Sie bleiben doch bei uns? Der alte Noll hat mir was angedeutet, als hätten Sie Abſichten, demnächſt Ihrer Wege zu gehen. Sei'n Sie nur ganz ſtill! Ich kenne das. Keimende Eiferſucht! Man redet ſich vor, das tauge nichts; man ſei ja nun doch überflüſſig, etcet'ra, etcet'ra, während in Wahrheit ... Ach, was! Lernen Sie meinen Schatz nur erſt einmal kennen. Und zu thun gibt es ja doch weiß Gott übergenug ... Wir ſprechen darüber ..."

Frau Plöhm war gerührt. In ſo goldroſiger Laune hatte ſie Herrn Menz lange nicht geſehen. Sie nahm ſich vor, die Entwickelung der Dinge wenigſtens abzuwarten. Das mußte ja in der That ein liebenswürdig holdes Geſchöpf ſein, das den ſonſt ſo zurückhaltenden Mann derart aus ſich herausireten ließ.

Vom Tiſche aufſtehend, begab ſich Willibald Menz in ſein Arbeitszimmer und packte dort die Geburtstagsgeſchenke für ſeine Braut aus. Am erſten Mai wurde Flandrine neunzehn Jahre alt. Er ſetzte ſich unter die Hängelampe und ließ die koſtbaren Feſtgaben in ſtiller Genugthuung durch ſeine Hände gleiten. Es war ein prachtvoller Spitzenfächer und ein mattgoldenes, perlenbeſetztes Armband. Willibald Menz ſpielte damit wie ein lachender Schulknabe. Er verſuchte das Armband anzulegen, was nicht gelang, hielt es nach allen Richtungen gegen das Licht und barg es dann wieder vorſichtig in dem hochrot ausgeſchlagenen Etui. Den Fächer klappte er in der Weiſe einer kokettierenden Ball-

Aus unſerer Studienmappe:



Studie von Wilhelm Räuber.

dame auf und zu und freute ſich kindiſch an dem flirrenden Glanz der Perlmutterſtäbe und ihrer ſilbernen Einlage-Arabesken.

Zuletzt verfiel er auf's Reimen. Er ſchrieb zu dem Fächer ſowohl wie zu dem Armband ein paar heißblütige Strophen, die vom Standpunkt des Dilettanten gar nicht ſo übel waren. Willibald Menz hatte niemals im Leben — auch nicht als Oberprimaner — lyriſch geſündigt. Jetzt quollen

ihm dieſe Rhythmen hervor wie von ſelbſt und erregten ſein Staunen über die göttlich freie, glückſelige Stimmung, die ſo im Stande war, einen proſaiſchen Landwirt für Augenblicke in einen Rivalen Rückerts, Gethels und Theodor Storms zu verwandeln.

Willibald Menz legte die beiden Gedichte in ſeine Löſchblattmappe. Das nonum prematur in annum ſchwebte ihm vor. Eh' er die Verſe ins reine ſchrieb, wollte er hier und da noch eine Kleinigkeit beſſern. Und heute war's auch ſchon gar ſo ſpät. Dreiviertel auf eins.

Er trat in die Mitte des Zimmers. Die Thür nach dem Eckzimmer ſtand offen; desgleichen die Thür jenſeits, die von dem Eßzimmer nach dem erſten Salon führte. Alle drei Zimmer waren erleuchtet.

Willibald Menz hatte bei dieſem Anblick urplötzlich ein rätſelhaftes, unangenehmes Gefühl. Er entſann ſich mit großer Lebhaftigkeit der ſlaviſchen Sage von dem Mittagsgeſpenſt, das — im Gegenſatz zu den Nachtgeiſtern des deutſchen Volksglaubens — in ſengender, brütender Mittagsglut umgeht, wenn alles rings unter dem Drucke des Sonnenbrandes erſtarrt und erſtorben ſcheint. Wie der Schauplatz dieſes verwüſtenden Mittagsgeſpenſtes kam ihm jetzt die ſchweigſame Zimmerflucht im Lichte der unmerklich flackernden Lampen vor. Und nun glaubte er auch ein Singen und Schwirren zu hören, ähnlich dem unheimlichen Zirpen der Grillen, von dem man nicht weiß, aus welcher Richtung es klingt, und ob es fern oder nah iſt. Hochſommerſtimmung, öde, ſchaurige Hochſommerſtimmung . . . Der Odem des Mittagsgeſpenſtes in tiefſter Nachtſtunde . . .

Das Schwirren und Singen wuchs und ſchwoll, ohne doch lauter zu werden. Zwiſchendurch tönte es nun auch matt und gebrochen, als zankte ſich eine Anzahl von Menſchen hinter ſchalldämpfendem Mauerwerk. Und dann mit einem Male vernahm Willibald Menz unmittelbar neben ſich ein Stöhnen und Raunen, das zuletzt in den halblaut gemurmelten Worten gipfelte: „Es geht nicht! Es geht nicht!"

Willibald Menz rührte ſich nicht. Die Kniee ſchmerzten ihn wie nach einem heftigen Sturz. Bei jedem dritten Schlag ſetzte ſein Herz aus. Er hatte die Stimme des Toten erkannt, die unverſöhnliche Stimme Richards von Enkenberg.

Nun wußte er auch, daß es keine krankhafte Erregung der Nerven, ſondern unleugbare, nicht aus der Welt zu ſchaffende Thatſache war. Seine eigene frühere Auffaſſung, die Erklärnng des Arztes, die Heilverſuche — alles erſchien ihm jetzt im Licht einer unermeßlichen Thorheit. Wie konnte man heilen wollen, was nur der Wiederhall einer geheimnisvollen, gräßlichen Wirklichkeit war? Es gab in Wahrheit unzerreißbare Ketten zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits; es gab ein Recht, das nicht mit ſich paktieren ließ; ein Drang nach Sühne bis über das Grab hinaus. Er fühlte, der Geiſt des Verſtorbenen rührte ihm als wehender Hauch an die wildpochende Stirn und dorrte ihm die halbgeöffneten Lippen aus. Und da klang auch ſchon wieder die grauſig murmelnde Stimme, — ſo unverkennbar, ſo deutlich, daß Willibald Menz diesmal den Bann ſeiner Lähmung brach und ſich raſch umwandte. Ein Schatten ohne Geſtalt ſchien ſich nebelhaft nach dem Fenſter zu flüchten und dort in blaßſchimmerndem Grau zu zerfließen.

„Es geht nicht!" Was ging nicht? Willibald Menz brauchte nicht über die Antwort nachzuſinnen. Es ging nicht, daß er mit einer unſühnbaren Schuld auf der Seele den Traum einer glücklichen Zukunft träumte. Es ging nicht, daß er Flandrine, das fromme, engelgleiche Geſchöpf, in dies verſemte Haus führte, dem der Ermordete keine Ruhe ließ.

Eine ungeheure, wilde Verzweiflung ergriff ihn. Er wankte zum Diwan. Ächzend warf er ſich über die Polſter und rauſte ſich mit den gekrallten Fingern das Haar. Der Tote aber ließ ihn nicht los. Die halblaute Geiſterſtimme erzählte ihm Fürchterliches. Und Willibald Menz glaubte jetzt auch das Antlitz zu ſehen, dem dieſe unzuſammenhängenden Worte entquollen, ein trauriges, bleiches, blutüberſtrömtes Antlitz, im Auge die todbringende Kugel, den Mund verzerrt im letzten qualvollen Kampfe.

„Es geht nicht!" Und immer wieder: „Es geht nicht!" — „Auch mein jungfriſches Leben war ja ſo reich an Hoffnung und keimender Seligkeit. Um einer Thorheit willen haſt du es ausgelöſcht. Aber im Grabe noch hab' ich den Schwur geleiſtet:

ich lasse dich nicht. Weißt du noch, der senkrechte Abstieg? Und das tückische Seil, das dich mit in den Abgrund reißt? Du siehst doch, daß wir beide fest miteinander verstrickt sind. Ich zerre dich nach, — da hilft kein Sträuben und Beten!"

Willibald zuckte nicht mehr. In halber Bewußtlosigkeit umklammerte er das Armkissen des Diwans. Da quoll es ihm siedend heiß über den Rücken herauf. Ein greller Schrei. Nun stand er auf beiden Füßen. Die Hand des Toten hatte sich ihm wie besitzergreifend bleischwer auf den Nacken gelegt.

Willibald Menz wankte nach seinem Schreibtisch. Er setzte sich an den nämlichen Platz unter die Hängelampe, wo er vor kurzem noch so glückselig mit dem Spitzenfächer und dem perlengeschmückten Armband gespielt hatte. Süße, einzig geliebte Flandrine! Die goldenen Zukunftspläne, die er geschmiedet, kamen ihm vor wie ein sündhafter Hohn auf die Gerechtigkeit Gottes.

Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden. Dieser Wahrspruch klang ihm jetzt durch die Brust wie dröhnender Glockenton. Die gefolterte Seele kannte nur noch den einen Wunsch: Ruhe! Entsühnung! Gnade! Der Zusammenhang der Geschehnisse ging ihm völlig verloren.

Gegen zwei Uhr pochte der Diener, der sich ausnahmsweise noch nicht gelegt, sondern im Vorzimmer die Zeitung studiert hatte, worüber der Schlaf ihn packte. Noll fragte bescheidentlich, ob denn der gnädige Herr nicht zu Bett wolle. Menz winkte ihm ab.

„Geh'n Sie nur! Oder nein: bleiben Sie auf! Ich habe ... Ich werde Sie rufen."

Dann beugte er sich wieder auf seine Schreibmappe. Die Stahlfeder glitt mit unglaublicher Schnelligkeit über das lichtgelbe Postpapier. Es war eine umständliche Darlegung, fast ein selbstbiographisches Dokument. Er kannte jetzt keine Müdigkeit. Zehn, fünfzehn, zwanzig Seiten. Die Uhr schlug halb vier. Da setzte er mit einem tiefschmerzlichen Seufzer den Tag darunter, und dann in großen, kernigen Zügen die Unterschrift: Willibald Menz.

Eine Weile saß er dann wie verträumt. Endlich nahm er ein großes Couvert, steckte die fünf Bogen sorgsam gefaltet hinein und schrieb die Adresse.

„Noll!" rief er mit fester Stimme.

Der Diener kam, todmüde und offenbar etwas verstimmt.

„Noll," sprach Willibald Menz, ohne von dieser Verstimmung Notiz zu nehmen, „morgen schlaf' ich voraussichtlich bis hoch in den Tag hinein. Dieser Einschreibebrief aber eilt. Bitte, besorgen Sie ihn ja rechtzeitig zum ersten Postzug."

„Zu Befehl!" sagte der Diener und nahm den Brief in Empfang. Im Weggehen las er halblaut: „Herrn Professor Max Crusius, Straßburg im Elsaß."

Schon in der Thür wandte er nochmals den Kopf.

„Soll ich die Lampen löschen?"

„Nein. Das besorg' ich schon selbst. Ich hab' hier noch allerlei wegzuräumen. Sie können sich ruhig legen."

Willibald Menz schrieb wohl noch eine Viertelstunde lang. Dann erhob er sich rasch. Das Schriftstück, das er gesiegelt unter den Briefbeschwerer schob, war an Frau Plöhm gerichtet. Im wesentlichen enthielt es Dinge rein geschäftlicher Art. Willibald Menz liebte die Ordnung.

Nun begab er sich, in der Hand eine Kerze, über den Korridor in sein Ankleidezimmer, wo er sich einschloß. Was er in diesen letzten Minuten gedacht, gefühlt und gekämpft hat, wird ewig Geheimnis bleiben. Nach Verlauf einer Stunde krachte ein Schuß. Als man die Thür erbrach, fand man den Unglücklichen leblos in seinem Blute. Die Hand umklammerte noch den schweren sechsläufigen Revolver. Die Kugel war durch das rechte Auge tief ins Gehirn gedrungen.

Draußen aber flammte der aufsteigende Tag, und die junge Aprilsonne goß ihr goldwarmes Licht verschwenderisch über die sprießenden Felder. In den reichblühenden Obstbäumen sangen die Vögel, und blau und schimmernd wie je grüßte die ferne Gebirgskette über das Tannicht herüber.

Wintergaſt.

Von

E. Muellenbach.

Mit einer Ölſtudie von **Adolph Schweitzer.**

Novembertag war's, trüb und kalt,
Vernebelt und verregnet;
Auf feuchtem Pfad im öden Wald,
Da ſind wir uns begegnet.
Mit welkem Laub ihr Haupt bekränzt,
Verhärmt und blaß die Wangen, —
Mir war, als käm' ein Waldgeſpenſt
Vorüber mir gegangen.

Verweinte Augen ſah'n mich an
Mit kindlich ſtummem Flehen;
Raſch, in des erſten Mitleids Bann,
Hieß ich ſie mit mir gehen.
Sie ſchwieg, und ſchien mir doch zu trau'n,
Schlich furchtſam mir zur Seite;
Neugierig, halb und halb mit Grau'n,
Ertrug ich ihr Geleite.

Und alſo iſt das Bettelkind
Mit mir ins Haus gekommen,
Die Hausfrau hat ſich mild und lind
Des Findlings angenommen;
Sie beut am hellen Feuerherd
Ihm Wein und Brot zum Schmauſe, —
Da ſieh, welch Wunder widerfährt
Dem armen Dichterhauſe!

Das Laub im dunklen Lockenhaar
Blüht auf zu Roſenkränzen,
Und roſig blüht das Wangenpaar,
Die blauen Augen glänzen;
Im lichten ſeid'nen Prachtgewand,
Geſchmeid an Arm und Buſen,
Reicht grüßend uns die weiße Hand
Die lieblichſte der Muſen.

Nun ſitzt der allerſchönſte Gaſt
Mit uns beim Wein am Feuer,
Erzählt aus ſeinem Waldpalaſt
Manch köſtlich Abenteuer.
Und muß auch viel entbehren noch
Ein deutſches Dichterpärchen, —
Die reichſten Leute ſind wir doch,
Denn bei uns wohnt das Märchen!

Digitized by Google

Unter deutschen Eichen in Italien.

Von

E. Fischer.

Mit sieben Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

In einer seiner geistreichen Ansprachen an Deputationen, die ihn zu seinem achtzigsten Geburtstage beglückwünschten, entwickelte Fürst Bismarck den Gedanken, daß die Gebiete der jetzt im Dreibund vereinigten Staaten sich räumlich so ziemlich decken mit den Ländern, die ehemals das römische Reich deutscher Nation bildeten. Eine sehnsüchtige Klage, daß Deutschland seinen Landbesitz auf der Apenninenhalbinsel eingebüßt habe, klang aus diesen Worten gewiß nicht heraus, und der deutsche Reisende, der in Oberitalien und in Sicilien auf Schritt und Tritt daran gemahnt wird, wie sich die sächsischen und die Staufenkaiser anstrengten, die deutsche Herrschaft über Italien festzuhalten, und, wenn er kleine Orte aufsucht, in Tagliacozzo, Asturra, Canossa mehr Wehmut empfindet, als er in Jesi, Aquila, Spoleto Freude erlebt, kehrt diesen historischen Stätten den Rücken mit dem Wunsche, wäre doch niemals deutsches Blut vergeudet worden dem Phantom zuliebe, daß die Kaiser Karls-Krone eine Fortsetzung der Weltherrschaft der Römer bedeute.

Ungemischte Freude empfindet der Deutsche nur, wenn er, vor dem Palazzo Caffarelli in Rom stehend, auf die Dächer der ewigen Stadt hinunterschaut und über die Laune des Schicksals lächelt, daß der höchste Fleck auf dem Kapitolshügel, den die deutsche Botschaft beim Quirinal einnimmt, deutscher Grund und Boden ist. Und diese Empfindung der Genugthuung darüber, daß das Deutsche Reich sich in Rom so viel günstiger präsentiert, als die anderen Großmächte Europas, steigert sich bei dem deutschen Touristen geradezu zum Lustgefühl, wenn er nach dem an der südwestlichen Abdachung des Sabinergebirges gelegenen Olevano kommt und den Eichenhain auf der Serpentara betritt.

Seitdem ich selber zum erstenmale das höchst bescheidene Holzgeländer durchschritt,

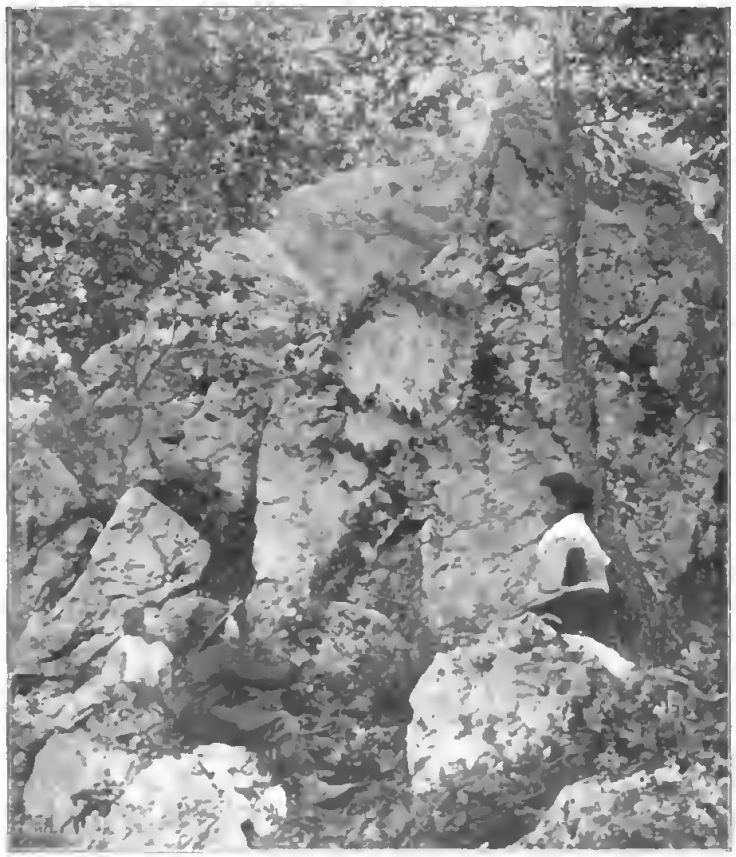


Abb. 1. Steinmedaillon von J. Koch.

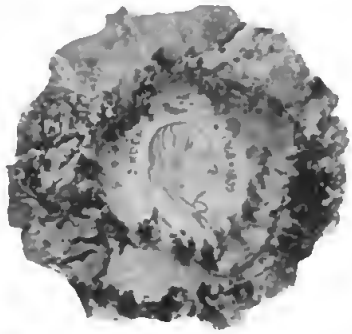


Abb. 2. Fragment aus Abbildung 1.

welches den ebenſo beſcheidenen Landbeſitz des Deutſchen Reiches umfriedet, bin ich wiederholt Zeuge geweſen, wie Landsleute, die das ſchöne Fleckchen Erde früher noch nicht betreten hatten, der herrlichen Ausſicht von dort vorerſt noch keinen Blick gönnten, ſondern — feurige Jünglinge nicht nur, auch geſetzte Männer und bedächtige Greiſe — ihre Hüte ſchwenkten mit dem Rufe: „Hurra, jetzt ſind wir in Deutſchland!“

Wie dieſe Enklave (cum grano salis zu verſtehen), welche ein und ein halb Hektar von Eichen beſtandenen Felsgrundes umfaßt und null Einwohner zählt, an das Deutſche Reich kam, das iſt eine Geſchichte, rührend und humoriſtiſch zugleich, die den Idealismus unſerer Nation widerſpiegelt und daneben den Mangel an praktiſchem Geſchick enthüllt, der dem Idealiſten angeboren iſt und um ſo mehr dem deutſchen Künſtler anhaftet.

Der alte Koch (Joſef Anton, geboren 1768 in Tirol, geſtorben 1839 in Rom) war, wenn nicht der Entdecker der landſchaftlichen Schönheiten in der Umgebung von Olevano, ſo doch ihr eifrigſter Lobredner und ihr getreueſter Beſucher, wozu nicht am wenigſten beigetragen haben mag, daß er eine Tochter von Olevano zum Altar führte, deren Enkel, der Architekt Koch in Rom, diejenigen Neubauten ausgeführt hat, welche dem Kaiſer Wilhelm II. bei ſeinem letzten Beſuche in der Hauptſtadt Italiens in erſter Linie das Geſtändnis ablockten, die nach Rom kommenden Künſtler könnten dort nicht bloß an den Bauwerken lernen, die in weit zurückliegenden Jahrhunderten ausgeführt wurden. Der alte Koch alſo, mit ihm Joh. Chr. Reinhart (1761—1847), ſpäter Fried. Preller (1804—1878) und andere arbeiteten fleißig in der Umgebung von Olevano, und als beſonders Preller die Felspartien an der Acqua Calda, die nur mühſam zugänglich ſind, und die Baum- und Felsgruppen in der Serpentara, an deren Lehne damals auch noch nicht die bequeme Fahrſtraße nach Subiaco vorbeiführte, häufig zu Vorwürfen für ſeine mit Figuren auszuſtattenden hiſtoriſchen Landſchaftsgemälde benutzt hatte, war der mit jedem Frühjahr nach Olevano zurückkehrenden deutſchen Künſtlerkolonie der letztgenannte Malplatz ſo ans Herz gewachſen, daß, als den alten Eichen dort die Verderben bringende Axt drohte,

Kaiſer Wilhelms II. mit ſeiner Umgebung.

sie dies als einen auf sie selbst gerichteten Streich empfand.

„Serpentara“ ist ein alter Flurname für eine zwischen Civitella (jetzt Bellegra geheißen) und Olevano gelegene Gegend, die noch jetzt, in ihren nicht kultivierten oder nicht kultivierbaren Teilen, an jene Steilhänge erinnert, die in den Alpen „Placken“ genannt werden. Herrenloses Gut war die von vielen Schlangen — daher der Name — bewohnte Steinwüste natürlich doch nicht, und auf dem gegen Norden gerichteten Abhang, welchen die glühenden Strahlen der Mittagssonne nicht erreichten, mag zwischen den Felsen von jeher auch Buschwerk vegetiert haben. Daß der Contadino von Civitella, dem dieser Abhang und die plateauähnliche Kuppe des Hügels gehörten, jemals auf den Gedanken gekommen wäre, dort Quercus Robur und Quercus pedunculata anzupflanzen oder nur die vorhandenen Eichbüsche zu schonen, läßt sich nicht annehmen. Daß einige Schößlinge sich zu Bäumen entwickeln konnten, hatten sie wohl mehr den Zerklüftungen im Gestein zu verdanken, welche es selbst den mutigen Kletterinnen, den Ziegen, nicht rätlich erscheinen ließen, ihre zarten Beinchen zu

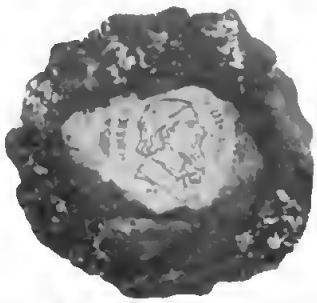


Abb. 5. Fragment aus Abbildung 4.

riskieren. Genug, zu Beginn dieses Jahrhunderts ragten aus den Steinblöcken hohe Eichen hervor, deren Zahl man mit einem halben Hundert vielleicht schon zu hoch gegriffen haben dürfte. Der damalige Besitzer des Blockes dachte endlich daran, aus seinem Eigentum einen größeren Vorteil zu ziehen, als er bisher davon gehabt hatte, indem er seine Ziegen darauf weiden ließ und etwa im Herbst ein paar Schweine dorthin auf die Eichelmast schickte. Steuer bezahlen mußte er an die päpstliche Regierung und an die Gemeinde von Civitella, zu deren Flur die Serpentara gehört, gewiß auch, und da wollte er nun einige oder alle die Eichen niederhauen, um die Stämme als Bau-, die Äste als Brennholz zu verwerten. Viel Gewinn war dabei nicht zu holen, denn die Bäume waren nur schwer zu fällen, und die Stämme abzubringen, hielt noch schwerer, denn die Fahrstraße nach Rom, wo man allenfalls Bauholz gebrauchen konnte — die Häuser in den kleinen italienischen Städten werden ja beinahe ausschließlich aus Stein errichtet — lag drei Stunden von der Serpentara ab, und bis dahin standen nur erbärmliche Saumpfade zur Verfügung, auf denen durch Ochsen geschleifte Baumstämme erbärmlich zerschunden ankommen mußten; das Brennholz aber steht in Civitella, obwohl es dort im Winter recht kalt sein kann, auch heute nicht hoch im Preise, denn die Gegend ist reich an Kastanienwaldungen. Doch dem armen Teufel, dem die Energie,

Abb. 4. Steinmedaillon von H. Dreber.

Abb. 6. Das Scheffel-Medaillon.

mit welcher Leo XII. gegen das Briganten-wesen vorging — Civitella war ein berüchtigtes Nest von Strauchdieben —, kürzlich erst das Räuberhandwerk gelegt haben mochte, mußte auch ein kleiner Nutzen verlockend erscheinen, und so hätte denn der hundertjährigen Eichen letztes Stündlein geschlagen gehabt, wenn nicht die deutschen Künstler, die in Olevano weilten oder dort Beziehungen hatten, rechtzeitig davon Wind bekommen hätten. Daß es sich dabei auch um eine versuchte Erpressung den Malern gegenüber, welche dort Baumstudien machten, handelte, hieße den Italienern zu viel Ehre erweisen, denn wie sie selbst sich kein Gewissen daraus machen, jedweden Baum, der nicht Oliven oder andere Früchte trägt, zu fällen oder zu verstümmeln, so konnte der Besitzer des Waldstückes in der Serpentara gar nicht vermuten, daß die Inglesi lieber ein Stück Geld opfern wollten, als daß der Fleck wieder kahlgeschlagen würde.

Dabei muß ich einem weitverbreiteten Irrtum entgegentreten, als ob die Serpentara von den Deutschen deshalb in schonende Obhut genommen worden wäre, weil die ihre Blätter im Winter abwerfende Spezies des Genus „Quercus“ in Italien so ungeheuer selten wären und als ob auch in der Sabina der jetzt dem Deutschen Reiche gehörige Hain ein Unicum bildete. Darum handelte es sich den damaligen Künstlern nicht. In den vielen Kastanienwäldern bei Olevano stehen genug einzelne, sogenannte „deutsche“ Eichen (zum Unterschied von Quercus Ilex, der Steineiche, die ihr Laub behält), und bei dem nahegelegenen San Vito ist ein Komplex von ihnen, der den Serpentarahain um das Zwanzigfache übertrifft. Nur die pittoreske Scenerie, daß Felstrümmer umherliegen, und daß die Baumwurzeln die Steine oft merkwürdig umklammert und, sie überkleidend, sich auf ihnen zu eigenartigen Gebilden verbreitert haben, unterscheidet die Serpentara von anderen Eichenwäldern; übrigens fühlten die deutschen Maler Erbarmen mit den Eichen weniger deshalb, weil sie mit ihnen einen schönen Malplatz verloren hätten, sondern hauptsächlich aus Pietät, daß die Stätte, aus der schon so manches schöne Bild hervorgegangen war, zerstört werden sollte.

Kurzum! der Bewohner von Civitella wurde gefragt, wieviel er aus dem Fällen

der Eichen wohl zu lösen hoffe, und diese Summe, die von ihm gewiß eher zu hoch, als zu niedrig angeschlagen wurde, erhielt er auf den Tisch gelegt. Ob der Bäumekauf gerichtlich festgemacht wurde, wie hoch die Kaufsumme war, darüber ist nichts Gewisses bekannt, selbst um das Jahr, in dem der Kauf abgeschlossen wurde, steht es nicht besser. Der alte Koch war wohl schon tot, Reinhart lebte aber noch; wahrscheinlich fälli der Erwerb in die ersten Jahre des vierten Jahrzehnts unsers Jahrhnnderts. Von der Sache wurde auch nicht groß Aufhebens gemacht. In Briefen von deutschen Künstlern in Rom aus jener Zeit, deren ich viele Hunderte, darunter manchen aus Olevano datiert, in Händen gehabt habe, fand ich über den sonderbaren Handel nirgends etwas erwähnt, nnd Scheffel, der 1852 Olevano besuchte, spielt in seinem langen Gedichte „Abschied aus Olevano," das ins Gandeamus aufgenommen wurde, niemals darauf an, daß die alten Eichen in der Serpentara, unter denen er das Mittagsmahl einnahm, Eigentum seiner Landsleute seien.

Die ganze Sache kam erst wieder aufs Tapet, als ein Rechtsnachfolger des Verkäufers der Bäume, wieder ein Einwohner von Civitella, im Jahre 1870 an die damals in Olevano weilenden deutscheu Künstler mit der Aufforderung herantrat, sie sollten nun selber ihre Bäume fällen oder sie (magari!) forttransportieren, denn er gedenke, aus dem Terrain, das ja nicht mitgekauft worden sei, eine Vigna — einen Weinberg — zu machen. (In der That sind in den letzten Jahrzehnten viele Stellen der Serpentara zu Rebenanpflanzungen umgeschaffen worden, am nördlichen Abhang damit anzufangen, wäre aber wohl verkehrt gewesen.) Diesmal handelte es sich gewiß um eine Schröpfung, und der Preis, der verlangt wurde, war auch recht hoch gestellt. Die damals in Rom lebenden deutschen Künstler, unter deneu besonders die Maler Kanoldt aus Jena und Klose aus Karlsruhe mit großer Liebe an der Serpentara hingen, holten Rechtsgutachten ein, mußten sich aber überzeugen, daß es ihre Vorgänger, von denen man übrigens nicht einmal wußte, ob der deutsche Künstlerverein in Rom ihr Rechtsnachfolger sei, an der nötigen Vorsicht hatten fehlen lassen. Hatten diese aber vor ungefähr dreißig Jahren A gesagt, so sollte jetzt nicht bloß B, sondern gleich bis herunter zum Z gesagt werden. Durch freiwillige Beiträge, durch eine glänzend mit künstlerischen Gaben ausgestattete Lotterie wurde der größte Teil der verlangten Summe aufgebracht, und die letzten 200 Scudi, die an den verlangten 1600 (8000 Lire) noch fehlten, widmete Herr Klose. Natürlich wurde aber nun alles formell richtig gemacht, nnd um der Serpeniara einen zuverlässigeren Besitzer zu geben, als es der deutsche Künstlerverein sein konnte, der in der Verkaufsurkunde als Erwerber genannt war, wurde der neugekrönte Deutsche Kaiser ehrerbietigst ersucht, den Eichenhain als Geschenk anzunehmen. Kaiser Wilhelm I. lehnte die eigentümliche Spende für seine Person ab, nahm sie aber für das Deutsche Reich an, in dessen Jahresbudget nunmehr die bescheidene Summe von 200 Mark zur Erhaltung der Serpentara eingestellt ist. Davon wurden die Kosten der Einfriedigung bestritten und wird ein Wächter, — ein in der Nähe ansässiger Winzer — besoldet, dessen Aufgabe vor allem darin besteht, Ziegen, Esel, Schweine von dem Haine fernzuhalten.

Wie sich die alten Bäume, deren Zahl jetzt wohl an zweihundert reicht, erhalten haben und wie sich auch das Unterholz entwickeli hat, erkennen die Leser an den beigegebenen Abbildungen. In der alten Serpentara sprießt und grünt alles, und viele Vögel nisten in ihr, da die in Italien so zahlreichen Jäger den eingefriedigten Raum nicht mii der Büchse betreten dürfen. Nur ein wunder Punkt ist da, — die Kaiser Wilhelmseiche, die am 22. März 1887 gepflanzt worden ist, will nicht wachsen, weil man sie auf einen exponierten Punkt gesetzt hat, wo das junge Reis den stechenden Sonnenstrahlen preisgegeben war. Doch auch dafür soll im nächsten Frühjahr Rat geschaffen werden, indem unter Anleitung des gegenwärtig in Rom stationierten Feldjägers, Premierleutnant Redlich — die Herren haben zwischen ihren Kurierreisen von und nach Berlin Muße genug, der Serpentara ihre forstmännischen Kenntnisse zur Verfügung zu stellen, — im weiten Umkreis um die Kaisereiche guter Humus gebettet und darauf eine Anpflanzung von schnell wachsendem Buschwerk und

von Kaſtanien gemacht werden ſoll, die dem Pflegling zum Schutze dienen wird.

Bis vor einigen Jahren führte die Oberaufſicht über den Eichenhain ein in Olevano anſäſſiger Däne, namens Murphy. Als ihm das Amt wegen ſeines hohen Alters beſchwerlich wurde, erhielt die Serpentara in dem Neſtor der deutſchen Künſtler in Rom, dem Bildhauer Profeſſor Heinrich Gerhardt aus Kaſſel, der eine offizielle Stellung einnimmt, inſofern er den jungen Künſtlern, welche mit Stipendien einzelner deutſchen Staaten nach Italien kommen, mit Rat an die Hand zu gehen hat, einen treuen Pfleger. Er iſt es auch, der es unternahm, in die Serpentara ein neues Moment hineinzutragen, welches die Sehenswürdigkeit des Eichenhains noch erhöht. Vor zwei Jahren meißelte er in einen einzelnſtehenden Felſen das Bruſtbild Kaiſer Wilhelms II. als Rieſenrelief; im vorigen Jahre wurden an anderen Steinen Medaillons der Maler Koch und Heinrich Dreber (1822—1875), nur in ſchwarzen Linien ausgeführt, von Gerhardt angebracht; im letzten Frühjahr wurde das von Karlsruher Freunden des Dichters, beſonders von dem Serpentaraverehrer Kloſe, gewidmete Scheffelmedaillon enthüllt. Anderer Schmuck wird bald nachfolgen, und zwar ſind in erſter Reihe Medaillons der Kaiſer Wilhelm I. und Friedrich III. in Ausſicht genommen. Um das Intereſſe für die Serpentara in den deutſchen Gauen rege zu erhalten, plant Profeſſor Gerhardt die Herausgabe eines Albums von Phototypien. Die von Fabbri in Rom zu dieſem Zwecke hergeſtellten Photographien hat der warme Freund der Serpentara zur Illuſtrierung meines Aufſatzes der Redaktion dieſer Zeitſchrift in liebenswürdiger Weiſe zur Verfügung geſtellt.

Nicht unerwähnt ſoll bleiben, daß die Bewohner von Olevano und Civitella (Bellegra), von den Honoratioren angefangen bis herunter zum letzten Contadino, auf die Nachbarſchaft des Deutſchen Reiches nicht wenig ſtolz ſind. Wenn in der Serpentara ein deutſches Feſt gefeiert wird, nimmt alt und jung von der einheimiſchen Bevölkerung daran teil. Sehnſüchtig hoffen die in Olevano und Umgebung anſäſſigen Freunde der Tedeſcht auf einen Beſuch Kaiſer Wilhelms II., und in dem Glückwunſchſchreiben, das die Gemeindevertretung von Olevano zum Kaiſergeburtstag regelmäßig nach Berlin ſchickt, wird dieſer Hoffnung immer wieder Ausdruck gegeben.

Abb. 7. Gedenkſtein, errichtet von der deutſchen Künſtlerſchaft zu Rom, anläßlich des zweihundertjährigen Beſtehens der Kgl. Akademie der Künſte zu Berlin.

Die britiſchen Kolonien und ihr Mutterland.

Von

Dr. Charpentier.

(Abdruck verboten.)

Es gab eine Zeit, und ſie liegt noch nicht allzu lange zurück, da ſprach eine mächtige Partei in England der Kolonialpolitik jeden Wert und Nutzen ab, da bezeichnete Cobden, ihr Wortführer im Parlamente, Indien als eine nutzloſe Bürde und verlangte Aufgabe der meiſten Kolonien. Unter dem Einfluß der Cobdenſchen Schule verloren die Staaten des Kontinents auf lange alles Intereſſe für überſeeiſche Unternehmungen und machten ebenſowenig wie England Miene, die noch herrenloſen Teile der Welt an ſich zu reißen und zu beſiedeln. — Doch allzu deutlich ſprach der Nutzen, welchen Großbritanniens Induſtrie und Handel alljährlich aus ſeinen kolonialen Beſitzungen zogen, gegen die Cobdenſchen Lehren, und als Frankreich nach dem deutſchen Kriege plötzlich ohne Rückſicht auf die Theorie dazu überging, in verſchiedenen Teilen der Erde ſeine Flagge aufzupflanzen und neue Märkte für ſeine gewerblichen Erzeugniſſe, ſowie Quellen für den Bezug von Rohſtoffen ſich zu eröffnen, da begann ein neues Zeitalter kolonialer Unternehmungen. England ſelbſt brach bald am gründlichſten mit der Lehre ſeiner Freihändler. Unter dem Beifall aller Klaſſen ſeiner Bevölkerung begann es ſich wieder zu regen und ſeinen überſeeiſchen Beſitz in Afrika, Aſien, Amerika und der Südſee ſo viel wie noch möglich zu vergrößern. Englands koloniale Politik und Verwaltung gehört ſeitdem zu denjenigen ſeiner Einrichtungen, welche überall rückhaltlos bewundert und als nachahmungswürdig geprieſen werden.

Die engliſchen Kolonien ſind das Werk des freien Bürgerſtolzes, eines Volkes, wo jeder Mann ohne jede Leitung und ohne jeden Zwang, beinahe inſtinktiv, immer nur das thut, was dem Vaterlande zu gute kommt, und wo die Regierung ſich nicht als Vormund und Herrn, ſondern als Werkzeug des Volkswillens auffaßt. Das engliſche Kolonialſtaatsrecht iſt ebenſo wenig im Einzelnen geſchrieben wie die engliſche Verfaſſung. Seine wichtigſten Teile werden durch Herkommen und Überlieferung feſtgehalten und wurzeln wie das engliſche Verfaſſungsrecht tief im Volkscharakter.

Schon in den erſten Charters, welche die Königin Eliſabeth den Veranſtaltern kolonialer Unternehmungen erteilte, war den Anſiedlern ausdrücklich Wahrung und Weitergenuß aller ihrer Rechte als engliſche Staatsbürger zugeſagt. Auch in Kolonialprivilegien, welche ſpäter erteilt wurden, fehlte nie dieſe Beſtimmung. Ihr entſprechend wurde in allen engliſchen Anſiedlungen von Anfang an die Geſetzgebung als Sache der Bürger betrachtet. Dem Parlament von England ſich unbedingt unterzuordnen, lehnten die meiſten Kolonien ſchon früh beſtimmt ab mit der Begründung, daß ihre Bewohner als engliſche Staatsbürger das Recht hätten, an der Entſtehung der ſie betreffenden Geſetze mit zu wirken. Da ſie im engliſchen Parlament nicht vertreten ſeien, könne dieſes für ſie auch keine Geſetze erlaſſen; für ſie ſei nur das Parlament der eignen Anſiedlung maßgebend.

Von Eliſabeth bis zum letzten Stuart iſt dieſe Auffaſſung ſtillſchweigend gebilligt und kein Verſuch gemacht worden, in die Angelegenheiten der Kolonien von Hauſe aus einzugreifen. Nur im Zollweſen, welches für England und ſeine Kolonien gleichmäßig geregelt wurde, kam die Zuſammengehörigkeit des Mutterlandes und ſeiner Pflanzſtaaten etwas zum Ausdruck. Erſt William der Oranier beſchnitt die unumſchränkte Freiheit der Kolonien inſofern, als er die Ernennung der Gouverneure und Richter den Kolonialparlamenten gewaltſam entzog und in eigne Hand nahm. Er und ſeine Nachfolger vermochten es aber nicht durchzuſetzen, daß die Kolonien dieſen Beamten auch nur dauernde, feſte Gehälter auswarfen. Sollten Beſchlüſſe des engliſchen Parlaments in einer Kolonie in Kraft treten, ſo wurden ſie ſtets erſt von deren eignem Parlament genehmigt! In England billigte man dieſe ſtaatsrechtliche Auffaſſung der Kolonien zwar während des XVIII. Jahrhunderts nicht, doch wurde

kein energischer Versuch gemacht, sie umzustoßen, und sie schlug daher in Nordamerika immer festere Wurzeln. Selbst das Recht, das Zollwesen zu regeln, wurde hier schließlich dem Mutterland streitig gemacht. Als König George III. dazu schritt, mit Gewalt Englands Autorität geltend zu machen, empörten sich die fortgeschrittensten Kolonien und machten sich selbständig. Keinerlei irgend wie ernstlich fühlbarer finanzieller oder wirtschaftlicher Druck hat sie, wie oft in Deutschland behauptet wird, zu dem Aufstand veranlaßt. Die Kolonisten genossen einen Wohlstand wie damals wenige europäische Staaten und erfreuten sich einer Freiheit, wie sie heute noch kein Volk des Kontinents genießt. Lediglich das tiefgewurzelte Gefühl ihres Rechts als freie, an Selbstregierung gewöhnte Bürger, das sie unter keinen Umständen beschränkt sehen wollten, hat ihnen die Waffen in die Hand gedrückt und sie dazu veranlaßt, ihre Selbständigkeit zu wahren, auch als England ihnen Bewilligung aller ihrer Wünsche anbot. —

Die Kolonien Großbritanniens nehmen ja nach ihrer Entwickelung, ihrer Bedeutung und Bevölkerung heutzutage eine ganz verschiedene Stellung zum Mutterlande ein. Indien, seit 1877 zum Kaiserreich erklärt, steht unter unmittelbarer Leitung des Staatssekretärs für Indien und wird vom Vicekönig und seinem Council ohne Mitwirkung eines indischen Parlaments regiert. Seine gesamte Verfassung ist im wesentlichen heut noch so, wie sie die ostindische Gesellschaft im Laufe der Jahrhunderte geschaffen hatte. Als 1858 die englische Regierung an Stelle dieser Gesellschaft trat, hat sie in dieser Beziehung nichts Wesentliches geändert. Es war und ist ein orientalisches Reich mit europäischen Beamten!

Die an Bedeutung Indien zunächst stehenden Kolonien, in welchen aber nicht eine eingeborene, sondern eine weiße Bevölkerung das Übergewicht besitzt, genießen im Gegensatz zu dem Kaiserreich die weitgehendste Selbstregierung. Es gehören in diese Kategorie der Selfgoverning Colonies Kanada, Australien und Kapkolonie. Jede dieser Kolonien wird regiert von einem aus allgemeinem Wahlrecht hervorgehenden Parlament und einem vom Generalgouverneur ernannten Oberhaus (Senat). An der Spitze der Regierung steht ein von der englischen Krone ernannter Generalgouverneur und ein Ministerium. Der erstere und somit die Krone besitzt nur das Recht der Genehmigung der vom Parlament beschlossenen Maßnahmen. Diese Verfassung ist in Kanada seit 1867, in New South Wales seit 1855, New Zealand seit 1852, Queensland seit 1859, South Australia seit 1856, Tasmania seit 1885, Victoria seit 1855, Western Australia seit 1890, Cape Colony seit 1872 in Kraft. Alle diese Kolonien, deren einzelne Provinzen noch eigne Parlamente besitzen, regeln ihre Finanzen, Zoll- und Steuerwesen, Landesverteidigung, Postwesen, Währung und die gesamte innere Gesetzgebung vollständig nach eignem Gutdünken. Die englische Regierung macht von ihrem Vetorecht nur in den seltensten Fällen Gebrauch. Diese weiten Gebiete stehen daher zum Mutterlande weit eher im Verhältnis von Bundesstaaten, wie die Einzelstaaten zum Deutschen Reich, als wie Provinzen zur Centralregierung. Diese Kolonien unterhalten auch ständige Vertretungen in London, ganz wie unabhängige Staaten.

Den Charakter von Provinzen trägt die dritte Klasse der britischen Kolonien, die Crown Colonies. Hierzu gehören einige zwanzig Gebiete mit ihrem Zubehör in allen Teilen der Welt. Auch diese Kolonien besitzen der Regel nach eine Volksvertretung sowohl der weißen als der eingeborenen Elemente. Nur ist diese Repräsentantenversammlung in den verschiedenen Ländern sehr verschieden gebildet und besitzt nicht das Recht der Gesetzgebung in dem Maße, wie in den Selfgoverning Colonies. Die Parlamente der Kronkolonien tragen mehr den Charakter einer beratenden Versammlung. Die eigentliche Regierung liegt in den Händen des englischen Colonial Office und wird durch die Gouverneure, denen überall ein ständiger Beirat, zusammengesetzt aus den höchsten Beamten, Offizieren und Honoratioren, zur Seite steht, ausgeübt.

Diejenigen Kolonialländer, welche noch auf der ersten Entwickelungsstufe stehen und wo die Verhältnisse noch nicht genügend geordnet sind, bilden eine vierte Gruppe, die Protectorates. Zu diesen Schutzgebieten, welche ähnlich wie deutsche organisiert sind,

gehören die Erwerbungen, welche England während der letzten zwanzig Jahre in Afrika, dem Indischen Meer und der Südsee vollzogen hat.

Ein fünfte Gruppe stellen die englischen Flottenstationen und Befestigungen wie Aden, Sanct Helena, Malta, Gibraltar, Ascension und Bermuda, sowie eine Anzahl kleinerer Inseln in allen Teilen der Welt dar, wo weder nennenswerte Bevölkerung noch andere Interessen vor der Hand existieren.

So verschieden die Organisation der einzelnen englischen Kolonien, so abweichend die ihren Volksvertretungen zugestandene Machtfülle ist, in einem Punkte waren bisher alle Kolonien gleichgestellt: alle genießen für ihre Erzeugnisse, die sie ins Mutterland einführen, keinerlei Begünstigung irgend welcher Art und haben bis vor kurzem die Waren des Mutterlandes, die zu ihnen kamen, nicht anders als die anderer Staaten behandelt. Dieses Verhältnis ist Mitte des Jahrhunderts an Stelle des früheren Systems, welches das Wesen der älteren englischen Handels- und Kolonialpolitik bildete, getreten, wonach der Handel und Verkehr von und nach den Kolonien das Monopol Englands bildeie und wonach die englischen Waren in den Kolonien und die kolonialen Erzeugnisse in England besondere Vorteile genossen. Diese Politik, welche noch heute von Spanien, Portugal und Frankreich im Verkehr mit ihren Kolonien trotz aller entmutigenden Erfahrungen gehandhabt wird, ist von England im Lauf dieses Jahrhunderts durchbrochen und in den vierziger Jahren ganz aufgegeben worden, nicht allein aus Furcht, daß gelegentlich eine fortgeschrittene Kolonie sich dadurch belästigt fühlen und das Beispiel der Vereinigten Staaten nachahmen könne, sondern auch mit Rücksicht auf die daraus sich ergebenden handelspolitischen Konflikte mit anderen Staaten und den geringen Nutzen solcher Maßregeln.

Die weitblickenden englischen Staatsmänner aus der Mitte unseres Jahrhunderts waren so durchdrungen von der Machtstellung Großbritanniens auf dem Gebiete des Handels und der Großindustrie, daß sie so kleine Mittel nicht mehr brauchen wollten und sich der Aufgabe gewachsen fühlten, auch ohne besondere Vorteile die fremde Konkurrenz in den Kolonien und bei sich zu Haus aus dem Felde zu schlagen. Der Erfolg hat ihre Erwartung erfüllt, denn Großbritanniens Handel hat seit jener Zeit einen früher nie für möglich gehaltenen Aufschwung genommen, und seine Kolonien haben eine Bedeutung erlangt, wie sie die keiner anderen Macht jemals besessen haben.

Das britische Kolonialreich besitzt heute eine Ausdehnung von 27 Millionen qkm mit 320 Millionen Bewohnern, während das Mutterland nur 314 000 qkm und 39 Millionen Einwohner zählt. Der Wert des gesamten Handels der britischen Kolonien belief sich 1876 auf 307 200 000 £; 1880 auf 350 500 000 £: 1890 gar auf 484 Millionen und 1895 auf 482 700 000 £. Der Handel Indiens allein besaß im letzterwähnten Jahre einen Wert von 204 100 000, der Australiens einen solchen von 114 700 000, Britisch Nordamerikas von 78 600 000 £. Der gesamte Handelsverkehr Großbritanniens belief sich 1895 auf 642 400 000 £, davon entfielen 165 500 000 auf den Verkehr aus den Kolonien und zwar 95 500 000 auf die Einfuhr von Waren nach den Kolonien, 70 000 000 auf Bezug von Erzeugnissen aus ihnen.

So gewaltig aber der Aufschwung ist, welchen der Handel Großbritanniens sowohl als der seiner Kolonien unter dem in den vierziger Jahren durchgeführten System des Freihandels gewonnen haben, so hat doch die überlegene Seemacht und die großartige Industrie Englands nicht hindern können, daß fremde Staaten einen großen Teil der Ausfuhr und Einfuhr an sich gerissen haben, und die Kolonien sind trotz ihrer Größe und Fruchtbarkeit nicht imstande gewesen, alle die Rohstoffe, welche England aus überseeischen Ländern braucht, zu liefern. 1895 war der Handelsverkehr Englands allein mit den europäischen Staaten bedeutender, als der mit seinen gesamten Kolonien; er betrug nämlich nicht weniger als 171 100 000 £, und der mit dem nicht englischen Amerika reichte mit einer Summe von 159 400 000 £ auch nahe heran. Mit den Vereinigten Staaten allein hat England mehr Güter als mit irgend einer seiner Kolonien ausgetauscht, nämlich nicht weniger als für 117 400 000 £; und

der Verkehr Englands mit Ostindien, welcher 51 100 000 £ erreichte, war nur um ein geringes höher als der mit Deutschland, da dieser sich auf 47 400 000 £ belief.

Diese Beobachtung sowohl als die Schutzzollpolitik der Vereinigten Staaten, Rußlands und Frankreichs, welche den Absatz der Waren Englands und seiner Kolonien fortdauernd erschwert haben, ohne daß ihren Erzeugnissen eine entsprechende Behandlung zu teil werden konnte, haben mit dazu geführt, daß seit einer Reihe von Jahren von verschiedenen Seiten Pläne aufgestellt worden sind, um Großbritannien und seine Kolonien wirtschaftlich wie politisch enger zu verknüpfen. Daneben waren andere Erwägungen maßgebend, welche den Wunsch nach einer Neuregelung der Beziehungen zwischen Kolonien und Mutterland erwünscht erscheinen ließen. In den großen Kolonien empfand man es sehr unangenehm, daß sie bei der Politik Englands, deren Folgen sie doch mitzutragen haben, keine Stimme besitzen, und auf der anderen Seite hat es seit langem in England nicht an Beschwerden darüber gefehlt, daß die Kolonien nichts zur Zahlung der großen militärischen Lasten des Mutterlandes beitragen.

Die verschiedenen hier kurz angedeuteten Gesichtspunkte haben bei der Bildung eines Vereins zusammengewirkt, welcher 1884 ins Leben trat unter dem Namen „Imperial Federation League." Diese Vereinigung, in welcher Staatsmänner aller Parteien sich zusammenfanden, hat die Agitation für Herstellung einer Bundesverfassung Großbritanniens und seiner Kolonien zum erstenmal energisch in die Hand genommen und in Wort und Schrift eine nachhaltige Thätigkeit entwickelt. Nicht zum wenigsten unter ihrem Einfluß fand 1886 gelegentlich einer Kolonialausstellung in London ein Kongreß aller Handelskammern des Reiches statt; und ihre Anregung war wohl auch nicht ohne Wirkung auf die Berufung einer amtlichen Zusammenkunft von Vertretern der Kolonien, welche 1887 vom Kolonialamt abgehalten wurde. Es wurde hierbei nicht allein die Organisation der Landesverteidigung in den einzelnen Kolonien und ihr Verhalten im Kriegsfall, sondern auch ein Plan für bessere Regelung der Verteidigung des Kolonialbesitzes erörtert. Dazu wurden Fragen des Post- und Telegraphenwesens, des Handelsrechtes und einzelne dringliche Bedürfnisse der Kolonien beraten. Zum erstenmale kam bei dieser Gelegenheit auch die Handelspolitik zur Sprache. Die Australier griffen sehr lebhaft die englische Freihandelsdoktrin an und verlangten eine Abänderung des herrschenden Systems in der Weise, daß die englischen Waren in allen Kolonien eine Bevorzugung im Zolle vor fremden Waren finden sollten, sowie das Recht zum Abschluß eigner Handelsverträge. Der Vertreter der Kapkolonie schlug dagegen Einführung eines Zuschlagszolls von zwei Prozent auf alle fremden Waren in Großbritannien wie in den Kolonien vor, dessen Ertrag zur Landesverteidigung Verwendung finden sollte. Dieser Gedanke fand fast bei allen Mitgliedern der Konferenz Beifall, während der Antrag, den einzelnen Kolonien das Recht zur Abschließung selbständiger Handelsverträge zu erteilen, von der Mehrzahl zurückgewiesen wurde, da er nur zu Zwiespalt und Auflösung des Reichsverbandes führen könne.

Weniger entgegenkommend verhielt sich die Handelswelt und die Großindustrie Englands zu den Vorschlägen der Kolonialkonferenz. Wenn auch mancher Gewerbetreibende natürlich nicht ungern die fremde Konkurrenz durch einen Differenzialzoll belastet und aus dem Felde geschlagen gesehen hätte, so überwog doch die Furcht vor den Folgen, welche ein Bruch mit der Handelspolitik, der England seine Größe wesentlich verdankt, und der Beginn einer Ära handelspolitischer Kämpfe haben muß. Selbst die „Imperial Federation League" wagte nicht den Gedanken des allgemeinen Zuschlagszolles sich anzueignen und wies 1889 solche Pläne als unpraktisch zurück. Auch in den Kolonien verhielt man sich der Sache gegenüber sehr kühl.

Verschiedene Umstände haben aber dazu beigetragen, die Frage einer Neuregelung der Beziehungen zwischen Kolonien und Mutterland in verfassungsrechtlicher wie handelspolitischer Beziehung seitdem nicht einschlafen zu lassen. Bei den Kolonien erregte großen Anstoß der Umstand, daß sie in Fragen der auswärtigen Politik auch

dort, wo ihre wichtigsten Interessen auf dem Spiel standen, kein entscheidendes Wort mitzusprechen hatten. Das Verhalten Englands gegenüber Deutschland bei der Festsetzung des letzteren in Neu-Guinea, seine Politik in der Samoafrage und bei Hawai, sein Auftreten Frankreich gegenüber in den Angelegenheiten Neu-Kaledoniens und der Neuen Hebriden haben in Australien Stürme der Entrüstung entfesselt. Nicht minder empört ist die Kapkolonie gewesen, daß das Mutterland die Besitzergreifung Südwestafrikas durch Deutschland geduldet hat. In Indien gibt die englische Politik bezüglich der nördlichen Grenzländer und in Hinterindien oft Stoff zu Klagen. In Kanada und in New Foundland ist man von der von Großbritannien wiederholt versuchten Beilegung der Streitigkeiten mit Frankreich und den Vereinigten Staaten in Fragen des Robbenschlags und der Fischerei nichts weniger als befriedigt. In England selbst endlich ist angesichts der Beobachtung, daß Handel und Gewerbe in den letzten Jahren keinen Fortschritt, sondern eher Rückgang zeigen und allgemein über den Mitbewerb Deutschlands geklagt wird, eine so gewaltige Eifersucht gegen dieses entstanden, daß die Idee des Freihandels dagegen in den Hintergrund zu treten anfängt.

Schon 1891 begann die „Imperial Federatton League" unter dem Einfluß dieser Umstände und des kanadischen Abgeordneten Laurier bei der Regierung ernstliche Schritte zu thun, um sie zur Kündigung der englischen Handelsverträge mit Belgien und Deutschland zu bewegen, welche die Meistbegünstigung im Mutterland wie den Kolonien ausdrücklich feststellten und somit allen Plänen differenzieller Zollbegünstigung des ersteren einen Riegel vorschoben. Die englische Regierung wollte damals von der Sache nichts wissen. Lord Salisbury erklärte die der „Imperial Federation" entgegenstehenden Hindernisse für unübersteiglich, und der Schatzkanzler Goschen bezeichnete die Zollvorteile, welche die Kolonien bieten könnten, als zu geringwertig im Vergleich zu den politischen Schwierigkeiten, in welche sich England dafür stürzen müßte. Trotz der ablehnenden Haltung der Regierung setzten aber die Wortführer der Bewegung ihre Agitation fort, und es zeigte sich bald, daß der Premierminister ungeachtet seiner Stellungnahme im Parlament im innersten Herzen den Wünschen der Schutzzöllner, in England Fairtrader genannt, nicht abgeneigt war. Im Juni 1891 empfing er feierlich eine Abordnung der damals gebildeten „United Empire Trade League" und setzte ihr auseinander, daß er die herrschende Freihandelspolitik durchaus mißbillige. Er äußerte seine Sympathien für Kampfzölle und empfahl der Deputation schließlich zunächst Stimmung für Vorzugszölle auf Getreide, Wolle und Fleisch der Kolonien zu machen, da sie die Grundlage eines Zollverbands zwischen Kolonien und Mutterland bilden müßten.

Wer die Ereignisse des Jahres 1892 in England näher verfolgt hat, konnte aber schon damals nicht im Zweifel sein, daß die Bewegung gegen den Freihandel nicht ohne Folgen bleiben würde. Unaufhörlich waren die Kanadier zu Hause und in England thätig, sich in die Lage zu versetzen, gegen die Vereinigten Staaten ernstliche Zollmaßregeln ergreifen zu können. Je höher die Vereinigten Staaten ihren Tarif schraubten und je mehr sie die Zollchikanen steigerten, in um so unbequemere Lage kamen ja ihre nördlichen Nachbarn. Sie mußten sich die unausgesetzte Erschwerung des Absatzes ihrer Waren gefallen lassen, ohne dagegen Maßregeln treffen zu können, da ja jede ebensogut gegen alle andern Staaten ihre Spitze gekehrt und somit Kanada nur noch mehr geschädigt hätte. Immer aufs neue wurden daher von Kanada aus Versuche gemacht, England zur Kündigung seiner Handelsverträge zu bewegen und außerdem die Agitation zu Gunsten der Reichsfederation geschürt.

Der Sturz Lord Salisburys bei den Neuwahlen und der Sieg der Liberalen, deren Leiter, Gladstone, ja einer der Väter der Freihandelspolitik gewesen ist, schienen allerdings bald darauf der Bewegung alle Aussichten zu rauben. Die Thätigkeit der „Federation League" und der „Trade League" traten dauernd in den Hintergrund, die Wortführer der englischen Handelskammern sprachen sich in der Mehrzahl gegen Schutzzölle aus, die Anhänger des freien Handels und Verkehrs begannen sich wieder mehr zu regen, und eine Zeitlang gewann es in

der That den Anschein, als ob die Federationsbewegung im Sande verlaufen sollte.

Doch die oben geschilderten Beweggründe, welche schon früher den Wunsch nach einer Änderung der Beziehungen zwischen England und seinen Kolonien erzeugt haben, wirken auch heut noch fort. So ist es gekommen, daß im Schoß der englischen Regierung der Gedanke der Herstellung eines förmlichen Bundes des Mutterlandes mit den Selfgoverning Colonies gereift ist. Im Januar 1897 hat der Kolonialminister Chamberlain die Premierminister der australischen Staaten, Kanadas, Kaplands und Natals zu einer Konferenz gelegentlich des Jubiläums der Königin eingeladen. Die Konferenz fand im Juni und Juli des Jahres statt, und es wurden dabei sowohl die Bildung eines Reichsrats, als die Fragen der Landesverteidigung und des Zollwesens sehr eingehend erörtert. In letzterer Hinsicht empfahlen die Kolonialminister einstimmig die sofortige Kündigung der englischen Handelsverträge, obwohl Chamberlain seinerseits diesen Punkt als sehr schwierig bezeichnet hat, da der Handel Englands mit Deutschland und Belgien größer als der mit allen seinen Kolonien sei und eine Störung dieses Handels große Nachteile im Gefolge haben würde. Die Kolonialminister versprachen ferner die Frage einer Verbesserung der Handelsbeziehungen zwischen Kolonien und Mutterland vielleicht durch Einführung von Vorzugszöllen für englische Waren zu prüfen. — Eine Änderung des gegenwärtigen politischen Verhältnisses zwischen Kolonien und Mutterland fand dagegen bei der Mehrzahl der Kolonialminister keinen Anklang. Sie wollten nur von näheren Verbänden zwischen den geographisch benachbarten Kolonien hören und erklärten im übrigen gelegentliche Konferenzen zu Beratung der gemeinsamen Interessen mit England für ausreichend. Auch hinsichtlich der größeren Heranziehung der Kolonien zur Landesverteidigung wurde kein Ergebnis erreicht.

Mag der Erfolg dieser Konferenz auch im allgemeinen den Wünschen der Wortführer der Federationsbewegung wenig entsprechen und der Plan des Kolonialbundes vor der Hand so gut wie gescheitert scheinen, so ist doch die Thatsache, daß England jetzt von Staatswegen die Gedanken der Bewegung sich angeeignet hat, von großer Bedeutung. Die Äußerungen Chamberlains, so gewunden sie sind, lassen keinen Zweifel, daß England in Zukunft nicht wie bisher seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse und die Rücksichten der europäischen Politik sondern die Bedürfnisse der Kolonien in erster Linie zu berücksichtigen geneigt ist. In der Entwickelung der Beziehungen mit ihnen scheinen er und seine Gesinnungsgenossen den Schwerpunkt ihrer Bemühungen fortan suchen zu wollen. Nur unter diesem Gesichtspunkt ist es zu verstehen, wenn England es nicht allein geduldet hat, daß Kanada vor wenigen Monaten kurzer Hand ohne Rücksicht auf die bestehenden Verträge englischen Waren eine Zollbevorzugung gegenüber andern eingeräumt hat, sondern daß es neuerdings mit Rücksicht auf diese Kolonie sogar dazu geschritten ist, trotz aller Bedenken die Handelsverträge mit Deutschland und Belgien zu kündigen.

Es fehlt ja nicht an Stimmen, die in diesen Maßregeln eine Selbstdemütigung Englands, das Eingeständnis einer Schwäche zu erkennen meinen und die behaupten, binnen wenigen Jahren würde England von seinen Kolonien, nicht diese von ihm abhängen. Eine solche Auffassung will aber doch dem, der England und seine koloniale Politik näher kennt, nicht ganz zweifellos scheinen. England hat seiner Zeit den Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit gewähren müssen, und in Frankreich hoffte man damals seiner Weltstellung den Todesstoß versetzt zu haben. Aber England hat aus den freien Vereinigten Staaten mehr Nutzen gezogen als früher, wo sie ihm zugehörten. Ebenso hat England die beinahe unabhängige Stellung, welche es in diesem Jahrhundert seinen größten Besitzungen in aller Form eingeräumt hat, nie zu bereuen gehabt. Es ist daher die Frage, ob die neueste Phase seiner Kolonialpolitik angesichts der Uneinigkeit und Zersplitterung der ihm entgegenstehenden Interessen nicht auch sehr zu seinem Vorteil endet. — Unter allen Umständen dürfte die Kolonial- und Handelspolitik Englands in den nächsten Jahren ein oft erörtertes Thema bilden!

Durch die Schützenlinie. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Humpelstelzchen.

Ein Lebensbild von

Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

Ihr Köpfchen erinnerte an die lieblichen blonden Englein des genialen Klosterbruders Fra Angelico. Es nahm alle Herzen für sich ein. Selbst die rüden Schulbuben respektierten es, so weit sie es sahen. Dann aber schrieen sie hinter der kleinen Käte her: „Humpelstelzchen heiß ich, viele Wunder weiß ich" — und so weiter in dem alten Singsang „Rumpelstelzchens".

Das Engelsköpfchen saß nämlich auf zwei hohen Schultern, die einen Höcker bildeten, und die zierlichen Füßchen, die das arme Kind trugen, bildeten den Abschluß zweier Beinchen, ungleich schiefer noch als die Schultern.

Ihre schwarzäugige Base Erna hatte den Spitznamen vom Schulhof mit nach Hause gebracht; so war er auch hier an dem Kinde hängen geblieben.

Ohne Empfindlichkeit ließ Käte ihn sich gefallen, denn auch der große Konrad aus der zweiten Klasse nannte sie so; das war aber der einzige, der ihr nie etwas zu leide that. Im Winter, wenn die Schulkinder mit ihrem Handschlitten den Hüllerberg heruntersausten, Erna eine der ersten, und sie frierend zusah, weil sie sich nicht auf die steile Bahn wagte, dann nahm Konrad sich ihrer an.

„Komm her, Humpelstelzchen, du sollst auch 'was von dem Vergnügen haben," sagte er. Voll Bewunderung schaute sie zu dem großen Jungen auf. Er überragte sie alle; die einzige, die sich mit ihm messen konnte, war allenfalls Erna. Wie ihre, so glühten auch seine Wangen vor innerem Feuer in der kalten Winterluft, und ihre Augen blitzten und strahlten wie seine vor Lust und Freude an der herrlichen Schlittenfahrt. Wer sich aber um Humpelstelzchen kümmerte, das war Konrad allein. Das arme Kind bebte vor Kälte, Angst und Wonne, wenn er sie auf seinen Handschlitten setzte, sie den Berg hinauf schleppte und ihr mit Püffen nach rechts und links Platz auf der glatten Bahn machte.

„Nun halt' dich aber fest!"

Gleich darauf flog der Schlitten den Berg hinunter, daß Humpelstelzchen Hören und Sehen verging. Sie dachte jedesmal, es wäre ihr Letztes, und wenn sie nachher zur Besinnung gekommen war, freute sie sich auf das nächste Mal. Wenn Konrad sie gerad hinunter in einen Abgrund gestoßen hätte, würde sie sich vorher auch noch gefreut haben.

Einmal half er dem Schlitten zu stark nach. Humpelstelzchen schlug mit ihm kopfüber in den Schnee. Der Atem ging ihr aus. Als sie ihn wiederfand, hielt Konrad sie bei den Schultern und klopfte ihr den Schnee von den Kleidern.

„Das ging ein bißchen zu toll!" sagte er gutmütig. „Na, im Schnee liegt sich's nicht übel, was?"

Ihre schmale Brust arbeitete krampfhaft: „Ich — kann — bloß noch — keine Luft — kriegen!"

„J, das wird schon werden! Nimm 'mal 'ne Handvoll Schnee in den Mund — da! Das hilft."

Es half wirklich. Seitdem war ihr Vertrauen zu Konrads Heilmitteln unerschütterlich.

Zum Frühjahr kam Konrad auf das Gymnasium, und in dem Ackerbürgerstädtchen hörte und sah man lange nichts von ihm. Erna, die drei Jahre älter war als ihre arme, kleine Base, entwuchs bald der Schule, und die Eltern gaben sie zu ihrer feineren Ausbildung auf ein Jahr nach Stargard. Als sie heimkehrte, war sie ein „Fräulein" — das schönste weit und breit obenein. Was hatte sie nicht inzwischen von der Welt gesehen! Auch Konrad war sie begegnet — häufig, denn er besuchte mit ihr dieselbe Tanzstunde. Nächstens wollte

er sein Abiturientenexamen machen und dann in Berlin Medizin studieren. „Er läßt auch ‚Humpelstelzchen' grüßen!" schloß Erna lachend.

„Danke," sagte Käte mit ihrem zirpenden Stimmchen und errötete zart. Sie stickte Namen in die feinen Battisttücher einer Frau von Soundso — ihrer besten Kundin. Denn Humpelstelzchen war jetzt fünfzehn Jahre alt und galt für erwachsen, obgleich sie nicht größer war als vor sechs Jahren. Sie betrieb Weißsticken als ein Geschäft. Die Leute sagten, sie hätte „Talent" dazu. Wie stolz war sie gewesen, als sie die ersten zehn Mark — selbst verdient — der guten Tante in die Hand legen konnte. Der Onkel, der Herr Steuereinnehmer, war ganz gerührt.

„Das erste, was unser Humpelstelzchen verdient hat, gehört dahin!" sagte er und steckte das kleine Goldstück in Kätes kleine Sparbüchse. Später wurde es der Tante ein willkommener Zuschuß. Ernas Ausbildung mit Tanzstunde, Handarbeiten und etwas Französisch hatte viel Geld gekostet, und ihre Bedürfnisse zu Hause verringerten sich nicht. Sie gehörte jetzt zur „Gesellschaft", denn sie verkehrte mit der Tochter des Apothekers und trat dem Jungfrauenverein bei. Für ihr Leben gern wäre auch Käte 'mal mitgegangen — besonders vor Weihnachten, wenn die „Jungfrauen" sich in der ersten Klasse der Schule versammelten, um für die Bescherung der Armen zu nähen und zu stricken, unter der Leitung der Frau Rektor, während die jüngeren Lehrer abwechselnd Missionsgeschichten oder etwas aus dem „Töchteralbum" vorlasen. Aber Erna sagte: „Du bist zu jung, Käte. Unter siebzehn wird keine in unseren Verein aufgenommen — außerdem, du reichst ja nicht über den Tisch hinweg."

Leider hatte das arme Kind wenig Aussicht, je größer zu werden!

Um Fastnacht herum gab es einen Ball, den Erna als ihren ersten mitmachen durfte. Zwei Wochen vorher nähten alle an ihrem neuen Staat — am fleißigsten Humpelstelzchen, der es am flinksten von der Hand ging.

Als der Berg von rosa Tarlatan aufgepufft auf dem Tische lag und die gute Tante seufzend berechnete, wie viel Ernas Ballkleid im ganzen kostete, söhnte Käte sich endgültig mit ihrer Kleinheit aus. Einen letzten entsagenden Blick warf sie auf Ernas hohe, schöne Gestalt, dann kalkulierte sie: „Ein wahres Glück! Wenn ich 'mal auf einen Ball gehe, wird es nicht die Hälfte kosten."

Nicht einen Fetzen von der rosa Gaze ließ sie umkommen. Sie liebte bunte Sachen. Kein Cigarrenbändchen, kein Schleifchen oder Spitzchen ging im Hause verloren. In dem Winkel des Zimmers, das Erna mit ihr teilte, stand ein Kästchen mit Kätes Raritäten. Aus einer Cigarrenkiste vom Onkel hatte sie es sich mittels leerer Zwirnrollen, Stanniol und Reklamebildchen, die sie Gott weiß wo gesammelt hatte, hergestellt: es war ein wahres Schmuckstück für die Stube geworden. Fehlte 'mal jemand ein Handschuhknopf, ein Schleifchen, ein Flicken zum Ausbessern, ein Fädchen bunter Seide oder Wolle, brauchte er sich nur an Humpelstelzchen zu wenden: sie konnte mit allem aufwarten.

Erna sah in ihrer Pracht von rosa Tarlatan und gelben Zeugrosen selber wie eine schöne, frisch erblühte dunkle Rose aus. Kätes Augen konnten sich nicht satt an ihr sehen. Eben nähte sie noch eine rosa Schleife an ihren Fächer, als es klingelte. Die Tante öffnete. Ein großer, junger Herr, einen prachtvollen Blumenstrauß in der Hand, überraschte sie mit der Frage: „Ist Fräulein Erna fertig?"

„Herr — Konrad! Sie sind es? Ich hätte Sie nicht wieder erkannt. Treten Sie nur ein! Wollen Sie auch auf den Ball?"

„Freilich. Ich bin schon herüber gekommen. Fräulein Erna hatte mir erlaubt, sie abzuholen."

Die Frau Steuereinnehmer wußte nichts davon; sie fand auch nicht Zeit, sich darüber zu wundern, denn Erna erschien, lächelnd und strahlend, einen rosigen Schimmer auf ihrem jungen Antlitz.

„Ich dachte nicht, daß du Ernst machen würdest, Konrad!" sagte sie munter. Hinter ihr stand Käte, so klein und glanzlos, daß der junge Mann sie erst nicht bemerkte.

„I das ist ja — Stelzchen!" rief er dann und verschluckte gutmütig das häßliche Vorwort. „Noch eben so blond und klein wie damals. Guten Abend! Wir brauchen nicht erst Brüderschaft zu machen, wie? Erna redete mich nämlich in der Tanzstunde mit ‚Herr' und ‚Sie' an."

Er schüttelte ihr so derb die Händchen,

daß es ihr weh that; aber sie lächelte selig und hob sich auf die Fußspitzen, um ihm in die Augen zu sehen. Die hingen aber unverwandt an Ernas blühender Schönheit, daß er nichts anderes merkte — am wenigsten den feuchten, dunklen Schimmer in Kätes Blick.

Die Anderen waren fort, da stand die arme Kleine allein, noch immer wie im Traume: der „Prinz" hatte seine „Prinzessin" geholt! Wie schön war das gewesen — besonders als er ihr die Blumen gereicht und Erna ihr glühendes Gesicht darin versteckt hatte. Was hätte sie nicht darum gegeben, die beiden tanzen zu sehen! Dann dachte sie: „Wenn ich 'mal zu einem Feste gehe, ich würde weißen Tarlatan tragen und einen blauen Kornblumenkranz."

Die ganze Nacht dauerte der Traum. Sie sah sich selbst in einem weißen Kleide, und Konrad reichte ihr einen Strauß von blauen Kornblumen. Erna schwebte als rosa Wolke über ihrem Haupte; aber sie stieg höher und wurde immer dunkler: zuletzt war sie nur noch ein schwarzer Punkt an dem lichten Traumhimmel ...

Den erträumten blauen Kornblumenkranz bekam sie schon den nächsten Sommer; aber anstatt des weißen Tarlatankleides mußte sie sich mit einem verwaschenen, blaupunktierten Battistkleidchen aus Ernas Tanzstundenperiode abfinden. Sie machte es sich zurecht mit einer blauseidenen Gürtelschleife: es sah sehr hübsch aus — besonders bei Abend. Den Tag über stickte sie an dem letzten Dutzend von Ernas Aussteuer, denn der junge Konditor, Herr Welscher, wollte sobald als möglich eine Frau in sein Haus haben. Es war ein unverhofftes Glück für Erna, daß die Wahl des reichen Mannes auf sie gefallen war: die Eltern konnten es nicht genug preisen. Trotzdem war es nicht ohne Thränen abgegangen. Erna erklärte rund heraus, daß sie sich nicht viel aus Herrn Welscher mache: ein Anderer — hier fielen ihre Thränen — wäre ihr lieber. Niemand fragte, wer dieser „Andere" wäre, und Erna war verständig genug, den Eltern keinen Widerstand zu leisten. Sie bat sich nur bis zum nächsten Morgen Bedenkzeit aus.

Diesen Abend, als sie zu Bett gegangen war, und der Mond hell in ihr Fenster schien, konnte sie nicht schlafen.

„— Stelzchen!" rief sie leise nach dem anderen Bett hinüber, und dann bekam sie Herzklopfen vor Schreck. Der Name war ihr entschlüpft in der Erinnerung an Konrad, die sich ihr mächtig aufdrängte. Der Mondschein war schuld daran. Im Mondschein — allerdings im Winter, und der Schnee flimmerte auf den stillen Straßen — hatte er sie damals gefragt, ob sie ihn lieb hätte. Er hielt dabei ihre Hand umschlossen, und der Mond lächelte von dem klaren Abendhimmel auf sie nieder.

Was sie antwortete, machte ihn ganz glücklich. Er sprach immer stürmischer auf sie ein, und zuletzt, ob sie auf ihn warten wollte, bis er seine Karriere gemacht und sie als sein Weib heimführen könnte. Sie sagte „ja". Lieber Himmel, das sind Tanzstundenereignisse, die nimmt man doch nicht ernst! Konrad freilich dachte anders. Er kam auf eine Nacht nach Hause, um sie auf den ersten Ball zu führen. Diesen Abend hatte sie ihn sehr lieb gehabt. Irgendwie hatte er es möglich gemacht, ihr einen Kuß zu rauben. Er nannte sie heimlich: „Meine Braut!" — Ihr Gesicht brannte bei diesen Erinnerungen. Würde ihr auch niemand diesen Kuß ansehen, wenn sie mit Herrn Welscher vor dem Altar stände?

„Schläfst du nicht, Erna?"

„Ach — ich kann nicht. Du?"

„Ich auch nicht," zirpte Käte. „Ich muß immer an dich und Herrn Welscher denken."

„Komm ein bißchen zu mir ins Bett, ja?"

Dann, als die arme kleine Base sich neben ihr einnestelte, seufzte sie: „Ich habe eigentlich keine Lust zum Heiraten; ich bin noch so jung."

„Dann sage es nur gleich Herrn Welscher," riet die Kleine.

„Er will aber nicht warten," wandte Erna ein.

„Mag er sich eine andere suchen, Ernchen! Du bist viel zu hübsch für ihn, und interessieren thust du dich ja nicht für ihn," meinte Käte unschuldig. Erna seufzte von neuem; plötzlich machte sie ihrem Herzen Luft: „Warum ist bloß Konrad so erpicht, Medicin zu studieren?"

„O — das ist doch viel besser als Kaufmann oder Konditor zu sein," entgegnete Käte altklug. „Wenn ich ein Mann wäre, möchte ich nichts anderes als Medizin studieren."

„Und wenn du kein Vermögen hätteſt, könnteſt du wer weiß wie lange nicht heiraten.“

Käte ſah nicht ein, warum ſie das ſollte. Sie würde überhaupt nicht heiraten als Arzt, ſondern immer nur Kranke geſund machen und Leidenden helfen.

„Wenn du aber ein Mädchen liebteſt, das auf dich warten ſollte?“ fragte Erna weinerlich.

„Ja — dann müßte ſie es thun, bis ich ſo weit wäre.“

„Ach, das geht nicht, ein Mädchen von 27 oder 28 Jahren iſt eine alte Jungfer,“ entgegnete Erna unmutig.

„Thut nichts! Ich hätte ſie deſto lieber. Sie wäre es ja um meinetwillen geworden.“

Aber Erna wollte nichts davon wiſſen. Sie verſtand ſich beſſer auf das Leben und auf die Männer: ein altes, verblühtes Mädchen nimmt keiner gern! Sie drückte das Geſicht in ihr Kiſſen, und halb jammernd halb grollend legte ſie ihr Geſtändnis in Humpelſtelzchens zitternde Seele nieder. Mit keinem Laut wurde ſie unterbrochen, denn die arme Kleine wurde von ihren eigenen Gedanken faſt erdrückt. Vor allem ließ dieſer eine nicht von ihr ab: „Wenn ich es wäre, die er liebte, hundert Jahre würde ich auf ihn warten, und wenn er mich dann nicht möchte, weil ich ihm zu alt und häßlich wäre, würde ich noch immer glücklich ſein, daß ich auf ihn habe warten dürfen!“

Zu Erna ſagte ſie eindringlich: „Jetzt darfſt du den Konditor nicht heiraten! Du haſt Konrad dein Wort gegeben. Ihr ſeid verlobt.“

„Ich kann doch den Eltern nicht ungehorſam werden!“ wandte Erna ein. „Die lachen mich aus mit dieſer Tanzſtundenverlobung.“ In Wahrheit beeinflußte der Wohlſtand des Konditors ſie mehr als ihr kindliches Pflichtgefühl. So lange ſie denken konnte, war ſie an ein knappes Auskommen und das Rechnen mit Pfennigen gewöhnt. Jetzt eröffnete ſich ihr die Ausſicht, aus dem Vollen zu ſchöpfen — Geld ausgeben zu dürfen, ohne das Geſpenſt der Entbehrung hinter ſich zu haben. War das nicht ein Glück wie jedes andere? Die Liebe allein genügte ihr nicht für ein ganzes Leben. So weinte ſie ſich zwiſchen Vernunft und Gefühl in den Schlaf, und den nächſten Morgen gab ſie Herrn Welſcher ihr Jawort . . .

In der guten Stube lag Ernas Brautkleid zur Schau — ſchimmernder weißer Atlas, und dazu der lange, duftige Schleier! Herr Welſcher hatte beides aus Berlin ſchicken laſſen. Er wollte, daß ſeine Braut wie eine „Königin“ ausſähe. Humpelſtelzchen betrachtete die Pracht mit einem Gemiſch von Entzücken und Scheu: ſie war die Verwirklichung des ſchönſten Märchens. Der glänzende Stoff erſchien aus Mondſchein gewebt! Sie träumte nachts davon. Endlich der Polterabend. Es gab ſo viel zu thun, daß niemand beachtete, wie erſchöpft Humpelſtelzchen ausſah. Sie hatte ſich beim Sticken wohl zu ſehr angeſtrengt.

Als ſie gegen Abend Erna beim Ankleiden behilflich war, bekam ſie einen Schwindel. Die Tante lief herbei. Kätchen ſollte zu Bett gehen. Morgen wäre dann alles wieder gut. Allerdings ſchade, daß das arme Ding nichts von dem großartigen Polterabend hätte! Dieſer fand mit der Hochzeit in dem erſten Hotel der Stadt ſtatt.

„Thu' mir das nicht an, daß du an meinem Hochzeitstage krank biſt, Stelzchen!“ ſagte Erna. „So was erlebſt du nicht alle Tage. Und dann dein Kornblumenkranz und dein blauer Gürtel — ſollen die umſonſt gemacht worden ſein?“ Es lag ein gutmütiger Spott in dieſer Bemerkung, und Erna dachte dabei an ihr pompöſes Brautkleid und den langen Blondenſchleier: die ganze Stadt bewunderte und beneidete ſie morgen!

Humpelſtelzchen blieb allein zu Hauſe. Wie ausgeſtorben, ſo ſtill war es rings umher. Sie hatte ſich niederlegen müſſen; aber ſchlafen konnte ſie nicht. Sie hatte das Fenſter geöffnet, daß die linde Luft hereinſtrömte: ihr wurde das Atmen ſchwer. Der Mond ſchien herein. Es erinnerte ſie an Ernas Brautkleid. Und dabei dachte ſie immerfort daran, daß Erna morgen dem armen Konrad auf ewig verloren ginge. „Ob er es weiß? Ob er ſehr unglücklich darüber iſt?“ Dieſe Fragen quälten ſie in einem fort, und ihr unſchuldiges Herz quoll dabei über vor Mitleid und Liebe für den Jugendfreund.

Gegen Morgen wurde es im Hauſe lebendig. Erna kam herein, abgeſpannt, bleich, zerknittert. Zum letztenmal ſollte ſie jetzt in ihrem Mädchenſtübchen ſchlafen.

„Bist du schon wach, Stelzchen?“

„Ja —“ Sie mochte nicht verraten, daß sie die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte.

Erna warf den welken Strauß von ihrer Brust auf den Tisch und die Haarnadeln aus ihrem Haar.

„Ich habe greuliche Kopfschmerzen!“ Plötzlich platzte sie heraus: „Ich bin außer mir über die Taktlosigkeit! Denke dir, Konrad ist hier. Apothekers Ilse hat ihn gesehen. Im Grunde sollte ich mich nicht darüber ärgern: es kuriert mich ein für allemal von der alten Tanzstundendummheit!“

Nach ein paar Stunden Schlaf hatte sie ihren Ärger vergessen. In dem weißen Brautstaat sah sie königlich aus. Als sie vor dem großen Spiegel stand, sagte sie es sich selbst. Etwas bleich war sie. Das paßte zu der Myrtenkrone und dem zarten Schleier. Und während der entzückte Bräutigam ihr den Brautstrauß brachte und ihr sagte, wie schön sie sei, stand Humpelstelzchen in ihrem Winkelchen in der gemeinsamen Stube und setzte vor dem kleinen Spiegelscherben ihren Kornblumenkranz auf. Es waren echte. Sie hatte sie den Sonntag vorher selbst gepflückt. Sie fand ihn sehr schön. Er paßte zu ihrem blonden Haar und der schneeweißen Stirn, die der Spiegelscherben ihr zeigte. Kokett drehte sie das Köpfchen hin und her. Dann wurde sie glühendrot vor Scham über ihre Eitelkeit und versteckte das Spiegelglas in ihre Schublade.

Mit vier anderen jungen Mädchen, die von der Ehre, als Brautjungfern zu figurieren, ausgeschlossen waren, weil sie nicht zu den Ersten der gesellschaftlichen Rangordnung zählten, fuhr Käte zur Kirche. Man schob sie in den Wagen, der ohnehin der letzte war — viel Platz brauchte sie nicht. Die letzte war sie auch beim Aussteigen. Als sie ganz allein den gewebten Läufer betrat, der vom Wagen bis nach der Kirche reichte, senkte sie züchtig die Augen, denn sie hatte das Gefühl, von aller Welt begafft zu werden. Sie schämte sich, an diesem Tage eine so bevorzugte Rolle zu spielen, während Hunderte draußen standen, die nichts von der vornehmen Hochzeit hatten.

„Humpelstelzchen!“ rief plötzlich eine freche Stimme aus der Menge der Zuschauer zu beiden Seiten. Klatsch! Der Lümmel hatte eine Ohrfeige weg, daß er nicht wußte, wie im geschah. Käte schlug die Augen auf. Ihr Gesichtchen brannte — nicht vor Entrüstung, sondern weil sie einen jungen Mann gewahrte, der einen Augenblick Alle überragte und dann verschwunden war.

In der Kirche fand sie nur noch einen Stehplatz, ganz im Hintergrunde. Das Gedränge war so groß, daß sie nur hin und wieder einen Schimmer von dem weißen Atlaskleide der Braut erhaschte. Um so aufmerksamer lauschte sie auf die Stimme des Predigers. Eine große Angst bemächtigte sich ihrer. Gleich wurde jetzt Erna das heilige „Ja“ abgefragt. Und Konrad war hier — vielleicht in dem Gedränge in der Kirche! Wenn er es hörte? Oder wenn Erna sich im letzten Augenblick auf ihr Herz besänne und „Nein“ sagte? Da war es plötzlich still — nur einen Atemzug lang. Dann die tiefe, etwas grobe Stimme des Bräutigams: „Ja.“ Humpelstelzchens Herz stockte: Ein Hauch — ein Laut! Hatte Erna „Ja“ gesagt? Kein Zweifel. Ein Geräusch erhob sich. Die Orgel spielte. Das junge Ehepaar, von den nächsten Angehörigen gefolgt, verließ die Kirche. Eine Weile noch dauerte die laute Bewegung rings umher, dann lichtete sich das Gedränge; die Kirche wurde leer. Sie allein war zurückgeblieben. — Doch nein! Nicht weit von ihr im Hintergrunde an einem Pfeiler stand Konrad — größer noch als sonst; aber er sah leichenblaß aus; seine Arme hingen schlaff herunter; seine Fäuste waren geballt, und über seine Wangen rollten dicke Thränen.

Plötzlich fuhr er auf. Etwas Weiches, Zartes berührte seine heiße Rechte. Ein freundliches Stimmchen flüsterte seinen Namen. Verstört wandte er sich und schaute in Humpelstelzchens blaue Engelsaugen, voll von Erbarmen und Milde.

„Du bist es — Kätchen?“

Sie nickte. Ein Lächeln verklärte ihr Kindergesichtchen, und während ihre Thränen es feuchteten, war sie über die Maßen glücklich, daß sie mit ihm weinen durfte. Ihr Händchen umfaßt, stand er eine Weile schweigend. Etwas von dem Frieden ihrer Seele drang in den Sturm der seinen, und während seine Thränen gleich Feuer darin brannten, fielen die des armen Kindes wie Tautropfen hinein.

Er ſchaute auf die Stelle vor dem Altar, wo die Braut geſtanden hatte. Blumen lagen auf der Erde, und grüne Zweige — halb welk, zertreten. Faſt ſah es aus, als hätte ein Begräbnis ſtattgefunden, und ein Sarg wäre eben hinausgetragen worden. Ein Seufzer hob ſich aus der Bruſt des jungen Mannes: für ihn war es in der That ein Begräbnis geweſen. Er hatte ſeine erſte Liebe begraben und — ſeine Jugend ...

Dieſem Sommer folgte ein anderer, und als der Winter wiederkam, zog man Humpelſtelzchen das lang erſehnte weiße Kleid an. Es war zwar nur eins von grobem Mull, aber es bedeckte keuſch ihre ſchiefen Schultern und ihre hinkenden Füßchen, ſo daß ſie wie ein ſchlummerndes blondes Englein ausſah. Im Schlummer lag ſie auch, und das Kinderlächeln auf ihrem erſtarrten Antlitz ſagte, daß der lange Todesſchlaf ihr keine böſen Träume brachte. — —

Erna, deren Schönheit ſchon ſtark welkte, kam mit einem Körbchen Treibhausblumen, darunter ein paar Myrtenzweige. Die ſteckte ſie der Entſchlafenen in das blonde Haar, und dabei weinte ſie unaufhörlich. Nicht, weil der Verluſt ſie ſchmerzte — das arme kleine Ding war ja im Himmel am beſten aufgehoben — ſondern weil ſie des Tages gedachte, da ſie die Myrte im Haar trug, und weil alte, ferne Erinnerungen ſie quälten. Sie hatte Konrad geſehen. Auf der Straße war ſie ihm begegnet; er hatte den Hut gezogen — ruhig, gleichgültig, wie vor dem erſten beſten Fremden. —

In der Stille des ſinkenden Wintertages wurde Humpelſtelzchen ins Grab gebettet. Der Schnee fiel in großen, weichen Flocken auf das kleine Gefolge und auf den ſchwarzen Sarg: das war, als ob tauſend kleine Engel ihn umſchwebten und mit ihren weißen Flügeln bedeckten.

Der Abend brach herein, und der Schneefall hörte auf. Still lag das Städtchen in der zunehmenden Dunkelheit. Nur noch ein paar Stimmen, das Geräuſch eines Wagens! Auch dieſe verſtummten, und in dem tiefen, feierlichen Schweigen zwiſchen Himmel und Erde verſank die Erinnerung an das kleine, freundliche Leben, das hier erloſchen war.

Dann blitzte der Mond mit breitem Strahl durch das Gewölk. Ein Leuchten ging über die weiße Erde und das friſche Grab — auf welches Konrad, der junge Dr. med., einen Kranz niederlegte. Einen Augenblick träumte er in die flimmernde Winternacht hinein: „Armes, liebes Humpelſtelzchen! Hätte Deine ſchöne Seele in dem entzückenden Körper der anderen gewohnt — ich ſtände jetzt nicht hier mit einem vor der Zeit entblätterten Herzen.“

Das Glück.

Es huſcht das Glück von Thür zu Thür,
Klopft zaghaft an: — wer öffnet mir?

Der Frohe lärmt im frohen Kreis,
Und hört nicht, wie es klopft ſo leis.

Der Trübe ſeufzt: ich laß nicht ein,
Nur neue Trübſal wird es ſein.

Der Reiche wähnt, es poch' die Not,
Der Kranke bangt, es ſei der Tod.

Schon will das Glück enteilen ſacht,
Denn nirgends wird ihm aufgemacht.

Der Dümmſte öffnet juſt die Thür —
Da lacht das Glück: „Ich bleib bei dir!“

Zoozmann.

Molière und Ludwig XIV.

(1658—1673.)

Von

Rich. Mahrenholtz.

Mit sieben Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

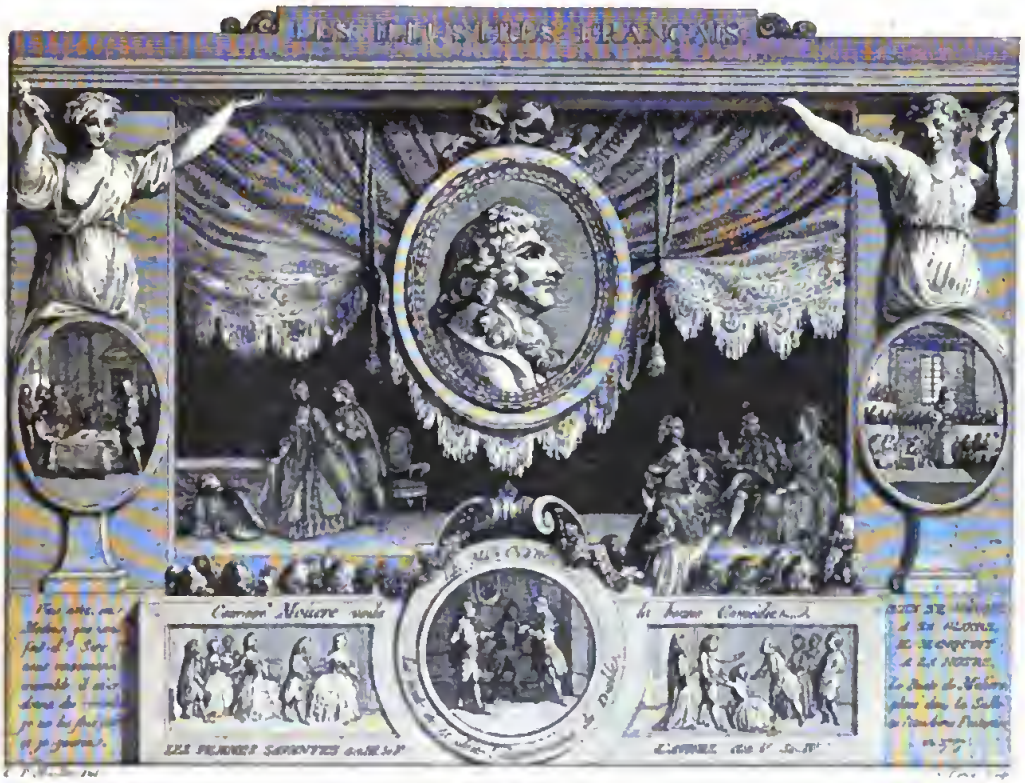
Es war im Oktober 1658, als eine buntgemischte französische Provinzialtruppe von Rouen aus in Paris eintraf, um dort den Wettkampf mit den vornehmen Schauspielern des Hoftheaters im Hotel de Bourgogne aufzunehmen. Aber so minderwertig diese Truppe nach Leistungen und sittlichem Gehalte zum Teil war, ein Mitglied erhob sie hoch über alle Konkurrenz, nämlich Jean-Poquelin, mit Schauspieler- und Dichternamen Molière, bald der größte aller französischen Dichter. Freilich war er damals noch weit davon entfernt, nur allgemeinere Anerkennung als Dichter zu finden, und als Schauspieler wurde er, für das tragische Fach wenigstens, zu jener Zeit, wie später in den Tagen des Ruhmes und Glanzes, von den Gegnern und Nebenbuhlern verspottet und auch von gerecht Denkenden nicht gerade in den ersten Rang gehoben. Fast fünfzehn Jahre lang war er, aus achtbarer Familie entsprossen, mit jener von den Vorurteilen einer kirchlich gesinnten Zeit verfemten Komödiantentruppe quer durch Frankreich gepilgert, hatte Not und Elend, wie auch Wohlstand und Lebensgenuß mit ihr geteilt, stets

J. B. P. Molière.

Ludwig XIV. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

Paris als das Sehnsuchtsziel des Ruhmes im Auge behaltend. Im Jahre 1643 hatte die Leiterin der Truppe, Madeleine Béjart, die etwas heruntergekommene Tochter einer ursprünglich begüterten Pariser Familie, den Plan gefaßt, ein sogenanntes Illustre Théâtre in der Hauptstadt Frankreichs zu begründen. Die Liebe zu ihr und zur Bühne hatte den 21jährigen Jüngling in die Reihen jener verachteten Komödianten geführt, außer seiner Dichterbegabung hatte er auch etwas Geld dem Unternehmen beigesteuert. Aber das „Illustre Théâtre" wurde schnell ein Hohn auf seinen Namen, es verkrachte. Von Schulden bedrängt, mußte die Truppe durch Gastspiele in der Provinz ihren Lebensunterhalt erwerben, und bald trat Wohlsein und Gewinn an Stelle des Notstandes. Während der Wanderzeit bereicherte Molière das Repertoir der Bühne durch eine Anzahl sogenannter Farcen, die er nach dem Vorbilde der in Paris sich aufhaltenden italienischen Possendarsteller flüchtig entworfen hatte, indem er die Ausfüllung der skizzenartigen Entwürfe der Improvisationsgabe der Schauspieler überließ. In den letzten fünf Jahren dieses Umherwanderns waren aber auch zwei größere Charakterlustspiele „Der Liebeszwist" und „Der Unbesonnene" („le Dépit amoureux" und „l'Étourdi") von ihm gedichtet worden, Stücke, seiner späteren Bedeutung noch nicht entsprechend, jedoch achtungswerte Anfangsleistungen. So wagte er es denn, an der Spitze seiner wenig zahlreichen Genossen, die zu ihm schon wie zu dem Manne der Zukunft emporsahen, vor die Augen des Hofes und seines jugendlichen Königs zu treten. Einflußreiche Gönner hatten ihm die Erlaubnis erwirkt, für die Belustigung des theaterliebenden Herrschers mit sorgen zu helfen, und der achtzehnjährige Bruder desselben, der Herzog von Orleans, nahm ihn, wie es bei den hohen Herren jener Zeit Mode war, in seine Leibdienste. Die Ehre war alles, was Molière von dieser Begünstigung hatte, denn eine von dem Prinzen ihm und seiner Truppe zugesicherte Pension ist niemals — ausgezahlt worden. Im Louvre und zwar in der berühmten „Salle des Gardes" wurde eine Bühne errichtet, auf der Molière am 24. Oktober 1658 zum erstenmale vor König und Hof auftreten durfte. Allzu gefährlich war für ihn und seine Genossen der Vergleich mit den Hofschauspielern des Hôtel de Bourgogne, von denen einige,

voll von Neid und einen Mißerfolg der unerwünschten Nebenbuhler sehnlichst hoffend, sich als Zuschauer eingefunden hatten. Darum entschuldigte Molière vor dem Könige die Kühnheit, „in Gegenwart einer so erlauchten Gesellschaft zitternd aufzutreten," und hob die Verdienste jener gefeierten Hofschauspieler, deren „schwache Abbilder" er und die Seinen nur wären, gebührend hervor. Man gab als Hauptstück Corneilles Trauerspiel „Nicomède," und hier nahmen die Herren und Damen des



Kupferstich vom Jahre 1673 mit dem Bildnis Molières.

Hofes wohl einigen Anstoß an den bäuerlichen Manieren (manières de campagne) der neuen Ankömmlinge. Aber desto mehr Beifall fand eine kleine Farce, „der verliebte Doktor" (le Docteur amoureux), die mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs den Schluß machte. Denn die Eigenheiten des Provinzialgeschmackes paßten für ihre Darstellung recht gut, während die hochtrabenden Alexandriner eines Corneilleschen Trauerspieles im Munde der allzu natur getreu sich geberdenden Neulinge kaum zur

vollen Geltung kommen mochten. Auch Molière hatte Ursache, mit dem ersten Erfolge zufrieden zu sein, denn Ludwig räumte ihm und seiner Truppe einen kleinen Theatersaal in dem „Petit Bourbon," einem Nebengebäude des Louvre, ein. Zwar gehörte dieses neue Heim bereits den italienischen Possenspielern, aber gegen Geldentschädigung waren sie bereit, es den Konkurrenten vier Tage der Woche für ihre Vorstellungen zu überlassen. Gewiß nicht gern, aber das „Le roi le veut" war entscheidend. Ein Jahr lang kämpfte hier Molière mit dem Neide der Schauspieler des Hotel de Bourgogne und den Vorurteilen der Pariser gegen alles aus der Provinz Kommende. Noch hielten sich die Tagesdichter von seiner Bühne fern, so daß er selbst Direktor und Theaterdichter in einer Person sein mußte. Da kam mit dem 18. November 1659 der durchschlagende Erfolg seiner Satire auf das gezierte Blaustrumpftum der Preziösen, „les Précieuses ridicules", der durch zeitweiliges Verbot des Stückes noch gesteigert

wurde. Jetzt fanden sich zu den Spießbürgern der Hauptstadt, die bisher das Theater gefüllt hatten, auch bessere Kreise, soweit diese überhaupt das von der Kirche in Bann gethane Kunstinstitut besuchten, ein, und die beliebtesten Dichter kamen mit ihren Stücken einer nach dem anderen.

Ob Ludwig XIV. seine schützende Hand über Molière gebreitet hat, als die Aufführung der so zugkräftigen Précieuses ridicules von den einflußreichen Anhängern der verspotteten Blaustrümpfe eine Zeitlang verhindert wurde, wissen wir nicht, wohl aber stand er dem Dichter in einer viel schlimmeren Notlage helfend bei. Im Oktober 1661 erhielt Molière von der Intendanz der königlichen Schlösser den Befehl, jenen Theatersaal im Petit Bourbon sofort zu räumen, da das ganze Gebäude zur Erweiterung des Louvre niedergerissen werden mußte. So waren er und seine Truppe ohne Dach und Fach, und nur der Treue seiner Genossen verdankte er es, daß er nicht ganz seiner Theaterlaufbahn entsagen mußte. Ein anderer Raum war in Paris schwer zu finden, und, wenn man ihn wirklich fand, raubte die Neueinrichtung längere Zeit, abgesehen von den Kosten. Da überließ der König dem hartbedrängten Dichter einen alten, unbenutzten Saal im Palais-Royal, den Kardinal Richelieu für seine prunkvollen Feste hatte herrichten lassen. Freilich, der Saal war ein Trümmerhaufen, die Balken der Decke waren verfault, diese selbst zur Hälfte herabgebrochen. Deshalb befahl der großmütige Herrscher die Herstellung auf seine Kosten, wobei allerdings für Molière noch eine Beisteuer von 2000 Francs zu zahlen blieb. Am 21. Januar 1661, nach einer unfreiwilligen Ferienzeit von drei Monaten, konnte die neue Bühne eröffnet werden. Sieben Monate später, am 17. August, wirkten Molière und seine Truppe bei einem glänzenden Feste mit, das der französische Finanzminister (surintendant des finances) Nicolas Foucquet zu Ehren des Königs gab; hier wurde das aus einzelnen lose aneinandergereihten Scenen bestehende kleine Lustspiel „les Fâcheux", eine Verspottung des faden Hoftreibens, zur Belustigung des jungen Monarchen aufgeführt. Der König selbst soll dabei Molières Mitarbeiter gewesen sein, indem er ihn auf ein Original unter seinen Hofleuten, einen Sportjäger, aufmerksam machte. Die Festaufführung war das Vorspiel zu Foucquets Sturz, den Ludwig XIV. wegen betrügerischer Unterschleife auf die Festung Pignerol bringen ließ, wo er nach 20 Jahren vergessen starb. Doch trug der König es Molière nicht nach, daß auch dieser zu den Schützlingen des kunstliebenden Finanzmannes gezählt hatte. Eine weitverbreitete Erzählung läßt uns glauben, daß mit dem Jahre 1661 Molière als königlicher Kammerdiener in ein noch näheres, persönliches Verhältnis zu Ludwig XIV getreten sei. Die Sache sollte folgendermaßen zusammenhängen. Molières Vater, Tapezierer von Beruf, hatte allerdings eine solche Lakaienstelle, die nicht viel mehr als eine Sinekure war und eine geschäftliche Empfehlung bedeutete, sich erkauft, mit dem Rechte, diese Stellung auf seine Nachkommen zu übertragen. Der älteste und zunächst berechtigte seiner Söhne war eben unser Molière, doch hatte dieser, als er Schauspieler wurde, auf seinen Anspruch verzichtet zu Gunsten seines jüngeren Bruders. Der letztere starb 1660, und nun soll Molière in seine alten Rechte wiedereingetreten, aber seinen Hofdienst erst nach des Vaters Tode (1669) wirklich ausgeübt haben. Dieses ganze Geschichtchen ist aber zu wenig beglaubigt, um als wirkliche Thatsache gelten zu können. Es bedurfte für ihn auch der Kammerdienercharge nicht, um sich in Ludwigs Gunst festzusetzen, denn in den nächsten Jahren zeigte sich der König ihm mehr als einmal huldvoll.

Wie in dem Leben vieler großer Dichter, so ist auch in dem Molières die Ehe das schlimmste aller Leiden gewesen. Der vierzigjährige, welterfahrene Mann war thöricht genug, ein etwa zwanzigjähriges junges Mädchen, das noch dazu in dem Schauspielerleben aufgewachsen war, zu heiraten, — Armande Béjart, die Schwester, oder wahrscheinlich die außereheliche Tochter seiner Jugendgeliebten Madeleine Béjart. Wer an dem Fehler der Bibliomanie krankt, kann sich eine ziemlich ansehnliche Bibliothek aus dem zusammenstellen, was allein über die Frage, ob Molières Gattin Tochter oder Schwester von Molières ehemaliger Geliebten gewesen sei, geschrieben ist; hier ge-

nüge es, festzustellen, daß Armande zwar in zweien der nachlässig geführten Urkunden jener Zeit — auch in dem Heiratskontrakt vom 23. Januar 1662, — als — Schwester bezeichnet wird, daß aber auch die nächsten Freunde des Dichters, z. B. Boileau, sie für die Tochter hielten. Natürlich nur für Madeleine Béjarts Tochter, da deren Beziehungen zu Molière erst nach Armandes Geburt (Ende 1642 oder Anfang 1643) begonnen zu haben scheinen. Aber gehässige Neider des Dichters, namentlich ein Schauspieler Montfleury, und berufsmäßige Pasquillschreiber ließen durchblicken, daß Molière wohl, wissentlich oder unwissentlich, Vater und Gatte in einer Person sein könne. Bestimmt behauptet haben sie es allerdings nicht, das pflegen Verleumder eben nie zu thun. Diese Verdächtigungen scheute man sich nicht bis vor den Thron zu bringen, aber Ludwig XIV. wies jenen Montfleury ungnädig zurück und, um an seiner Meinung keinen Zweifel zu lassen, übernahm er eine Patenstelle bei Molières erstgeborenem Sohne (Januar 1664). Wenige Monate darauf hatte der Dichter Gelegenheit, von neuem zur Erheiterung des Königs beizutragen, aber zugleich auch zu erfahren, wie wenig er sich auf Ludwigs Schutz verlassen konnte, wo politische Rücksichten in Frage kamen. In der Woche vom 7.—13. Mai 1664 fanden zu Versailles glänzende Feste zu Ehren von Ludwigs neuer Geliebten, Mlle. la Vallière, statt, bei denen ein wenig Romantik nicht fehlen konnte. Die höfische Gesellschaft von 600 Personen sollte sich in die Zauberwelt Ariostos versetzt glauben, und die Zauberin Alcine, die mit Hilfe ihrer Künste auf einer fernen Insel einen Wunderpalast geschaffen hatte, mußte die als Ritter auftretenden französischen Edelleute fesseln. Auch Ludwig XIV. gehörte zu den von Alcinens Zauber Angelockten, aber durch einen wunderkräftigen Ring macht er sich frei und Alcinens Palast und die ganze prachtvolle Insel zerfallen in nichts. Der König war natürlich der Feste glanzumstrahlter Mittelpunkt. Auf einem edlen Rosse, das mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt war, durchritt er den Park, begleitet von dem prächtigen Zuge seiner Ritter. Er selbst war in einen Harnisch von Silberplatten, den Gold und Juwelen bedeckten, gekleidet. Ihm und seiner Schar folgten allegorische Gruppen, darunter Apollo und die vier Zeitalter auf einem goldstrotzenden und farbenprächtigen Wagen. Daran reihten sich wieder Gruppen von Gärtnern, Schnittern, Winzern, endlich Pan und Diana mit ihrem Gefolge. Musikchöre waren zwischen diesen eingeschaltet, hier hatte der Florentiner Lulli zuerst Gelegenheit, als Leiter des musikalischen Arrangements sich Ludwigs Gunst zu erwerben. Ein Ringstechen, aus dem Ludwig als Sieger hervorging, ein von den vier Genien — Überfluß, Freude, Eleganz und Wohlleben — hergerichtetes Festmahl mit Konzert und Illumination des Parkes machten den Schluß des ersten Tages. Am zweiten Abend wurde Molières „La princesse d'Élide gegeben, eine Nachahmung des durch Schreyvogels Bearbeitung unter dem Titel „Donna Diana" in Deutschland bekannt gewordenen Moretoschen Lustspieles „Desden con el Desden" (Abneigung gegen Abneigung). Schon am Tage vorher hatten einige von des Dichters Truppe bei dem Feste mitgewirkt, z. B. hatte La Grange, Held und Liebhaber in derselben, den Gott Apollo, die Soubrette, Mlle. de Brie, das „eherne Zeitalter" dargestellt und ihrer allegorischen Rolle einige huldigende Verse für die hinter der königlichen Geliebten zurücktretende Königin eingefügt. Die einzelnen Aufzüge des von Molière verfaßten Feststückes waren durch Einlagen mit Ballet und Gesang unterbrochen, auch führte ein anderes Ballet, welches am Ufer eines Sees und sogar mitten in demselben spielte, noch einmal den Zauberpalast Alcinens, wie er zuletzt in einem Feuermeer zusammensank, vor Augen.

Inmitten all' dieser Ergötzungen führte Molière zum erstenmale seinen „Tartuffe" vor. Ein großes Wagnis, wenn auch die Darstellung sich auf Akt I bis III der Dichtung beschränkte, also das Schlimmste, die Entlarvung des frommen Heuchlers, noch nicht an die Öffentlichkeit brachte. Zwar spendete Ludwig diesem Bruchstücke seinen Beifall, aber zugleich mußte er, um der Frommen im Lande willen, die öffentlichen Aufführungen in Paris untersagen. Damit beginnt der fünfjährige Kampf um das Stück, der mit dessen unbedingter Freigebung schließlich endete. Alle, die zu

ihrer Kirche hielten, sehen wir hier gegen den Dichter vereint. Jesuiten und Jansenisten, obwohl in bitterster Fehde begriffen, feinden das Stück um die Wette an, weil jede der beiden Richtungen sich in der Person des Heuchlers porträtiert glaubte. Die Damen des Hofes mischen sich, nach französischem Herkommen, ein. Während die Mutter Ludwigs XIV. auf seiten der Gegner des „Tartuffe“ steht, erfreut sich Molière der eifrigen Parteinahme der Schwägerin des Königs, der jugendlichen, hochsinnigen Gattin seines lauen Protektors, des Herzogs von Orleans. Nur wenige andere waren freidenkend genug, sich das angefeindete Stück vorspielen zu lassen. Zu ihnen gehörte jene Christine von Schweden, Gustav Adolfs Tochter, die aus Abneigung gegen das starre Luthertum ihrer Krone entsagt hatte und im Schoße der katholischen Kirche Ruhe vor kirchlichen Anfeindungen und Muße für ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen fand, zu ihnen auch der berühmte Feldherr Ludwigs, Prinz Condé. Indessen, da öffentliche Aufführungen nicht stattfinden durften, so war das zugkräftigste, einträglichste Stück dem Theater Molières entzogen und dieser Ausfall konnte auch durch Vorstellungen bei Hofe nicht ersetzt werden. Freilich Vorlesungen in Privatzirkeln fanden genug statt, ja sie wurden zu einer Art Modesache. Selbst der päpstliche Legat Chigi wollte, als er bald nach jenem Versailler Feste in Fontainebleau weilte, sich die aufsehenerregende Novität nicht entgehen lassen, Molière selbst mußte den Vorleser machen. Der hohe Geistliche war duldsam genug, dem Dichter seinen Beifall nicht zu versagen.

Aber immerhin blieb für das Repertoir des Palais-Royal ein Ersatz des „Tartuffe“ zu schaffen und Molière dichtete daher seinen „Don Juan.“ Die Bitterkeit über die Händel, welche ihm sein „Tartuffe“ bereitet hatte, spricht sich in diesem neuen Stück sehr deutlich aus. Nicht nur der religiösen Heuchelei, sondern der Heuchelei überhaupt und der gewissenlosen Liederlichkeit des höfischen Treibens erklärt er in dieser genialen, zeitgemäß modernisierten Bearbeitung der spanischen Sage von dem Spötter von Sevilla einen Krieg auf Leben und Tod. Aber die Folge davon war, daß die Dichtung nach nur fünfzehnmaliger, stark besuchter Darstellung zurückgezogen werden mußte. Ein paar Jahre lang behalf sich nun Molière ohne sein Kassenstück, den „Tartuffe“, und suchte den Ausfall der Theatereinnahmen durch ein paar schnell hingeworfene Possen, durch ein Feststück für eine Hoffeierlichkeit in Saint-Germain, bei der Ludwig XIV. selbst als Ballettänzer auftrat, und durch seine tiefe, aber für die Gründlinge im Parterre weniger faßbare Dichtung des „Misanthrope“ zu ersetzen. Viel häusliches Leid und eine lebensgefährliche Krankheit erschwerten ihm noch die Sorge um sein und der Seinen Unterhalt.

„Les Facheux.“ Nach „Oeuvres de Molière,“ Paris, 1734.

Die Notwendigkeit, das verbotene Stück wieder auf die

Bühne zu bringen, bestimmte Molière, des Königs Hilfe in dringender, sogar gewagter Form anzurufen. Ludwig war im Mai 1667 zu seiner in Flandern kämpfenden Armee abgereist, hatte aber, wie es scheint, vorher dem schwergebeugten Dichter öffentliche Aufführungen des verpönten Stückes wieder erlaubt. Auf diese hohe Zusage hin, ließ Molière am 5. August 1667 den „Tartuffe“ in Scene gehen. Manches hatte er allerdings geändert und gestrichen, um den Zorn der Gegner etwas zu versöhnen. Der Heuchler trat in dem Stücke nicht mehr unter dem schon sprichwörtlich gewordenen Namen „Tartuffe“ (etwa Schmarotzer) auf, sondern hieß Panulphe. Der Titel des Stückes wurde in „L'Imposteur“ (Betrüger) umgewandelt. Indessen alles das half ihm nichts. Da die Erlaubnis des Königs keine amtliche war, so hatte der Pariser Parlamentspräsident Lamoignon, welcher in Abwesenheit des Kanzlers Polizeichef war, das unbestreitbare Recht, die Aufführungen des Tartuffe bis zum Eintreffen der höchsten Entscheidung zu verbieten.

„Le Misanthrope.“ Nach „Oeuvres de Molière,“ Paris, 1734.

Weiter noch, als Präsident Lamoignon, ging der Erzbischof von Paris, der in seiner Diözese alle Aufführungen des verbotenen Stückes, auch die nicht öffentlichen untersagte. Da blieb nun für Molière nichts übrig, als des Königs Intervention um jeden Preis herbeizuführen. Durch zwei seiner Schauspieler sandte er in das Lager von Lille ein Schreiben an Ludwig XIV., worin höfische Schmeichelei mit unzweideutiger Drohung vereint war. Er erklärte, daß er sich ganz vom Theater zurückziehen, nie wieder ein Stück schreiben werde, wenn „die Tartuffes“ ihren Willen durchsetzten. Aber der König schob gleichwohl die Entscheidung bis zu seiner Rückkehr nach Paris (im September des Jahres) auf. Nun begannen von neuem die Angriffe auf den „Tartuffe“ von der Kanzel und in Pamphleten heftigster Art. Hatte doch schon früher ein frommer Zelot in einer solchen Flugschrift den Feuertod für den Autor und das Stück gefordert. Es half auch nichts, daß andere für Molière eintraten, daß der Dichter selbst in seiner Vorrede zur Druckausgabe des „Tartuffe“ auf den Dienst hinwies, den er der Religion durch wahrheitstreue Schilderung der Heuchelei leiste. Dem gegenüber blieb der Einwand seiner Gegner, er habe die erheuchelte Frömmigkeit so geschildert, daß man sie mit der wahren verwechseln könne, bestehen. Während die Entscheidung des Monarchen erwartet wurde, war Molières Theater sieben Wochen lang geschlossen, und als die aufschiebende Antwort Ludwigs eingetroffen war, hielt sich der leidende Dichter auch noch weiterhin von der Bühne fern, so daß Ludwig für die Hoffeste des Winters (1667/68) sich an einen anderen Dichter, an Molières unaufrichtigen Freund und neidischen Verkleinerer, de Visé, wenden mußte. Aber lange konnte der König so wenig den Dichter entbehren, wie der Dichter den König. Schon im folgenden

„Le Tartuffe.“ Nach „Oeuvres de Molière,“ Paris, 1734.

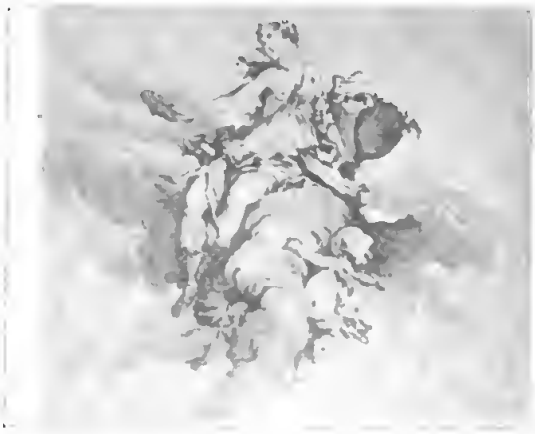
Jahre (1668) ſchrieb Molière mit der Nebenabſicht, den Monarchen und ſeinen Hof zu zerſtreuen, zwei, trotz ihres ernſten Themas, ausgelaſſen heitere Stücke, den „Amphitryon“ und den „George Dandin“. Sie können als die Vorläufer der heute in Paris ſo beliebten Ehebruchsſtücke angeſehen werden, aber ein Vergleich mit modernen Dichtern zeigt uns, wie maß- und taktvoll der an Dichterbegabung überlegene Vorgänger ſolche heikle Themata behandelte. Der Vorwurf, daß er Ludwigs außereheliche Neigungen in dem erſteren Stücke habe beſchönigen oder den jugendlich-leichtlebigen Monarchen gar unter der Maske Jupiters verherrlichen wollen, iſt nur ein gehäſſiges Gerede der Gegner alter und neuer Zeit. In dem zweiten, noch mehr poſſenartigen Stücke iſt eine ſchmerzliche Berührung mit des Dichters eigenem häuslichen Mißgeſchick

für den schärfer Spürenden nicht zu verkennen. — Nun schlug endlich die Stunde der Erlösung für den Dichter des „Tartuffe“ und für das Stück. Als Papst Clemens IX. durch einen faulen Frieden den kirchlichen Wirren ein Ende gemacht und die eigenwilligen Jansenisten zu einer sehr äußerlichen Unterwerfung gebracht hatte, schwanden die politisch-kirchlichen Bedenken gegen das Stück. Denn jetzt war es nicht mehr möglich, dem Dichter unbefugte Einmischung in die religiösen Streitigkeiten oder Parteinahme für eine der hadernden Parteien oder Verspottung beider vorzuwerfen, der Boden des Stückes war ein neutraler geworden. So konnte vom 5. Februar 1669 ab die vielangefeindete Dichtung vierundzwanzigmal hintereinander vor vollem Hause gegeben worden. Noch öfter ist seit dem Erfolge des „Tartuffe“ Molière zur dichterischen Verherrlichung der Hoffeste herangezogen worden. Es war nicht zur Mehrung seines Dichterruhmes, denn dem Geschmacke des Königs und seiner Höflinge sich anbequemend, mußte er leichtgefügte, auf Belustigung hinwirkende, aber des tieferen sittlichen und ideellen Gehaltes entbehrende Gelegenheitsstücke schaffen. Nur einem Molière konnten diese Zwangsdichtungen noch so gelingen, wie sie gelangen. Um Ludwigs Lachlust zu befriedigen, mußte das französische Provinzialwesen in „Mr. de Pourceaugnac“ grotesk verspottet, mußte das bürgerliche Parvenutum mit greller, bis zur Unwahrscheinlichkeit ausartender Effekthascherei im „Bourgeois gentilhomme“ an den Pranger gestellt werden, mußte endlich in der gezierten Comtesse d'Escarbagnas noch einmal das aus der Mode gekommene Preziösentum dem nie versiegenden Kitzel der Lachlust sich preisgegeben sehen. Da König Ludwig auch der neuen Mode für das Opernhafte huldigte, so ward Molière zum Opernlibrettisten und half mit an dem Texte einer von Lulli komponierten Tragikomödie mit Ballet, deren Heldin Göttin Psyche im modernisierten Kolorit sein mußte. Aber Ludwigs Gunst wandte sich von dem hilfsbereiten Dichter schon mehr und mehr ab. Die Oper und Operette übertrumpfte das Schauspiel und Lustspiel, der geschmeidige Italiener Lulli stach den nicht höfischen Molière aus. Als der „Pourceaugnac“ einmal wieder dem Hofe vorgeführt wurde, ließ der König die Titelrolle von Lulli darstellen, der, um Ludwigs Lachmuskeln zu reizen, die ohnehin possenhafte Rolle zum lächerlichsten Zerrbilde entstellte. Und, damit das Palais-Royal Theater ja nicht dem Opernintendanten Lulli unerwünschte Konkurrenz mache, wurde auf allerhöchsten Befehl die Zahl der für die musikalischen Einlagen der Stücke angeworbenen „Violons“ (Violinspieler) herabgesetzt. Da war es nicht zu verwundern, daß für die Karnevalluſtbarkeit des Jahres 1673 nicht Molières letztes Lustspiel, „der eingebildete Kranke“ (Malade imaginaire), obwohl er eigens dafür gedichtet war, sondern eine Tragödie Racines, der „Mithridate,“ vom König bestimmt wurde. Man könnte glauben, daß Ludwig zur Erweckung der

„Le malade imaginaire.“ Nach „Oeuvres de Molière,“ Paris, 1734.

kriegerischen Stimmung unter seinen Edelleuten — denn man stand im Beginne des Krieges gegen Holland und das Deutsche Reich — diese den grimmen Feind Roms feiernde Dichtung ausgewählt habe, aber der „Mithridate“ ist mehr eine Liebesschilderung, als ein heroisches Gemälde. Auch, daß der König vor dem Titel „der eingebildete Kranke“ geschaudert habe, ist nicht anzunehmen, denn er wußte, wie Molières unübertroffene Komik auch das Unerquickliche aufzuheitern verstand.

Des Dichters Tage waren aber gezählt, er, der den „eingebildeten Kranken“ zur Belustigung der Zuschauer spielen mußte, war selbst ein Todkranker. Der „malade imaginaire“ ward zu seinem Schwanengesang. Am Tage der vierten Aufführung dieses Stückes fühlte er sich schwerkrank und in trüber Gemütsstimmung. Seine nächsten Angehörigen beschworen ihn, nicht zu spielen, aber die Sorge um das tägliche Brot seiner fünfzig Theaterarbeiter ließ ihn seine letzten Kräfte aufbieten. Mit Mühe führte er seine Rolle zu Ende, wenige Stunden nachher war er verschieden. Sein Tod hatte ihn überrascht, ehe geistlicher Beistand zu ihm gelangen konnte, denn zwei Pfarrer, zu denen er geschickt, wollten zu dem als Schauspieler Exkommunizierten nicht gehen, und ein dritter, duldsamerer Geistlicher kam zu spät. Doch waren zwei Nonnen um den Sterbenden. Nun bestand eine strenge kirchliche Verfügung, nach der allen Komödianten das christliche Begräbnis zu versagen sei, wenn sie nicht vor dem Tode Reue über ihren „infamen Beruf“ gezeigt hätten. Daraufhin verweigerte der Pfarrer von Saint-Eustache, zu dessen Kirchspiele Molières Wohnung gehörte, die kirchliche Bestattung und der Erzbischof von Paris bestätigte dies, trotzdem Molières Witwe ihn flehentlich um Gewährung der letzten Gnadenerweisung für ihren entseelten Gatten bat. In dieser Not versagte ihr auch des Königs Beistand, zu dem sie von dem liebevollen Pfarrer von Auteuil, dem Sommeraufenthalte Molières, geführt wurde. Der dem Jansenismus huldigende Geistliche war in Ludwigs Augen kein guter Fürsprecher und Armandes Dreistigkeit bei der Audienz empörte ihn vollends. Mit der französischen Geistlichkeit, deren Beistand ihm gegen die Übergriffe Roms sehr nötig war, wollte und konnte der Monarch es nicht verderben. So ist es kaum seinem Machtgebote zuzuschreiben, wenn der Erzbischof von Paris dem Begräbnis doch nicht alle kirchliche Feierlichkeit entzog. Allerdings durfte die Leiche nicht in die Kirche gebracht, am Sarge keine Totenfeier gehalten werden, und das Begräbnis selbst ward auf die späte Abendstunde verlegt. Doch geleiteten zwei Priester den Sarg, der Grabgesang mußte aber unterbleiben. So wurde Molière vier Tage nach seinem Tode, am 21. Februar 1673, Abends neun Uhr, von etwa zweihundert Freunden geleitet, bei Fackelschein auf dem Kirchhof Saint-Joseph bestattet. Unter die Zuschauermenge, welche vor dem Trauerhause sich angesammelt hatte, ließ Molières Witwe Geld verteilen, denn sie fürchtete, daß religiöser Haß gegen den von der Kirche Gebannten diese herbeigeführt habe.



Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Im vorigen Jahrhundert stellte die Berliner oder irgend eine andere Akademie gelegentlich die Preisfrage zur Erörterung: wie kommt es, daß ein mit Wasser gefülltes Gefäß an Gewicht nicht zunimmt, wenn man in das Wasser einen oder mehrere Fische einsetzt? Gelehrte und Laien begründeten die auffällige „Thatsache" in tiefsinnigen Untersuchungen, der eine sah die Ursache in chemischen Vorgängen, der andere in Gesetzen der Physik. Eine einzige Antwort war ganz kurz gefaßt. Sie teilte der löblichen Akademie einfach mit, daß der Schreiber zunächst den Thatbestand der Frage selbst geprüft habe. Er habe mithin erst ein Gefäß mit Wasser für sich, dann ein paar Fische für sich, und schließlich die Fische im Gefäß gewogen. Und wie sich von selbst verstehe, habe er gefunden, daß im letzteren Fall das Ganze genau um das Gewicht der Fische mehr gewogen habe, als das Gefäß ohne Fische. Dieses Geschichtchen kam mir ins Gedächtniß, als ich vor kurzem in einer Zeitschrift die „Thatsache" erörtert fand, daß die Litteratur der Franzosen die unsere in der Epik, speziell im Roman, ebensoweit überrage, wie die deutsche im Drama der französischen überlegen sei. Der betreffende Schriftsteller that, als ob er eine allgemein angenommene Wahrheit zum besten gebe. Wer es aber etwa unternehmen wollte, die bedeutsame „Thatsache" aus der Eigenart der Volkscharaktere, der Kulturentwickelung beider Völker oder sonstwie zu erklären, dem wäre doch anzuraten, daß er zunächst die „Wahrheit" selbst untersuche, ob sie auf der Wage der geschichtlichen oder ästhetischen Kritik ihr vorbestimmtes Gewicht behält. Schwerlich wird das der Fall sein. Auf der einen Seite ist unsere Vorherrschaft im Drama durchaus bestreitbar, solange wir dem französischen keinen deutschen Molière entgegenzustellen haben. Andererseits aber ist es doch mehr als kühn, einem Volke, das mit Goethes Werther und E. T. A. Hoffmanns phantastischen Geschichten die Litteraturen aller Kulturvölker aufs tiefste beeinflußt, das vom Simplicissimus bis zu Gottfried Kellers Grünem Heinrich eine ganze Bücherei von Romanen geschaffen hat, die noch heute lebendig sind, das schon vor Jahrhunderten in den Nibelungen ein Epos erzeugt hat, dem wohl die Italiener, nicht aber die Franzosen etwas Gleichwertiges an die Seite setzen können, — einem solchen Volke das epische Talent, die Eigenart auf dem Gebiete der Erzählung abzusprechen. Allerdings hat die Behauptung, die öfters aufgestellt wird, daß der französische Durchschnittsroman geistig und besonders stilistisch die deutsche Mittelware übertreffe, den Schein der Richtigkeit für sich. Aber auch nur den Schein. Lernen wir denn die französische Mittelmäßigkeit, jene Mittelmäßigkeit die sich, wie bei uns in Deutschland, hauptsächlich in den „Familienblättern" und im Feuilleton der kleinstädtischen Tageszeitungen breit macht, überhaupt kennen? Was sich von Litteratur über den Rhein zu uns wagt, das ist doch wohl lauter Ware, die oberhalb des Durchschnitts steht. Und selbst wenn die französische Epik der unseren gegenüber verschiedene Vorzüge aufzuweisen hätte, so hat die deutsche Epik sicherlich auch die ihren, mit denen man jenseits des Rheins nicht wetteifern kann. Mit Recht sagt Eduard Engel in seiner Geschichte der französischen Litteratur (in der er als die „großen Romanvölker" Engländer, Franzosen und Deutsche bezeichnet), daß der Roman Frankreichs an einem schweren Mangel leide, dem Mangel an Poesie. „Er ist fesselnd, reich an feiner Beobachtung, kühn in der Darstellung auch des Bedenklichen, und so ließen sich noch viele andere gute Eigenschaften hervorheben; aber jener Mangel bleibt bestehen. Die Franzosen fühlen ihn nicht so, wie die Deutschen, die Engländer, die Russen und die Skandinavier, denn abgesehen von wenigen Ausnahmen kennen die Franzosen nur ihre eigene Litteratur. Sie wissen nicht, daß sie keinen Romandichter wie Gottfried Keller, keinen Novellisten wie Storm, Mörike, Heyse besitzen." Aber ein deutscher Schriftsteller sollte das wissen und der Thatsache stets eingedenk sein. Das eine gebe ich freilich ohne weiteres zu, daß wir in der Gegenwart den Franzosen Zola, Daudet, Maupassant keinen Erzähler von gleicher Bedeutung entgegenstellen können, wenn auch der oder jener ihnen nahe kommt. Aber wird in diesem Verhältnis zwischen hüben und drüben nicht vielleicht schon die nächste Zukunft Wandel schaffen, werden nicht auch wir wieder einmal Vorbilder der Franzosen sein, wie wir es in den Tagen der Romantik waren? Jedenfalls ist auf dem Felde der Erzählung unser Schaffen augenblicklich ein so reges und vielseitiges, Talente, deren Kraft und Eigenart auch der

litterarische Pessimist nicht leugnen kann, treten in solcher Anzahl vor das Publikum, daß wir auf eine neue Blütezeit im Roman mit Zuversicht hoffen dürfen, bestimmter noch als im Drama, das übrigens gerade jetzt — man denke nur an Hauptmann und Sudermann — von epischen Elementen stark durchsetzt ist.

Zu dem jüngeren Nachwuchs unserer Erzähler, deren Schöpfung sich über das Gros der marktgängigen, nur auf das Tagesbedürfnis des Durchschnittslesers berechneten Unterhaltungsware erheben, zählt in erster Reihe Johannes Richard zur Megede. Allerdings steht er in den Werken, die ich von ihm kenne, noch ganz wesentlich unter dem Einfluß der Franzosen; besonders scheinen Daudet und Maupassant auf ihn eingewirkt zu haben. In der Charakteristik jedoch wie in der Schilderung finden sich immer wieder Einzelheiten, die auf eine noch unentwickelte, zaghaft zurückgehaltene, aber doch innerlich starke Eigenart hindeuten, eine Eigenart von viel mehr Frische und Kernhaftigkeit, als die Oberfläche jener Werke vermuten läßt. Sie würde ohne Zweifel ungehemmt emporschießen und Blätter und Blüten treiben, wenn Megede sich entschließen könnte, einige Jahrzehnte lang jedes französische Buch — ungelesen zu lassen. Sein Stil ist durchaus modern. Er hat etwas von der Art jener Vollblutrenner, die Megede mit Vorliebe zeichnet: „so eine kleine, braune Stute mit tausend Fehlern, von edelstem Blute, aber hochgradig nervös." Und wie bei dem Renner, so ist auch die Nervosität des Stils weniger durch Naturanlage, als durch die ständige Anstachelung und Abhetzung, durch den Ehrgeiz, der vor anderen ans Ziel gelangen will, auch wenn alle Sehnen bei dem tollen Vorwärts, zerreißen sollten, bedingt. Dieser Ehrgeiz kommt leicht in die Gefahr, mehr durch eine rasche, Werk auf Werk häufende Produktion die Anerkennung erreichen zu wollen, als durch Vertiefung; Megede wird aber nur dann Künstler bleiben und für die Litteratur etwas bedeuten, wenn er nicht dem Vielschreiben verfällt. Die umfangreichste seiner Arbeiten ist vorläufig der Roman „Unter Zigeunern" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Ihren Ausgang nimmt die Handlung des Romans von einem Klub, der eine Anzahl litterarischer Berühmtheiten und Unberühmtheiten vereinigt, lauter Persönlichkeiten aber, die in Lebenshaltung und Charaktergepräge niemals aus der Zigeunerei herausgekommen sind. Altgewordene Zigeuner. Und darum atmet ihre Geselligkeit nichts von der Fröhlichkeit, dem wilden Lebensdrang, der Zukunftsgläubigkeit, wie sie in Murgers „Bohème" so überschäumend zu Tage treten. Es kommt aber auch für den Roman recht wenig darauf an, wie sich diese Zigeunerei gebärdet; sie ist in der Zeichnung sehr dürftig und schattenhaft gehalten und bildet nur den dunklen Hintergrund der Erzählung. Die Personen, um welche die eigentliche Handlung sich dreht, stehen mit dem Klub nur in recht lockerer Verbindung. Da ist zunächst der Doktor Lerden, ein direkter Abkömmling des Bulwernschen Gentlemans Pelham, ein Mann, der mit seinem Leben und seinen Millionen nichts anzufangen weiß, frühzeitig verwöhnt und verpfuscht. Ein wenig verwandt mit ihm, vor allem durch die Nichtigkeit ihres Lebensinhalts, aber noch idealloser und egoistisch brutaler, ist die Frau Lo, geborene Linker, verehelichte Rinow, die für nichts in der Welt Interesse hat, als das Behagen ihres Ichs, alle Wert- und Vorurteile, mögen sie nun Ehre, Sittlichkeit, Treue oder sonstwie heißen, für Kindereien achtet, und mit herzloser Ironie auf alle Andersfühlenden herabsieht. Was ihr das Leben an Reiz bietet, das erschöpft sich in dem Verlangen nach Macht über den Mann, nach ein bißchen Sinnlichkeit und nach der Unabhängigkeit, die das Geld gewährt. Aber auch dies Verlangen hat nichts Leidenschaftliches, eher einen Zug des Perversen. Um so schlimmer für den, der in ihre Fänge gerät. Solch ein Bedauernswerter ist der junge Graf Silowstrem, ein Mann, der den Kämpfen und Anfechtungen der Weltstadt so ungewappnet wie möglich gegenübersteht, da er mehr Herz als Hirn, von Natur ein Schwächling und obendrein durch das Leben, durch die Armut, — der er durch ein Verbrechen des Vaters verfallen, — aufs ärgste eingeschüchtert ist. Dieses weiche Wachs sucht sich Frau Rinow für ihre Zwecke zurechtzubilden. Ehe sie ihn jedoch ganz in ihre Netze verstrickt hat, lernt der Graf ein reines, keusches Weib kennen, dessen Liebe ihn stark macht, die älteren Bande zu zerreißen. Frau Marie Ellers ist die Gattin eines welken, windigen Gelehrten, an den sie verkuppelt worden ist, als sie noch nichts vom Wesen der Ehe ahnte. Trotzdem wahrt sie ihrem Gatten die Treue, wenn sie auch ihre Liebe, die erste, die sie fühlt, nicht unterdrücken kann. Unglücklicherweise hat sie aber nicht nur das Herz des Grafen gewonnen, das keine ehebrecherischen Ansprüche erhebt, sondern auch die wilde Leidenschaft des Doktor Lerden erregt. Lerden erträgt es, daß sie ihn streng in seine Schranken weist. Aber er erträgt es nicht, daß ihre Liebe einem anderen sich zuwendet. Und so verbindet er sich mit Frau Lo, um das Verhältnis der beiden Liebenden zu untergraben. Beide machen den Professor in unverblümter Weise darauf aufmerksam, was in seinem Hause vorgeht. Sie erreichen jedoch das Gegenteil von dem, was sie bezweckten; bis jetzt hatten die Liebenden sich rein von Schuld gehalten, nun werden sie in die engste Gemeinschaft gleichsam hineingehetzt. Marie Ellers ist empört, daß ihr Gatte so leicht das Vertrauen zu ihr einbüßte, und sie verläßt daher sein Haus und geht zu dem Geliebten. Aber sie wie der Graf sehen bald ein, daß sie zu schwach sind, um unter diesen Umständen das Leben „trotzig weiterzuleben, sich mit starker Schulter gegen die Wucht morscher Traditionen zu stemmen" und die Gehässigkeiten der lieben Mitmenschen zu ertragen; sie gehen daher gemeinsam in den Tod. Frau Lo empfängt die Nachricht ohne tiefere Erschütterung; Lerden aber fühlt, daß er das letzte verloren hat, was ihn ans Leben fesselte, daß er zudem wie ein Schurke gehandelt hat. Er geht ein Duell ein und läßt sich, um seinem verpfuschten Dasein ein Ende zu machen, erschießen. Wie man sieht, bietet der Roman vom Anfang bis zum Ende eine mehr peinliche, als fesselnde Lektüre. Hier und da tritt ein lebendiger Wirklichkeitssinn zu

Tage, häufiger aber erscheint die Zeichnung verzerrt, die Farbe allzu grell aufgetragen. Charaktere und Situationen, besonders der Hauptcharakter des Doktor Lerden, sind vielfach mehr aus der Lektüre, als aus dem Leben heraus geschaffen; überall liebt es der Verfasser, die Gegensätze wie z. B. in der Kirchhofszene, möglichst scharf aufeinander prallen zu lassen, die Lichter so stark wie möglich aufzusetzen, ohne genügende Schattierung und vermittelnde Übergänge. Das alles gibt dem Ganzen das Gepräge der Halbreife. In zahlreichen Einzelheiten aber offenbart sich das bedeutende Talent des Verfassers. Schilderungen wie die des Wettrennens sind nicht nur durchaus lebensvoll, nicht nur von einer überraschenden Sicherheit im Ausdruck und Kolorit, sie verraten auch eine anziehende poetische Begabung, die ja mit der schriftstellerischen keineswegs immer Hand in Hand geht. Für die Charakterisierungskunst Megedes zeugen die meisterhaften Porträts der Frau Lo und des Grafen; recht blaß und schemenhaft nimmt sich dagegen die Gestalt der braven Frau Ellers aus; sie ist eigentlich nichts als eine kalte, farblose Abstraktion der Bravheit. In noch höherem Grade, als der Roman, spricht für das Talent Megedes die kürzere Erzählung „Kismet“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Auch sie nimmt einen tragischen Abschluß. Ein junger Offizier, reich und aus gutem Hause, hat eine einzige Passion: den Rennsport. Er hält sich einen eignen Stall und ist als der kühnste Reiter auf allen Rennplätzen gefürchtet und beliebt. Eines Tages aber sieht er sich dem Ruin gegenüber; Wetten, Bürgschaften und Spiel haben sein Vermögen aufgezehrt. Aber wenn er auch den Abschied nehmen und einen bürgerlichen Beruf ergreifen muß, so erträgt er doch sein Geschick mit ruhiger Gelassenheit; denn wenn auch nichts anderes, so hat er doch auf dem Rennplatz die eine „Weisheit“ sich zu eigen gemacht, daß alles Kismet, Vorherbestimmung und Verhängnis sei. Gegen das Kismet anzukämpfen, hält er für Unsinn. Und ein Gutes hat denn auch der Wandel in seinen Verhältnissen für ihn. Jetzt, wo er nicht mehr durch Stellung und Reichtum von der Masse des Volks wie durch eine Mauer geschieden ist, tritt er einem armen Mädchen näher, nach dessen Liebe er sich längst gesehnt. Auch sie liebt ihn und so steht einer Heirat nichts im Wege. Die Hochzeitsreise führt beide nach dem Süden. So zufrieden aber der Freiherr mit seinem Geschick ist, so sehr quält die junge Frau der Gedanke, daß der flotte Kavalier von ehemals für immer in Niedrigkeit und Dunkelheit verschollen sein soll. Sie hat den Ehrgeiz, dem er längst entsagt, für ihn, und der Wunsch, den Geliebten auf die glänzende Höhe, von der er herabgestiegen, zurückzuführen, wird von Tag zu Tag mächtiger in ihr. Unglücklicherweise fügt es das „Kismet,“ daß das Ehepaar auf der Rückreise nach Montecarlo gerät. Des Freiherrn Ruhe stört die Nähe der Spielbank freilich nicht, um so weniger, als er kein Geld zu verspielen hat. Die junge Frau aber weiß, daß ihr Mann eine große Summe bei sich trägt, die er für das Institut, in dem er thätig ist, unterwegs erhoben hat. Und der Traum, daß sie mit dieser Summe ihrem Gatten ein Vermögen gewinnen könne, nimmt ihre Seele gefangen. Sie kann der Versuchung nicht widerstehen, und als der Freiherr ihr eines Tages das Geld zur Aufbewahrung anvertraut, sieht sie darin einen Wink des Schicksals und geht hin — und verspielt die ganze Summe. Erst als es zu spät ist, erfaßt sie das Furchtbare ihrer That; sie kann die Last nicht ertragen und stürzt sich ins Meer. An ihrer Leiche empfindet der Freiherr, daß er nun nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren hat. So richtet er den Revolver gegen die eigne Schläfe, um der Geliebten in den Tod zu folgen. Aber er trifft schlecht. Und von der Verwundung bis zum Tode hat er noch lange qualvolle Tage durchzumachen. Mehr als der körperliche Schmerz peinigt ihn das Bewußtsein, daß man in ihm einen Verbrecher, der anvertrautes Geld unterschlagen, sieht. Und daher schreibt er, ehe er zusammenbricht, die Tragödie seines Lebens nieder. Daß der Held der Geschichte selbst sein Lieben und Leiden erzählt, das gehört zu dem eigentümlichen Reiz der Novelle. Sie mußte im Ichton geschrieben werden, selbst auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, denn es ist schwer anzunehmen, daß der gute Freiherr, wie er sich selbst schildert, befähigt ist, schriftstellerisch eine so vortreffliche Arbeit wie diese Lebensgeschichte zu liefern, daß er kurz vor dem Tode sich die Mühe nehmen sollte, so ausführlich Nebendinge darzulegen, die mit dem Zweck seiner Schreiberei gar nichts zu thun haben. Durch den Ichton erhält die Erzählung die lyrische, leidenschaftliche Färbung, die das Ganze künstlerisch in eine höhere Sphäre hebt. Der nervöse Stil aber findet in dem Stoffe seine volle Berechtigung, wenn er auch dem Charakter des Erzählers, dessen Ergebung ins Kismet doch ein gewisses Phlegma andeutet, nicht ganz entspricht. Als Ganzes ist die Novelle ein kleines Musterstück ihrer Art, mit einer fast virtuosen Gewandtheit durchgeführt. Nur geistig bietet sie fast nichts; vorläufig ist Megedes Kunst noch ganz Temperament, der Geist spielt in ihr eine unansehnliche Rolle. Das gilt auch von den Erzählungen, die mit „Kismet“ in einem Bande vereinigt sind. Die Novelle „Frühlingstage in St. Surin“ erfreut wiederum durch virtuose, aber mehr französische, als deutsche Darstellung; die Handlung wie die Charaktere lassen so gleichgültig wie nur möglich. Vorzüglich in Schilderung und Stimmung ist die Erzählung „Schloß Tomdrowska,“ aber es ist doch eine harte Zumutung an den Leser, diese Gespenstergeschichte mit echten, nicht etwa nur durch Hallucination erzeugten Gespenstern ernst zu nehmen.

Megede steht, so fertig und gewandt er auch stilistisch erscheint, noch in den Anfängen seiner Entwickelung, es ist zu hoffen, daß er in künftigen Werken seine Eigenart stärker entfaltet, als bisher und mit jedem Werke sich geistig vertieft. Eine ganz abgeschlossene Persönlichkeit aber, trotzdem er noch keineswegs dem Greisenalter sich nähert, bildet Ernst von Wolzogen. Er wird sicherlich noch viel auf den Markt bringen, viel Frisches und Saftiges, und noch manches neue Lebensgebiet, das er bisher unberührt gelassen,

sich zu eigen machen, aber sein litterarisches Charakterbild wird schwerlich noch durch neue Wesenszüge erweitert werden. Sein Wesen ist durchaus aus Gegensätzen zusammengewürfelt: aus Eleganz und Derbheit, Idealismus und „Wurschtigkeit," Kraft und Weichlichkeit. Diese Doppelnatur tritt auch in seinem Stil, seiner ganzen Schaffensweise zu Tage. Er ist Künstler und Macher, saloppe und feinfühlig, immer eins nach dem anderen; es giebt Kapitel in seinen Büchern, die aufs minutiöseste ausgeführt sind, und gleich darauf andere, die, wüst „hineingepatzt", jedes Stilgefühl vermissen lassen. Alles in allem eine reiche und große Beanlagung, die aber die letzte Vollendung nicht zu erreichen vermag, ein Streben, das sich immer wieder mit Haldheit begnügt, mit dem Tages- statt mit dem Dauererfolg, ein Können, dem nichts weiter mangelt, als die Festigkeit und Sicherheit des Urteils, der Selbstbeurteilung, ein kraftvolles und vielseitiges Empfinden, aber ohne den Takt für Maß und Grenze. Ein, ich möchte sagen, konzentrirter Wolzogen ist die Erzählung „Der Kraft-Mayr" (Stuttgart, J. Engelhorn); alle Vorzüge und Schwächen des Dichters erscheinen darin in potenzierter Form. Als ich den Titel las, glaubte ich, es handle sich in dem Roman um die Lebensgeschichte eines Hausknechts. Das war ein Irrtum, aber kein absoluter. Florian Mayr, der Held der Geschichte, ist seines Zeichens Pianist, und seine Sturm- und Drangjahre oder auch Flegeljahre sind es, die der Roman schildert, aber eine so biedere Seele dieser Florian ist, seine Natur ist eine Hausknechtsnatur, die sich keineswegs mit dem Klavierhauen begnügt. Man könnte den Roman einfach in die drei Abschnitte gliedern: Florian droht mit Prügeln; Florian prügelt; Florian heiratet. Daß aber auch die Ehe ihre „Höhepunkte" in Prügelszenen finden wird, das ist eine Vermutung, die nahe an Gewißheit grenzt. Mit einer wahren Leidenschaft tritt der Roman für die Notwendigkeit und Berechtigung des Prügelns ein, Prügellust- und frende bilden gleichsam den wesentlichen Stimmungsgehalt des Buches. Florian sagt denn auch einmal sehr nachdenklich: „Ich mein', die Menschheit leidet heutzutag daran, daß s' nimmer g'nug Prügel kriegt." Er für seinen Teil macht aber die Unterlassungssünden der übrigen Menschheit dreifach wett. Wie er zu hauen versteht, davon gibt eine Schilderung im zweiten Buch des Romans ein ebenso deutliches wie unerquickliches Bild. Seit langem schon trägt Florian einen berechtigten Groll gegen den geleckten und verlogenen Polen Antonin Prezewalsky mit sich herum. Endlich, nachdem der Pole eine neue Gemeinheit begangen hat, kriegt ihn Florian an abgelegener Stelle vor seine Fäuste. Zunächst hält er dem schönen Antonin alle seine Schandthaten in gepfefferter Rede vor; dann aber wird er handgreiflich. „Und gleichsam als Interpunktionszeichen für die knappe und kräftige Standrede klatschten die Ohrfeigen und hagelten die Püffe auf den schönen Antonin herein. Bald fuhr seine Hand nach der brennenden Wange, bald krümmte er sich zusammen nach einem Stoß in den Bauch oder wand sich schreiend nach einem Faustschlag auf die Schulter. Zwischenhinein stieß und schlug er mit dem Regenschirm nach seinem Gegner oder suchte sich mit dem Arm gegen die Schläge zu drücken. Schließlich riß ihm Florian den Schirm aus der Hand, zog ihm damit noch eins über den Rücken, fügte noch einen wohlgezielten Faustschlag gegen die edle Nase hinzu, daß sofort das Blut heraussprang, — und dann hatte er genug. Er ließ von seinem Opfer ab und sah ungerührt zu, wie der unglückliche Antonin Schirm, Hut und die zerbleute Partitur vom Boden auflas und, in wütendem Schmerz vor sich hinwimmernd und fluchend, das feine Taschentuch gegen die Nase drückte." Bedenklicher noch ist, daß Florian mit seiner „Handfertigkeit" auch seine Umgebung ansteckt. Selbst der feine und vornehme Franz Liszt verfällt der Prügelsucht, sobald Florian als Famulus in seinen Dienst getreten ist. Eine böse Nemesis will es, daß an erster Stelle Florian selbst die Hand des Meisters zu spüren bekommt. Er hat ein kleines Versehen begangen, da, auf einmal, eh' er sich dessen versieht, hat er eine wohlgezielte derbe Ohrfeige auf der rechten Wange sitzen. Florian steckt den Schimpf ruhig wie ein Schulknabe ein; das ist bezeichnend für Wolzogens Auffassung von Menschen und Dingen. Meiner Ansicht nach ist eine Ohrfeige, mit der irgend ein roher Bauer mich trifft, weniger beschimpfend, als die handgreifliche Lektion eines feinsinnigen Künstlers; denn der Bauer handelt seiner Natur nach, der Künstler aber thut etwas seiner Unwürdiges. Noch schlimmer jedoch ergeht es dem schönen Polen. Er spielt dem großen Musiker eine seiner Kompositionen vor und zeigt sich etwas gekränkt, als der gefeierte Abbé das Musikstück abfällig beurteilt. Und wieder weiß Liszt sich nicht anders genugzuthun, als durch Prügeln. „Er riß die schmächtige Partitur vom Pult, und ehe der schöne Antonin sich dessen versah, kriegte er den grünen Saffianband — klatsch! klatsch! — einmal rechts und links um die Ohren geschlagen." Und das passiert einem Manne, der dem Abbé ein ganz Fremder, aber zur Zeit Gast seines Hauses ist. Es mag sein, daß Wolzogen diese Szene der Wirklichkeit, dem Leben Liszts, entnommen hat, aber das Behagen, mit dem er dergleichen Unwürdigkeiten berichtet, kommt ganz und gar auf sein Konto. Ob dieser klodige Prügelhumor viele Freunde unter den Lesern des Romans finden wird, weiß ich nicht; sollte es der Fall sein, so würde ich darin alles andere sehen, als ein verheißungsvolles Zeichen der Zeit. Zum Glück füllt das Hausknechtstum nicht das ganze Buch aus. Von der eigentlichen Handlung etwas zu verraten, halte ich für nnnötig; sie bewegt sich in sehr einfachen Linien, und die Liebesgeschichte hat sogar ein recht triviales Gepräge. Seinen Wert empfängt der Roman durch die Bilder und Gestalten aus dem Musikleben der Gegenwart; in ihnen entfaltet Wolzogen die ganze Kraft seines Realismus, seines Humors und seiner Satire. Die Charaktere sind fast durchweg nach Modellen gezeichnet, aber wenn auch nicht gerade karikiert, so doch ganz einseitig aufgefaßt. Je besser man die Modelle selbst kennt, desto deutlicher merkt man, daß Wolzogen niemals einen Charakter in seiner ganzen Rundung

und Fülle wiedergibt, sondern immer nur zwei Züge, zwei Linien zeichnet, diese aber mit lichtvoller Schärfe. Das Streben nach satirischer Wirkung überwiegt bei ihm das Trachten des Poeten, der nach Möglichkeit ein menschliches Vollbild zu geben sucht. Stilistisch und formell umfaßt der Roman wieder alle Stufen und Grade. Dicht neben einem biographisch nüchternen Lebensauszug steht ein fein ausgeführtes Stimmungsbild, Stellen, die in Reportermanier hingeworfen sind, wechseln mit anderen, die vom höchsten Sprachsinn eingegeben sind. Mit besonderer Lust giebt Wolzogen seine Sprachkenntnisse zum besten; er schwelgt geradezu im Dialekt. Es wird in dem Roman nicht nur gesächselt, gebayert, gewienert, auch an englischen, französischen, polnischen und ungarischen Sprachbrocken ist kein Mangel. Die Komik, die durch diesen Mischmasch erzeugt wird, hat etwas Plumpes an sich, aber das paßt zu der Derbheit des Prügelhumors. Daß Wolzogen eine Büste Liszts (s. Teil I. S. 5) entdeckt hat, an der die Warzen des Meisters zu sehen sind, wird allen Hyperrealisten eine freudige Überraschung sein; leider fürchte ich jedoch, daß diese Warzenbüste nur einer stilistischen Flüchtigkeit ihr Dasein verdankt. Einen idealen Zug gewinnt das Werk durch die Begeisterung für echte Kunst und echte Künstler, die immer wieder zu Tage bricht. Aber der Roman hat auch eine Tendenz, und die ist nichts weniger als Trivial. Natürlich ist es wieder Florian, der diese Tendenz unumwunden zum Ausdruck bringt. Auf S. 157 äußert er sich, wie folgt: „Es ist gar net zum Sagen, wieviel Eltern ihre Kinder umbringen — geistig zumeist. Wieviel famosen jungen Leuten bin ich nicht schon begegnet, aus denen bloß nix wird und werden kann, weil 'f narrische Eltern haben. Aber freilich, die Welt laßt sich seit jeher von so a paar dumme Sprüch' regieren, wie zum Beispiel: Das Alter müßt' man ehren unter allen Umständen — und: das Ei dürft' nicht klüger sein wollen als die Henne. Ja, mein Gott, vom Ei will ich weiter nicht reden — aber daß die jungen Hahnen allemal g'scheiter sind als die alten Hennen, das is doch amal gewiß wahr. Und weshalb ein alter Trottel ehrwürdig sein soll und bloß ein junger Trottel ein Trottel sein dürfe, das müßt' i wirklich net zu sagen. Hat man schon einmal Anlage zur Blödheit, so wird man mit den Jahren doch nur immer blöder. Woher kommt denn das jetzt, daß die Alten gar so rabiat auf ihren Kopf bestehen? Doch bloß davon, daß f' durch das, was f' noch schaffen können, und durch ihre persönlichen Vorzüge der Welt doch nimmer imponieren, deswegen lassen f' die ihre Macht recht fühlen, die von ihnen abhängen und sich net wehren können. Weiß Gott, 's Vieh is g'scheiter: bald die Jungen allein fressen und laufen und sich wehren können, kümmern sich die Alten nimmer drum — und so is recht, so ist die vernünftige, heilige Ordnung der Natur — Himmelkreuzteufeltürken!!!" Der gute Florian hat gewiß nicht ganz unrecht mit seiner Kapuzinade, aber er dürfte sich doch irren, wenn er die Wirkung seiner Predigten durch Fuhrmannsflüche zu erhöhen glaubt. Die saftige, temperamentvolle Weise Wolzogens ist der Geziertheit und Verschrobenheit unserer Durchschnittserzähler gegenüber unbedingt eine Erquickung, aber er sieht nicht immer die Grenze, die das Kernige und Urwüchsige von Plumpen und Rohen scheidet.

In fast drolligem Gegensatz zu der derben Komik des Wolzogenschen Romans steht das feierliche Pathos, in dem die Erzählung „Der Ruhm" (Berlin, Bong u. Co.) von Heinrich Vollrat Schumacher gehalten ist. Einzelne sprachlich virtuose Kapitel, einzelne Situationsschilderungen zeugen für das dichterische Talent des Verfassers. Aber im Pathos liegt offenbar die Stärke Schumachers nicht, als Ganzes ist der vorliegende Roman in der Form wie im Inhalt durchaus verfehlt. Das Thema: der moderne künstlerische Ruhm ist ohne Frage eins der ergiebigsten, die denkbar sind. Aber ein Thema dieser Art, das, ernst genommen, zu den tiefsten Schachten des Seelenlebens führt, „schlachtet" man nicht für eine flüchtige Nachmittagslektüre aus. Von dem Dutzend Gestalten, die in dem Roman vorgeführt werden, hätte jede, um klar und deutlich vor dem Auge des Lesers dazustehen, um in ihrer Tiefe erschöpft zu werden, für sich allein Anspruch auf einen Band von dem Umfang des Schumacherschen Buches. Wie sie aber jetzt behandelt sind, als Massenartikel, haben nur ein oder zwei von ihnen eine ausgeprägte Physiognomie; die anderen, und unter ihnen gerade die Künstler, deren Ruhm in Frage kommt, sind in ganz dürftigen Umrissen und nach den gewöhnlichen Romanschablonen gezeichnet. Eine einzige der Figuren, das verwöhnte Mutterföhnchen Gerhard, bezeugt, daß Schumacher auch in der Gestaltungskunst etwas leisten kann, wenn er den Eingebungen der Wirklichkeit folgt und sich nicht von seiner überhitzten Phantasie in die Irre, ins Nebelhafte verleiten läßt. Noch deutlicher als in der Charakteristik, tritt diese Phantasieüberhitzung in der Handlung des Romans zu Tage. Entweder sieht der Verfasser das Leben in der Verzerrung eines Hohlspiegels oder er hat, ehe er ans Schaffen ging, zu viel in den Schauerromanen der Kolportagelitteratur gelesen. Es ist fürchterlich, was die Heldin der Erzählung alles zustande bringt; der Graf von Montechristo war nicht mächtiger als sie. Frau Edith Ruhland ist es, die in unserer nüchternen Gegenwart allein den Ruhm macht oder auch zerstört. Sie hat zunächst ihren Mann, den Bildhauer Ruhland, der von Haus aus nichts als ein „Handwerker," ein „Schwächling" ist, mit Hilfe ihres Geldes zu einer Berühmtheit ersten Ranges emporgeschwindelt. Aber er kann sich nur auf seiner Höhe halten, wenn er kein jüngeres Talent aufkommen läßt. Unter den Jüngeren ist aber einer, Hans Ulrich, ein Genie, das sich nicht leicht unterdrücken läßt; wenn es ihm gelingt, seine großartige Gruppe „Der Ruhm" auszuführen, dann ist Ruhlands Ruhm eine Sage von gestern. Von dieser Gruppe heißt es in dem Roman: „Über zu Boden getretene Körper hinweg wälzte sich im Vordergrunde eine wilde Menge sich gegenseitig bekämpfender Gestalten mit leidenschaftverzerrten Gesichtern und mit aufgerissenen glühenden Augen zu einem nackten Weibe hin, das auf der Spitze

eines kahlen Felsens in mänadischem Tanze gaukelte und lockte. Statt des Hauptes grinste von ihren Schultern ein Totenschädel herab, über dem ein Irrlicht tanzte. Hinter dem Felsen gähnte ein Abgrund, gefüllt mit zerschmetterten Leibern, um die sich züngelnde Schlangen ringelten. Über das alles erhob sich im Hintergrunde ein anderes Weib, hoch und hehr, in keuscher Gewandung. Sie kehrte dem Kampfe den Rücken ꝛc. Ganz klar ist mir diese Beschreibung nicht; die Gruppe erscheint mir allenfalls malerisch, kaum aber plastisch vorstellbar. Jedenfalls muß der Bildhauer ein Hexenmeister sein, der es fertig bringt, ein Irrlicht zu bilden, das über dem Kopfe tanzt; ist es aber auf dem Totenschädel befestigt, so wird es sich wie ein komischer Auswuchs ausnehmen, nicht wie ein schauerliches Irrlicht; ein Irrlicht bedarf doch vor allem eines dunklen Hintergrundes und phosphorischen Glanzes, sonst sieht es wie eine gedrehte Spindel oder dergleichen aus. Wie dem aber auch sei, Frau Edith erblickt in der Gruppe jedenfalls eine Gefahr für den Ruhm ihres Mannes. „Glücklicherweise" ist das Werk noch nicht ganz ausgeführt und daher sagt sich die Frau, daß es nicht zu Ende gebracht werden darf. Um die Vollendung zu hindern, läßt sich Frau Edith einfach in ein Verhältnis mit Hans Ulrich ein, und trotz ihrer 40 Jahre gelingt es ihr, die Delila zu spielen, die den Simson der Bildhauerei derart umstrickt, daß seine Schaffenskraft versinkt. Aber nicht genug damit. Frau Edith hat auch einen Sohn, Namens Gerhard, der in der Musik gerade so herumstümpert wie sein Vater in der Plastik. Trotzdem muß auch Gerhard zu einer Berühmtheit heraufgeschraubt werden, wenn seine Mutter ruhig schlafen soll. Das Schicksal kommt dem mütterlichen Ehrgeiz entgegen. Wie unter den jüngeren Bildhauern, so befindet sich auch unter den Musikern ein Genie, Walter Munk; also bedarf es nichts weiteres, als daß dies Genie seine Schöpfungen unter dem Namen Gerhard Ruhland herausgibt, und Gerhard ist ein gemachter Mann. Aber Munk wird sich hüten, seine Unsterblichkeit so mir nichts dir nichts preiszugeben. Frau Edith ist jedoch auch in diesem Falle um ein Mittel nicht verlegen. Sie versucht es, das Musikgenie so mürbe und verzagt zu machen, bis es zu jedem Opfer bereit ist. Und da sie alles kann, so bringt sie auch das zustande. Als eine Symphonie Munks aufgeführt wird, durchsetzt Frau Edith das Publikum mit einem „Heer" bezahlter Lärmmacher, besticht den ersten Cellisten, daß er falsch spielt, und treibt noch so viele andere Scherze dieser Art, daß die Symphonie „mit Pauken und Trompeten" durchfällt, Und das arme Genie ist durch diesen Mißerfolg so geknickt, daß es ein weiteres Werk, eine Oper, anstandslos dem guten Gerhard überläßt und ihm erlaubt, die Arbeit für seine eigne auszugeben. Während aber Frau Edith in dieser Weise für den Sohn sorgt, droht ihr die Gefahr, ihre Schwindelei zu Gunsten des Mannes vergebens betrieben zu haben. Hans Ulrich, der Bildhauer reißt sich aus ihren Banden los, natürlich nicht durch eigne Kraft — denn aus solchem Holze sind die Männer von Schuhmachers Gnaden nicht geschnitzt — sondern weil ihn inzwischen ein junges Mädchen mit ihrer Liebe beglückt hat. Und sobald er den Bann seiner Delila durchbrochen hat, vollendet er die gefürchtete Gruppe. Schon ist sie in der Ausstellung angelangt, die am kommenden Tage eröffnet werden soll. Aber selbst jetzt verzagt Frau Edith nicht. Sie schleicht sich nachts mit ihrem Manne in die Ausstellung ein, und beide zertrümmern das gewaltige Werk, daß nur ein Haufen von Scherben übrigbleibt. Und so ist Ruhlands Ruhm gesichert. Auch für Gerhard kommt bald hernach der Tag der Ehre. Munks Oper, die unter dem Namen Gerhards geht, wird aufgeführt, und tausendstimmiger Beifall durchtost das Haus. Ein Name ist auf allen Lippen. Gerhard steht auf der Szene, sich verbeugend, gehend, wiederkehrend, unaufhörlich." Gleich darauf aber bricht das papierene Scheingebäude von Ruhm zusammen. Der gute Junge hat nur deshalb sich mit dem Lügensystem der Mutter befreundet, weil er hoffte, mit seinem Ruhm einem geliebten Mädchen zu imponieren. Dieses Mädchen jedoch liebt nicht ihn, sondern das Genie Walter Munk. Und als es erfährt, wer in der That der Schöpfer der Oper ist, macht es natürlich dem Mutterföhnchen eine Szene, die ihm jede Hoffnung, ihr Herz zu gewinnen, benimmt. Stracks geht Gerhard hin und erschießt sich. Frau Edith verfällt mit Fug und Recht dem Wahnsinn, und ihr Mann gesteht, daß er die Gruppe Ulrichs zertrümmert hat. Ulrich fertigt in aller Eile eine neue an, und nun kommt auch bei ihm endlich der Ruhm an den rechten Mann. Wenn alles das den Ingredienzien zu einem Hintertreppenroman nicht ähnlich sieht, wie ein Quarg dem anderen, dann weiß ich nicht, bis zu welcher Grenze der Verkehrtheit man den Begriff Schauerroman hinausrücken will. Hier und da glaubt man Szenen in einem Irrenhause durchzumachen, so toll wird die Wirklichkeit auf den Kopf gestellt. Und doch — so irre Wege der Roman geht — gehört sein Verfasser zweifellos nicht zu den Fabrikanten der gang und gäben Schundware. Dafür zeugt vor allem die Sprache des Romans, die, wenn sie auch zuweilen, ich möchte sagen, durchgeht, doch im großen Ganzen eine echt dichterische ist und einen feinsinnigen Stilisten verrät. Auch an Phantasie fehlt es Schumacher nicht, aber wenn er Bedeutenderes leisten will, muß er verstehen, seiner Erfindungslust den Zügel anzulegen und sich so eng wie möglich ans Leben anzulehnen. Begabungen wie die seine müssen unermüdlich den Wirklichkeitssinn in sich pflegen, nach festem Boden trachten und realistisch sich schulen, oder sie verlieren sich derart ins Gestalt- und Wesenlose, daß sie schließlich Ernst und Phrase, Kraft und Schwulst, Simplizität und Kinderei nicht mehr zu scheiden wissen.

Die Villa Böcklins am Abhang von Fiesole bei Florenz.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Das Ereignis des Tages ist für die Künstlerwelt und für alle, die mit ihr zusammenhängen, der siebzigste Geburtstag Arnold Böcklins, der am 16. Oktober in seiner Vaterstadt Basel festlich begangen werden wird. Die Ausstellung von nicht weniger als neunzig Bildern des großen Künstlers bildet den schönsten Schmuck des Festes. Sie bietet allen Besuchern desselben Gelegenheit, die Entwickelung dieses ganz einzigartigen Talentes von seinen ersten Anfängen an zu verfolgen und ihm dann ganz gerecht zu werden.

Böcklin steht in der That einzigartig da und hat sich den Weg, der ihn zu so großen Erfolgen führen sollte, unter den größten Entbehrungen selbst gebahnt. Er ging von der Landschaft aus, Schirmer in Düsseldorf war sein erster Lehrer, und er blieb ihr sein Lebenlang getreu, aber er hat ihren Begriff vertieft wie vor ihm kein anderer. Auch früher verstärkte wohl der Landschafter den Eindruck der Landschaft durch eine ihr harmonisch angepaßte Staffage, aber diese war doch immer in sie hineingetragen, sie konnte auch fortbleiben. Böcklin aber — Richard Muther hat das sehr schön ausgeführt — sah die Natur an wie einst das Volk der Hellenen: jede ihrer Erscheinungen verkörperte sich ihm von selbst zu einem Lebewesen, und seine Phantasie war in dieser Beziehung wahrhaft unerschöpflich. In der düsteren Felsschlucht reckt als Verkörperung des Grausens, mit dem sie den Wanderer erfüllt, der Totzelwurm den langen Hals mit dem Krokodilmaul aus der Felsspalte nach Beute; in der Stille der Mittagsglut wird der Steinblock zum Pan, der die Schäfer entsetzt die Flucht ergreifen läßt; der stille Hain erfüllt sich mit einer Prozession weißgekleideter Priester. In unzähligen Gestalten verkörpert sich das Meer, je nachdem ob es vom Sturm gepeitscht wird oder ob es, leise plätschernd, eine einsame Klippe umspült. Die Gestalten, die Böcklin schuf, erinnern an die der griechischen Mythen, aber sie sind Geschöpfe seiner eigensten Phantasie. So wie in ihm verkörperte sich noch in keinem menschlichen Geiste die Natur. Und eben dadurch unterscheidet er sich von allen anderen Malern „heroischer Landschaften", die ja auch schon die hellenische Mythenwelt benutzten, um aus ihr die Staffage ihrer Bilder zu entnehmen.

In den Dienst seiner schöpferischen Kraft aber konnte Böcklin ein koloristisches Können stellen wie kein anderer Maler unserer Zeit. Die Freudigkeit, die Sattheit seiner Farben kann gar nicht übertroffen werden.

Es lag in der Natur der Dinge, daß es lange währte, bis ein Künstler wie Böcklin verstanden wurde. Wer eigene, vorher nie begangene Pfade wandelt, darf nicht erwarten, daß er von einer ihm zujauchzenden Menge begleitet wird. Trotzdem hat sich Böcklin auch in den schweren Tagen, in denen er um des Lebens Notdurft rang, nicht verbittern lassen, ist ihm sein köstlicher Humor nie ausgegangen. Unermüdlich hat

er fortgearbeitet, und ein freundliches Geschick hat es ihn noch erleben lassen, daß seine Zeitgenossen erkannten, was sie an ihm haben.

Böcklin ist, obgleich von Geburt ein Schweizer, der Maler Italiens geworden. Die Landschaft Italiens hat es ihm angethan, nach Italien hat es ihn immer wieder gezogen. Er lebte eine Weile in München, wirkte als Lehrer in Weimar, gründete sich mehrmals für halbe Jahrzehnte ein Heim in seiner Heimat, in Basel und Zürich, aber dazwischen verweilte er immer wieder lange in Italien, aus dem auch seine Frau stammt. Jetzt lebt er in Fiesole bei Florenz.

Es sind keine glückverheißenden Omina unter denen „Der Abenteurer" auf unserm Bilde den Meeresstrand betritt, und sein Roß blickt trübe auf das Tiergerippe und Totenbein, über das es wegschreitet. Aber der Ritter selbst schaut mit ungebrochenem Mute in die Ferne. Hinter dem kahlen Seestrande breiten sich lachende Gefilde, und dem Mutigen gehört, wie er überzeugt ist, die Welt.

Unser Titelbild, eine Aquarellstudie von Hermann Wolff, stellt einen orientalischen Priester dar. Das in der Tracht allein zur Anwendung kommende Getb ist in seinen verschiedenen Tiefen mit vollendeter Technik behandelt.

„Die Votivtafel zur silbernen Hochzeit" wurde im Auftrage der Söhne eines schwäbischen Großindustriellen von Albert Meyer-Geißlingen entworfen und modelliert und in der Württembergischen Metallwarenfabrik Geißlingen in Altsilber ausgeführt. Der Genius der Arbeit streut auf ihr Rosen über die Reliefbildnisse des Jubelpaares, und in den Rauchwolken einer Opferflamme erscheint das Bild eines vor kurzem erst verlobten Brautpaares aus der Familie.

„Der Stierkämpfer" von G. Alvarez ist ein vorzüglicher Vertreter seines kühnen, gefahrvollen Gewerbes.

Ein weltgeschichtlicher Abenteurer blickt auf dem Gemälde von Charles Louis Kratké finster in die Flammen, die vom ländlichen Herde aufsteigen. Das Heldenstück, in dem der große Komödiant der Titelrolle zugleich ein großer Held war, neigt sich dem Ende zu und wird eine Tragödie. Es wird noch viel Blut fließen, aber das Schlußtableau zeigt Napoleon auf St. Helena.

Das schöne Frauenbildnis von F. M. Bredt bedarf ebensowenig einer Erklärung wie das Gemälde Chr. Kröners: „Durch die Schützenlinie."

Unter den von uns in diesem Heft wiedergegebenen Zeichnungen fesseln besonders: „Die Auswanderer" von A. Kampf die Aufmerksamkeit des Beschauers. Es sind hauptsächlich Osteuropäer, Böhmen, Polen, russische Juden, die jetzt in die Vereinigten Staaten auswandern, um dem Elend der Heimat zu entgehen. Diese ungebildeten Massen aber erwartet dort ein noch ungleich härteres Los als einst die deutschen Kleinbauern. Die meisten von ihnen werden ihr Leben in den Kohlengruben Pennsylvaniens verbringen, und nur der Jude wird sich vielleicht bei seiner Findigkeit und unglaublichen Anspruchslosigkeit ein leidliches Dasein erobern. Der Typus dieser Art Auswanderer ist in unserer Zeichnung vorzüglich wiedergegeben.

D. R.

Aus der Villa Böcklins.

Nachdruck verbot u. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W., Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Willig in Leipzig.

YD 26450